Berg '91

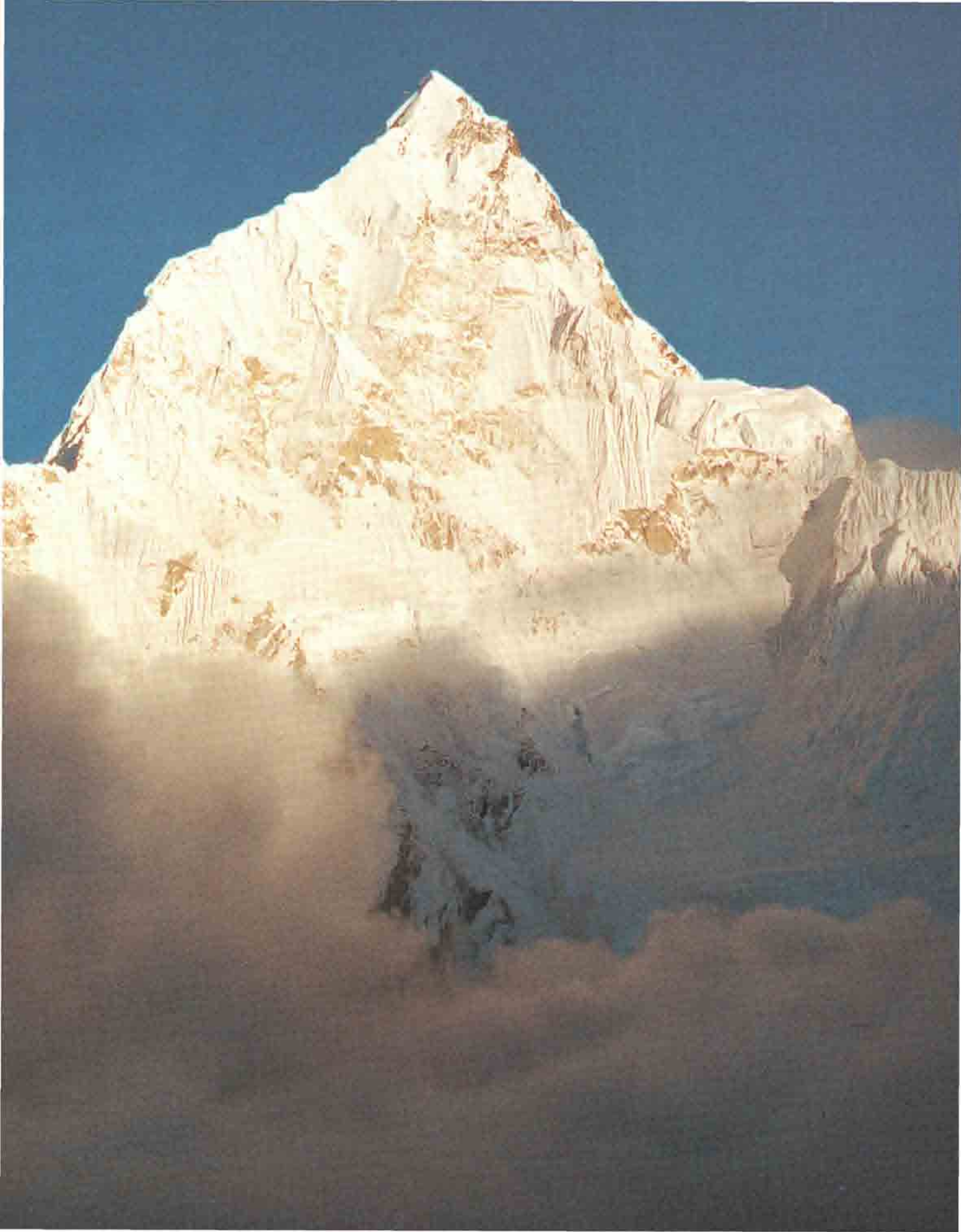
Alpenvereinsjahrbuch

(„Zeitschrift" Band 115)

Redaktionsbeirat:
Peter Baumgartner
Dr. Fritz März DAV
Dr. Gert Mayer AVS
Prof. Dr. Christian Smekal ÖAV

Redaktion:
Marianne und Elmar Landes

Herausgegeben vom
Deutschen und Österreichischen Alpenverein
und vom Alpenverein Südtirol
München, Innsbruck, Bozen



(10.901/115) 2. Ex.

Schutzumschlag (Titel): Der Patteriol von Osten (s. auch Seite 24/25)
Foto: J. Fischer

Vorsatz: Plan der Gartenanlage von Linderhof; zu den Beiträgen von Seite 239–268.

Hinterer Vorsatz: Aini Teufel: „Verschmolzen" – Klettern im Elbsandsteingebirge; zu den Beiträgen von Seite 65–86.

Doppelseite 2/3: Everest und Nuptse mit dem NW-Grat im Profil links; zum Beitrag von Seite 157–167.
Foto: H. Netzer

Doppelseite 6/7: Die Trangotürme (Karakorum); rechts der „Nameless Tower" mit der SW-Kante im Profil links; zum Beitrag von Seite 145–156.
Foto: K. Albert

Rechts: Erste Begehung der Route „Weiße Taube" an der Domspitze im Elbsandsteingebirge (IX c) 1985 durch eine internationale Seilschaft mit Bernd Arnold, Rus Clune, Sepp Gschwendtner und Wolfgang Güllich

Foto: K. Däweritz

Universitäts-Bibliothek Innsbruck

ISSN 0179/1419 ISBN 3/7633/8054/X
Nachdrucke, auch auszugsweise, aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die Herausgeber gestattet. Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben.
Fotosatz: Christiane Mann, Ebersberg
Drucktechnische Gesamtausführung: Biedermann GmbH, München

Alleinvertrieb für Wiederverkäufer:
Bergverlag Rudolf Rother GmbH,
Postfach 19 01 62, 8000 München 19

Inhalt

Kartengebiet Verwall

9 *Dieter Seibert:*
Verwall.–Schwarze Felsberge in recht ursprünglicher Landschaft
Bergdörfer, Maisässen, Fremdenmetropolen
Impressionen aus den Tälern rund um das Verwall

33 *Johannes Fischer*
Rest-Romantik-Verwalter im Alpenverein
Gedanken um die Entstehung der neuen Verwall-Karte

37 *Achim Pasold:*
Die Pflunspitzen — ein alpinistischer Nebenschauplatz zwischen Rätikon und High Zürs

49 *Peter Grimm:*
„Bis hierher haben wir uns gewagt!"
Josef Anton Specht — alpiner Sonderling auch im Verwall

Bergsteigen allgemein

55 *Elmar Landes:*
Bergsteigen oder nicht?
Von Hermann von Barth zum Wettkampfklettern

65 *Martin Schwiersch:*
Elbsandsteingebirge:
Klettern im Osten aus westlicher Perspektive

73 *Bernd Arnold/Karl Däweritz/Horst Mempel:*
Sächsisches Felsklettern
Eine Betrachtung und Gegenüberstellung

87 *Richard Goedeke:*
Leben und leben lassen
Für die Ehrlichkeit sportlicher Leistung beim Klettern

93 *Tilmann Hepp:*
„Schottern" auf der „Big-Wall-Street"
Kurt Albert und Wolfgang Güllich als Exponenten der Entwicklung des „klassischen Sportkletterns"

103 *Ludwig Geiger:*
Wenn sich die Finger krümmen
Eine kritische Darstellung von Überlastungsschäden beim Sportklettern aus medizinischer Sicht

111 *Gabriele Madlener:*
Wettkampfklettern — Traum und Wirklichkeit
Entwicklung, Auswirkungen, Erfahrungen

123 *Joachim Steinseifer:*
Seit Jahren mein Wunsch
Am Seil eines Bergführers auf's Matterhorn

131 *Martin Lutterjohann:*
„Es ist alles so schön bunt hier..."
Wahrnehmungen und Rückblenden eines lange Abwesenden

Ausland/Expeditionen

137 *Dieter Elsner:*
Alpinismus International
Bedeutende Unternehmungen 1989

145 *Wolfgang Güllich:*
„Plötzlich zeigt der Atlas wieder weiße Flecken
Trango '89 — „Eternal Flame"

157 *Ralf Dujmovits:*
Wechselbäder der Gefühle am Nuptse-NW-Grat
Baden-Badener Nuptse-Expedition '89

169 *Matthias Pinn:*
Hattrick am Ende der Welt
Mit dem Gleitschirm am Fitz Roy, Cerro Torre und Aconcagua

179 *Helmut Mägdefrau:*
Berge im Urwald
Erlebnisse eines Bergsteigers auf einer biologischen Forschungsexpedition

189 *Gerald Schöne:*
Mit dem Rucksack im polaren Ural
Eine Reise abseits der bekannten Touristenrouten

Natur/Umwelt

195 *Fritz März:*
Die richtige Spur halten
Naturschutz im Spannungsfeld unserer Zeit

201 *Rudolf Weiss:*
Kaputtnützen oder Hinausschützen
Freizeit- und ökopädagogische Überlegungen zu den Aufgaben und Zielen des Alpenvereins

209 *Heinz Röhle:*
Wieviel Umweltschutz verträgt der Verein — wieviel Umweltschutz braucht die Natur?

217 *Johann Karl:*
Naturkatastrophen in den Alpen — naturgegeben oder provoziert?

227 *Peter Haßlacher:*
Nationalpark Hohe Tauern —
20 Jahre nach Heiligenblut
Entwicklungsstand und Blick in die Zukunft

Kunst/Kultur/Geschichte

239 *Helmuth Zebhauser:*
Zwischen Aufklärung und Naturlyrismus
Umfeld und Triebkräfte des frühen Alpinismus

259 *Franz Merta:*
„Auf Bergeshöhen schreibe ich Ihnen...
Auf den Bergen ist Freiheit"
König Ludwig II. von Bayern als Alpinist und Naturfreund

269 *Helmuth Zebhauser:*
Museum
Geschichte im Schlaglichtern

275 *Herbert Guggenbichler:*
Leben und Überleben in Fels und Eis
Über Anpassung und Auslese im Hochgebirge

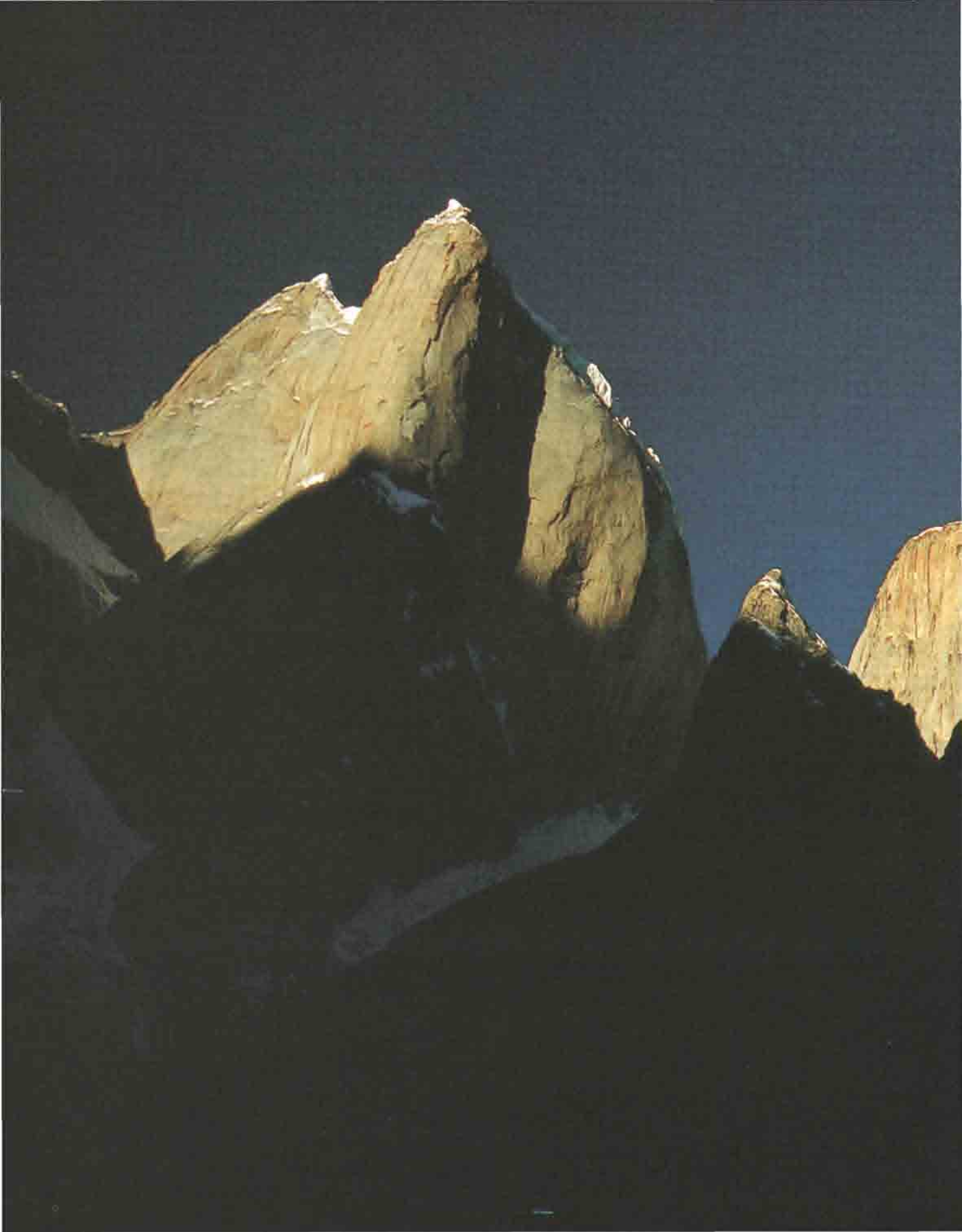
283 *Helmut Krämer:*
Lernziel Massengeschmack.
Einiges über das Bergbuch heute.
Aus der Sicht eines Mit-Schuldigen

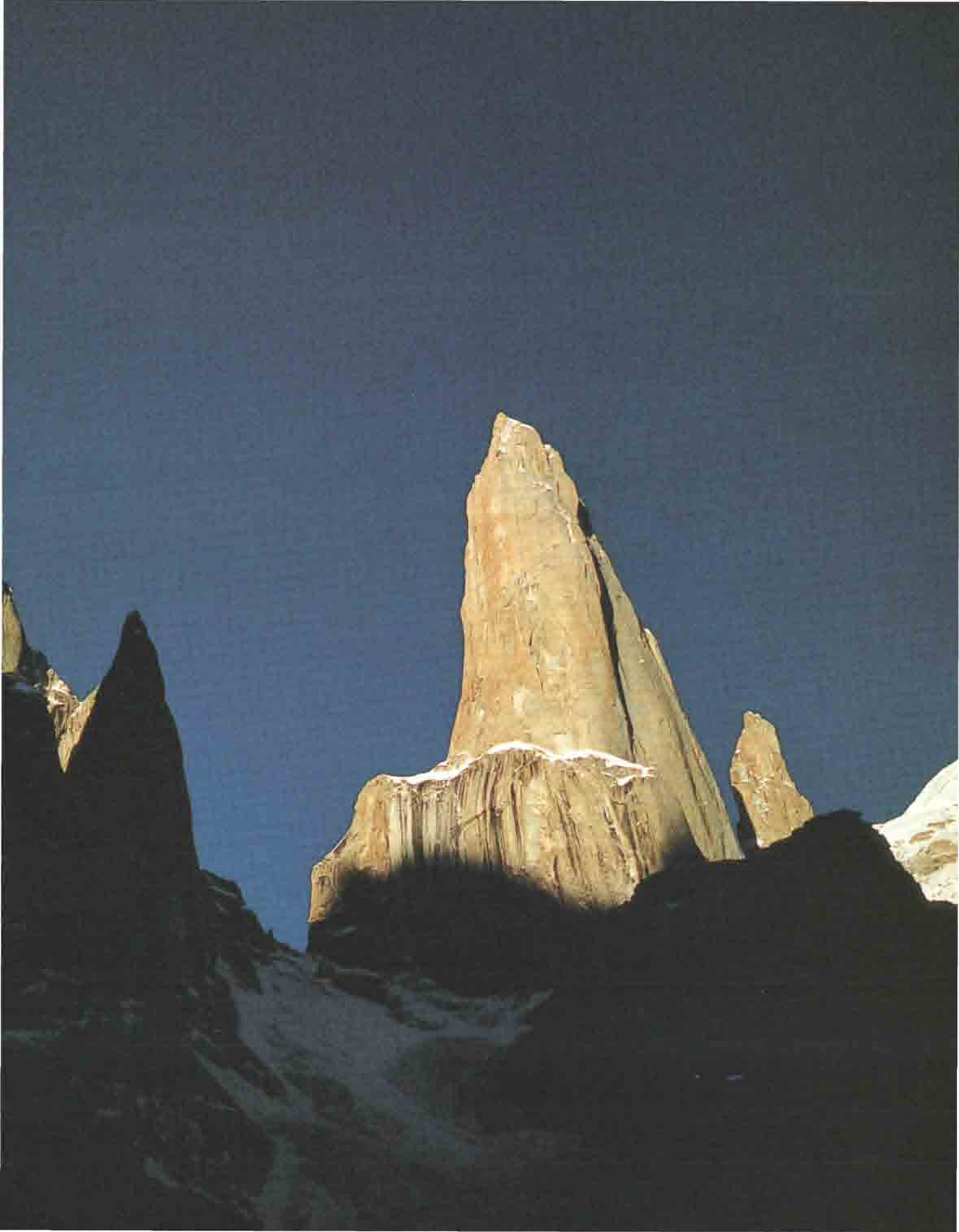
Anhang

289 *Pit Schubert:*
Von einem, der auszog, etwas bewegen zu wollen
Über die Schwierigkeit der Normung von Bergsteigerausrüstung

Kartenbeilage

Blatt 28/2 „Verwall-Mitte" 1:25000





Bergsteigen heute – das hat viele und vielen Bergsteigern befremdliche Gesichter.
Den Befremdeten wollen wir in diesem Buch ein Gebirge nennen, wo noch die Blaue Blume der Romantik – oder was je so empfunden wurde – aufzuspüren ist. Wo ferne Gipfel der Einsamkeit und hohe Grate den sicheren Steiger fordern. Wo steiler Wände Flucht, pfeilergestützt und eisverbrämt an manchen Schattseiten, da kletterfrohe Herzen höherschlagen läßt, dort dem kühn wägenden Alpinisten ernste Fels- und Eisarbeit abverlangt. Wo zur Winterszeit die Lawine grollt, doch der Kundige den Schlüssel findet zu silberglänzenden Schatzkammern. Kurz: Wo noch der Bergsteiger von echtem Schrot und Korn der lohnenden Aufgaben mannigfache findet.
So ein Gebirge wollen wir auf den folgenden Seiten tatsächlich vorstellen. Doch werden wir damit kaum Neues verraten. Denn das Gebirge heißt Verwall. Und es liegt ja nicht außerhalb dieser Welt, sondern mittendrin, durch starke Verkehrsadern engstens verbunden mit aller Welt drumherum.
Dennoch und trotz der oben besungenen Vorzüge – und obwohl dort ein Emanuel Strubich, ein Walter Stösser und ein Richard Hechtel anspruchsvolle Neuanstiege hinterlassen haben – trotz alldem sollen weite Teile dieses wundersamen Gebirges bis heute in einem rechten Dornröschendasein verharren. Wie reimt sich das zusammen?
Einige Gründe für diesen Anschein von Ungereimtheit analysiert anschließend sehr präzis Dieter Seibert. Ein anderer Grund mag der sein, daß viele Bergsteiger heute, nach dem Leitsatz einer Wilhelm-Busch-Figur verfahrend, – *Schön ist es auch anderswo / Und hier bin ich ja sowieso* – rund ums Verwall herum unzählige Autokilometer verfahren dazu, in entlegenere Gebiete zu gelangen.
Ein Grund mag das also auch sein. Aber: Stimmt so wenig wie die Sprache der einleitenden Huldigung ans Verwall nicht auch die den dazupassenden „Ruf der Berge" vermittelnde innere Antenne von Berggängern mit der „Motivation" der BergfreundInnen von heute noch überein? Haben sich nicht diesbezüglich weniger spektakuläre zwar als im Extrembergsteigen, doch unübersehbare Veränderungen auch im sogenannten „Breitenbergsteigen" vollzogen? Wes Sinn steht heute noch danach, bergsteigerische *Aufgabenstellungen* welcher Art auch immer gewissenhaft zu erfüllen? Wem ist danach, ein Übersoll an harter Fels- und Eis-*Arbeit* zu leisten? Geht es uns heute nicht vielmehr darum, Abenteuer vielleicht, zuvorderst aber Natur- und Körperbewußtsein – und beides in einem zu empfinden?
Und dies zunehmend lieber ebenfalls in einem „outfit", welches das Behagen an der Funktions-(und sei's Berg-)tüchtigkeit des eigenen Körpers sowohl fördert als auch zum Ausdruck bringt?
Doch zurück zum Dornröschengebirge Verwall. Einen zusätzlichen Grund dafür, daß dies weitgehend noch so eines ist, haben uns die Vorbereitungen für dieses Buch offenbart: Die strikte Weigerung heimischer Gebietskenner, ihr Dornröschen zu verraten. Zudem gibt es kaum Literatur über's Verwall. Doch da stellt sich die Frage nach Ursache und Wirkung. Hat diese Lücke das Desinteresse vieler BergsteigerInnen zur Folge – oder letzeres die Lücke? Wie auch immer: Dieter Seiberts folgender Beitrag scheint uns tauglich, diese Lücke zu schließen – wenngleich bis zu einem Grad zwar nur und dies schonend genug: Denn verraten wollen wir Dornröschen ja auch nicht! Jedenfalls nicht dadurch, daß wir ein Buffet feilbieten voller Tourenmenüs, in welchen jeder einzelne Happen bereits vorgekaut ist. Doch Auskunft geben wollen wir über ein Gebirg, worin bis heute Entdecken, Sichorientieren, Entscheidenmüssen/-dürfen als sinnliche Erfahrung zu haben sind.
BergsteigerInnen aber, die empfänglich sind für derartige Sinnen-Reize ebenfalls, die sich zudem nicht so gern von anderen verplanen lassen, sondern lieber selber planen, denen sei gesagt: Die eingangs hoch gelobten Vorzüge des Verwall bleiben solche auch ohne hymnische Werbeverpackung.

Elmar Landes

Verwall

Schwarze Felsberge in recht ursprünglicher Landschaft

Dieter Seibert

Foto: G. Achberger

Es ist schon erstaunlich: In einem Gebirge mit etwa 500 qkm Fläche und mit etwa 100 Gipfeln, darunter sieben Dreitausendern, steht ein einziger sogenannter Modeberg! Und dieses Gebirge versteckt sich nicht etwa irgendwo im hintersten Alpenwinkel; es verteilt sich vielmehr fast gleichmäßig auf die Länder Tirol und Vorarlberg, ist rundum mit Straßen bestens erschlossen, man findet dort neun Alpenvereinshütten und ein zwar lockeres, aber doch alle Teile erschließendes Wegenetz. Nebenbei: auch in den AV-Jahrbüchern gab es nie eine umfassende Arbeit über das Verwall.

„Welche Kriterien muß ein Berg, ein Gebiet, ein ganzes Gebirge erfüllen, um von den Bergwanderern und Alpinisten geschätzt zu werden?" Dieses Thema könnte man sich durchaus als Doktorarbeit vorstellen. Das Beispiel Verwall zeigt, daß sich die Frage nämlich nicht mit wenigen Worten beantworten läßt. Die Schönheit der Landschaft, interessante und wilde Bergformen, Vielgestaltigkeit und Abwechslung und die schon erwähnte Erschließung reichen als „Mode"-Kriterien nämlich eindeutig nicht aus. In den Zentralalpen Österreichs erhalten vor allem zwei Arten von Gipfeln häufiger Besuch: Berge, auf die ein angelegter Steig führt, und besonders auffallende und bekannte Gletscherdreitausender. Nun findet man im Verwall außer ein paar Gipfeln am Rand wie dem Itonskopf, dem Hochjoch, der Versalspitze, der Fädnerspitze, die in erster Linie von bergwandernden Urlaubsgästen aus den Talorten bestiegen werden, im gesamten Gebiet nur vier Wege-Berge. Und unter diesen ist den Bergsteigern lediglich der Hohe Riffler als Dreitausender, Hauptgipfel des Gebirges und als eine von überall, selbst aus dem Inntal bei Landeck auffallende Gestalt ein eigenes Tourenwochenende wert. Und Eisfahrten im Stil der Silvretta oder der Ötztaler Alpen fehlen hier völlig – aus einem ganz einfachen Grunde: Es gibt nur ein paar bescheidene, in geschützten Nordkaren verborgene Gletscher. Zudem ragen die Gipfel darüber meist noch sehr hoch und steil auf, sie sind also schwieriger zu besteigen als ein Piz Buin oder eine Wildspitze.

Seite 8: Ausblick von der Östlichen Eisentaler Spitze ins zentrale Verwall; von links: Westl. Faselfadspitze, Fatlarspitze, Scheibler, Seeköpfe, Kuchenspitze, Küchelspitze, Patteriol

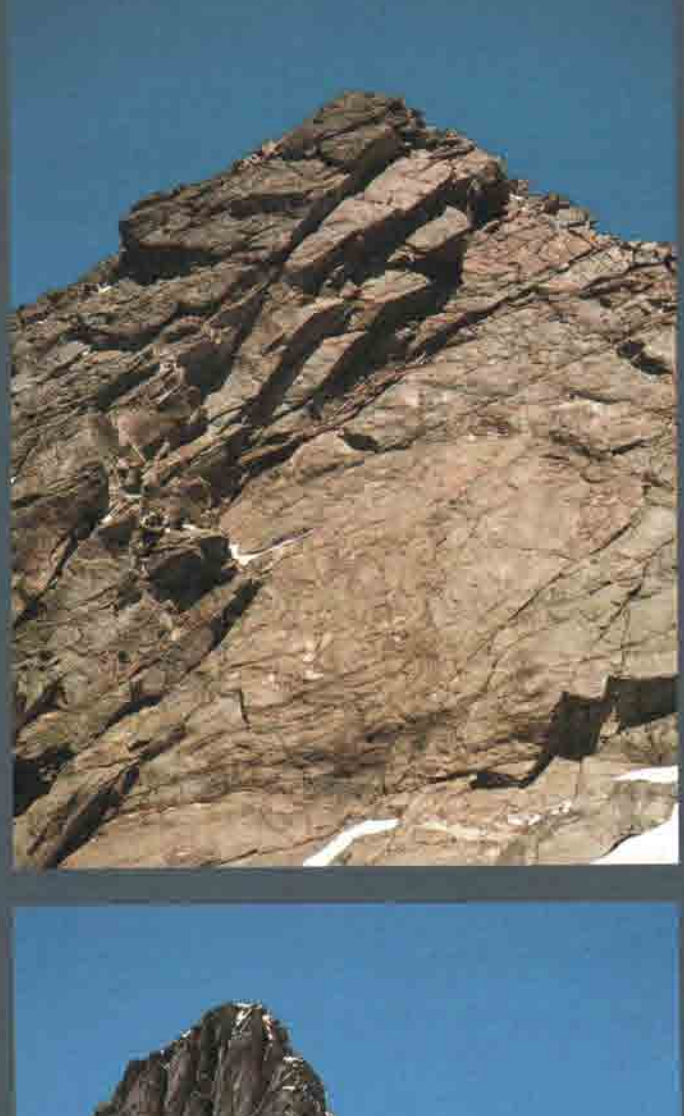
Steile Felsgipfel, lange Blockgrate

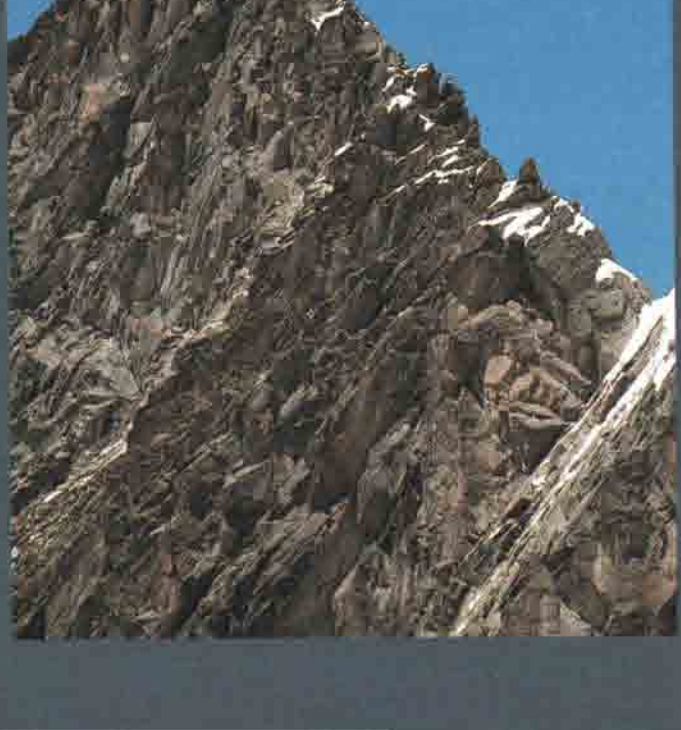
Die Einführung im Stil einer Marktanalyse hatte durchaus ihren Sinn. Zum Glück läßt sich ja der Charakter eines Gebirges nicht ummodeln, so kann zum Beispiel auch der geschäftstüchtigste Fremdenverkehrschef keine Gletscher per Schneekanonen erzeugen. Es geht hier nicht um Änderungen sondern um eine Einführung mit dem Ziel, dem Leser ein möglichst plastisches Bild zu zeichnen. Was erreicht man schließlich mit jener Autoren-Unsitte, all das, über das gerade berichtet wird, wie ein Marktschreier als „äußerst lohnend" anzupreisen! Ungleich wichtiger (und richtiger) ist es, wenn sich der Leser nach der Lektüre den Charakter einer Berglandschaft, den Stil der Touren dort wirklich vorstellen kann. Nur dann wählt jeder gezielt das für ihn Passende aus.

Mächtige Felsgipfel, steil und wild aufragend, kantige Formen sind das Auffallendste im Verwall. Patteriol, Kuchen- und Küchlspitze und der Hohe Riffler imponieren mit Wänden bis zu 750 m Höhe, mit wuchtigen Kanten und Pfeilern, mit gezackten Graten. Nur dank der größeren Höhe fallen diese Gipfel auf. Es gibt daneben nämlich noch eine Fülle trotziger Felsgestalten von oft ausgesprochen interessantem Aussehen wie etwa die Fatlar- oder die Fasulspitze. Hornblendegesteine sorgen für die schroffen Formen und für die grauschwarze Färbung, die den Fotografen zu schaffen macht: Die Kontraste zwischen dem Schnee in Karen und Rinnen und dem dunklen Fels sind ungewöhnlich groß.

Stärker verwitternde Gneise bauen die etwas sanfteren Kämme des Verwalls auf. Statt glatten Wänden herrschen dort die zerborstenen Flanken vor, lange Grate mit zahlreichen Gipfeln setzten sich aus grobem Blockwerk zusammen, die Vegetation reicht oft bis in die höchsten Regionen. Meist handelt es sich hier um allereinsamstes Bergland, mancher durchaus schöne und interessante Berg erhält jahrelang keinen Besuch durch Alpinisten. Die reizvollsten Aufgaben findet man in den Grattouren von Gipfel zu Gipfel, wobei man sich seine Route in vielen Fällen selbst suchen muß, gibt es doch oft nicht einmal eine Beschreibung. Das Turnen über die Blöcke mit Kletterstellen, die selten über den II. Schwierigkeitsgrad hinausgehen, sorgt für viel Abwechslung. Ein ernstes „Manko" stellt jedoch der oft allzu weite Anmarsch dar (zumal für ein Ziel ohne alles Spektakuläre).

„Die Südostseite des Hohen Rifflers (3168 m) gehört zum ausgesprochen Eindrucksvollen. In 2.400 m Höhe liegen die beiden Blankaseen, relativ weite, von Matten und Blockwerk eingefaßte Wasserflächen, in denen sich der Riffler und sein Zwilling Blankahorn (3129 m) spiegeln."
Oben: Oberer und Unterer Blankasee
Rechts: Blankahorn und Riffler von Süden
Seite 11 oben: Hoher Riffler-Südgrat
darunter: Blankahorn-Ostgrat





Trümmerhalden und Kletterwände

Doch zurück zu den steilen Felsbergen. Das Patteriol etwa gehört zu den auffallendsten Berggestalten in ganz Österreich. Wer kennt nicht diese schwarze Riesenpyramide! Kennen von Fotos – aber nicht durch eine eigene Tour! Doch das hat seinen Grund: Der Normalanstieg eignet sich nicht für ein „breites Publikum". Rutschiges Geröll (oder sehr steiler Schnee), eine verwickelte Route, labiles Blockwerk, einige Kletterei bis II, Steinschlaggefahr bei Vorausgehenden in einer 400 m hohen Flanke bereiten nicht nur Mühe, sie erfordern auch einen klassischen Bergsteiger mit gediegenem Grundkönnen, der ja in dieser Form ziemlich ausgestorben ist.

Ähnlich geht es den Kletterern. Das für die Zentralalpen typische plattige und kantige Gestein bietet zwar durchaus schöne, rassige Passagen bis hinauf zum VII. Schwierigkeitsgrad. Der Anblick der Wände gehört zum Eindrucksvollen, das Gelände ist steil und teilweise ausgesetzt, insgesamt schroffer als in den meisten anderen Zentralalpengebieten. Doch für Kürübungen der Steilfelsjünger in Ballettschuhen und Schlangenhaut eignet sich das Gelände etwa so gut wie ein steiler, schmieriger Waldhang für einen Spaziergänger in Sandalen. So führt zum Beispiel der Zustieg zur Patteriol-Nordostwand über 400 m hohe, von Schrofen durchsetzte Steilgrashänge, über Lawinenreste, durch wackeliges Blockwerk. Ein ernstes Gelände! Alle Zugänge, alle Abstiege sind weit. Zudem gehören Flechten zum häufigen „Schmuck", diese Schmierseife bei Nässe, vor der man auch bei schönem Wetter wegen der vielen Schneeflecken nicht immer gefeit ist. Und vor dem Steinschlag darf man sich nur auf Kanten und Graten sicher fühlen.

Die Warnungen sollen nun keineswegs von diesen Routen abschrecken. Aber es ist auch hier eher der Kletterer im klassischen Stil mit Erfahrung, Vernunft und der Freude an individuellen, stillen, unberührten Touren, der damit gut zurechtkommt. Das Klettern kann hier kein Selbstzweck sein, es ist eingebettet in eine meist schon größere Bergtour inmitten einer eindrucksvollen Zentralalpenlandschaft . . .

Schwarze Dachziegel und schwebende Riesenblöcke

Walther Flaig schwärmte vom Westgrat des Glatten Berges (2866 m) als „eine der schönsten Urgesteinskletterein im Verwall". Dieser auffallende, fein zugespitzte Felsgipfel gehört zum Tourenbereich der Friedrichshafener Hütte (und wird kaum je bestiegen).

Ich war an einem schönen Oktobertag dort allein unterwegs, traute mich deshalb nicht an den gepriesenen Grat. Die Nord-Süd-Überschreitung suchte ich mir als Ersatz aus. So steuerte ich als erstes den fast gleichhohen Vertinesberg (2855 m) an, war von dessen Gipfel begeistert: Nordseitig reicht der Firn des Fasulferners bis fast unter den Grat, schwarze Felstürmchen wachsen daraus empor – eine Montblanc-Landschaft im Taschenformat! Problemlos gestaltete sich dann der Übergang bis zum Nordostgipfel des Glatten Berges. Dann aber wurde der Grat schmal, brach senkrecht in eine kleine Lücke ab. Scheinbar führte durch die Nordflanke der logische Weiterweg. Sie bot ein recht steiles Dach mit uralten, reichlich morschen, grünschwarzen Ziegeln, glitschig von feuchtem Moos und ein paar Meter tiefer im Unsichtbaren verschwindend. Vielleicht kann man sich dort bei absoluter Trockenheit hinuntertasten, doch heute . . .

Nach Süden bricht der Grat mit etwa 30 m hoher, absolut senkrechter Wand ab, die in einer jener chaotischen Trümmerwelten fußt, wie man sie nur in steilen Flanken aus Gneisen oder Schiefern findet. Kurze Wandabsätze und Türme stecken scheinbar lose im feinen Schutt, Blöcke jeder Größe balancieren in den unwahrscheinlichsten Lagen, nach ausgeklügeltem System sich gegenseitig stützend. Und das Ganze sehr steil! Wer mit diesem Gelände nicht vertraut ist, wagt kaum zu husten, um das Kartenhaus nicht zum Einsturz zu bringen. In Wirklichkeit ist das jedoch alles wesentlich fester gefügt als erwartet. Geht man damit etwas vorsichtig um, mehr schleichend als ziehend und zerrend, dann könnte man auch Flanken dieser Art begehen. Könnte – denn an derartigen Bergen werden, wenn überhaupt, fast ausschließlich die Grate benützt, und das Flankengelände lernt man allenfalls beim Umgehen von Türmen und Abbrüchen kennen.

Ich turnte an die äußerste Gratecke hinaus. Nur wenige Meter schräg unter mir lag nun die erwähnte Lücke. Dazwischen die senkrechte, rostrote, aber schön warme und trockene Wand, auf halber Höhe von einer Kanzel gegliedert, einem Block, scheinbar außen angeklebt und allen Gesetzen der Schwerkraft Hohn sprechend. Nur mit dem Bewußtsein „einzige Möglichkeit" ließ sich die Angst vor dem Betreten dieses Schwalbennestes überwinden. Wie immer, wenn die Schichten schräg nach innen einfallen, gab es beste Griffe, und so stand ich bald aufatmend in der Lücke (eine Stelle III). Über den schönen, scharfen Grat war dann auch rasch der höchste Punkt erreicht.

Als chaotisches Gewirr von Türmchen und Riesenblöcken präsentierte sich der obere Westgrat. Schönste Urgesteinskletterei? Eher wohl ein spannendes Spiel mit allen Finessen und auch Tücken, die dieses Gelände parat hält. Auch mein Abstieg über den Südgrat, der von der Seite gesehen mit seinen Haifischzähnen imponiert, bot eine ähnliche, jedoch viel einfachere Aufgabe. Die kleinen Steilabsätze mußten mal links mal rechts durch Rinnen und Kamine, im Geröll oder gut gestuften Grasfels überlistet werden. Immer fand sich eine gute Lösung (nur wenige IIer-Stellen).

Schönster, griffiger, rostroter Fels

Nach diesen für das Verwall typischen Eindrücken am Glatten Berg soll hier ein zweites Erlebnis folgen, wie es ebenfalls zu diesem Gebirge paßt. Die Südostseite des Hohen Rifflers (3168 m) gehört zum ausgesprochen Eindrucksvollen. In 2400 m Höhe liegen die beiden Blankaseen, relativ weite, von Matten-

und Blockwerk eingefaßte Wasserflächen, in denen sich Riffler und sein Zwilling Blankahorn (3129 m) spiegeln, imponierende Felsberge mit hohen, gelbroten, nach Osten sehr steil abstürzenden Wänden. (Da gäbe es auch für Neulandsucher wohl noch einiges zu holen.) Doch nicht nur die Landschaft lockte mich zum Riffler-Südanstieg, sondern auch das Unklare in den Routenbeschreibungen. Da gibt es einen Weg über die Blankascharte, oder gibt es ihn doch nicht? Es wird zudem von einem Südostgrat gesprochen, obwohl der Berg eigentlich nur mit einem Süd- und einem Ostgrat aufwarten kann, während er nach Südosten mit wilden Wänden abbricht.

An einem Junitag stieg ich von Kappl empor, durchquerte alle Stufen vom Hochwald über die Mattenregion bis in das kleine, eindrucksvolle Blockkar am Fuß der Blankahorn-Ostwand. Soweit verlief alles ohne Probleme. Der feste Firn verhalf dann zu einem relativ angenehmen Anstieg zum Südgrat, während diese Rinne in ausgeapertem Zustand reichlich rutschig und steinschlaggefährlich sein dürfte. Der anfangs über Platten und ein wenig Gras leicht begehbare Grat prägt sich bald schärfer aus, und rechts bricht die Wand scheinbar lotrecht ab. Die linke Flanke, durch die laut Karte der Anstieg zur Blankascharte führen soll, zeigte ein häßliches Gesicht: steile, brüchige Platten mit viel, viel wackeligem Schutt und Geröll. Zum Glück blieb mir der Kampf damit erspart, denn je höher ich kam, desto mehr breiteten sich dort Schneeflecken aus, um schließlich eine geschlossene Fläche zu bilden. Schnee ist eine freundliche Bezeichnung für diese glitschige Masse, die schon bei der ersten Berührung nach unten davonfloß. Allein die Vorstellung einer beschleunigten Talfahrt in dieser mit Steinen angereicherten Suppe bannte mich auf meinen Südgrat. Das Fehlen einer Führenbeschreibung für diesen Grat und die sich sehr steil aufrichtenden, rostroten Felsen im oberen Teil ließen meine Hoffnung auf null sinken. Meinem Grundsatz folgend stieg ich jedoch noch höher, solange das Gelände es erlaubte. Der Fels wurde immer kompakter, fester, war griffig und schön, das Ideal einer Kletterei im Urgestein, mäßig schwierig mit einer kurzen etwas schwierigeren Stelle. Den Höhepunkt bildete eine ganz scharfe und „schön" ausgesetzte Schneide, dann stand ich im Blockwerk der obersten Südflanke, wo von links der angelegte Steig heraufkommt. Schlußgag: Dieser Bergweg endet auf dem Südgipfel. Der Nordgipfel ist jedoch höher – um zwei Meter nur, aber immerhin. Plattiger, bei Nässe schmieriger, zudem recht exponierter Fels (II) führt hinüber. Keine Route für den Bergwanderer.

„Ewige" Täler, Bergseen, Blockkare

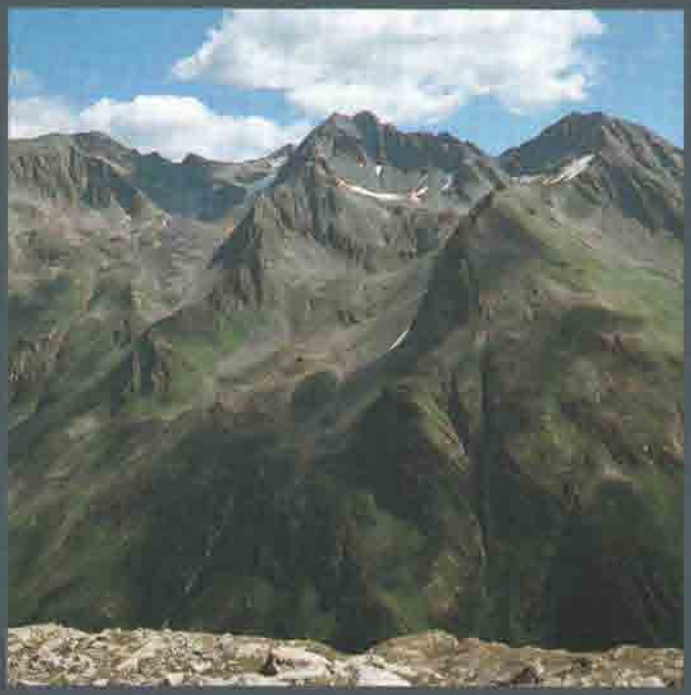
Rein rechnerisch gehört das Verwall viel mehr den wandernden Bergfreunden als den Alpinisten und Kletterern. Oberhalb der Ferienorte schätzen die Urlaubsgäste die Wege und Steige, solange sie beschildert und markiert sind. Magisch ziehen vor allem die Hütten mit ihrem Bier und den Knödelsuppen die Menschen an; so geht's etwa an der Friedrichshafener Hütte mittags ungleich lebhafter zu als am Abend.

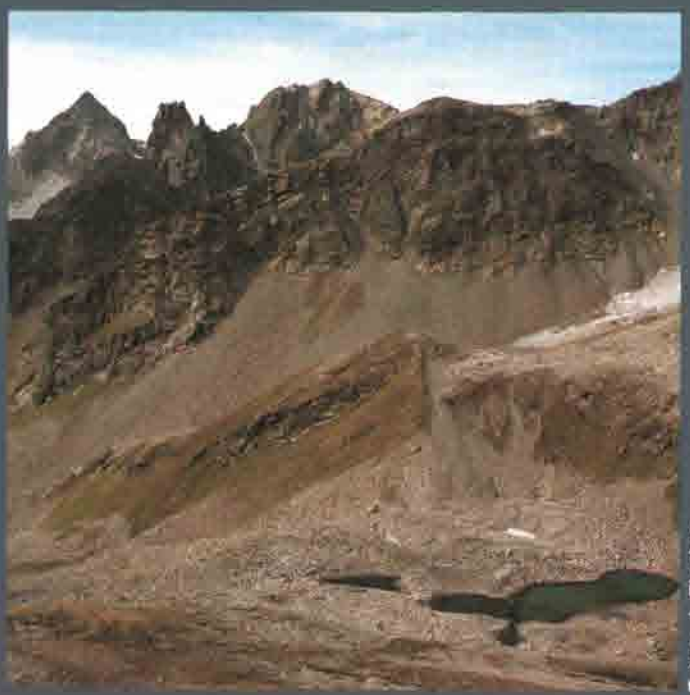
Und manches Tal im Verwall würde kaum je einen Fremden sehen ohne die „Frischler". Da gibt es zum Beispiel das ins Montafon mündende Silbertal, ein gewaltiger Einschnitt von knapp 20 km Länge. Nach dem ersten Viertel trifft man im engen Tal auf das Dorf Silbertal (889 m), den einzigen Ort im Inneren des Gebirges. Bis zum Gasthaus Fellimännle herrscht noch einiger Betrieb, dann wird es rasch stiller. Der nun für die Öffentlichkeit gesperrte Forst- und Almfahrweg führt durch ein Tal mit Hochwald, der immer wieder durch Buschwerk abgelöst wird, denn die bis zu 1000 m hohen Steilhänge spucken gewaltige Lawinen. Etwa vier Stunden wäre man unterwegs bis ins Silbertaler Winterjöchle, einen auffallend weiten, welligen Paß mit sumpfigem Boden und Bergseen, der typischen Arbeit der einstigen Gletscher. Das Wort „Winterjöchle" zeigt die historische Bedeutung, zumal dieser West-Ost-Paß mit seinen 1946 m nur um 150 m höher liegt als der Arlberg!

Nach ganz kurzem Abstieg nach Osten gelangt man ins zweite der großen Täler, das Verwalltal, dem Namenspatron für das ganze Gebirge. Hier fließt die Rosanna, die am Fuß von Fädnerspitze und Grieskopf in 2600 m Höhe in einem Seeli entspringt. Es ist der gleiche Fluß, an dem auch St. Anton liegt, Pettneu, Schnann usw. und der sich vor Pians mit der Trisanna, dem Fluß des Paznauntals, vereingt. Die anderen Täler des Gebirges steigen steiler an, etwa das Moostal, das man vom Zugang zur Darmstädter Hütte, und das untere Malfontal, das man vom Aufstieg zur Edmund-Graf-Hütte kennt, oder auch das Valschavieltal, das unterhalb von Gaschurn ins Montafon mündet, und das „man" – um beim gleichen Ausdruck zu bleiben – gar nicht kennt. Außerdem: wie so oft verläuft der Hauptkamm des Gebirges ganz im Süden. So führen lange und tief eingefurchte Täler nach Norden, ganz kurze und äußerst steile Einschnitte nach Süden. So muß man zwischen Ischgl und der Doppelseescharte – nur 4 km Luftlinie! – 1400 Höhenmeter zurücklegen.

Zumindest im zentralen und höchsten Teil des Verwalls prägen die Hochkare das Bild. Bei den an sich vegetationsfreundlichen Bedingungen ziehen sich die Matten und Steilrasen sehr hoch empor, so weit dies die fast allgegenwärtigen Blockfelder erlauben. Hier findet man regelrechte Steinmeere, so ist zum Beispiel das mittlere Vergrößkar mit einer Trümmerhalde von der Ausdehnung eines Quadratkilometers bedeckt, einem wilden Chaos aus Blöcken bis zu Hausgröße. Trotzdem gibt es kaum ein Kar ohne „private Schmuckstücke", also ohne Bergseen. Die einstigen Gletscher sorgten für die ausgeschürften Kuhlen oder die Plätze hinter den Moränen, die heute mit Wasser gefüllt sind. Die Größe der Seen fällt dabei ebenso auf wie die erstaunlich hohe Lage. Hier ein paar Beispiele:

Verwallsee	2572 m
Schwarzsee	2560 m
Schmalzgrubensee	2558 m
Vergrößsee	2539 m
Kaltenbergsee	2506 m
Schottensee	2472 m
Kartellsee	2443 m
Madleinsee	2437 m
Blankaseen	2405 m
Brüllender See	2323 m





Fotos: J. Fischer

Berge zwischen Niederelbe- und Darmstädter Hütte. – Manche liegen noch fast im gleichen Dornröschenschlaf wie vor hundert Jahren.
Ganz oben links: Vom Augstenberg(Augstbergli-)kopf nach Osten; von links: Riffelspitze, Kreuzjochspitze (im Hintergrund, etwas verdeckt), Madaunspitze (Bildmitte), Seßladspitze
Ganz oben rechts: Saumspitze von der Darmstädter Hütte
Oben links: Seespitze und Saumspitze von Osten, aus dem Vergröß
Oben rechts: Von links Fatlarspitze, Rugglespitze (Rucklaspitz) und Rugglekopf vom Weg zur Kreuzspitze
Seite 15: Der Patteriol vom westlichen Gipfel des Augstenbergkopfes, also von Nordosten

Seite 17:
Der Scheibler mit dem Faselfadferner vom westl. Gipfel des Augstenbergkopfes; rechts dahinter Fasulferner und Vollandspitze

Es ist keine Übertreibung: Im Verwall gibt es mehr als hundert Bergseen und Seelein. Es verleiht den Touren einen ganz eigenen Reiz, wenn man plötzlich und oft ganz unerwartet vor einer der fast immer sowohl von Blockwerk wie von Matten umrahmten Wasserflächen steht. Steigt man zum Beispiel von der Niederelbehütte auf dem AV-Weg Richtung Kreuzjochspitze über die Grashänge, durch Trümmerhalden und Schrofenzonen empor, so kommt man hoch oben und schon nahe unter den Graten in ein winziges Hochkar in 2560 m Höhe. Der kleine, runde Karboden ist zur Hälfte mit dem Schwarzsee, zur Hälfte mit einer Mattenfläche gefüllt, wenn nicht beides noch unter Eis und Schnee begraben liegt.
Weil schon von Schnee die Rede ist – Berge dieser Höhe umgeben fast immer kleinere und größere Firnfelder, Rinnen und Schluchten liegen tief unter Schnee begraben. In trockenen und warmen Sommern jedoch schmilzt das schmückende weiße Gewand zumindest auf den Südseiten völlig ab. So gibt es in dieser Himmelsrichtung auch nicht das kleinste Gletscherchen. Aber auch die Vergletscherung in den geschützten Nordkaren gehört zum Bescheidenen. So findet man zum Beispiel nur am Westteil des Großen Küchlferners eine richtige Gletscherzunge. In den 70er Jahren ermittelte Dr. Ralf Faedrich für die Verwallgletscher folgende Größen:

Mittlerer Fasulferner	74 ha
(gesamte Fasulferner	150 ha)
Großer Kuchenferner	45 ha
Faselfadferner	41 ha
Flirscher Ferner	28 ha
Großer Küchlferner West	21 ha

Der Große Küchelferner bringt es immerhin noch auf einen Höhenunterschied von 400 und der Flirscher Ferner auf 380 m.

Hütten und Höhenwege

Die Tagesausflüge zu den Hütten und die Durchquerung des Verwalls auf den Höhenwegen – nur auf diesen Routen sind verhältnismäßig viele Menschen unterwegs. Über die sechs Tage vom Hochjoch bei Schruns bis zum Hohen Riffler gibt es eine Reihe guter Beschreibungen, mit Recht, denn diese Durchquerung bietet mehr Abwechslung und Spannung als mancher berühmte Höhenweg! Drei Abschnitte davon gehören wirklich zu den Hohen Routen. Was damit gemeint ist, läßt sich an den beiden Varianten zwischen Darmstädter und Niederelbehütte gut erklären. Die eine Route bringt das Übliche, das Zweckdienliche: Hütte – Abstieg in den Talboden – Überquerung der niedrigsten Scharte – Hütte. Der Hoppe-Seyler-Weg hingegen wird zu einem ungleich stärkeren Erlebnis, kommt man doch den großen Gipfeln viel näher, hat einen faszinierenden Blick nach Süden, durchquert die Steinwüste des Vergröß, klettert durch das Felsreich der Fatlarscharte . . .
Ähnlich der Ludwig-Dürr-Weg zwischen Friedrichshafener und Darmstädter Hütte! Zwar sind hier die Felsszenerien nicht ganz so eindrucksvoll, doch reicht der Blick noch weiter, man kommt den Graten noch näher. So läßt sich zum Beispiel der immerhin 2948 m hohe Karkopf bei einem „Seitensprung" von 30 Minuten besuchen. Man muß sich dazu vorstellen, daß diese Wege sozusagen in Handarbeit meist von den Mitgliedern der entsprechenden Sektion selbst gebaut wurden. Ludwig Dürr, der Initiator des dann nach ihm benannten Übergangs, der außerdem den ungewöhnlichen Beruf des Luftschiff-Konstrukteurs hatte, vermaß später sein Werk selbst „kartographisch", und zwar mit Kompaß, Höhenmesser und einer 25 m langen Schnur! Ja, mancher Steig wie der Übergang über das Kuchenjoch oder der Gipfelweg zum Riffler entstand sogar schon vor der Jahrhundertwende!
Einen Rekord stellt der Wormser Weg zwischen dem gleichnamigen Stützpunkt und der Heilbronner Hütte dar, der den gesamten Madererkamm quert. Seine Begehung dauert acht bis zehn Stunden, und die Entfernung beträgt angeblich 22 km. Trotz der so weiten ersten Etappe beginnt man die Verwall-Durchquerung an diesem Ende, spart man doch dank der Hochjochbahnen weitgehend den Hüttenanstieg.

Stützpunkt	Höhe	Sektion	Baujahr
Darmstädter Hütte	2384	Darmstadt	1889
Edmund-Graf-Hütte	2375	TK Innsbruck	1885
Friedrichshafener Hütte	2138	Friedrichshafen	1924
Heilbronner Hütte	2308	Heilbronn	1928
Kaltenberghütte	2089	Reutlingen	1928
Konstanzer Hütte	1708	Konstanz	1885
Niederelbehütte	2310	Niederelbe	1931
Reutlinger Hütte	2395	Reutlingen	1970
Wormser Hütte	2307	Worms	1907

Bei dieser Hüttentabelle fällt zweierlei auf. Ein ungewöhnlicher Zufall: Sechs der neun Hütten liegen in einer Höhe zwischen 2300 und 2400 m. Ganz bezeichnend sind die Jahre des ersten Hüttenbaus. Drei Stützpunkte erschließen jenen Teil des Verwalls, in dem die auffallenden Dreitausender stehen. Diese Hütten baute man alle schon vor dem Jahr 1890. Die Häuser in den weniger attraktiven Regionen hingegen entstanden bis zu 46 Jahre später!
Die Konstanzer Hütte, schon 1885 errichtet, traf in unseren Tagen ein besonders hartes Schicksal. 1965 donnerte eine Mure (nicht ein Bergsturz, wie man lesen konnte) in 10 m Entfernung an der Hütte vorbei, denn gut 200 m oberhalb lagert eine dicke Schicht von Hangschutt auf sehr steilem, plattigen Untergrund. Eine größere Geröllawine folgte 1988, zerstörte teilweise den Schutzwald und beschädigte die Hütte. Die Furcht vor weiteren Muren zwang zu einem Hüttenneubau an anderer Stelle, und zwar südlich etwas oberhalb jener Stelle, wo Rosanna und Fasulbach zusammenfließen. Ein amüsanter Vergleich: Der Bau der ersten Blockhütte kostete 5795,61 Mark, der Neubau von 1990 wird auf zwei Millionen veranschlagt.
Auch die Reutlinger Hütte, die in einer ganz ungewöhnlichen Felslandschaft, der Wildebene, liegt, mußte 1970 neu errichtet werden. Die alte Hütte war 1953 abgebrannt. Der heutige, mit Schindeln verkleidete Bau erinnert ein wenig an die Pionierzeit:

Foto: J. Fischer

Es stehen lediglich zwanzig Plätze zur Verfügung, und die Hütte ist nur für Selbstversorger eingerichtet.

Unter welchen Bedingungen unsere Alpenvereins-Vorfahren ihre Hütten errichteten, ist eigentlich viel zu sehr in Vergessenheit geraten. Deshalb hier ein paar Details aus vergangenen Zeiten. In einem Text zum Bau der Neuen Heilbronner Hütte heißt es: „Das notwendige Holz mußte im nördlichen Paralleltal zur Verbella in 1600 m Höhe geschlagen, zersägt, zu Balken, Wandholz, Sparren, Brettern und Schindeln verarbeitet werden. Mit Pferden wurde es dann im Schnee bis auf 2290 m Höhe zum Fuße des Albonskopfes geschleift, um im Frühjahr 1927 mit einem Schrägaufzug auf den Albonskopf (2605 m) hochgezogen, wieder bis zum Scheidsee hinuntergeschleift, über diesen geflößt und von da zum Hüttenplatz getragen zu werden." Zum besseren Verständnis eine kurze Erklärung dazu: Mit Paralleltal dürften das Valschavieltal und mit dem Albonskopf der heutige Stritkopf (der Strit) gemeint sein. Oder: die Ausstattung der Friedrichshafener Hütte wurde auf einem zweirädrigen Handkarren per Menschenkraft von Pians, einer Haltestelle an der Arlbergbahn, 40 km durch das Paznauntal gezogen und geschoben – auf den schlechten Wegen von 1924 – und dann noch 700 Hm zur Hütte hinaufgeschafft. Und Beispiel Wormser Hütte: 1600 Höhenmeter liegen zwischen Schruns und dem Hüttenplatz! Es ist schon ein Wunder, wie die wenigen Mitglieder einer so alpenfernen Sektion ihren zweistöckigen Steinbau von immerhin 8×9 m zustande brachten! Auch hier als Kuriosum (ein echter Vergleich ist das ja nicht!): Der Hüttenbau 1907 kostete 14000 Mark, die spätere Stromversorgung 60000,– DM.

Darmstädter Hütte – im Herzen des Verwalls

Ganz nahe ragen die von kleinen Gletschern und Firnrinnen geschmückten Felsriesen über dem innersten Moostal auf, wo die Darmstädter Hütte auf einem begrünten Bühel liegt. Das ist gewissermaßen Bergwelt in geballter Ladung mit nicht weniger als sechs Verwall-Hauptgipfeln, „konkurrenzfähig" in den gesamten Ostalpen!
Der trotzigste und härteste Berg hört auf den weichlichen und süßen Namen Kuchenspitze (3148 m). Ein 700 m langer Felsgrat mit fünf Gipfelköpfen stürzt auf beiden Seiten in hohen Wänden ab. Imposant zeigt sich vor allem die im Großen Kuchenferner fußende Nordwand (richtiger Nordostwand) mit ihren eingesprengten Firnlappen, wenn auch alle Vergleiche mit den Westalpen arg an den Haaren herbeigezogen sind. Der Ostgrat (bis III) verdient am ehesten die Bezeichnung Normalanstieg, während der schnelle und sichere Kletterer mit einem Aufstieg über die schöne Plattenkante vom Kuchenjoch zum Nordwestgipfel (bis IV), einer Überschreitung der gesamten Gipfelschneide und einem Rückweg über den Ostgrat eine ganz große Aufgabe vor sich hat. Wer es noch ernster liebt, kann seine Fähigkeiten an einer der bis zu 550 m hohen Nordostwandrouten (IV–VI–) testen, die vor allem im Frühsommer zu den kombinierten Touren gehören.

Die fast gleichhohe Küchlspitze (3147 m) versteckt sich ein wenig, gebärdet sich nicht ganz so trotzig und imposant. Der ebenfalls mächtige Felskörper wirkt stärker zerklüftet, die Grate sind mehr mit Zacken gespickt. Das lockt die Kletterer weniger, die Bergsteiger mehr an, lassen sich die üblichen Routen (meist II) doch etwas einfacher begehen. Trotzdem ist man etwa auf dem unter dem Rautejoch beginnenden Ostgratanstieg 400 Hm in Fels und Firn unterwegs; also durchaus eine hochalpine Tour!

Sowohl im Nordwesten wie im Südosten der Hütte stehen recht ungleiche Gipfelpaare. So bildet das Faselfadmassiv (2993 m) eine insgesamt gut 2 km lange Felsmauer mit teilweise sehr steilen, glatten Wänden. Auch hier bietet die Überschreitung (bis III+) eine wahrlich großzügige Tour mit dem Blick nach Süden auf die nahe Kuchenspitze als besonderem Akzent. Ganz anders der benachbarte Scheibler (2978 m). Zerfurchte Schrofenflanken und der Faselfadferner im Norden zeigen ein – relativ – sanftes Bild. Daher auch die Qualitäten als Wege-Berg (Steig vom Kuchenjoch) und Skitourenziel. Mächtige Kämme ziehen von diesen beiden Bergen nach Norden, die nicht nur drei selbständige Gipfel tragen, sondern auch das mit fünf großen Seen geschmückte und blockbeladene Faselfadkar einschließen.

Das zweite Gipfelpaar umfaßt die Seeköpfe (3061 m), ein ganz eleganter, schlanker, doppelgipfliger Felsdom, und die viel behäbigere Saumspitze (3039 m). Während diese bei der Begehung des Hoppe-Seyler-Weges über die Südwestflanke (I) oder den Südwestgrat (II) wenigstens einige Anerkennung findet, gehört ein so schönes Massiv wie die Seeköpfe (einfachster Anstieg II) zum Einsamen.

Niederelbehütte und Seßladberge

Die Bergseen und der Blick auf die wilde Rugglespitze (Rucklaspitz; 2809 m), in deren Süd- und Ostwand es ein paar kurze, aber spannende Kletterrouten bis zum Schwierigkeitsgrad VI gibt, begeistern die zur Niederelbehütte kommenden Ausflügler. Auch für die Durchquerer ist hier natürlich Zwischenstation. Und schließlich besteigt hin und wieder ein Wanderer auf dem AV-Weg die Kreuzjochspitze (2919 m). Doch die übrigen Gipfel, breite, aus Fels, Blockwerk und Geröll aufgebaute Gestalten wie die Madaunspitze (2961 m), die Seßladspitze (2906 m), der Rugglekopf (Rucklakopf, 2864 m), liegen noch fast im gleichen Dornröschenschlaf wie vor hundert Jahren.
Höchster Berg im Hüttenbereich aber ist die Fatlarspitze (2986 m), ein steil aufgerichteter, mit Firnrinnen und -feldern verzierter, fast schwarzer Felsdom und der Mittelpunkt eines Massivs mit vielen Zacken und Türmen. Typisch Verwall, daß selbst eine so rassige Schönheit nur wenige Liebhaber findet! Und ebenfalls typisch ist das Nebeneinander von griffigem, festem Fels, rutschigem Geröll und mächtigem Blockwerk. Nach einem Aufstieg über die Ostflanke (II) lockt anschließend der Übergang zur höheren Saumspitze; allerdings muß man dann den umständlichen Rückweg über die Kartell- und die Obere Fatlarscharte auf sich nehmen.

Der Riffler im Nordost-Verwall

Trotz Patteriol und Kuchenspitze ist der Riffler (3168 m) der absolute Herrscher im Verwall. Alles paßt zusammen für einen echten Publikumsliebling: eine imponierende Gestalt mit zwei schon etwas größeren Gletschern, die aus allen Richtungen ganz besonders ins Auge fallen, eine eigene Hütte und ein angelegter Steig bis auf den Südgipfel (3166 m), der Nimbus als höchster Gipfel eines ganzen Gebirges ... Auf Seite 12/13 habe ich ihn ja bereits näher beschrieben. Auch die Edmund-Graf-Hütte wird am meisten von den Riffler-Aspiranten besucht. Ein Dutzend weiterer Berge rundum treten neben seiner Majestät, dem Riffler, völlig in den Hintergrund, finden keinerlei Beachtung. Zum Teil sind es wirkliche Trabanten, unbedeutende Köpfe in den so langen Riffler-Graten wie der Kleine Riffler (3014 m) oder der Gauderkopf (3020 m) mit seiner wilden, 800 m hohen, von einem Eisstreifen durchzogenen Nordwand, die vielleicht noch nicht durchstiegen ist. Aber es gibt auch wirklich selbständige Gipfel, etwa den Welskogel (2878 m). Bei ihm fehlen auf der Österreichischen Karte Name und Höhenzahl, obwohl er den Hauptgipfel zwischen Schmalzgrubenscharte und Kappler Joch bildet. Wer das Turnen über Blockwerk und Platten mag, kann zwischen den beiden erwähnten Scharten dem Grat über alle vier Erhebungen folgen. Weicht er den Steilstellen zwischen Weißem Schrofen und Welskogel ein wenig aus, dann wird's nie schwerer als ein Zweier.
Noch abgelegener ist die Gampernunspitze (2887 m), die mit Schrofen- und Trümmerflanken über den Blankaseen aufragt

und nahezu nie Besuch erhält. Der Kamm zieht weiter nach Osten, wird niedriger und ist dann im Bereich des Skitourenberges Pezinerspitze (2550 m) ganz von Grün überzogen.

Konstanzer Hütte und Patteriol

Die isolierte Lage zwischen zwei sehr tiefen Tälern, die schlanke Form und die hohen Wände schaffen das Monumentale des Ausnahmeberges Patteriol (3056 m), von dem ja auf Seite 12 schon die Rede war. Dazu kommt die ungewöhnliche Form, weniger jener Riesenkegel, den der Blick von Norden zeigt, als vielmehr diese Art bizarrer Felsenfestung beim Blick von der Seite. Neben den langen Routen in den so ernst wirkenden Nord- und Ostwänden darf man den im Wannenjöchli beginnenden Südwestgrat nicht vergessen, diese „unendliche Geschichte", eine Felsschneide von 1,1 km Länge, gespickt mit Köpfen, Zacken und Türmen (III, eine Stelle IV). Von sieben Stunden Kletterei schreibt der Führer. Doch das ist gerade in diesem Gelände eine unsichere Angabe, aber indirekt doch eine Zahl, die das Problem der Konstanzer Hütte dokumentiert. Sehr schön ist der Patteriol-Blick von dort, ungewöhnlich reich das Tourenangebot rundum, doch störend die Lage in lediglich 1700 m Höhe. Da marschiert man schon bis zum Einstieg am Wannenjöchli seine drei Stunden! Als Gesamtrechnung ergibt das gute 12 Stunden.

Das erklärt auch die Tatsache, daß die Gipfel über dem Verwall- und dem Fasultal – von Patteriol und Scheibler abgesehen – wenig bestiegen werden. Das trifft auch für Kuchen- und Küchlspitze mit ihren etwas einfacheren Westrouten zu. Und wer steigt schon gerne gut 1000 Hm empor, um dann wenige Seillängen Klettergelände vorzufinden und mag es auch so spannend und ungewöhnlich wie an der Fasulspitze (2835 m) sein. Diesem an sich schon spitzen und wilden Gipfel ist nämlich im Süden eine Art Campanile vorgebaut, die sogenannte Fasulnadel, die – pikantes Detail! – den höchsten Punkt bildet. Erst 1913 wurde sie betreten; schließlich ist die Kletterei ein Fünfer!

Die noch weiter entfernten Berge, die zudem keine so auffallenden Gestalten zeigen, stehen noch stärker im Abseits. Da gäbe es zum Beispiel die mächtige Vollandspitze (2928 m), den Hauptgipfel im gesamten Fasulkamm, dessen Ostseite – für Verwall-Verhältnisse – große, aber harmlose Gletscherflächen bedecken. Es wäre eine eher sanfte Tour mit weiten, absolut einsamen Karböden, mittelsteilen Firnflächen, einem gut 100 m hohen Gipfelaufbau aus steilerem Blockwerk und Schneeflecken und besonders eindrucksvollen Ausblicken etwa auf die Küchlspitze.

Als fremdartig fällt das „Volland" im Namen auf. Der Berg trägt auch sozusagen einen Kunstnamen; man wollte damit an Julius Volland erinnern, der als erster diesen und eine Reihe anderer Gipfel wie die Küchlspitze bestieg. Trotz der so schönen Berggestalten gab es hier kaum eine regelrechte Erschließung. Manches Ziel wurde früher von Vermessungsbeamten als von Touristen erreicht. So stand schon seit 20 Jahren ein Zeichen auf dem Patteriol, bevor J. A. Specht 1874 die erste touristische Besteigung durchführte. Am meisten fällt auf, wie lange diese Berge unbeachtet blieben. Die Saumspitze erreichte Weilenmann 1877, die Erstersteigung der Küchlspitze erfolgte 1879, die der Kuchenspitze 1884, der Faselfadspitze 1885 und der Pflunspitze gar erst 1886! Apropos Pflunspitze. Sie und der benachbarte Kaltenberg (siehe Seite 22) gehören natürlich auch zum Tourengebiet der Konstanzer Hütte.

Friedrichshafener und Heilbronner Hütte

Die südlichsten Verwallgipfel, die über dem Paznauntal und dem inneren Montafon aufragen, zeigen deutlich sanftere Formen als etwa die mächtigen, dunklen Felsgipfel über dem Moostal. So lieben die Berge um die Heilbronner Hütte vor allem die Skitourenfreunde, während im Sommer selten ein Mensch etwa auf den Stritkopf oder den Valschavielkopf (Valtschavieler) steigt. Selbst der alles beherrschende Schrottenkopf (2890 m) erhält kaum Besuch. Dabei läßt sich die scheinbar unangenehm steile Südflanke dank der günstigen Schichtung gut ersteigen (I). Der bergsteigerische Individualist wird vielleicht sein Können an den Graten erproben. Direkt oberhalb der Hütte beginnt der Schrotten-Kamm mit dem Jöchligrat. Die Überschreitung bereitet kaum Schwierigkeiten bis hinter die Schaftälispitze, dann folgen mit Schrottenturm, -kegel und -kopf jedoch schöne Felsberge. Typisch für die Touren dieser Art: Wer mit dem Kopf durch die (Fels-)Wand will, gelangt rasch in Vierergelände, die „offizielle" Route gilt als Dreier, wer wirklich schaut und einen Blick für diese oft mit Grün durchsetzten Felsflanken hat, kommt häufig mit einem Zweier durch.

Bei der benachbarten Friedrichshafener Hütte schuf eine zumindest für die Zentralalpen ungewöhnliche Aktion einen neuen Doppel-Rundwanderweg. Vor allem seine Westhälfte macht Spaß, überschreitet dieser Steig doch den Vertinespleiskopf (2706 m), und er kommt an den malerischen Brüllerseen (westlich der Hohen Köpfe) vorbei, in denen sich zum Beispiel die Fluchthörner in der Silvretta spiegeln. Die meisten anderen Gipfel im Bereich gehören jedoch wieder zum Stillen. So wird zum Beispiel der Glatte Berg (2866 m, siehe auch Seite 12), Hauptgipfel seiner Gruppe und schöner, spitzer Felsdreikant, nahezu nie betreten.

Madererkamm und Hochjoch

Gut 12 km lang ist der Madererkamm zwischen dem Valschavielund dem Silbertal, und 18 Gipfel ragen dort auf. Würde nicht der Wormser Höhenweg die Kare der Südseite queren, sähe dieses weite Berggebiet außer Hirten und Jägern wohl keinen Menschen. Oder kennen Sie jemanden, der etwa die Bizulspitze (2571 m) oder die Schwarze Wand (2592 m) je bestiegen hat? Sogar der Häuptling des Kammes, der Valschavieler Maderer (auch Madererspitze, 2769 m), der als schwarzes Felshorn ganz gewaltig über seine Umgebung emporragt und von allen Seiten richtiggehend ins Auge springt, macht da keine Ausnahme. Doch dafür gibt es einen ganz plausiblen Grund: Der nächste Talort wäre Gortipohl im Montafon – und das liegt 1850 m tiefer!

„Der trotzigste und härteste Berg hört auf den weichlichen und süßen Namen Kuchenspitze. Ein 700 m langer Felsgrat mit fünf Gipfelköpfen stürzt auf beiden Seiten in hohen Wänden ab."

Rechts: Kuchenspitze von Westen (aus der Gegend des Kleinen Patteriol)
Unten: Kuchenspitze, Kuchenjoch und Scheibler vom Advokatenweg

Ganz oben: Seespitze von der Darmstädter Hütte
Darunter: Faselfadspitze, links Punkt 2993 (höchster Gipfel), rechts Ostgipfel, 2947 m; rechts unten Darmstädter Hütte, aufgenommen vom Weg zum Rautejoch.
Untere Bildleiste von links nach rechts:
Kuchenspitze vom Weg Darmstädter Hütte –
Kuchenjoch (3 Bilder): ganz links hinten Küchlspitze, Kuchenspitze-Ostgrat mit Hauptgipfel und Großem Kuchenferner; mittleres Bild: links Hauptgipfel, rechts NW-Gipfel, rechts der Bildmitte die zwei Eisfelder der Nordwand; rechtes Bild: der Zacken rechts ist der Nordgipfel oder 5. Gipfel
Links: Küchlspitze von Südwesten, aus dem Gebiet westlich des Nördl. Schönbleiskopfes

Fotos: J. Fischer

Seite 23:
Westliche Fluhspitze von Norden
(im Tourengebiet der
Heilbronner Hütte)

Und der extrem lange Höhenweg beschäftigt den Begeher so ausreichend, daß er an keine „Seitensprünge" mehr denkt.
So bleibt als Tourengebiet nur die Hochjochgruppe, dieses Anhängsel des Madererkammes 1700 m oberhalb von Schruns. Es bietet eine wahrlich bunte Mischung aus Seilbahnen, Liften, der Wormser Hütte in einzigartiger Balkonlage, mit Steigen erschlossenen Gipfeln, zwei großen und einigen kleinen und kleinsten Bergseen. In einem Tag lassen sich ganz einfach das Kreuzjoch (Kapelljoch, 2395 m), auf einem Steiglein die Zamangspitze (2386 m) und bei ein wenig Trittsicherheit das alles überragende Hochjoch (2520 m) besteigen, drei Berge mit besonders schönen Tiefblicken und weitem Bergpanorama.

Nordwestliches Verwall

Selbst ein Bergsteiger, der durch das so tief eingefurchte Klostertal Richtung Arlberg fährt, wird zwar die bizarren Felsgipfel um den Roggelskopf bewundern, aber kaum die südliche Talseite beachten oder gar an Touren dort oben denken. Außer steilen Waldhängen und dazwischen gestreuten Felsabbrüchen ist nichts zu sehen. Und doch gibt es dort so manches Interessante. Kaltenberg (2896 m) heißt der bekannteste Gipfel, bei den Skifahrern heiß begehrt, im Sommer jedoch nur mäßig geachtet. Sein steiles Nordkar füllt ein Gletscherchen mit immerhin 350 m Höhenunterschied, etwas Ungewöhnliches in dieser Höhe und ein Beweis für die reichen Schneefälle der Arlbergregion. Und knapp unterhalb staut die Moräne den Kaltenbergsee. Und sogar seine eigene Alpenvereinshütte „besitzt" dieser Gipfel.
Ja, es gibt noch einen zweiten Stützpunkt im Gebiet, einen gemütlichen, kleinen Schindelbau in stolzen 2395 m Höhe. Reutlinger Hütte heißt dieses Unikat, findet man doch weit und breit keine zweite Selbstversorgerhütte. Auch Kletterer wagen sich an den reichlich langen Zugang aus dem Klostertal (oder von St. Anton durchs Verwalltal), angelockt von dem sehr guten Hornblendefels in der 300 m hohen Pflunspitze-Westwand. Das ist ein echtes, allerdings ganz kleines Kletter-Dorado mit einigen Routen bis Schwierigkeitsgrad VI. Natürlich kann auch der „Normale" auf diesen so markanten Gipfel steigen; gute Trittsicherheit und die Fähigkeit, sich ohne Weg zu orientieren, reichen für den Gipfelsturm. Mit ihren 2913 m ist die Pflunspitze außerdem der Hauptgipfel des ganzen Kammes.
Zum Bemerkenswerten gehören dann noch die beiden Eisentalerspitzen (2753 und 2710 m) und ihre Trabanten wie die Silbertaler Lobspitze (2605 m) oder die Ameisenspitze (2589 m) mit ihrer kleinen, fast senkrechten Südwand (Kletterrouten bis VII). Es handelt sich hier um wuchtige Felskämme mit bis zu 700 m hohen Schrofenwänden, mit ausgeprägten Gratrippen nach Norden, die kleine, eisbedeckte Becken trennen, und einer besonders scharfen Schneide nach Süden. Sie trägt den Reutlinger Turm (2606 m), ein schlankes Felsmassiv mit spannenden Routen im III. und IV. Schwierigkeitsgrad am langen Südgrat oder in den Wänden.
Der nur noch 1479 m hohe Kristbergsattel verbindet die Gruppe des Itonskopfs (2089 m) mit dem restlichen Verwall. Hier schwappt – wie es so schön heißt – der Kalk aus dem Lechquellengebirge in die Zentralalpen über. Die hellen Felswände am Gipfel, mehr aber noch die mauerglatte Fallbachwand über dem Klostertal, der Blickfang zwischen Braz und Dalaas, zeigen auch dem Laien sehr deutlich den Gesteinswechsel. Die abgerundeten Formen schufen die Gletscher der Eiszeit. Damals schaute nämlich nur das höchste Massiv als kleine Insel aus dem weiten, weißen Meer.

Tiefschnee – auch ohne Spuren

Wenn ich das einmal so vermenschlicht ausdrücken darf: Im Winter verfällt das Verwall, dieses sonst eher „stille und bescheidene" Gebirge, in erstaunliche Gegensätze. Während weite Bereiche heute noch einen fast paradiesischen Winterschlaf halten, geht's in anderen lebhaft und laut zu. Ich meine damit weniger die Pistengebiete; sie knabbern unser Gebirge nur an ein paar Rändern an: Diasgebiet bei Kappl, Rendl bei St. Anton, Albona bei Stuben, Sonnenkopf bei Wald im Klostertal und das Hochjochgebiet bei Schruns und Silbertal. Aber es gibt auch ein sogenanntes Helikopter-Skiing. Die feinen Herrschaften werden nebst einheimischem Bergführer aus den fliegenden Ratterkisten gespuckt, damit sie zum Beispiel im hinteren Moostal über die Pulverschneehänge schweben können, ohne sich vorher mit diesem lästigen Bergaufsteigen abplagen zu müssen. Aber man staune – diese „Sport"art wird vielleicht doch in absehbarer Zeit verschwinden.
Doch sonst kann das Verwall geradezu als Schulbeispiel für die Entwicklung des Tourenskifahrens gelten. Vor 25 Jahren besuchten die Tiefschneefreunde nur zwei Bereiche. Das eine war der Kaltenberg (2896 m), der auch heute noch – nicht zuletzt dank der Albonalifte – der einzige Tagestour-Modeberg ist. Das makellose, aber steile Gletscherchen am Gipfel und die drei Möglichkeiten (Kaltenberghütte – Stuben, Maroital und Gstansjöchl – Verwalltal) für sehr lange Abfahrten zeichnen diesen Muster-Skigipfel aus. Zum üblichen Programm gehörte (und gehört) auch ein Besuch der Heilbronner Hütte, die so richtig einladend inmitten weiter, gewellter, meist makellos weißer Flächen steht. Sie bietet vor allem kurze, spritzige Touren von flach bis steil, die ganz Nahen wie Jöchligrat (2626 m) und Stritkopf (2604 m), letzterer mit schönen, steilen Hängen nach Osten und Norden, und die Mittleren wie die Fluhspitzen (2653 m), den Gratpunkt 2791 südlich des Schrottenkopfs mit seiner sehr schönen Abfahrt, oder dem Valschavielkopf (Valtschavieler, 2696 m), dieser weiße Musterberg im Norden. Jeder kann sich's selbst ausrechnen: Das sind 300 bis 500 Hm Abfahrt pro Gipfel, da lassen sich zwei oder gar drei am Tag „packen". Es gibt natürlich auch hier die anspruchsvollen Ziele, allen voran die Vollandspitze (2928 m), drüben jenseits des etwa 200 m tiefer liegenden Ochsentals. Über zum Teil recht steile Westhänge steigt man zur Vollandscharte nördlich des Gipfels hinauf, schlüpft auf die Ostseite hinüber und erreicht schließlich den obersten Ostgrat. Können und bester Schnee gehören zu den Voraussetzungen. Rechnet man alles zusammen, dann kommt

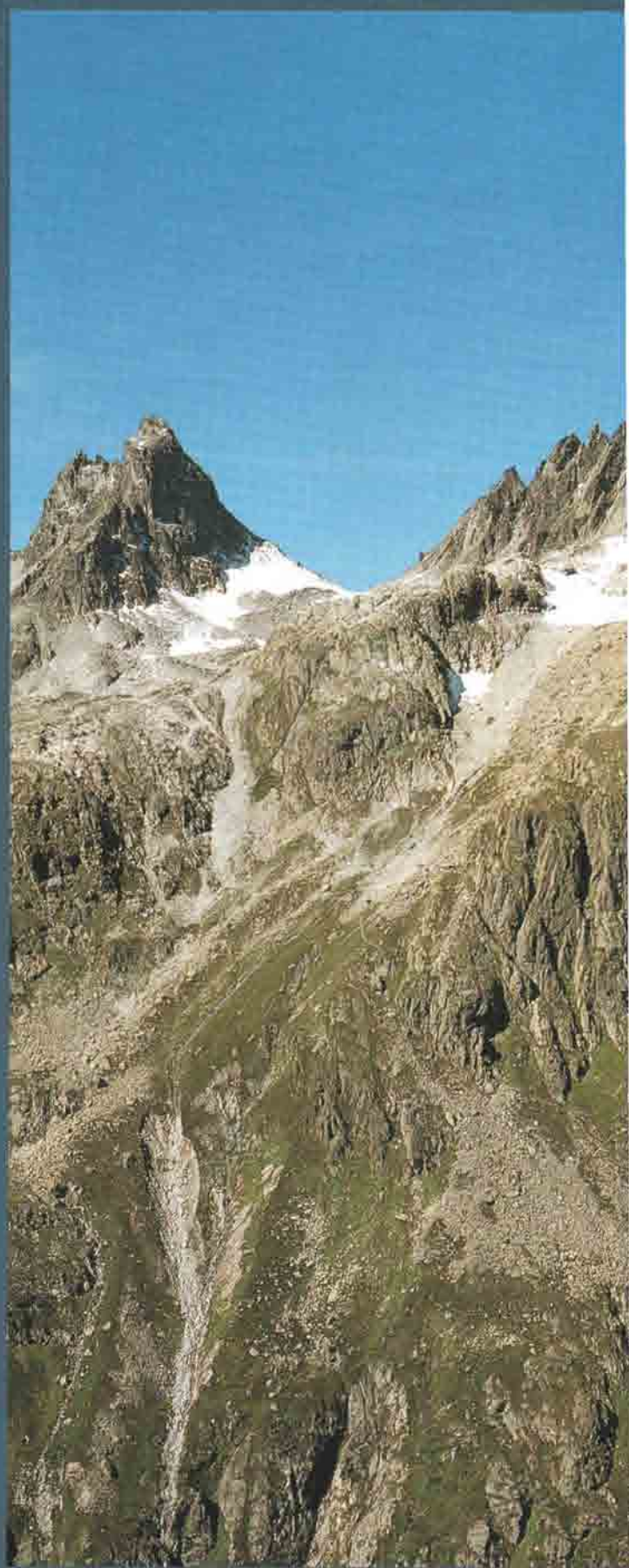
man auf 1000 Hm wirklich rassige Abfahrt. Und ein echter Leckerbissen (bei sicherem Firn) bietet sich für die Rückkehr zum Zeinisjoch und nach Galtür an: von der Fädnerspitze (2788 m) nach Westen und Süden, eine Aneinanderreihung makelloser Steilhänge. Beim Zugang von der Hütte zum Gipfel nützt man die kleinen Böden und Absätze, auf denen man den Jöchligrat im Norden umrunden kann.

Soweit die klassischen Verwall-Skiziele. Alles andere blieb im Winter und sogar im schönsten Skifrühling – von den Hasen und Füchsen abgesehen – meist ohne alle Spuren. Doch inzwischen hat sich ja das Skitourenvolk wie die Kaninchen vermehrt, Ausrüstung, Können und Mut (eine freundliche Umschreibung für eine andere Eigenschaft) stiegen im gleichen Maße. Da wurden immer neue, immer steilere, auch immer abgelegenere Ziele entdeckt und „reif", eine Entwicklung, die natürlich auch das Verwall erfaßte – durchaus mit Recht!

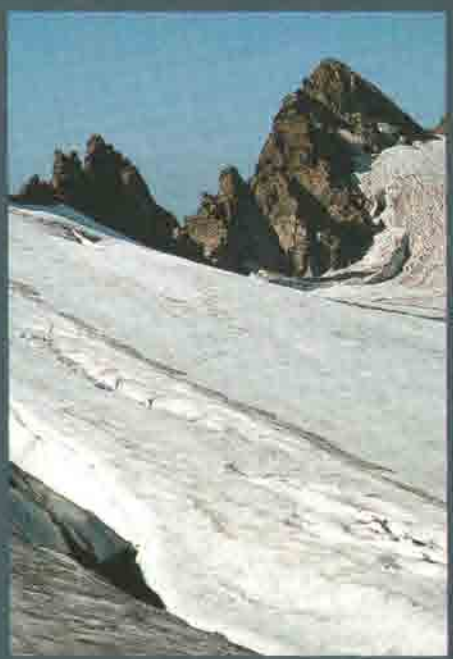
Ich will ein paar Rosinen herauspicken. Wenn sich's machen läßt, sind auch die Alpinisten bequem, und so werden natürlich die wenigen Bahnen und Lifte genützt. Der Vorderen Rendlspitze (2816 m) gebührt hier die erste Stelle, sie läßt sich nämlich von zwei Seiten erreichen. Aus dem Dias-Skigebiet bei Kappl überquert man das Lattejoch, fährt in den hintersten Winkel des Malfontals ab und steigt über wunderbare Mulden und Hänge an der Roßfallscharte vorbei mit Ski bis auf die Mitterkarspitze (2791 m) an, wie der unbedeutende Südgipfel der Rendlspitze heißt. Zusammen mit den Pisten kommt man auf 2600 Hm Abfahrt. Ungleich beliebter ist der Zugang von St. Anton mit Hilfe der Rendlbahn, einer langen Hangquerung und einem Aufstieg über die Roßfallscharte (2½ bis 3 Std.). Der südwestseitige, 900 m hohe Super(steil)hang ins mittlere Moostal kann wirklich begeistern! Im gleichen Kamm weiter im Süden versteckt sich hinter der Riffelspitze (Rifflaspitz) die Kreuzjochspitze (2919 m) mit ihren geschützten West- und Nordwestmulden als weiteres Skiziel. Und dann gibt es noch gegenüber den Augstenbergkopf (Augstberglikopf, 2881 m), von Südosten gesehen im Sommer eine bräunlich gefärbte, wenig gegliederte, dick von Blockwerk überzogene Steilfläche, die sich im Winter jedoch in makelloses Weiß verwandelt. Bei nicht ganz sicheren Verhältnissen ist dieses Gelände absolut tabu, bei entsprechendem Firn bietet es jedoch einen ausgesuchten Leckerbissen – fast 900 Hm durchgehende Hänge bis zum Kartellboden, steil bis sehr steil. Das Geheimnis der Route: Das kleine Kar im Osten (!) des Gipfels wird zum Schlüssel für den Aufstieg. Das Problem: Wie kommt man zur rechtzeitigen Abfahrt auf diesen Südosthängen?

Die Frage läßt sich kurz beantworten: Im inneren Moostal liegt ja die Darmstädter Hütte. Und eine Nacht im Winterraum ist allemal besser, als ein zu spätes „Herumstochern" auf den verschneiten Gipfeln rundum. Das gilt auch für die Saumspitze (3039 m), die durch Walter Pauses begeisterten Beitrag zu vielleicht etwas unpassenden Ehren gekommen ist. Niemand sollte die Tour unterschätzen, mehrere Steilstufen wollen „erklettert" sein, der Gipfelgrat erfordert noch eine ziemlich lange Werkelei, und die Lawinensituation muß unbedingt „sauber" sein. Der Lohn: 950 Hm rassige, im oberen Teil rein nordseitige Hänge bis zum Kartellboden und dann das lange Tal hinaus nach St. Anton.

Schließlich darf in der Moostal-Aufstellung der Scheibler (2978 m) nicht fehlen, mit seiner ganz anspruchsvollen, hochalpinen Rundtour, die eine feine Spürnase für das Zurechtfinden nach der Karte erfordert. Man trägt entweder seine Ski vom Kuchenjoch – sehr weit! – über den Südgrat zum Gipfel und über den Nordgrat ein Stückchen wieder hinab, bis man sich in den



„Die isolierte Lage zwischen zwei sehr tiefen Tälern, die schlanke Form und die hohen Wände schaffen das Monumentale des Ausnahmeberges Patteriol."
Links der Patteriol von Osten (Höhe 2400 m, südl. der Fasulwand) mit dem Wannenjöchli, in dem der Südwestgrat, laut Dieter Seibert eine „unendliche Geschichte", beginnt; links außen Fasulspitze und Fasulnadel (das Foto auf dem Schutzumschlag wurde vom selben Standpunkt aus aufgenommen)
Bildleiste ganz links außen von oben nach unten:
Patteriol und Horn von Westen;
Vollandspitze über dem Fasulferner;
Vertinesberg-Nordgrat (südliches Verwall, im Bereich der Friedrichshafener Hütte)



Fotos: J. Fischer (2); D. Seibert (3)

Oben: Brüllerköpfe über dem Fasulferner

äußerst steilen Faselfadferner einzufahren traut. Oder man steuert die Einschartung am Ostfuß des Gipfels an – damit entgeht einem der Scheibler, man reduziert das Skitragen jedoch auf ein kurzes Stück. Die weitere Route lautet dann: Hinterfaselfad, Gegenanstieg zum Faselfadjöchli, Abfahrt zum Kartellboden. Maximal ergibt das 1900 Hm Abfahrt bis St. Anton.
Um ein stetes Wiederholen zu vermeiden, hier noch einmal ganz generell: Lawinengefahr in den so scharf eingeschnittenen V-Tälern und an den Steilstufen, die aus den Tälern in die Kare hinaufführen, zudem die „Werkelei" am Gipfelaufbau gehören zu fast allen großen Verwalltouren im Inneren der Gruppe.
Bei den beiden folgenden Stützpunkten, der Konstanzer und der Friedrichshafener Hütte, hilft dem Tiefschneefreund wiederum nur der Winterraum. Deshalb bleiben auch die Hänge zum Beispiel über dem Fasultal sozusagen fast spurenlos. Auch von dort wäre der Scheibler (2978 m) ein großartiges Ziel, wenn man das Geheimnis der Route kennt: Man muß die Nordgratschulter nach Osten zum Faselfadferner überqueren. Für Verwall-Verhältnisse recht sanft präsentieren sich hingegen die Abfahrten über dem Südlichen und Mittleren Fasulferner. Vollandspitze (2928 m) und Vertinesberg (2855 m) bieten sich dort als Gipfel an. Und ebenso schön und spannend wie unbekannt ist die Strecke vom Karkopf (2948 m), die sehr steile Stufe über dem Tal und das ganz rassige, nordseitige Gipfelgletscherchen wären Schmankerl für den echten Könner.
Hohe Köpfe (2608 m) heißt das einfache Ziel über der Friedrichshafener Hütte, während der Graue Kopf (2793 m) sich mit zwei hohen Steilhängen verteidigt. Hier kann man auf eine Winterraumnacht verzichten und am Morgen bei Piel oder Valzur im Paznauntal starten – sehr früh am Morgen müßte es heißen, denn diese Süd- und Osthänge weichen frühzeitig auf. Und weil gerade von Südhängen die Rede ist: Die Abfahrt von der Pezinerspitze (2550 m) nach Stockach über genau 1000 Hm gehört zur – äußerst steilen – Extraklasse. Wo man diesen Gipfel findet? Es ist jener oft „rahmweiße" Kopf ganz im Osten des Verwalls, der schon aus der Umgebung von Landeck und Pians ins Auge fällt. Nun noch einen Sprung an das andere Verwall-Ende. Die Landschaft sorgt dafür, daß die Gipfel über dem Montafon nie zu Modezielen werden. Die so tief gelegenen Talorte und die besonders scharf eingekerbten V-Täler mit den vielen Lawinenstrichen (wie das Valschavieltal) schrecken schon alle außer ein paar besonders Starken und Unentwegten ab. Am ehesten kommt man noch von Gortipohl aus über den Rücken von Netza-Maisäß dem Roßberg (2364 m) bei oder auch dem Dürrkopf (2407 m). Eine große Tour für ganz sichere Verhältnisse wäre vielleicht die Bizulspitze (2571 m) aus dem Valschaviel, und die Besten unter den Frühjahrsbergsteigern wird der alles beherrschende Valschavieler Maderer (Madererspitze, 2769 m, Zugang über Netza- oder über Bizulalpe) mit seiner sehr steilen Westflanke locken.

Gaß, Gais, Geis, Geiß oder Ziege

Von allen Bergtieren ist die Geiß die ärmste, wird an ihr doch am meisten manipuliert, an ihrem Namen meine ich natürlich. Als begeisterte Berggängerin stand die Ziege Pate für unzählige Geißspitzen, -hörner, -ecken und -eggen, -kögel usw. usw. Warum auf den Karten einmal etwa Gais, ein andermal Geis oder Geiß steht, entzieht sich meinem Wissen; einen phonetischen Unterschied bei der Aussprache gibt es hier jedenfalls nicht. Unsere neue Verwall-AV-Karte bietet nun eine weitere Variante: Bei der Friedrichshafener Hütte findet man einen Gaßspitz. Beim Tiroler Hirten aus dem Verwall oder dem Jäger aus dem Paznaun wird aus einem „ei" ein breites „a" und damit aus einer Geiß durchaus eine „Gaß". Im Maul wohlbemerkt – doch auf dem Papier?

Die Namen auf einer Karte sollen für ein Maximum an Klarheit sorgen, und sicher kommt der Gaßspitz dem von den Einheimischen gebrauchten Wort näher als eine Geißspitze. Aber schafft er auch mehr Klarheit? Der Fremde kann mit diesem Wort garantiert überhaupt nichts anfangen. Und Versuche haben gezeigt, daß der Einheimische schneller das geschriebene Wort Geißspitze versteht als den Gaßspitz. Ja, ist nicht sogar die Dialektschreibweise ein Spiel, das ausschließlich der Intellektuelle beherrscht und das dem Einfacheren verschlossen bleibt?! Ein bayerischer Bauer etwa wird kaum kapieren, daß Heroa der Ort Höhenrain, oder Moar der Name Meier sein sollen, ja, selbst bei Minka werden die meisten kaum an München denken.

Und es gibt noch einen anderen „Klarheits-Aspekt". Den Gaßspitz findet man in keinem Stichwortregister der Führer, auf keinem Prospekt von Galtür usw. usw. Und sind eigentlich nach hundert Jahren Bergsteigerei etwa die Bezeichnungen der großen Gipfel immer noch keine „Eigennamen", denen nun endlich einmal eine fixe und unveränderbare Schreibweise zusteht? Und man sollte noch einen weiteren Gesichtspunkt in die Grundüberlegungen mit einbeziehen: Gerade die Verwallkarte ist als Einzelstück wie eine Insel. Wer zum Beispiel den Wormser Höhenweg begeht, verläßt schon bei der Roßbergalpe den Bereich unserer Karte, und er ist dann auf andere Blätter angewiesen. Ein halb hochdeutscher, halb dialektischer Tourentag, um es so salopp auszudrücken, hinterläßt zumindest bei mir doch ein zwiespältiges Gefühl.

Da dieser Artikel, im Gegensatz zur beiligenden Karte, das gesamte Verwall inclusive der Täler rundum behandelt, bin ich sowieso gezwungen, mich an die bisher übliche Schreibweise zu halten. Die Einheitlichkeit schreibt das zwingend vor! Ich habe jedoch dort, wo es sinnvoll und notwendig erschien, die abgeänderten Namen in Klammern gebracht.

In unserem Gebiet kommen nebeneinander Worte wie Fasul oder Fatlar und Valschaviel oder Verbella vor. Da liegt natürlich die Vermutung nahe, man möchte stimmlose und stimmhafte Laute unterscheiden. Falsch! Sie werden alle stimmlos ausgesprochen wie bei Vater und Fisch. Man sagt also Falschafiel. Bei Worten, die ursprünglich aus dem Rätoromanischen stammen und zwei Silben haben, liegt die Betonung üblicherweise auf der letzten Silbe. Jeder weiß, daß man Verwàll und Galtür sagt. So heißt es auch Fatlàr, wobei das zweite „a" breit und offen ausgesprochen wird.

Bergdörfer, Maisässen, Fremdenmetropolen

Impressionen aus den Tälern rund um das Verwall

Nur wenige Gebirge zeigen so klare Grenzen wie das Verwall: zwei Täler auf der Tiroler Seite, das Paznaun- und das Stanzertal, zwei in Vorarlberg, das Klostertal und das Montafon. Dazu kommen der Arlberg und das Zeinisjoch, die das Gebiet mit den Nachbargruppen verbinden. Spektakuläres findet hier im Talbereich allenfalls der Technikbegeisterte. Er staunt vielleicht über den Arlberg-Eisenbahntunnel von 10,24 km Länge, der schon 1884 eröffnet wurde. Ihm folgte 90 Jahre später der Straßentunnel von 13,97 km Länge, der mit 4,82 Milliarden Schillingen Österreichs teuerstes Bauwerk wurde. Und wie ein Riesenspinnennetz überziehen die Anlagen der Ill-Wasserkraftwerke das Bergland vom Fimbertal in der Ostsilvretta bis zum Lünersee im Rätikon. Der 1,5 km lange Stausee Kops nahe dem Zeinisjoch liegt direkt an der Südgrenze des Verwalls.

Keine berühmten Kirchen, keine Burgen mit blutiger Vergangenheit, keine „Söhne des Landes", die Weltgeschichte schrieben, keine . . . – da wird's mühsam, die für die Täler vorgesehenen Seiten zu füllen! Der Autor beginnt, das Material zu sammeln, zu sichten, Themen zusammenzustellen. Schließlich landet er beim immer gleichen Ergebnis: Das Interessante ist doch wieder viel zu viel, da läßt sich nur einiges Typische, Besondere, Erstaunliche herausgreifen, man muß sich auf Streiflichter beschränken.

Wallis in Vorarlberg und sogar in Tirol

Was gäbe es nicht alles etwa über die Walser zu sagen, die zu Beginn des 14. Jahrhunderts nochmals eine ganz neue Besiedlungswelle für Vorarlberg und sogar für das obere Paznauntal brachten. Die widrigen Umstände im deutschsprachigen Wallis trieben zahllose Familien zur Auswanderung. Doch in ihrer neuen Heimat waren natürlich alle guten Plätze längst besetzt. Die meisten hätten da rasch resigniert. Nicht so die Walser! Mit den härtesten Bedingungen in den mittleren und hohen Berglagen bestens vertraut, drangen sie in immer neue, höhere, unwirtlichere Regionen vor.

Sie verstanden es, auch steilste Berglehnen zu roden, allmählich in Weideland oder in Mähwiesen zu verwandeln. Jeder Phantasiebegabte, der einmal inmitten dieses Steilgeländes stand, wird sich die ungeheuren Schwierigkeiten – bei den Mitteln vor etwa 650 Jahren! – selbst ausmalen können. Das Praktische prägte den echten Walser. Unsere Zeit ist stolz auf die Idee des Aussiedlerhofes, der nicht mehr im Dorf steht, sondern der den Mittelpunkt der zum Hof zählenden Wiesen und Felder bildet. Für die Walser war diese zeit- und arbeitssparende Methode stets selbstverständlich. So sind die weitverstreuten Höfe ganz typisch für ihre Siedlungsgebiete.

Modernste Hotels und Bergbauernhöfe

Seien wir ehrlich: Niemand wird zum Beispiel wegen der Pfarrkirche extra nach Ischgl reisen. Eher der interessierte Gast, der sowieso im Paznauntal unterwegs ist, betritt neugierig das Kirchenschiff. Ihn empfängt ein erstaunlich lichter, freundlicher Raum, eine echte stilreine Barock-Symphonie in Weiß und Gold, wie es zu dem Baujahr 1757 paßt (nur der Turm stammt noch aus gotischer Zeit). Und ganz automatisch wird den Aufmerksamen eine Frage beschäftigen: Wie konnte sich eine doch eher arme Bergbauerngemeinde in der Mitte des 18. Jahrhunderts eine so reich ausgestattete Kirche leisten?
Gerade dieses Thema kann den Schlüssel liefern, um das Wesen dieses doch ungewöhnlichen Tales zu verstehen. Wenn man das überhaupt will! Die meisten sehen die Orte im Paznauntal, See, Kappl, Ischgl, Galtür, als Urlaubsregion an, halten nach komfortablen, modernen Quartieren Ausschau, nach Gasthöfen mit gutem Essen, suchen aus den aufwendig gestalteten Prospekten ihr Idealziel heraus. Skifahren auf der Piste steht an erster Stelle, und jede der vier Gemeinden prunkt mit einer entsprechenden Region, allen voran natürlich Ischgl (1376 m) mit seiner „Skischaukel" Idalpe – Alp Trida – Samnaun. Den auf einem kleinen Rücken zwischen dem Talfluß Trisanna und dem Fimberbach eng zusammengedrängten Ort dominieren die Hotels und Pensionen der jüngsten Generation. Während der Skisaison herrscht reges Leben, aber es ist eine Art „geschlossene Gesellschaft", fast beliebig austauschbar mit anderen Wintersportzentren der Alpen.
Der Fremdenverkehr prägt auch das seit je bekannte Galtür (1584 m) im obersten, relativ weiten Talboden, aus dem jedoch sehr steil und hoch die Grashänge zu den scharf geschnittenen Gipfeln aufschießen. Zwei Nachbardörfer und doch unterschiedliche Eindrücke! Man könnte sagen, in Galtür zeigt sich nicht nur die Landschaft sondern auch die Gesellschaft offener. Skifahrer, Bergsteiger, Langläufer, Ausflügler schaffen ein buntes Durcheinander, und die Natur ist näher, wird stärker mit einbezogen . . .
Natur – der Mensch aus der Stadt, aus dem Flachland hat den direkten Kontakt oft vollkommen verloren. Überschwemmungen, Muren, Katastrophen-Lawinen kennt er nur noch als prickelnde Fernsehbilder, betrachtet sie als eine Art Betriebsunfall, der sich – mit Hilfe der menschlichen Technik – nicht wiederholen darf. Die Paznauner jedoch lebten über Jahrhunderte in einer sehr ungebärdigen Natur. Sie ließ sich nie ausschließen, nicht bändigen, oft nicht einmal berechnen. Wer als Bergbauer bestehen wollte, der konnte sich nur „hineinschmiegen", die Abläufe studieren, sich den Gegebenheiten angleichen, zwar das Menschenmögliche tun, aber sich letztendlich doch lediglich auf Gott verlassen. Damit wäre auch die Frage nach dem Reichtum der Kirche von Ischgl nachträglich beantwortet, werden die zahllosen Kapellen verständlich, auf die man gerade in diesem Bereich trifft.

Links: Im Skitourengebiet der Heilbronner Hütte.
Blick vom Jöchligrat nach Westen auf den Stritkopf (oben) und weiter nordwestlich auf den Valschavielkopf (unten)

Foto: R. Kötterlein; W. Bauschel (2)

Oben: Am Kaltenberg, südlich der Krachenspitze. Blick zu Kuchenspitze (links) und Patteriol.
Der Kaltenberg ist – nicht zuletzt dank der Albona-Lifte – der einzige Tagestour-Modeberg im Verwall.

Mit den Lawinen und Gletschern leben

Wohl in keinem anderen Tiroler Tal sind die Lawinen so allgegenwärtig wie im Paznaun. Nicht durch Zufall heißt der Berg vis-à-vis von Kappl Lahngangkopf. 1200 m hohe Steilhänge sorgen dafür, daß die entsprechende Lawine bis in die Trisanna herabdonnert. Ein Beispiel für unzählige! Noch 1951 forderte die große Langesthei-Lahn mehrere Todesopfer, sie zerstörte einige Höfe in Langesthei und radierte die Weiler Oberer und Unterer Wald aus.

Fahren – oder besser wandern Sie einmal von Kappl (1256 m) auf dem Kurvensträßchen nach Osten Richtung Langesthei und Schrofen (1502 m). Danach können Sie sich das Bauernleben bestimmt besser vorstellen. Sie kommen an vielen historischen Höfen in Blockbauweise, an zahllosen Heustadeln vorbei, deren lockere Balkenkonstruktion der besseren Durchlüftung dient. Der Blick auf die Samnaunberge jenseits des schließlich 500 m (!) tiefer liegenden Tales begeistert den heutigen Gast, aber er brachte – vor dem Beginn des Fremdenverkehrs – dem Einheimischen reichlich wenig. Er muß und mußte vor allem mit diesen Hängen zurecht kommen, deren Steilheit feste Schuhe und einen sicheren Geher erfordern. An Stellen, an die sich das Vieh nicht mehr wagt, wird (oder wurde) noch gemäht, was nicht ohne Eisa, also Steigeisen, möglich ist. Schöne, „ordentliche" Grashänge bis hinab ins Tal, bis empor in die Almregion, Kulturland, das dem einst natürlich auch hier allgegenwärtigen, undurchdringlichen Urwald abgerungen wurde.

Erst um 1100 begannen die Menschen diese Region zu nützen. Sie kamen nicht etwa durchs Tal; die Schlucht „Gfäll" am Talbeginn bildete zu jener Zeit ein gewaltiges Hindernis. Ihre Wege führten deshalb aus dem Unterengadin quer durch die Silvretta, über die Fuorcla da Tasna (2820 m), den Futschölpaß (2768 m), den Vermuntpaß (2798 m) . . . Aus den anfänglichen Hirten, die jährlich zweimal mit dem Vieh die langen Wege zurücklegten, wurden später seßhafte Bauern. Noch heute erinnern unzählige Worte mit rätoromanischem Ursprung an die ersten Bewohner. So leitet sich Galtür von cultüra = bebautes Land her und Ischgl von ischla = Insel oder eine Aue am Bach. Noch lange gehörte das Oberpaznaun politisch und kirchlich zum Engadin. Sogar die Toten mußten aus Galtür über den Futschölpaß nach Steinsberg, dem heutigen Ardez, geschafft werden.

Es war die Natur, die den Paznaunern allmählich mehr Eigenständigkeit verschaffte. Durch eine Klimaverschlechterung im 16. Jahrhundert vergletscherten die Pässe, und der Viehtrieb entwickelte sich zu einer immer gefährlicheren und verlustreicheren Angelegenheit. Ein Zeitgenosse berichtete: „. . . Ihr Viech mit höchster Gefahr über die Glötscher führen müssen." Stricke, Bretter, sogar Brücken wurden mitgeführt, und doch blieben Spaltenstürze von Tier und Mensch nicht aus. Trotzdem verkauften erst 1910 die Ardezer ihre letzten Weidegründe im Vermunt an die Paznauner. Und das Fimbertal wird noch heute in der Mitte von der Grenze durchschnitten, so daß die Heidelberger Hütte auf Schweizer Boden liegt.

„Tobelberg" – das sonnige, stark besiedelte Tal

Tavun oder auch tovon heißt der Tobel, munt der Berg bei den Rätoromanen. So läßt sich Montafon mit Tobelberg übersetzen. Wer das heutige, knapp 30 km lange Tal kennt, hält den Namen für wenig passend. Vor allem der Markt Schruns (690 m) liegt ja in einem weiten, wiesenüberzogenen Kessel mit den Rätikon-Felsgipfeln als dekorativem Hintergrund. In dem mit 3800 Einwohnern recht stattlichen Ort herrscht reges Leben, das nur zum Teil dem Fremdenverkehr und den Kuranlagen entspringt. Auch die Siedlungen weiter im Süden, St. Gallenkirch und Gaschurn, wirken mehr als freundliche, behäbige Talorte und nicht wie richtige Bergdörfer, obwohl hier die steilen und hohen Berghänge viel näher zusammentreten.

Im Paznauntal wurde ein einziger Hof Namenspatron für die gesamte Talschaft; noch heute gibt es den Weiler Paznaun knapp westlich von Ischgl. Auch der Name Montafon wird ursprünglich nur eine Stelle bezeichnet haben, und erst später erfolgte die Ausweitung auf das restliche Tal. Zwischen Lorüns und St. Anton (651 m) – nicht zu verwechseln mit dem berühmten Namensvetter am Arlberg – klettert die Straße über eine auffallend unregelmäßige, wellige Schwelle, wie sie nur ein gewaltiger Bergsturz schaffen kann. An der im Osten steil aufragenden Davenna (und auch auf einer guten Karte) erkennt man deutlich die riesige Ausbruchzone. Die Sage berichtet von einem Städtchen und Schloß Prazalanza, das angeblich hier verschüttet wurde. Und auf der anderen Seite der Ill zerfurchen bis zu 1000 m hohe Tobel die Hänge unter der Vandanser Steinwand und der Zimba. Also ausreichendes „Material" für einen Namen Montafon!

Andere Überlieferungen berichten, der Begriff hätte seinen Ursprung am Massiv des Itonskopfes, wo die Bachläufe besonders scharf in die weichen Kalkschichten einschneiden. Der weite sonnige Südhang verflacht zwischen 1500 und 1000 m Höhe und bietet bequemen Platz für die über Kilometer verstreute Siedlung Bartholomäberg (1087 m), die schon in der Karolingerzeit bestand. Schöner kann die Lage eines Ortes nicht sein: 400 m tiefer das Tal bei Schruns und Tschagguns, dahinter als lange Kette die großen Rätikongipfel mit Sulzfluh, Drusentürmen usw., dazu als malerischer Vordergrund bunte Blumenwiesen, blühende Obstbäume (bis 1200 m Höhe!) und die schmucke Barockkirche (mit schöner Barockausstattung und gotischem Flügelaltar).

Silber und Heu für glückliche Kühe

1000 m steigen von Bartholomäberg die Hänge bis zum Itonskopf (2089 m) hinauf, bilden eine Art Schachbrett aus Waldstücken und Wiesenflächen mit ihren Maisässen. Dieses Mittelding – im doppelten Sinn – zwischen Talhof und Alphütte ist besonders typisch für das Montafon. So findet man etwa im Gemeindegebiet von St. Gallenkirch, zu dem auch das Gargellental zählt, nicht weniger als 28 Maisässen bis in Höhen von

1650 m (Netza-Maisäß mit einem Dutzend Hütten). Ende Mai treibt man aus dem Tal zum Maisäß auf, bevor später die richtigen Alpen bestoßen werden. Im Sommer liefert das Gebiet eine Mahd, die für ihr vorzügliches Heu bekannt ist. Wer je die entsprechenden Bergkäse aus Vorarlberg probiert hat, weiß den Unterschied in der Futterart (ohne alle künstliche Düngung) zu schätzen. Von Mitte September bis in den Oktober hinein kommt dann nochmals das Vieh zum Maisäß, bevor es endgültig ins Tal zurückkehrt.

Bei Schruns mündet ganz unauffällig das Silbertal in den weiten Boden des Montafons. Natürlich sorgte der Bergbau für den Namen. Schon um 900 schürfte man nach Eisen, später zog das Silber oben in Kristberg – in 1400 m Höhe – zahllose Menschen an. Hammer und Meißel dienten für den Abbau, in Tragkörben wurde das Material ins Freie geschafft und 600 m tiefer im Klostertal weiter verarbeitet. Der Bergbau verschlang so gewaltige Holzmengen, daß im 16. Jahrhundert durch Kaiser Maximilian eine eigene Verordnung zum Schutz des Bannwaldes in der Region erlassen werden mußte. Im Dreißigjährigen Krieg verschwand der Bergwerksbetrieb wie eine Seifenblase; die allgemeine Armut und das billigere Silber aus Amerika machten ihn unrentabel. Nur das gotische Kirchlein in Kristberg erinnert noch heute an das einst so rege Leben. Silbertal (889 m), das 600 m unterhalb im Talboden liegt, ist außerdem das einzige Dorf im Inneren des Verwalls!

Arlberg – Verkehr, Lawinen, Skifahrer

Ein Alpenvereinsjahrbuch ist keine Arbeit für den Fremdenverkehr, und deshalb können und dürfen hier die Tatsachen nicht dem so beliebten Zweck-Opportunismus geopfert werden. Die Bergkulisse nördlich über dem Klostertal mit all den wilden, zerklüfteten Felsgipfeln wie Gamsfreiheit und Roggelskopf (2284 m) bestaunt auch jeder echte Bergsteiger. Und doch fühlt er sich in diesem Tal nie so ganz zuhause, zu sehr bleiben Eisenbahn, Staatstraße Nr. 1 und die Hochspannungsleitungen gegenwärtig. Der Verkehr durch und über den Arlberg ist nun einmal eine Tatsache, und auch wir reihen uns ja ein in die Autoschlangen, die zu Zeiten reichlich stockend durch das Tal kriechen.

Heute kostet eine Arlberg-Überquerung Sprit und vielleicht einige Nerven, früher brauchte man Zeit und Kraft, mußte sich plagen und mancher geriet auch in Bedrängnis. Lawinen, Erschöpfung, Verirren im Schneetreiben forderten zahlreiche Menschenleben. Es liegen immerhin 500 Höhenmeter zwischen St. Anton und der Paßhöhe, bei Schlechtwetter und Nebel – und das natürlich verstärkt im Winter – wurde der Übergang für manchen im Gebirge Unerfahrenen zu einem recht ernsten Unternehmen. Erstaunlich die Hilfsbereitschaft der Einheimischen; auch bei widrigstem Wetter forschte man stundenlang nach den Vermißten, barg Erfrorene und Verschüttete . . .

Die Situation schrie geradezu nach verbesserten Bedingungen. Eine Aufgabe für die Obrigkeit? Von wegen! Wie so oft ergriff eine „beherzte" Einzelperson die Initiative. Heinrich das Findelkind war geradezu prädestiniert, zu einer Kult- und Sagenfigur zu werden, dieses Waisenkind aus Kempten im Allgäu und späterer Hirte der Herrn auf Schloß Arlen zu Nasserein, wie der ursprüngliche Name St. Antons lautet. Die Totenbergungen, an denen er beteiligt war, bedrängten ihn zutiefst. So nahm er 1386 seine eigenen, mühsam zusammengesparten 15 Gulden für den Bau eines ersten bescheidenen Hospizes nahe der Paßhöhe. Die Chronik berichtet, daß schon in den folgenden sieben Jahren 50 Menschenleben gerettet werden konnten.

Der Tiroler Landesherr, der selbst keinen Finger gerührt hatte, genehmigte in der seiner Herrlichkeit entsprechend herablassenden Art den Bau des Hospizes: „In Ansehung dieses guten Vorsatzes und in Betrachtung, daß viele gute Dinge von einfältigen Leuten begonnen worden seien, erlaube er . . ." Dieser „Einfältige", womit wohl mehr der tiefe gesellschaftliche Rang ausgedrückt werden sollte, entwickelte eine erstaunliche Initiative. Er gründete die St. Christophs-Bruderschaft nach dem Nothelfer und Patron für gefährliche Reisen, zog dann höchst persönlich in ganz Mitteleuropa umher, gewann Fürsten und Bürger und damit auch das nötige Geld für seine Idee.

Jeder Arlberg-Fahrer kommt noch heute durch St. Christoph gleich südlich der Paßhöhe. Auffallend bunt gestrichene Hotels füllen das schmale Tälchen, etwas verloren wirkend im sommerlichen Grün, Produkte einer „zweiten Karriere". 1901 saßen sechs Skibegeisterte der ersten Stunde im Hospiz zusammen, das seit dem Bau der Arlbergbahn 1882 seine Bedeutung verloren hatte und immer mehr herunterkam. Bei einem guten Glas Wein wurde der „Skiclub Arlberg" geboren. Die damals eher armseligen Bergdörfer St. Anton und Stuben, Zürs und Lech und auch St. Christoph durchliefen eine Blitz- und Traumkarriere zu internationalen Metropolen der Brettl-Jünger. Aber das ist eine Geschichte, die besser zu den Lechtaler Alpen paßt als zum Verwall.

Bisher war nur von drei der Täler die Rede, die das Verwall einschließen. Durch das vierte sind die meisten wohl schon höchstpersönlich und in seiner ganzen Länge gefahren, und doch blieb ihnen der Name Stanzertal völlig unbekannt. Wer beachtet schon Pettneu und Schnann, zwei stattliche, geschlossene Ortschaften, wer Flirsch und Strengen, die sich malerisch an den Hängen emporziehen, wenn er von Landeck kommend sich zwischen all den Pkws, Bussen und Lastern Richtung St. Anton und Arlberg „emporarbeitet". Das Stanzertal trifft ein ähnliches Schicksal wie das Klostertal, allerdings wurde die neue Schnellstraße so günstig wie möglich in die gegenüberliegenden, waldüberzogenen Hänge eingepaßt, beherrscht also nur noch an wenigen Stellen das Bild.

Haben Sie zudem gewußt, daß für die Arlbergbahn eine völlig andere Streckenführung zumindest im Gespräch war? Die Paznauner wünschten sich die Bahn in ihrem Tal und führten folgende Begründung an: Am Zeinisjoch käme man mit einem kürzeren Tunnel aus. Dieser Paß, der die Grenze zwischen Paznaun und Montafon einerseits, die Verbindung von Verwall und Silvretta andererseits bildet, blieb im Laufe der Jahrhunderte stets erstaunlich unbekannt. Dabei ist er mit seinen 1842 m nur um 49 m höher als der so berühmte Arlberg.

Kunsthaus Zürich, deponiert im Alpinen Museum Bern

Zwar trägt dieser 115. Band der Alpenvereinsjahrbücher die Jahreszahl '91, aber er erscheint ja noch im Herbst 1990 – und damit genau 125 Jahre nachdem 1865 das erste Alpenvereinsjahrbuch erschienen ist. Das war damals noch ein Jahrbuch des Österreichischen Alpenvereins. „Zeitschrift" des D.u.OeAV konnte das Jahrbuch nämlich erst später werden, denn den DAV (gegründet 1869) gab's damals, im Jahr auch der Erstersteigung des Matterhorns (s. S. 123), noch eine Zeitlang nicht.

Schon diesem ersten Alpenvereinsjahrbuch war aber zugleich die erste Alpenvereinskarte beigelegt, nämlich ein Blatt von Franz Keil über die Ankogelgruppe im Maßstab 1 : 72000. 1990 jährt sich zum 125. Mal also sowohl die Geburtsstunde der AV-Kartographie als auch der AV-Jahrbücher. Einem von diesen ist bereits vor der Jahrhundertwende eine Ferwallkarte (damals noch mit F geschrieben) beigelegt (1899). Daß bis heute im übrigen nur 115 Bände statt 125 erschienen sind, hängt mit den Kriegen in unserem Jahrhundert zusammen.

In diesem – also 125 Jahre nach dem ersten seiner Reihe – erscheinenden Band der AV-Jahrbücher ist einiges darüber nachzulesen, wie sich in etwa in dem Zeitraum seither, besonders aber mit zunehmender Gegenwartsnähe, unter anderem auch beim Bergsteigen Zielsetzungen, damit die Art des Bergsteigens und die Bergsteiger gewandelt haben: Ein ständig, wenn häufig gleich wenig stetig fortlaufender Wandel, den auch die Alpenvereinskartographen in ihrer Arbeit registrieren.

Als „Rest-Romantik-Verwalter" versteht sich Johannes Fischer, der Hauptbearbeiter der neuen Verwallkarte, die diesem Band beiliegt. Dieses Selbstverständnis deutet schon an, daß sich seine folgenden Gedanken um die Entstehung der Karte nicht nur auf Kartographisches beschränken. Vielmehr vermittelt offenbar gerade die akribische Arbeit an einer AV-Karte des Jahres 1990 dem Bergsteiger Johannes Fischer die Vorstellung, es möge dem Menschen einmal gegeben sein, daß er „die weiße Wildnis als unberührbares Numinosum stehen lassen kann".

Aus dem Kartographischen also ins Psychographische überwechselnde Gedankengänge, die einen dem Nachdenken förderlichen Kontrapunkt setzen mögen gerade auch zu den besonders dominant in diesem Buch anklingenden Themen. (d. Red.)

Oben: Raphael Ritz (1829–1894)
Ingenieure im Gebirge,
1881

Rest-Romantik-Verwalter beim Alpenverein

Gedanken um die Entstehung der neuen Verwall-Karte

Johannes Fischer

Der Rest-Erkunder gibt der Erde den Rest, weil er die Rest-Erschließer auf den Plan ruft. Andererseits macht Erkunden Spaß. Es liegt den meisten im Blut, vielen dergestalt, daß sie geographisch zu erkunden suchen. Als ich klein war, entdeckte ich, daß auf unserem Globus, aus dem Jahr 1911 stammend, die in meinem Diercke-Atlas schon verzeichnete Prinz-Charles-Insel (mit immerhin mehr als 100 km Durchmesser) westlich von Baffin Island noch nicht enthalten war. Damals dachte ich ernsthaft, es gäbe noch die Möglichkeit, terra incognita zu entdecken, und zwar auf der Erde, und zwar im kartographisch-geographischen Sinne. So wurde ich Kartograph. Und weil mich die Schweizer Landeskarten seit Beginn meiner Bergsteigerei faszinierten, wurde ich Hochgebirgskartograph.

Dem Alpenverein habe ich es zu verdanken, daß ein dumpfer Rest meines Glaubens an die Entdeckbarkeit von geographischen weißen Flecken noch am Leben ist. Ein Glaube zwar, der durch die Satelliten-Fernerkundung vollkommen anachronistisch geworden ist. Es sind bereits mehr Daten über die Erdoberfläche abgespeichert als der Mensch jemals nutzvoll auszuwerten imstande ist. Ein Glaube jedoch, durch den ich lange Zeit romantische Jules-Verne-Gefühle am Leben erhielt, Gefühle, ich könne einmal Entdecker, Erschließer irgendwelcher Gebirge, Erstbesteiger irgendwelcher Berge, Erstbegeher irgendwelcher Klettereien werden. Meine Wünsche waren so weitläufig, sie bezogen sich auf alle Gebirge der Erde, alle Berge über 3000 m – eine Zeitlang wußte ich sämtliche Maximalhöhen sämtlicher Kontinente, größerer Gebirge und Inseln auswendig –, die Wünsche waren so weitläufig und die Energie letztlich so gering, daß sich das Interesse verlor und mein Bergsteigen bescheiden und meine erschließerische Tätigkeit noch bescheidener ausfielen. Ich wurde Rest-Erkunder und Rand-Erkunder; in meiner Art bergzusteigen suchte ich meist das wenig Bekannte, die stillvergnügten Schmankerl und ein bißchen auch das gefährliche Neuland.

Beruflich wurde ich Rest-Romantik-Verwalter beim Alpenverein, Bereich Geographie. Rest-Romantik-Verwalter sind außerordentlich wichtige Personen unserer Gesellschaft, denn sie sorgen für das Gefühl sehr vieler Menschen, daß doch noch irgendwo etwas so ist wie es früher war, in einer besseren Zeit. Unmittelbar anschaulich wird dies zum Beispiel bei den Hüttenwirten: Sie verkörpern etwas, wonach sich viele im Grunde sehnen, nämlich das Dableiben-Können und das Für-Andere-Dasein-Können. Der Hüttengast, ein gehetzter, rastloser, also normaler Zeitgenosse zumeist, findet seine Rast auch im Gebirge nicht: Er zieht weiter, der Hüttenwirt jedoch bleibt da.

Vermittler für die Restflächen der Erde

Etwas anders, aber in der Tendenz ähnlich, arbeitet der Rest-Romantik-Verwalter der Sparte alpine Geographie und Kartographie: Er ist durch sein Landkartenwerk der Alpen und außeralpiner Gebirge der Vermittler für die Restflächen der Erde, auf denen Entdecker größeren und kleineren Stils ihrem persönlichen Jules-Verne-Gefühl nachgehen können. (Siehe z. B. Kurt Diemberger im AV-Jahrbuch Berg '85, S. 156: „Wir waren die ersten, die zum Beginn des nördlichen Gasherbrumgletschers vordrangen, es war wie zur Zeit Eric Shiptons, eine faszinierende Erkundung.") Er verkörpert zudem durch die zwar nicht mehr ganz zeitgemäße, jedoch trotzdem noch vorhandene Vorstellung vom Geometer, der, fernab vom Tumult der Zeit, mit seinen Stativen und Meßgeräten wochenlang durchs Gebirge zieht und die Geländeformen unmittelbar anschaulich kartiert, ein wichtiges Stück Restromantik. Beiträge hierzu leistet noch heute die Alpenvereinskartographie, zum Beispiel durch die Pamir-Exploration 1975 in Afghanistan, die bislang letzte kartographische und wissenschaftliche Kundfahrt des Alpenvereins.

Wie ist es nun um die Romantik der Vermessungstätigkeit selbst bestellt?

Als ich das erste Mal ins Verwall kam, ahnte ich noch nicht, daß ich hier einmal in gewisser Weise weiße Flecken füllen würde. Ich wollte einfach nur klettern. Ein Freund und ich beschlossen, irgendwas am Patteriol zu begehen, wir wußten, daß es eine „Pause" an demselben gab, hatten den „Pause" aber nicht zur Hand. Aufgrund eines Fehlers im AV-Führer älterer Auflage gerieten wir in die Nordostwand (VI), in der Meinung, wir seien im Nordostgrat (IV). Die Nordostwand besteht anfangs aus einer Schlucht, in der, weil es Ende September war, die losen Steine ausgeapert waren und uns um die Ohren flogen. Ebenfalls ausgeapert waren die Skelett- und sonstigen Reste eines drei Jahre zuvor abgestürzten und bis dato vergebens gesuchten Bergstei-

gers, vergebens, weil er im Herbst abgestürzt und sogleich unter Schnee verschwunden war. Dieser grausige Fund sowie weitere Verhauer bewogen uns, den Rückzug anzutreten.
Zwei Jahre später spielte ich Rest-Erschließer und beging mit meiner Freundin eine bislang wohl unerkletterte Rampe von 6 Seillängen, IV. bis V. Grad, als Querverbindung von der Skelett-Rinne zur Nordostgrat-Route. Und weil solche Abenteuer wie Erstbegehungen zeitraubend sind, zogen wir es auch hier vor, den Gipfelgang nicht zu vollenden. Weitere zwei Jahre später ging es beim Alpenverein los.

Weiße Flecken heutzutage

Es ist numehr erst einmal an der Zeit, darzustellen, von welcher Art eigentlich die – rein kartographischen – weißen Flecken heutzutage sind. Sofern diese Frage die *Kartographie allgemein* betrifft, läßt sich dazu folgendes sagen:
1. Die Erdoberfläche ist heute vollständig kartographisch erfaßt, die Frage ist nur, in welcher Genauigkeit, sprich, in welchem Maßstab und mit welcher Menge an Details pro Flächeneinheit. Und hier liegt, setzt man mitteleuropäische „Maßstäbe" an, in weiten Teilen der Erde noch manches im argen, besonders bei großmaßstäblichen Karten (1 : 50 000 – 1 : 25 000).
2. Fast noch interessanter als das rein topographische, das heißt ortsbeschreibende, Auffüllen weißer Flecken ist der große Bereich der Verknüpfung aller möglichen Sachverhalte mit dem topographischen Gerüst. Hierbei geht es immer darum, Karten für einen bestimmten Benutzerkreis zu schaffen. Als Beispiele seien angeführt: Sämtliche thematischen Karten, Wanderkarten, Straßenkarten, Stadtpläne, Satellitenaufnahmen aller Art, zumeist mit einem einfachen topographischen Gerüst kombiniert (Küstenlinien, Orte, Flüsse), Luftbildkarten, Katasterpläne, Raumplanungskarten. Benutzer gibt es viele, deshalb ist auch das Aufgabengebiet groß. Die weißen Flecken liegen hierbei aber eher in einem Bereich, der vom Produkt der Kreativität des Kartenschaffenden gefüllt wird als von den Meßergebnissen des Forschers, des Geometers, des Photogrammeters. Das heißt: Die Tatsache der Verknüpfung eines Sachverhalts mit einer Landkarte sowie die Art der Darstellung des Sachverhalts sind das Neuland, nicht der abgebildete Teil der Erdoberfläche an sich.
Wenn die Frage nach der Art der weißen Flecken in heutiger Zeit auf die *Alpenvereinskartographie* abzielt, sind hier wiederum zwei Punkte anzuführen:
1. *Karten außeralpiner Gebirge:*
Diese werden mehr und mehr verlangt, insbesondere Karten von gängigen Trekkinggebieten. Zu tun gibt es hier noch sehr viel.
2. *Karten alpiner Gebiete:*
Selbstverständlich sind auch die Alpen vollständig kartographisch erfaßt, viele Gebiete auch im Maßstab 1 : 25 000. Da Österreich kein echtes Kartenwerk 1 : 25 000 besitzt, leisten hier die Alpenvereinskarten wertvolle Dienste der verfeinerten Darstellung.

Mit der Verwallkarte wird eine weitere Lücke innerhalb des AV-Kartenwerks geschlossen. *Qualitativ,* und das sind nun die eigentlich übriggebliebenen „weißen Flecken auf der Landkarte", sind die Vorzüge einer neuen AV-Karte wie der Verwallkarte gegenüber allen weiteren vorhandenen Kartenwerken folgende:
a) Eine genauere Geländedarstellung, besonders die Fels- und Schuttdarstellung.
b) Ein nach touristischen Gesichtspunkten gewählter Blattschnitt (wenn auch bei der Verwallkarte leider nicht zu verwirklichen ist, das ganze für den Wanderer interessante Gebiet auf einem Blatt abzubilden).
c) Eine größere Dichte an kotierten Punkten (Höhenangaben).
d) Eine wesentlich dichtere Erfassung der Kartennamen (auch der Flurnamen), welche die gegenwärtige oder vergangene Nutzung des Gebiets indirekt darstellen kann. Mundartnahe Schreibweise, welche die sprachlichen Hauptcharakteristika der Gegend andeutet.
Das ist es also, was bleibt: Verdichtung von Vorhandenem, genauere Darstellung von weitestgehend Bekanntem. Wo bleibt der Forschergeist, der romantische Alpengeometer des 19. Jahrhunderts? Die Entmystifizierung der nebelhaften Berggestalten? Geht man überhaupt noch ins Gelände? Man geht. Macht man das denn nicht alles von der Luft aus? Doch, zum größten Teil schon. Das machen doch heute schon alles die Satelliten? Schlicht: Nein.

Arbeitsschritte bei der Neuherstellung der Verwallkarte

Bei der Neuherstellung der Verwallkarte 1 : 25 000 waren die Grundlagen zunächst Pläne im Maßstab 1 : 10 000, die das Grundgerüst der späteren Karte schon wiedergaben (Höhenlinien, Gewässer, Waldkonturen, Straßen, Wege etc.), jedoch vom Stand 1955. Diese Pläne sind das Ergebnis der geometrischen Auswertung von Luftbildern (Photogrammetrie). Sie waren die Grundlage für die Herstellung der amtlichen Österreichischen Karte 1 : 50 000, sind jedoch durchaus auch als Grundlage für die Verwallkarte 1 : 25 000 geeignet. Hinzu kamen sogenannte Orthophotos vom Stand 1979. Orthophotos sind Luftbilder, die durch entsprechende Verfahren so entzerrt sind, daß die Zentralprojektion des Photos zur Parallelprojektion einer Landkarte umgewandelt wird. Den 1979er Stand der Photos übertrug ich in die 1955er Pläne.
Bereits der nächste Arbeitsschritt war die Arbeit im Gelände. Hier ging es vor allem darum, das Wegenetz möglichst vollständig kennenzulernen und zu beurteilen, um eine Klassifizierung der Wege in der Karte vornehmen zu können. Als zweites waren natürlich ein paar Ergänzungen zu machen (Wege, Forststraßen, Häuser, Seilbahnen usw.). Diese wurden mit einfachen Methoden eingemessen (Kompaß, Höhenmesser, Abschreiten von Strecken). Zum dritten machte ich einige Fotos, um später im Büro die Geländedarstellung verfeinern zu können.
Der dritte Arbeitsschritt war der härteste und langwierigste: Es ging darum, wieder mit Hilfe der Orthophotos und der Grundla-

Foto: G. Achberger

Der Patteriol, aufgenommen auf dem Weg zur Kuchenspitze; rechts unten die „Skelett-Rinne", im Hintergrund das Rätikon

genpläne eine vollständige, flächendeckende Entwurfszeichnung in 1 : 10 000 zu entwickeln. Dazu bediente ich mich der von Prof. Rüdiger Finsterwalder entwickelten Stereo-Orthophoto-Technik (ausführlich beschrieben in: Kartographische Nachrichten, Heft 2/1989). Hierbei wird *neben* das Orthophoto noch ein „Stereo-Partner" desselben Photos gelegt und *auf* das Orthophoto der transparente Grundlagenplan. Mit Hilfe eines Spiegelstereoskops kann man nun die Photos *räumlich* (3-D) sehen und zugleich verschiedene Einzelheiten der Photos in den Grundlagenplan eintragen. Auf diese Weise entstand die mehrfarbige Entwurfszeichnung (siehe Abbildung auf dem Schutzumschlag) mit Felszeichnung, Schuttzeichnung, Flächenton für Wiesen bzw. alpinen Pflanzenboden (gelb), Krummholz (orange), Wald (grün), Gletscher- und Firnflächen (hellblau), korrigierten Höhenlinien (rot) und „Situation", also Wege und Straßen, Häuser und Bahnen (schwarz). Jedes der 16 einzelnen Entwurfsblätter 1 : 10 000 wurde nach der Ausarbeitung mit Stereo-Orthophotos noch zusätzlich anhand weiterer Luftbilder und nach den eigenen Farbfotos vom Gelände überprüft und ergänzt, und am Schluß noch mit der amtlichen österreichischen Karte verglichen.

Der vierte und letzte Arbeitsschritt der Kartographen war die Reinzeichnung, also diejenige Prozedur, bei der vom farbvereinten Entwurf farbgetrennte Folien für den Druck hergestellt werden. Das heißt im Klartext, daß jede Linie, jedes Strichelchen, jeder Punkt des Entwurfs (siehe Abb.) noch einmal gezeichnet werden muß – ein knappes Jahr Arbeit für zwei Kartographen.

Felszeichnung und Namensgebung

Zur Ausführung der Karte hier zwei Anmerkungen:

1. Die Felszeichnung erfolgte nach der Methode von L. Brandstätter, nach der bereits sieben AV-Karten gezeichnet wurden, fünf davon durch Brandstätter selbst. Diese Methode ist geometrisch ziemlich exakt, sie läßt nämlich der Fehlinterpretation von Felszeichnung nicht mehr so viel Spielraum, wie das beispielsweise eine Felsschraffenzeichnung mit 100-Meter-Höhenlinien zuläßt (z. B. in der topographischen Karte 1 : 25 000 von bayerischen Gebirgsanteilen). Brandstätters Felszeichnung basiert auf 20-Meter-Höhenlinien, alles weitere sind Kantenlinien, Senkrecht-Schraffuren (die die Kanten betonen sollen bzw. als sogenannter „Scharungsersatz" die Höhenlinien im Steilgelände ab 75° ersetzen) und Gefügezeichnung (die die Feinstrukturen der Felsoberfläche wiedergeben). Bei meiner Variante der Brandstätter'schen Felszeichnung kommen noch ein paar – maßvoll dosierte – Füllstriche dazu, die nicht unbedingt die Feinstruktur wiedergeben, jedoch dem Zusammenhalt der Felsflächen dienen sollen. Außerdem ist meine Felszeichnung insgesamt nicht ganz so feingliedrig ausgeführt.

2. Die Namen wurden von dem Klagenfurter Linguisten Dr. Franz Dotter unter Verwendung vorhandener Unterlagen und im Gelände erhoben, d. h. zusammen mit knapp 20 einheimischen Gewährsleuten. Die mundartnahe Schreibweise, auf sprachwissenschaftlicher Basis erstellt, mag umstritten sein, die Alpenvereinskartographie hat sich jedenfalls – in Anlehnung übrigens an die Schweizer Landestopographie – schon seit längerem dazu entschieden. Hierzu Dr. Dotter: „Ich sehe es als Aufgabe der Ortsnamenschreibung besonders für kleinräumig orientierte Karten an, die sprachliche Eigenheit der betreffenden Region wiederzugeben. Gerade die Entwicklung des ‚Duden' in den letzten Jahren hat gezeigt, daß immer mehr regionale Varianten erlaubt werden (ohne die gemeinsame Hochsprache damit aufzugeben), eine Entwicklung, die das Bild eines gemeinsamen Europas der Regionen unterstützt. Die Alpenregion Österreichs soll nicht in einem sprachlichen Einheitsnamensbrei untergehen. (. . .) Das Verständnis für solche Regionalismen ist (im Gegensatz zur wesentlich selbstbewußteren Schweiz) in den zuständigen Ämtern nicht besonders hoch. Ich weiß nicht, ob es überinterpretiert ist, wenn ich darin auch Reste eines unbewußten Anschlußdenkens annehme." (Aus einer brieflichen Stellungnahme an ein Salzburger Verlagshaus, 1989)

Seines letzten Mythos beraubt

Der letzte Rest der Forscherromantik ist also in der Karte selbst, im Endprodukt, kaum mehr zu finden: Auch der letzte Winkel des Gebietes ist durch die Luftbildmessung und die verfeinerte Art der Geländedarstellung gnadenlos seines letzten Mythos beraubt. Und der Topograph, derjenige also, der das Gelände im zweiten Arbeitsabschnitt (siehe oben) messend, klassifizierend und photographierend mit dem Kartierbrett in der Hand durch-

schreitet, macht kaum andere Erfahrungen als jeder andere Wanderer, der mit offenen Augen und auch einmal abseits der Wege durchs Gebirge geht.
Gerade im Verwall lohnt es sich, einmal die Wege zu verlassen und eigene Entdeckungen zu machen, einsame Gipfel zu betreten.
Mein topographischer Geländeeinsatz war nicht sonderlich aufregend, oft ziemlich anstrengend, manchmal genußvoll. Es gab drei, vier schöne Landschafts-Trips, wobei ich jedoch dem Kartenleser anheimstellen will, sie selber herauszufinden. Auch das wenige Vermessungstechnische, was vorkam, war kein schwieriges Neuland: Ein paar Forststraßen, Hütten, Häuser und Wege waren neu zu kartieren. Serafin Rudigier, der etwas schrullige ehemalige Hüttenwirt der Niederelbe-Hütte, sagte mir, die Kreuzjochspitze sei „hundertprozentig" (das „hundertprozentig" geradezu giftig herausgekläfft) niedriger als die Seßladspitze, weil man von der letzteren auf die erstere hinunterschaue, „nicht *hin*auf". Er sei 45mal auf der Seßladspitze gewesen. Doch auch bei derart beredtem Zeugnis glaube ich hier lieber den Grundlagenplänen von 1955, und die dürften hier allenfalls in der Größenordnung von einem Meter daneben liegen, nicht jedoch um 13–15 Meter. Auch ohne bei meiner Besteigung der Seßladspitze bewußt auf die Kreuzjochspitze geschaut zu haben, glaube ich anhand der Karte zwei einfache Gründe anführen zu können, weshalb sich Serafin irrte: Erstens liegt, von der Seßladspitze gesehen, in der selben Blickrichtung wie die Kreuzjochspitze auch die Madaunspitze, und die ist deutlich höher als beide anderen, deshalb erscheint die Kreuzjochspitze so niedrig. Zweitens schaut die letztere auch vor dem Hintergrund der Rifflergruppe so niedrig aus.

Anachronistisches Tun

Als ich von der Paznauntalseite her die Südseite des Verwall anging und in Ischgl einquartiert war, merkte ich schließlich, daß der Romantizismus meines Tuns in mir selber liegt und daß die Einheimischen meine Tätigkeit eher als anachronistisch, ja als unverständlich ansahen. In jenem August nämlich brannten in Ischgl ein größeres Hotel und ein paar umliegende Heustadel nieder; Brandstiftung, wie sich herausstellte. Und obwohl ich schon ein, zwei Wochen vorher im Ort und in dieser Pension gewesen war, vertrauten mir meine Wirtin und ihre Tochter an, sie mutmaßten, bei meinem geheimnisvollen Tun könne ich doch nur ein „Kriminaler" sein, der hier den Brandleger suche.
Tatsächlich jedoch ging ich die ehemaligen Heuwege ab, die geheimen, kleinen, schmalen Trampelpfade der Einheimischen, um zu schauen, was davon noch wert sei, in die Karte aufgenommen zu werden. Das anachronistische Tun: Da herumzustiefeln, wo ich in nostalgischer Weise etwas Gewesenem nachhänge, das sehr wahrscheinlich nie wieder sein wird: Eine Vorratshaltung von Heu, in Stadeln, die bis zu 1000 Höhenmetern über dem Talgrund liegen und nur zu Fuß auf teilweise sehr steilen Wegen erreichbar waren. Alles zerfällt, Wege wie Hütten. Kaum ein Kartenbenutzter wird je diese Wegrudimente begehen. Dort, wo der Topograph den anstrengendsten, körperlichen Einsatz bringt, weniger wegen der Höhenunterschiede, mehr wegen der Unwegsamkeit, ziehen die wenigsten Kartenbenutzer dereinst Nutzen aus der Karte.

Was bleibt?

Erstens, bei der Erstellung solcher Mega-Daten-Outputs wie der Verwallkarte überwiegt die ameisenhafte Fleißarbeit im Büro bei weitem, die Geländearbeit bleibt marginal. Der Kartograph wünscht sich einen Computer, der die Herstellung einer solchen Karte erheblich forciert, jedoch unter Erhaltung eines ansprechenden, optisch ausgewogenen Kartenbildes.
Zweitens, die Erkenntnis, daß die Romantik, die ja eigentlich im Seelischen der Menschen liegt, heute eine Projektion auf außerhalb des Menschen liegende Dinge wie die Geheimnisse der Erdoberfläche kaum mehr durchführen kann, denn „die Verhältnisse, sie sind nicht so" (Brecht). Wenn Reinhold Messner die „White Wilderness" proklamiert, das Übriglassen von ein paar weißen Flecken voller romantischer Rest-Natur, und wenn er gleichzeitig den letzten großen noch ungegangenen Fußmarsch vollführt, der auf der Erde als „Erstbegehung" möglich war, nämlich den durch die Antarktis, dann sind die Verhältnisse eben auch nicht mehr ganz so (siehe DAV-Mitteilungen, Heft 4/1989, S. 252). Denn die immanente Konsequenz seiner Erstbegehung in Verbindung mit seiner Forderung nach „White Wilderness" ist ja diejenige, daß alle anderen nach ihm lediglich domestizierte Eroberungsgänge in der Rest-Natur zu tätigen bereit sind. Die Kraft des Forscherdrangs, des Eroberungsinstinkts, der Wille, irgendwo auf der Erde eine entscheidende Erstbegehung gemacht zu haben, muß nach Messner zwangsläufig in andere Bahnen gehen. Hier gibt es mehrere Möglichkeiten, ich kann sie auch gar nicht alle erwähnen, jedoch laufen alle mehr oder weniger auf eine Brechung des geradezu triebhaften Wunsches nach Erstbegehung, Erstbesteigung (somit nach der Defloration eines Teiles der Natur) hinaus:
1. Sublimierung, Lenkung in wissenschaftliche Forschung.
2. Die illusionäre Brechung durch die kommerziellen Rest-Romantik-Verkäufer, z. B. mit Produkten wie „Marlboro Country" oder „Camel Trophy", die zum größten Teil Phantasie und Geld bewegen, zum geringsten Teil Menschen in abenteuerlicher Natur.
3. Die Reduktion auf einen maßvollen Umgang mit der Natur. Dieser Umgang ist wohl nur möglich, wenn Messners Postulat der „White Wilderness" erfüllt wird (s. a. a. O.). Dieses Postulat impliziert jedoch nicht nur die äußeren Gegebenheiten, nämlich daß der Topos der unendlich erscheinenden natürlichen Landschaft im Menschen ein Gefühl von Wildnis zurücklassen kann. Es beinhaltet auch einen veränderten Menschen. Einen spirituellen Menschen, der einen Eroberungsdrang nicht mehr nötig hat, der den heiligen Hain und die weiße Wildnis als unberührbares Numinosum stehen lassen kann.

Die Pflunspitzen –

ein alpinistischer Nebenschauplatz zwischen Rätikon und High Zürs

Achim Pasold

Ein Alpinist und ein Sportkletterer gehen gemeinsam „auf Tour" – ein Beispiel vielversprechender Rollenverteilung. Ein Beispiel freilich, das um einiges komplizierter, doch dementsprechend interessanter und kennzeichnender auch für die (Bergsteiger-) Welt, in der wir leben, sich entpuppt, da der Sportkletterer der wesentlich ältere der beiden ist. Seine Laufbahn hat der vor vielen Jahren mal zwar ebenfalls als Alpinist begonnen, hat sich dann aber so gut wie gänzlich abgeseilt von dieser Art bergsteigerischen Tuns. Die Erinnerung daran hat sich ihm einigermaßen farbecht erhalten, immerhin. Umgekehrt gilt der Jüngere als große Hoffnung des Extremalpinismus gerade wegen seines sportlich hoch anzusetzenden – also aus entsprechender Motivation resultierenden – Klettervermögens.
Eine Besetzung, die aufschlußreiche Spielszenen verspricht: ganz deutlich zum Beispiel im Hinblick auf die Vielfarbigkeit der heutigen Bergsteigerszene insgesamt. Die wird detaillierter noch in anderen Teilen dieses Buches aufzuzeigen sein. Doch daß diese Szene nicht nur kräftige Farbkontraste beleben, daß sich die Farben darin vielmehr an vielen Stellen auch zu eigentümlichen Nuancen und Schattierungen vermischen können, das zeigt recht gut schon das Spiel der beiden Akteure dieser Geschichte.
So überzeugend aber wie das Spiel von der Bühne des Verwall her wirksam wird, gibt es auch Aufschlüsse über die Bühnenbeschaffenheit. *(d. Red.)*

„Ist das Motorrad da hinten angemeldet?" Ganz offensichtlich sieht mir der Zollbeamte meine Verunsicherung an und späht noch etwas genauer ins Heck meines Kleinbusses. Daß sich das mysteriöse Motorrad dabei auch für ihn in zwei Mountainbikes verwandelt, macht sein Ansinnen verständlicher, denn zwei dieser neumodischen Gebirgsradl hängen wirklich unübersehbar an der Latte, die zur Versteifung der Dachluke quer im Auto sprießt. „Führen Sie die ein?" Obwohl ich diese Frage in eben diesem Wortlaut und an eben dieser Stelle schon allzuoft gehört habe; im Zusammenhang mit Fahrrädern ist sie mir genauso neu, wie die Vorstellung fremd, in den alpenländischen Zweiradmarkt einzugreifen. Nur so ist meine andauernde Verwirrung zu erklären, denn auf die Frage „Wo woins denn hin?" mit „Nach Österreich!" zu kontern ist direkt vor Bregenz doch reichlich bescheiden. Als der nun seinerseits irritierten Miene doch noch ein „Gute Fahrt" folgt, bin ich heilfroh.
Knirschend fährt das Anlasserritzel in die Zahnräder des im Leerlauf tuckernden Motors; entschuldigendes Achselzucken und ab gehts ins Rabenschwarz des Pfändertunnels. Die gute Laune wird noch besser, als sich hinterm jenseitigen Ausgang der Röhre stahlblauer Himmel über Vorarlberg spannt. Die Dire Straits müssen vom Tonkopf weichen, jetzt muß etwas Fetziges in den Recorder. Erst der Blick ins Walsertal ernüchtert mich ein wenig. Der linke Fuß gerät aus dem Takt. Der weiß glänzende Rücken da hinten müßte eigentlich die Rote Wand sein. Aber von wegen rot. Schneeweiß, im wahrsten Sinn des Wortes, und dabei doch um einiges niedriger als unser Ziel, die Pflunspitzen.

„Einen Tip laß' ich raus"

Aha! Jetzt ist der werte Leser der Verunsicherte. War er doch bisher der irrigen Meinung, den Alpenraum einigermaßen unter Kontrolle zu haben. Aber Pflunspitzen? Okay. Einen Tip laß' ich raus. Verwall! Na, ist der Groschen gefallen? Genau! Dieser alpinistische Nebenschauplatz zwischen Rätikon und High Zürs; diese hinterste Ecke für einsamkeitswütige Jochwandler. Und dort soll man klettern können? An den Pflunspitzen? Und ob. Glaubt man dem zuständigen Alpenvereinsführer aus dem Hause Rother, dann warten in diesem Niemandsland einige der schönsten Genußklettereien Voralbergs. Momentan zwar etwas angeschneit, aber was solls. Was ich von der Roten Wand sehe ist ja die Nordflanke, und eine Nordflanke, eine flache Nordwand quasi, ist ja bekanntlich immer eine Ecke härter als eine Westwand. Und außerdem bin ich ja nicht mit irgendjemand unterwegs, sondern mit einem echten Sohn der Vorarlberge.
Berti gehört zu der Hälfte der Nüziderschen Einwohnerschaft, die auf den Namen Burtscher hört und ist trotz seiner knapp über zwanzig Lenze bereits ein erfahrener alpiner Allrounder. Selbst eingedenk seines Wohnzimmerblicks auf die Zimba und des Gleitschirmlandeplatzes im Garten ist mir schleierhaft, wie man in so kurzer Zeit so viele große Touren gemacht haben kann. Zwar ist das Free-solo, diese Alles-oder-Nichts-Variante des Kletterns, eine seiner Lieblingsdisziplinen, aber alles kann

man doch beim besten Willen nicht alleine machen und hin und wieder war ja auch von Seilpartnern die Rede. Die Frage beschäftigt mich eine geraume Weile und beantwortet sich ein Stück weit, als ich ums Eck der Jugendstilvilla biege. Was dort unter der Rubrik Dreitagesrucksack an der Haustür lehnt, würde mancher Dorfschönen kaum als Schminkköfferchen reichen. Entweder ist da überhaupt kein Stück Kletterausrüstung drin – nicht ein Keil und nicht ein Schnäpperchen – oder er hat die Verpflegungsration auf das Niveau eines buddhistischen Bettelmönches gesenkt. Womöglich verzichtet er auch noch auf jede Art wärmender Bekleidung. Für mich allesamt gleichermaßen indiskutable Möglichkeiten, die Schlimmstes ahnen lassen. Ich klingle und schaue wohl noch reichlich benommen, als Berti mir öffnet. Seinen fragenden Blick leite ich direkt auf den Rucksack weiter. Offensichtlich kann er an dem Beutelchen jedoch nichts Außergewöhnliches bemerken und um nicht sofort mit meinen Bedenken herauszuplatzen, verstecke ich meine Sorgen hinter einem kurzen Lob ob des hervorragend gelungenen Rucksackpack. Willig folge ich in die Küche. In Österreich ist Nationalfeiertag und die ganze Familie sitzt bereits bei Apfelkuchen und Kaffee. Ich greife sofort reichlich zu. Was direkt im Bauch verstaut werden kann, nimmt im Rucksack schon keinen Platz mehr weg. So reiht sich Apfelkuchen an Apfelkuchen und eine Krönung folgt der anderen. Das Koffein und die hinter der Zimba vorstrahlende Sonne lassen die Herzen höher schlagen. Wir lassen uns betont Zeit. Gut vier Stunden Hüttenaufstieg prophezeit uns der Führer, und die müssen ja nicht unbedingt zur Mittagszeit genossen sein, ist der allgemeine Tenor. Ich denke an das Tempo, das mein Partner anschlagen wird und stimme ergeben zu. So ist es fast schon drei Uhr, als wir uns langsam auf die Socken machen.

Nun ist Berti mit Staunen an der Reihe, denn sein Rucksäckchen verschwindet fast in dem Durcheinander, das ich noch zu verpacken gedenke, und das die Ladefläche des Kleinbusses flächig bedeckt.

Die Gnade der nahen Geburt, die viele Alpenbewohner als Fluch empfinden, bringt uns in zwanzig Minuten von der Haustür zum Eingangsportal des Arlbergtunnels, dem Ausgangspunkt unserer Unternehmung. Und das obwohl wir unterwegs noch schnell die Südwand der Plattnitzerspitzen auf Zelluloid gebannt haben. Für einen Flachlandtiroler wie mich, der eine halbe Stunde unterwegs ist, bis er die kaum eine anständige Seillänge hohen Kalkzapfen der Schwabenalb zu Gesicht bekommt, ein schier unglaublicher Kletternutzungskoeffizient aus Zufahrtszeit und zu erwartenden Klettermetern. Die für gewöhnlich vom schlechten Gewissen initiierten Gedanken, ob die paar lausigen Klettermeter wirklich einige Liter Sprit, und sei er noch so bleifrei, wert sind, bleiben aus.

„Alles wird drastisch reduziert"

Unter gleißender Sonne und Bertis Aufsicht beginne ich mein Ränzel zu schnüren. „Schlafsack?" – „Wir gehen doch auf eine Hütte!" „Aber doch auf eine Selbstversorgerhütte" wage ich zaghaft und dementsprechend erfolglos aufzubegehren. „Karabiner?" – „Hab ich schon zehn eingepackt!" – „Zehn?" – „Zehn reichen allemal!" Immerhin wird mir ein persönlicher Schraubkarabiner samt Abseilachter zugebilligt. Für zwei weitere Schnäpperchen – man weiß ja nie – benötige ich einen unbeobachteten Moment. Der Hinweis, daß dies, und nur dies Sicherungsmittel für das auf uns wartende Urgestein das einzig Wahre sei, ermöglicht mir zumindest die Mitnahme von ein paar Friends. Ich bin etwas erleichtert. Ersatzwäsche, zweiter Pullover, Speis und Trank. Alles wird drastisch reduziert. Nur bei den zwei Flaschen Trollinger bin dann ich unnachgiebig. Mein täglich Viertele will ich mir auch auf der höchstgelegenen Hütte, und sei sie noch so selbstversorgt, nicht verkneifen müssen. Fürwahr eine stichhaltige Argumentation, der sich auch Berti nicht entziehen kann. Da mein Rucksack allerdings bereits voll ist, steckt er sich links und rechts einen Liter in die Seitentaschen. „Und das Seil?" Der rundumlaufende Abschlußreißverschluß ohne die gängige Deckeltasche, der meine grau-gelbe französische Kreation zu einem der ästhetischsten Rucksackmodelle überhaupt macht, läßt das klassische, effekthaschende Aufschnallen der Kletterschnur nämlich nicht zu. Und rein geht wirklich nichts mehr. Ich habe nicht einmal ein schlechtes Gewissen, als sich Berti die vier Kilo auch noch auflädt. Hat er vor zwei Wochen ohne Biwak den Eiger gemacht oder ich? Na also. Und die gut zehn Jahre, die er jünger ist als ich, dürfen sich doch ruhig auch in Mehrkilos ausdrücken. Immerhin stelle ich ihm dafür ein Radl zur Verfügung. Ein Damenfahrrad zwar, das zu besteigen für einen rechten Nordwandmann fast unzumutbar ist, aber wenn man, wie allseits bekannt, geschenkten Gäulen nicht ins Maul schaut, dann braucht man geliehenen Drahteseln erst recht nicht auf die Stange zu starren. Mittlerweile bin auch ich so weit. Mein Rucksack ist erstaunlicherweise noch kleiner als Bertis. Schnell noch das Auto abschließen, Kontrolle rechts, links und hinten, den Schlüssel hinter der Stoßstange deponieren und in die Sättel, fertig los. Bei einer Runde auf dem Parkplatz weihe ich Berti in die Geheimnisse der Zahnräder und Schalthebel ein – 18 Gänge wollen geschaltet werden – und im fliegenden Le Mans-Start gehen wir auf die Schotterpiste. Auch den verabscheuungswürdigsten Forstwegen kann man aus der Perspektive des Gebirgsradlers noch etwas Gutes abgewinnen. Die Steigung ist akzeptabel und wir gewinnen rasch an Höhe. Erstaunlicherweise erarbeite ich mir dabei im Lauf der Zeit einen ordentlichen Vorsprung. Wo der Fahrweg nach links führt und sich der Blick ins Nenzigasttal auftut, ist der erste Anstieg geschafft. Der Weg wird fast eben. Ich warte auf Berti, und als ich ihn zur letzten Kurve heraufstrampeln sehe wird mir klar, daß mein Vorsprung weder mit Kondition noch mit Technik zu tun hat. Der sprichwörtliche Affe kann auf seinem Schleifstein nicht amüsanter ausgesehen haben. Die Knie einen halben Meter vom Rahmen abgespreizt kauert Berti auf dem Rad. Wie an einem überbreiten Schwertransporter sieht man zur Rechten wie zur Linken etwas Rotes blinken. Der arme Trollinger. Vom Rucksack von links nach rechts und zurück geschleudert, den Sattel mindestens zwanzig Zentimeter zu niedrig, plagt Berti sich in Miniserpentinen die letzte Steigung hoch. Daß er es mit dieser,

alle Hebelgesetze mißachtenden Technik überhaupt ohne abzusteigen bis hierher geschafft hat, beeindruckt mich gewaltig, denn der Wirkungsgrad seiner Bemühungen kann maximal bei 0,1 gelegen haben. So kommt ihm ein kleines Päuschen wie gerufen. Mit Hilfe des Schnellverschlusses stelle ich ihm derweil den Sattel höher. Daß mich diese faire Geste die Bergwertung kosten wird, ist mir schon jetzt klar. Vorerst geht es noch geruhsam, fast eben, ins Nenzigasttal hinein. Von rechts führt der Weg von Klösterle herauf und mündet in den breiten, bequem zu beradelnden Forstweg. Ganz hinten in dem das Tal abschließenden Joch muß die Neue Reutlinger Hütte liegen. Bis dahin wollen aber noch einige Höhenmeter zurückgelegt werden. Ein vom Forstweg mit zwei Kehren überlisteter Aufschwung leitet auf die Ebene um die Nenzigastalm. Bis in die erste Kehre kann ich die Pole-Position halten. Doch langsam beginnen meine hektischen Schnaufer das rhythmische Keuchen hinter meinem Rücken zu übertönen. Wollt! Tut! befehle ich meinen Waden. Aber die haben sich noch nie gerne was vorschreiben lassen. Erste Meldungen über Warnstreiks erreichen die Kommandozentrale. Was

den Waden recht ist, ist den Oberschenkeln billig. Sie üben sich in Solidarität. Das neumodische elliptische Zahnrad macht noch zwei schnappende Umdrehungen. Dann herrscht Generalstreik. Alle Räder stehen still, wenn mein schwaches Bein es will. Der Verfolger keucht vorbei, kippt in die nächste Kehre; noch zehn harte Meter und er hat es geschafft. Das Rad schiebend und mir beteuernd, daß dieses ständige Leistungsbedürfnis ohnehin als Ausdruck chauvinistischer Grundhaltung abzulehnen ist, erreiche ich etwas später die fast ebenen Almen. Der Ausbau des Forstweges läßt darauf schließen, daß an sonnigen Sommertagen hier oben ordentlich was los ist. Um diese Jahreszeit jedoch: total tote Hose. Das Vieh ist abgetrieben, die Fensterläden sind verrammelt und kein Tageswanderer weit und breit. Kurz nach den Almhütten hört der Fahrweg auf, geht in einen Wanderweg über und verliert sich fast ganz, bevor das Gelände neuerlich ansteigt. Der rechte Ort, die Räder zu deponieren. Eigentlich sollte man ja annehmen, daß sich um diese Jahreszeit niemand mehr hier hoch verirrt. Und wenn, dann höchstens ein einsamkeitsuchender ehrlicher Wandersmann. Aber unsere angeblich so schlechte Welt ist nicht so leicht zu vergessen, auch wenn sie schon ein paar hundert Meter unter uns liegt. Wir verstecken die Fahrräder abseits vom Weg hinter einem riesigen Block, ketteln sie zusammen und ärgern uns über unser eigenes Mißtrauen.

Von den 1200 Höhenmetern haben wir zwar erst ein knappes Fünftel hinter uns gebracht, an reiner Wegstrecke aber fast vier Fünftel. Glaubt man dem Führer, dann liegt bereits die Hälfte des viereinhalbstündigen Aufstiegs hinter uns. Und das nach etwas über dreißig Minuten. Da soll noch einer die Tauglichkeit des Fahrrads als Fortbewegungsmittel im Gebirge bezweifeln.

Inzwischen ist der Weg zu einem Pfad zusammengeschrumpft, der sich in engen Serpentinen durch den üppig bewachsenen Grund des mittlerweile engen Tales schlängelt. Hin und wieder liegen Brocken herum, die daran erinnern, daß hier schon vor Jahrmillionen schwer was los war. Zumindest rein geologisch. Bevor sich das Nenzigasttal endgültig schließt und dreiseitig von steilen, teilweise felsigen Flanken eingeschlossen wird, ist ein kleiner Ferner eingebettet. Der Weg führt teils darüber, teils links daran vorbei und teils auch recht eindrucksvoll darunter hindurch. Während es in der Sonne noch sommerlich warm ist, fühlen wir uns unter den auskragenden Abbrüchen und Tunneln des Ferners wie in einer Tiefkühltruhe. Dann zieht der gut angelegte Weg durch die steilen Hänge zur Linken hoch. Vorbei an den Resten der zerfallenen, in den Hang eingebauten Bettleralpe. Dem vermutlichen Verfallsdatum der Almruinen zufolge muß diese karge Ecke Natur schon vor Generationen ihre Bewohner bettelarm gemacht haben. Der bisher massige Stock der Pflunspitzen hat sich mittlerweile ein wenig aufgelöst, gliedert sich und bestimmt immer mehr die Landschaft. Zumindest für zwei Kletterer mit ihrer selektiven, böszüngig fast schon eingeschränkten Wahrnehmung. Berti hat die einmal übernommene Führung nicht mehr abgegeben. Sein Tempo ist flott, aber gleichmäßig und ich kann ihm folgen ohne mich übermäßig schinden zu müssen. Es macht sogar richtig Spaß hier hochzuwandern, muß ich mir selbst erstaunt eingestehen. Während ich

Seite 41:
Die Neue Reutlinger Hütte
auf der Wildebene (2395 m)
mit den Pflunspitzen
(2912 m)

zufrieden vor mich hinschlurfe, muß ich über mich selbst schmunzeln. Was waren wir doch für engstirnige Trottel. Rein ins Auto, raus auf die A8, rüber über die Grenze, hoch auf die Strips und nichts wie ab zum Einstieg. Nur konzentriert auf die paar hundert grauen Meter, die man unbedingt geklettert haben mußte. Wenn man unser damaliges Tun nach heutigen sportlich ethischen Gesichtspunkten überhaupt noch so bezeichnen darf. Am Zustieg war höchstens die Zeit interessant und die Anzahl der Wanderer, die man, selbstverständlich ein Liedchen pfeifend, überholt hatte. Arme Irre, die wir waren.
Augenblicklich fühle ich mich auch ohne Felskontakt ausgesprochen zufrieden, genieße die letzten intensiven Strahlen der untergehenden Sonne und freue mich am Anblick der Pflunspitzen, die jetzt schon deutlich strukturiert in ihre Pfeiler und Schluchten gegliedert sind. Ganz links der Nordgipfel mit seinem markanten Gipfelaufbau. In der Mitte der Hauptgipfel mit seinem Vorgipfel, durch dessen zu uns weisende Wand eine der schönsten Klettereien Vorarlbergs verlaufen soll. Rechts dann, bevor sich die pralle Wand in Schrofen verliert, der Südgipfel mit seinem ausgeprägten Grat. Alles genauso wie auf dem einen kleinen Schwarzweißphoto in Wolfgang Muxels Vorarlbergbuch.

„Wer hier nicht zu sich selbst findet"

Eine lange, fast waagrechte Querung hat uns mittlerweile auf die Wildebene geleitet. Fast frontal schauen wir jetzt auf die Pflunspitzen. Rechts oben im Joch steht die kleine Reutlinger Hütte. An einem Bächlein gönnen wir uns eine kurze Pause und eine Tafel Schokolade. In einer Stunde wird es dunkel werden, so daß wir uns für die letzten zehn Minuten nicht übermäßig beeilen müssen. Die untergehende Sonne hat die Pflunspitzen mittlerweile in eine orangerot leuchtende Mauer verwandelt. So etwa hätte es wohl ausgesehen, wenn Luis Trenker in Farbe gefilmt hätte. Was in Kalendern und bei Diaabenden gerne als rührseliger Kitsch abgetan wird, ist live ein ums andere Mal überwältigend. Ich komme nicht umhin, den Photoapparat zu zücken, während Berti die letzte kurze Etappe angeht. Als einen Ort vollkommener Ruhe hat Wolfgang Muxel in seinem Buch die Wildebene bezeichnet. Er muß an einem Abend wie diesem dagewesen sein. Wer hier nicht zu sich selbst findet, der wird seinen inneren Frieden auch in den Straßen von Kathmandu vergebens suchen.
Berti hat mittlerweile bereits die Hütte bezogen, die Läden geöffnet und kommt mir mit einem Wasserkanister entgegen. Bei soviel Arbeitsgeist beginnt auch mein soziales Gewissen zu schlagen. Ich beschleunige den Schritt und mache mich unverzüglich daran, das Gas in Betrieb zu nehmen.
Meine nur wenige Minuten alte Vorstellung, daß es das Höchste sein müßte, zwischen den wahllos hingeworfenen Boulderblöcken ein Zelt aufzubauen, ist beim Anblick der Hütte wie weggefegt. Neben dieser Cabane ein Zelt zu plazieren wäre eine Sünde. Wie in einer Studentenbude sind alle lebensnotwendigen Funktionen in einem Raum zusammengedrängt. Kochen – Essen – Schlafen. Was will man denn mehr, als sich noch im Traum den heimeligen Geschmack von dicker, hartwurstgeschwängerter Erbsensuppe um die Nase streichen zu lassen, nachdem man sich, den letzten Schluck Trollinger auf der Zunge zergehen lassend, direkt von der Bank aufs harte Lager kippen ließ. Zu bemängeln, die Sektion Reutlingen möge mir verzeihen, ist lediglich die Temperatur. Nachdem das Original – die alte Reutlinger Hütte – vor Jahren abgefackelt war, verzichtete man wohlweislich prophylaktisch auf den Einbau eines Ofens. Verständig fröstelnd sitzen wir, angetan mit allem, was unsere Rucksäckchen hergeben, im Schein der nur mäßig wärmenden Kerze. Nutzen hastig löffelnd die kurze Heißphase unserer Suppe. Letztere hat den hütteninternen Wettkampf, was wohl länger und stärker dampft, sie oder der Atem vor unseren Mündern, schnell verloren. Zu meinem Bedauern will auch der trockene Rote nur widerwillig die optimale Verkosttemperatur annehmen. Dementsprechend früh hauen wir uns aufs Ohr. Abgespült wird morgen. Bis wir endgültig im wohligen Reich der Erbsensuppe versinken, vergeht noch eine rastlose, unruhige Zeit. Immer wieder wird die erhabene Stille dieses abgelegenen Erdenwinkels durch das blind tastende Suchen nach noch einer wärmenden Decke gestört. Die Nacht ist eher frisch denn erfrischend, und mit dem ersten Tageslicht bin ich glockenwach. Berge braungrauer Wolldecken wollen mich fast erdrücken. Trotz dieser ernsten Gefahr für Leib und Leben gelingt es mir nicht, mich auch nur von einer davon zu trennen. Berti ist neben mir unter einem zweiten Wolleberg verschüttet worden. Eine reine Vermutung, denn zu sehen ist nichts von ihm. Nachdem ich, derart malträtiert, eine gute Stunde über die Berechtigung des Menschen im Hochgebirge sinniert habe, ist der Druck, allerdings nicht der des Deckenbergs, nicht mehr auszuhalten. Blitzartig – ich muß ja außer den Schuhen kaum noch etwas anziehen – stehe ich vor der Hütte.
Ganz offensichtlich sind wir hier oben nicht allein. Zwei Schafe betrachten mich argwöhnisch aus sicherer Entfernung. Bei meinen tapsigen Annäherungsversuchen über die zu Blankeis gefrorenen Pfützen vom Vortag halten sie ihren Sicherheitsabstand. Eines hoppelt auf drei Beinen. Vielleicht der Grund dafür, daß die beiden den rechtzeitigen Abmarsch ins Tal versäumt haben. Ob sie wohl ahnen, daß sich ihr Zuhause bald in eine feindliche Umgebung verwandeln wird, die ihnen keine Überlebenschance läßt? Suchen sie deshalb die Nähe des Leithammels Mensch, oder ist es schiere Neugier? Ängstlich weichen sie mir und meinen Fragen aus und flüchten ums erstbeste Eck.
Mittlerweile hat sich auch Berti aus seinem Deckenberg herausgeschuftet und empfängt mich mit dampfendem Tee und einer milchig weißen Pampe, die er mir allen Ernstes als Müsli verkaufen will. Da wärme ich mir als Freund deftiger Hausmannskost doch lieber den Erbssuppenrest auf. Natürlich nicht, ohne zuvor den Hartwurstanteil noch einmal drastisch zu erhöhen. Zu einem mehrgängigen gemütlichen Kletterurlaubsfrühstück macht uns unsere Umgebung jedoch nicht an. Keine Tageszeitung, keine Croissants, von Cappucino keine Rede. Frevlerische südfranzösische Gedanken wollen sich in meinem vorsätzlich und wis-

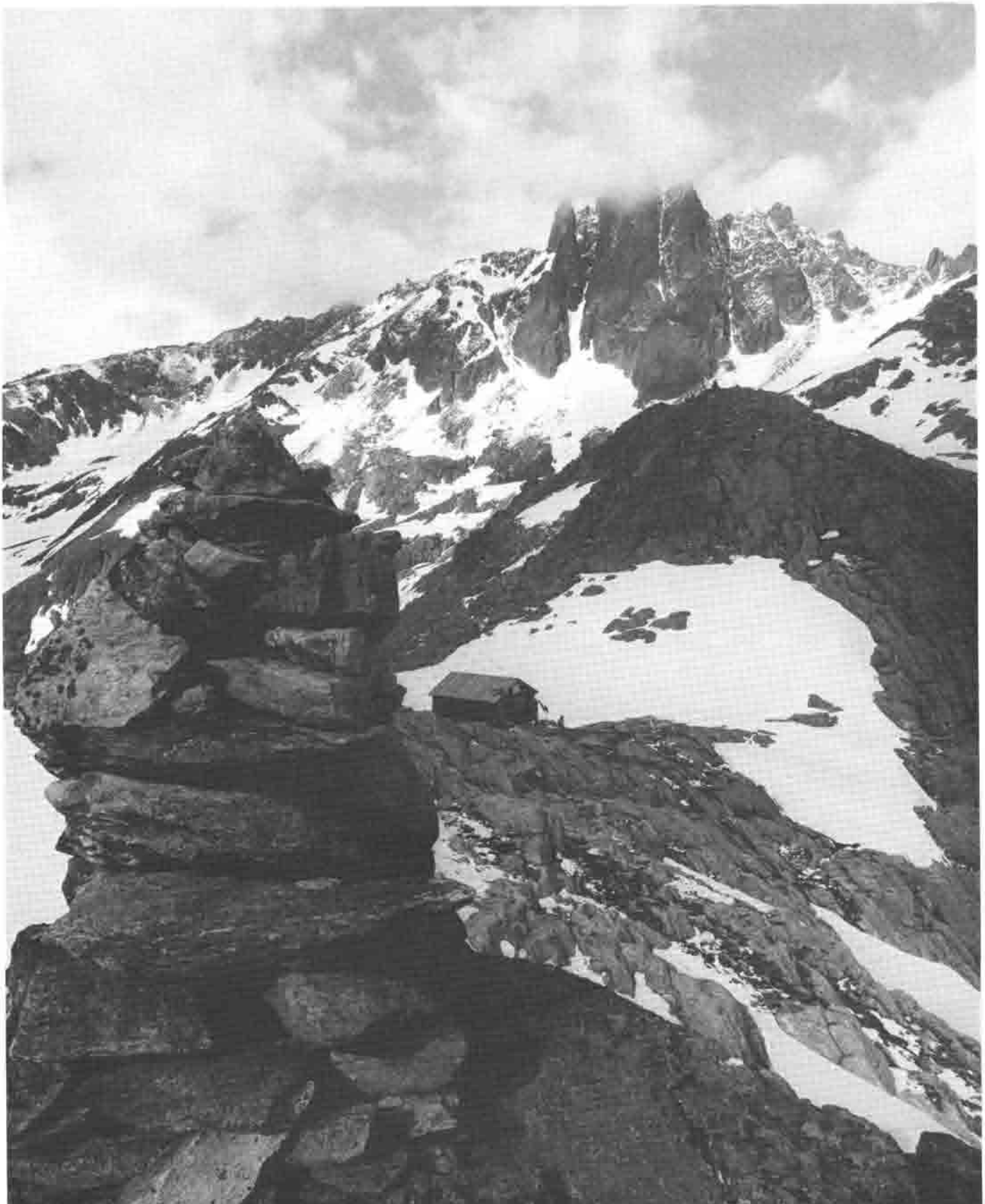


Foto: G. Ackbarrer

sentlich auf Alpinismus programmierten Hirn breitmachen. Mit geschäftigem Sortieren von Kletterausrüstung versuche ich der Anfechtung Herr zu werden. Aber da ist ja gar nicht viel zu sortieren. So klinke ich mehr oder weniger die paar immer gleichen Karabiner von der einen an die andere Schlinge. Relativ kurz nachdem wir uns aus dem Lager geschält haben, verlassen wir denn auch die Hütte.

Nordgipfel-Südwestgrat

Zielorientiert richten wir den Blick auf die in kaltem blauen Licht dastehenden Pflunspitzen und folgen demselben in gerader Linie. Von steifgefrorenem Schnee überzogene Hänge querend, durch in eisigem Schatten liegende Gumpen, über zugefrorene riesige Pfützen und hochglanzglasierte Platten. Zumindest sinkt man nirgends ein. Als ob er hier oben ein Trainingslager verbracht hätte, eilt Berti voraus. Warum um alles in der Welt halten seine Turnschuhsohlen so viel besser auf dem rutschigen Untergrund? Wie ich diese Frage auch drehe und wende, mir fällt beim besten Willen keine physikalisch überzeugende Erklärung ein. Im Auf und Ab der Mulden, Hügel und Einschnitte keimt unweigerlich der Wunsch in mir auf, nochmal dreißig Jahre jünger zu sein. Hier Verstecken zu spielen müßte das Höchste sein. Morgens mit dem Vespertäschchen für die große Pause untertauchen, um kurz nach Mittag „Hier, hier!" zu rufen. Kein Mensch würde einen je aufstöbern. In derart wirre Gedanken versunken, habe ich endgültig den Anschluß verloren. Wo ist Berti? Wie Lederstrumpf folge ich spähenden Blicks und raschen Schritts seinen kaum erkennbaren Fußabdrücken. Vor einem kurzen steilen Abbruch, der schneeig sanft auslaufend in das Geröllfeld am Wandfuß leitet, verliert sich die Spur. Mit einem Optimum an Reibungsfläche schlurfe ich stemmend und quetschend rücklings durch einen eisgefüllten Winkel. Die Technik, mit der ich dieses Hindernis überwunden habe, scheint allerdings nicht sonderlich elegant gewirkt zu haben. Schallendes Gelächter aus dem Geröll spricht eine deutliche Sprache. Wenn auch mit wackeligem, aber zumindest doch rein felsigem Grund unter den Füßen fühle ich mich deutlich wohler und schließe auf. Das dringende Bedürfnis, mich möglichst schnell meiner unangenehm nassen Turnschuhe entledigen zu dürfen, läßt mich sogar kurz vor dem nicht zu verfehlenden Einstiegskamin des Nordpfeilers die Führung übernehmen. Ich greife mit rechts nach hinten, dann mit links. Fühle und taste mich am Klettergurt entlang und werde nicht fündig. Das gibts doch gar nicht. Um uns den Rucksack zu ersparen, haben wir uns bereits auf der Hütte mit dem wenigen Klettermaterial behängt und am rhythmischen Klimpern und Klirren ständig unbewußt die Vollständigkeit kontrolliert. Nur die Schuhe klimpern eben von Haus aus nicht. Ich kehre Berti meine Rückseite zur Überprüfung zu. Nichts. Mittlerweile bin ich mir nicht mal mehr sicher, ob ich die Galoschen überhaupt mitgenommen habe. Gottseidank passiert mir dieses dümmliche Mißgeschick nicht zum ersten Mal. Auf das umständliche allstandliche Schuhewechseln, das Pete und ich damals an der Drusenfluh praktizierten, wollen wir heute verzichten. Zum einen wird's wohl nicht so schwierig werden, daß der Gebrauch klebrigen spanischen Wundergummis unumgänglich ist, und zum anderen sind wir ja ohnehin nicht zum Vergnügen, sondern zum Arbeiten da. Zeit, das Geheimnis zu lüften, das mich, den mittlerweile fast nur noch sportkletternden Mittelgebirgler zusammen mit einem sportkletternden Alpinisten in dieses karge Ödland gelockt hat. Im vollen Bewußtsein trivialer mittlerer Schwierigkeiten. Vor einem knappen Jahr haben wir uns nämlich mit dem hehren Ziel zusammengetan, die mannigfaltigen Klettermöglichkeiten Vorarlbergs in einem Führer aufzulisten. Berti als recherchierender Autor vor Ort, ich als zeichnende und verlegende Exekutive. Momentan bin ich jedoch eher der Verlegene als der Verlegende. Mit Turnschuhen an den Pflunspitzen, von deren solistischer Recherchierung mein Kompagnon nur durch die schaurigen Erzählungen von rutschig-schmierigen Flechten abzubringen war. Von Platten, deren Reibungswert schon bei geringster Feuchtigkeit rasend schnell gegen Null geht. Dazu als heutiges Arbeitsprogramm zwei der vier Routen, von denen uns noch Topos fehlen. So entschließen wir uns zu folgender Vorgehensweise. Berti steigt alles vor, ich rase ohne schuldhaftes Zögern hinterher, und während er bereits wieder unterwegs ist, notiere ich umgehend die Fakten auf. Gesagt – getan. Nur unser Bestreben, möglichst den Spuren der Erstbegeher zu folgen, hält uns hin und wieder auf. Welcher der drei Risse ist denn gemeint? Ist die Verschneidung vor uns wirklich ausgeprägt und kann man die steile Wandstelle darüber mit etwas gutem Willen womöglich schon als Überhang bezeichnen? Relativ schnell stecken wir die Beschreibung weg und vertrauen auf unseren Spürsinn. Bei einem unter ein Dächlein leitenden Piazriß wähnen wir uns auf dem richtigen Weg. Von so was war irgendwo im Text die Rede. Eine weitere, ziemlich steile Seillänge führt uns auf die markante erste Schulter des Grats. Hier sind wir auf jeden Fall nicht falsch. Horizontales Gehgelände leitet zum Fuß des zweiten Aufschwungs. Nach zwei genüßlichen Seillängen mittlerer Schwierigkeit stehen wir auf einem allseits steil abfallenden Grattürmchen. In diesem Fall übernehme ich nur zu gerne die Führung. Abklettern, der Tagesverlauf wird es noch mehrfach beweisen, war noch nie meine Stärke und wird es auch heute nicht sein. Wie ein Schneepflug wühle ich mich das kurze, steile und nordseitige Wändchen hinunter, um für Berti zumindest ein paar der sicherlich reichlich vorhandenen Griffe freizuschaufeln. Dreißig waagerechte Meter weiter, auf dem Schuttfleck unter dem steilen Gipfelaufbau, mache ich Stand und beobachte gebannt, wie Berti elegant vom Türmchen herabsteigt. Wahrscheinlich war mein gut gemeintes Bemühen, dem Gefährten für die vermeintlich heikle Passage einige Griffe freizulegen, völlig unnötig, denn offensichtlich unterscheidet der überhaupt nicht zwischen Fels und Schnee.

Der mit einem richtiggehenden Überhang ansetzende Gipfelaufbau nötigt jedoch dann auch ihn dazu, fünf Minuten in das sichere Plazieren unseres größten, da einzigen Hexentricks zu investieren. Derart gesichert richtet er sich auf der Quergangsschuppe auf, um dort dann auch das erwartete Häkchen zu finden. Bei aller Achtung vor den Altvorderen, aber wenn sie über diesen Überhang, mit der kantigen Schuppe im Rücken, auch

noch ungesichert hochgezogen wären, dann könnte unsereins gleich hier sein Klettermaterial vergraben. Noch mal Glück gehabt. In der letzten Seillänge finde ich sogar noch einen Haken, bevor uns leichtes, blockiges Gelände auf den sonnenbeschienenen Pfeilerkopf führt. Hätten wir etwas zu essen dabei, ein ideales Vesperplätzchen. So tanken wir lediglich ein paar Sonnenstrahlen, bevor wir uns an den Abstieg machen. Ein Kapitel, das mich immer schon während der letzten Seillängen des Aufstiegs intensiv beschäftigt. Die leichte Kletterei hinunter in die Scharte sieht ja noch ganz nett aus, aber die danach nordseitig auf ein Schneefeld leitende logische Abstiegsrinne ist alles andere als einladend. Vorsorglich eile ich schnell voraus, um die Sache aus der Nähe zu inspizieren. Der nähere Augenschein läßt mich den mit dem aufgeschossenen Seil auf dem Rücken an mir vorbeihastenden Gefährten abrupt bremsen. Hier werde ich mein Leben auf keinen Fall aushauchen. Berti kann meine Bedenken zwar beim besten Willen nicht verstehen, erklärt sich aber gerne bereit zu warten, bis ich, die fünfzig Meter unseres Seils voll ausnützend, abgeseilt habe. Jeder Meter abwärts gibt mir recht. Diese Mischung aus griesigem Schnee, schmierigem Dreck und brüchigen Schuppen wäre mir nicht bekommen. Während ich mir, glücklich am obersten Zipfel des Firnfelds angelangt, überlege, wie Berti hier runterkommen will, schlängelt sich auch schon das Seil an mir vorbei. Den linken Fuß in Schulterrißtechnik in den dreckgefüllten Spalt zwischen Schnee und Firn gequetscht, rutsche ich soweit hinunter, bis aperes, felsiges Gelände den Weg auf den links des Nordgipfels ansetzenden grasigen Grat vermittelt. Endlich habe ich Zeit, Berti zu beobachten, wie er wieselflink und absolut kontrolliert die Dreckrinne herunterspaziert. Wie bitte kann man nur so trittsicher sein? Auf dem Grat hat er mich bereits wieder eingeholt, und während ich in einem weiten Rechtsschwung unter Ausnutzung aller schneefreien Fleckchen absteige, wählt er die Direttissima. Grinsend hockt er am Einstieg zum zweiten Teil des Tags, der direkten Westwand des Vorgipfels, als ich schnaufend den Wiederaufstieg hinter mich bringe, den mir meine Feigheitsvariante eingebrockt hat. Mit unserer Morgengymnastik sind wir ganz zufrieden und den Begriff Arbeit wollen wir auch nicht weiter verwenden. Dazu hat die genüßliche Kletterei in dem festen, fast an die bekannten Urner Grate erinnernden Urgestein doch zuviel Spaß gemacht.

Vorgipfel – Direkte Westwand

Unser ursprüngliches Vorhaben, systematisch von links nach rechts vorzugehen, ist leider nicht möglich. Dazu zeigt sich die direkte Westwand des Hauptgipfels doch zu abweisend verschneit. Laut Führer ist sie die leichteste aller Westwandrouten und dementsprechend sieht sie auch aus. Wenn schon eine Winterbegehung, dann wenigstens zur kalendarisch richtigen Zeit. Die ersten hundert Meter unseres Vorhabens, der Vorgipfel Westwand, sehen schon herb genug aus. Auch wenn uns momentan noch gar nicht ganz klar ist, wo es denn überhaupt hochgehen soll. Im rechten Winkel der Wandfußeinbuchtung, was immer das auch heißen soll, befinde sich der Einstieg. Bevor wir uns in Diskussionen über die Interpretation dieser eigentümlichen Beschreibung verlieren, macht sich Berti an einen Riß, der sich zumindest in der Fallinie des Punkts befindet, den wir hundert Meter höher gemeinschaftlich als wahrscheinlich richtig erahnen. Der angeblich in zehn Meter Höhe steckende Haken findet sich allerdings genauso wenig wie sein angekündigter Standplatzkollege. An einer eher dürftigen Zackenschlinge hängend beobachte ich skeptisch, wie sich Berti an die Fortsetzung der Verschneidung und die von einer dünnen Eisglasur überzogenen Platten links davon macht. Im Sommer wäre diese Seillänge, egal ob original Hiebeler oder nicht, sicher der schiere leichte Genuß. Unter den jetzigen Bedingungen gestaltet sie sich jedoch als ausgesprochener Eiertanz. An unangenehm kalten, vom lockeren Schnee freigewischten Leisten und glasig rutschigen Trittchen schwindeln wir uns in eine von einem Überhang überdachte Nische. Wenigstens zeigt uns ein im Überhang steckender alter Ringhaken und der angekündigte kurze Kamin rechts davon, daß wir richtig sind. Ein nasser Griff im Überhang, ein weiter Spreizschritt nach rechts an den nächsten trockenen Tritt, zwei-, dreimal durchgestemmt, und der feuchte Kamin liegt unter uns. Danach lehnt sich die Wand zurück, wird etwas grasig und ist angenehm von der günstig stehenden Sonne beschienen. Fast eine Stunde haben uns die ersten drei Seillängen aufgehalten. Grund genug, sofort ordentlich Gas zu geben. Schnell sind wir am Fuß der 90-Meter-Verschneidung, die laut unserer Beschreibung mit herrlichen Standplätzen aufwarten soll. Berti erscheinen diese sogar als solide Zwischensicherung für seine 40-Meter-Runouts geeignet und so durcheilen wir in einer langen, langen Seillänge die Verschneidung samt dem anschließenden Riß und der darauffolgenden Wandstelle. Ziemlich außer Atem treffen wir uns nach gut hunderfünfzig Klettermetern am Fuß der Schlußverschneidung wieder. Wohl nicht nur aus konditionellen Gründen hat er ein Päuschen gemacht. Die Verschneidung stellt sich nach oben hin ordentlich auf, die Sonne ist wieder hinter dem Vorgipfel verschwunden und der Glanz der Gneisplatten läßt nochmals Eis erwarten. Die erste Seillänge in der Verschneidung ist nur schön, und an zwei trefflichen Keilen gesichert beobachte ich Bertis Treiben. Der über Platten nach links leitende, dick eingeschneite Originalweg dürfte kaum zu machen sein. Selbst ein nach wenigen Metern lockendes Häkchen kann Berti nicht auf diese Rutschbahn locken. Lieber macht er sich mit seinen Ballerinas an die rechts hochziehende Fortsetzung der Verschneidung. Wie er den Hauch von Gummi und Leder ein ums andere Mal im knietiefen Schnee versenkt, um dort irgendwelche vermeintlichen Tritte anzuspreizen, läßt mich erschauern. Dabei markiert das Seil in einem eleganten ununterbrochenen Rechtsschwung den vermutlichen Verschneidungsgrund, in dem sich garantiert ein bombiger Keil nach dem anderen versenken ließe. Noch eine kurze Länge und wir genießen die Sonne, die sich während der letzten hundert Meter hinter dem abschließenden Grataufschwung des Vorgipfels versteckt hatte. Berti genießt ungestört. Ich denke schon wieder an den Abstieg.

Seite 45:
Die Westwand
der Pflunspitzen

„Elende Sportkletterei, degenerierte . . ."

Kurz leiten grasdurchsetzte, trockene Hänge in die Scharte, in der die südliche Westrinne endet. Dann leitet der Ansatz einer verschneiten Trittspur in die schuttigen südlichen Ausläufer der mittlerweile schon recht schattigen Westwand. Ergeben folge ich meiner flink dahinjuckenden Bergziege in die schiefrige Splitterflanke. Zwanzig senkrechte Meter über dem Schotterkar ist es gewiß. Diese Abstiegsvariante war nicht die offizielle. Die nämlich leitet in weiten Serpentinen gemütlich durch eine Mulde direkt vor uns. Mal wieder, wie so oft, vorschnell abgetaucht. Berti hat jedoch bereits einen Splitterzacken zur Abseilstelle erkoren und meine schweinchenpinke Lieblingsschlinge darüber gelegt. So sehr diese mir ans Herz gewachsen ist, im Moment trifft mich ihr Verlust kein bißchen. Heroisch erkläre ich mich sogar bereit die Konstruktion zu testen, vorausgesetzt es wird noch ein zweiter, etwas vertrauenserweckenderer Zacken als Reserveschirm mit eingefangen. Wenn sich dessen Unnötigkeit unter meiner übergewichtigen Belastung erst einmal erwiesen hat, kann Berti, das Leichtgewicht, ihn ja gerne wieder einpacken. Natürlich hält alles wie immer. Obwohl ich darauf ein Vermögen gewettet hätte, gelingt es uns nach glücklich überlebter Abseilfahrt nicht einmal, die Schlinge mitsamt dem Zacken durch einen kurzen Ruck am Seil zu retten. In einer noch direkteren Linie als am Morgen queren wir zur Hütte. Außer über Bertis bereits mehrfach gerühmten sicheren Tritt wundere ich mich mittlerweile mehr über mich selbst. Kann man so schnell zur argwöhnisch ängstlichen Alpinmemme werden? Elende Sportkletterei, degenerierte, ärgere ich mich, während mein Blick an den links und rechts hingeworfenen Felsbrocken ganz automatisch nach Boulders forscht. Ein paar EB's, ein Barren Magnesia und die Pflunspitzen als dekorativer Hintergrund. Die Eroberung des Unnützen in seiner reinsten Form. Ständig zwischen den harten „Moves" Ausschau haltend, ob nicht irgendeiner des Wegs daher kommt, den man zu einer richtigen Bergfahrt überreden könnte. Denn, so wild war der Abstieg ja wirklich nicht, ohne Schnee wahrscheinlich nachgerade läppisch. Und als wir dann in der Hütte unsere Jungkuhschellen gleichen Materialbündel an den Kleiderhaken hängen, sind bereits alle winterlich unangenehmen Begleiterscheinungen verpufft und haben sich zu einem rundum befriedigenden tausendmetrigen Gneis-Erlebnis verklärt.

„Wäre da nicht der selektive Hüttenanstieg"

Im allgemeinen Elapopeia fällt nicht einmal auf, daß die Sonne endgültig im dunklen Schönverwalltal versunken ist. Augenblicklich senkt sich ein klares kaltes Licht über das Joch und treibt uns in die Hütte. Unter ungläubigem Staunen zaubere ich für den ersten Durst eine Büchse Bier aus den Niederungen meines Rucksacks. Während das Wasser mühsam zu kochen versucht, blättern wir in den sorgfältig geführten Hüttenbüchern. Daß wir auf über zwanzig Seillängen keinen Zigarettenstummel, keinen Rest von Mars oder Bounty und ganze 6 Häkchen gefunden haben, wundert uns danach nicht mehr. Die in den Büchern eingetragenen Klettereien an den Pflunspitzen lassen sich im Jahresschnitt an einer Hand abzählen. Über den Nordpfeiler finden wir gar keine Eintragung. Selbst wenn man eine großzügige Dunkelziffer an Tageskletterern berücksichtigt zutiefst erstaunlich, denn was wir heute geklettert sind, gehört sicher mit zum genüßlichsten, was das Land vor dem Arlberg seinen zahlreichen Kletterern zu bieten hat. Wäre da nicht der selektive Hüttenanstieg und unser Wissen um die mäßige Wanderbereitschaft vieler Kletterer – wir müßten die frischgewonnenen Informationen über dieses Kleinod für uns behalten. Im Bewußtsein, daß unsere Topos hier oben keine Staus auslösen werden, mache ich mich an die Überarbeitung der Zettel, die ich unterwegs hastig mitsteno„topiert" habe. Im Schnelldurchlauf lassen wir die Seillängen noch einmal zur Kontrolle an uns vorbeirasen und einigen uns auf die ja ach so wichtige Schwierigkeitsbewertung, an die wir den ganzen Tag über keinen Gedanken verschwendet hatten. Ausgenommen ich beim Versuch, die Ekelhaftigkeit der Schotterrinne zu beschreiben, die ich spontan mit dem achten Grad in der nach oben offenen Dreck- und Schuttskala bewertet hatte. Berti wirft für meine persönliche Schlüsselseillänge ungerührt eine indiskutable 2+ nach UIAA aus und rät mir zwecks Bekämpfung meiner peinlichen Unzulänglichkeiten zu häufigerem Besuch ernsthafter Gebirgsgruppen. Mittelgebirge hin, Südfrankreich her – ich hätte ja selbst gesehen, wohin dies führe. Mir bleibt nichts anderes übrig, als ihm recht zu geben und Besserung zu geloben. Zuzugeben, daß mir der heutige Tag mindestens so viel gute Laune gemacht hat wie eine sauschwere Zwanzig-Meter-Platte, hebe ich mir für morgen auf. Wir haben uns ja auch noch reichlich anderes zu erzählen. Immerhin sind wir zum ersten Mal gemeinsam unterwegs und haben uns jede Menge Stories zu berichten. Ich von den guten alten, Berti von den besseren neuen Zeiten. So sind dann nochmals jede Menge haarsträubender Abenteuer zu bestehen, bis wir mit kältestarren Fingern den letzten Schluck Rotwein hinunterkippen. Mit dem Wissensvorsprung einer Nacht überhäufen wir uns diesmal gleich von Anfang an mit allen greifbaren Decken und verleben eine dementsprechend erholsame Nachtruhe.

Südgipfel-Südwestgrat

Gut zwei Stunden später wie am Vortag machen wir uns am nächsten Morgen auf den bekannten Weg zum Einstieg. Die insgeheime Hoffnung, meine Schuhe auf der Hütte zu finden, hatte sich nicht erfüllt. So bleibt uns nichts anderes übrig, als wachen Blicks den Spuren unseres gestrigen Bergauf-Bergab zu folgen. Kurz vor der Geröllhalde werden wir dann tatsächlich fündig. Die Hosenbodenschlitterpartie. Eindeutig. Zufrieden und gemütlich steigen wir durch das Geröllfeld hoch zum Fuß des vom Südgipfel herabziehenden, zerrissenen Südwestgrats. Unser heutiges Programm umfaßt nur diesen einen Punkt. In aller Ruhe machen wir uns systematisch, aber erfolglos auf die Suche nach

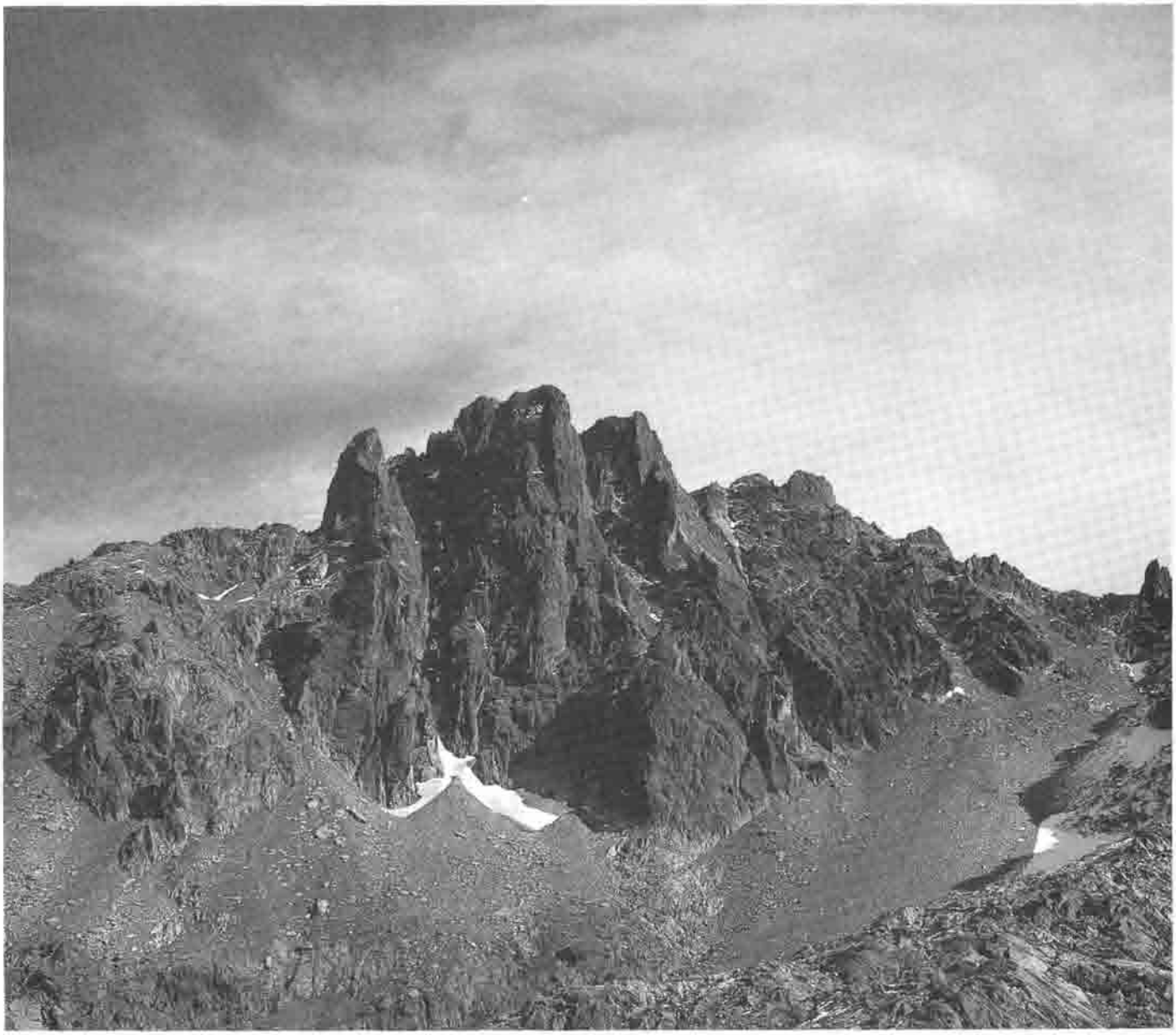


Foto: A. Pascold

dem beschriebenen Einstieg. Dann eben nicht. Irgenwann wird sich der Grat wohl oder übel so verengen, daß wir zwingend richtig sein werden. Eine geschwungene Rißverschneidung macht uns besonders an. Im Sinne Toni Hiebelers klettern wir den logischsten Weg bis auf die erste Schulter, von der uns zwei fast ebene Seillängen über einen scharfen Plattengrat zum Fuß eines schnittigen doppelgipfligen Turms führen. Ist dies vielleicht der beschriebene Bludenzer Turm, über den die Route führt? Ich kann mir jedenfalls kaum vorstellen, daß wir uns an diesem senkrechten Zacken versuchen, der sich von unserer Seite aus fast patagonisch abweisend präsentiert. Rechts der Kante lockt der Hauch einer Rißspur, mit der sicherlich ersten verwallschen Seillänge im 9. Grad. Und das vermutlich noch in 20 Jahren. Wir umgehen den Turm logisch und genüßlich über ein rechts der Kante verlaufendes Rampensystem und gelangen zügig unter den letzten Aufschwung. Ordentlich steil und verschwenderisch griffig leitet die schönste Seillänge der Route 40 Meter gerade hoch zu einem Steinmann, der bisher ersten menschlichen Hinterlassenschaft, denn die zwei versprochenen Haken blieben uns, wie auch gestern, bisher verborgen. Die folgende letzte Seillänge fordert von Berti nochmal ein wenig Konzentration. Eine ausgesetzte Rampe, in der sich die Keile ausnahmsweise nicht von alleine in die Risse saugen, muß nach rechts über ein leicht brüchiges Wandl verlassen werden. Den passenden Friend habe ich natürlich am Stand und Berti muß sich an Stelle einer guten Sicherung mit etwas Mumm behelfen. Eine, angesichts der klettertechnisch bescheidenen Anforderungen durchaus vertretbare Vorgehensweise. Über einen kurzen zackigen Grat erreichen wir den bereits bekannten und gewohnt besonnten oberen Teil des Abstiegs. Da wir mittlerweile auch ahnen, wo in der Folge der richtige Abstieg zu finden ist, mache selbst ich mir keine Gedanken mehr über dieses Kapitel. Deutlich sicherer als gestern gehts über Schnee und Schotter in die richtige Abstiegsrinne. Ein Kinderspiel. Kurz bevor wir den Einstieg queren, sehen wir noch rechts oberhalb unsere Abseilschlinge vom Vortag baumeln. Jammerschade, nörgelt mein

schwäbischer Geiz, schnurzegal antwortet der gesunde Menschenverstand, der sich nach dieser Energieleistung sofort wieder ausschaltet. Wie sonst ist es zu erklären, daß ich mir durch eine rasende Geröllabfahrt die ohnehin geschundenen Turnschuhe endgültig ruiniere? Doch der kaum mehr für möglich gehaltene Fund der verloren geglaubten, viel teureren Kletterschuhe läßt mich auch diesen herben Verlust verschmerzen.

„Hier oben die totale, weltabgeschiedene Ruhe"

Zum ersten Mal liegt die Hütte bei unserer Ankunft in der unglaublich intensiven Herbstsonne. Auf einer geräumigen, angenehm aufgeheizten Gneisplatte breiten wir unsere verbliebenen Fressalien aus. Mit der Gewißheit, daß alles nicht verzehrte wieder mit ins Tal getragen werden muß, nötigen wir uns zu einem kunterbunten Menü. Als sparsamer Schwabe habe ich natürlich noch heimlich eine zweite Dose Bier bis ganz zuletzt zurückgehalten, deren Inhalt nun als Schmiermittel hilft, die gewagte Mischung aus Thunfisch und Marmorkuchen ohne größere Stockungen zu bewältigen. Alles länger Haltbare stellen wir zu der eisernen Reserve ins oberste Regal der Hütte. Während ich mich geschäftig an meine Aufzeichnungen mache, um den Südwestgrat topographisch festzuhalten, solange die Erinnerungen noch frisch und unverfälscht sind, betätigt sich Berti als Hausmann. Vorsorglich haben wir das wenige Geschirr bis an die Grenzen des guten Geschmacks und Appetits genutzt, so daß der Abwasch das Werk eines Augenblicks ist. Da hält das fachgerechte Zusammenlegen der benutzten Wolldecken schon länger auf. Sorgfältig und uns gegenseitig kontrollierend schließen wir Gashähne und Fensterläden. Wahrscheinlich sind wir für längere Zeit die letzten Benutzer gewesen. Jeder vor sich hin sinnierend dösen wir noch ein Viertelstündchen in der Mittagssonne. Es ist schon verrückt und beeindruckend. Fünfzehnhundert Meter unter uns, zum Greifen nahe, die sogenannte Realität; durch die extrem stark frequentierte Verkehrsachse Bregenz-Innsbruck und das mächtige Betonportal des Arlbergtunnels nachdrücklich unterstrichen. Hier oben die totale, weltabgeschiedene Ruhe. Wären nicht diese ätzend kalten Nächte, man würde am liebsten Arbeit Arbeit sein lassen und noch ein paar Tage flüchten. Würde, könnte, sollte. Müßige Überlegungen. Und wahrscheinlich nicht einmal richtig. In zwei Stunden werden wir wieder unten sein und uns freuen, wenn das Auto widerspruchslos anspringt. Der Cassettenrecorder wird den Lärm der Straße übertönen. Wenn's gut läuft, bin ich zur Sportschau zuhause. Und wenn ich ganz ehrlich zu mir bin, könnten die Nächte unter den Pflunspitzen auf die Dauer gar nicht lau genug sein.

Eine unverschämt freche Wolke schiebt sich vor unsere Höhensonne. Augenblicklich fröstelnd, aber am T-Shirt als dem der Jahreszeit vermeintlich entsprechenden Kleidungsstück festhaltend, setzten wir uns in Bewegung. Nochmal das Gas kontrollieren. Ist auch wirklich abgeschlossen? Der letzte schattige Anstieg zur Hütte, der heute wohl kaum Sonne zu sehen bekam, ist bereits wieder steif gefroren. Für mich die Stunde zu erkennen, welchen Zweck unsere Skistöcke noch erfüllen können. Muß das sein, wir sind doch keine alten Männer, war mein erster ablehnender Gedanke, als Berti nicht nur sich, sondern auch mir ein paar Skistöcke verpaßte. Ausgerechnet der Gewichtsfanatiker. Lernte ich bereits während des Aufstiegs die ungeliebten Stöcke ob ihrer stützenden Wirkung zu schätzen, so offenbaren sie jetzt, beim Abwärts, erst ihre wahren Qualitäten. Wie mit Turnschuhsohlen auf schmierigem Untergrund rutschen, wenn man ohnehin nur flüchtigst den Boden touchiert? Bertis Beispiel folgend bewege ich mich mit Vollgas, fast nur noch auf den Skistockspitzen. Sperrende Blöcke, rauschende Bäche, schlammige Pfützen – alles wird in weiten Sätzen überflogen. In bester Doppelstocktechnik durcheilen wir unangemessen schnell die Stille der Wildebene, über die sich bereits der kühle Schatten der Pflunspitzen gelegt hat. In gestrecktem Galopp die langgezogene Traverse und auf dem Innenstock wie ein Steilwandfahrer in die erste Spitzkehre. Im steilen Hang oberhalb der Bettleralpe schalten wir vorsichtshalber einen Gang zurück, um drunten, auf dem sanft geneigten dreckigen Schnee des Fernerchens nochmals voll durchzustarten. Wuchtige Doppelstockschübe, Skaten bis kurz vor den Spagat und weite Sprünge. Wie Franz Klammer in seinen besten Zeiten, immer haarscharf vor dem großen Zerlegen, schliddern wir durch den grauen Matsch, der sich, zumindest was die Farbe anbelangt, hinter einer C-mäßig präparierten Weltcuppiste nicht zu verstecken

braucht. Parallel-Abfahrtslauf. Das wäre mit Sicherheit noch eine rentable, publikumsträchtige Erweiterung des Weltcup-Zirkus.

„Erzählbonus hin, Übertreibungsrabatt her . . ."

Der Trollinger ist mittlerweile leer; die Rucksäcke haben sich angeglichen; und endlich kann ich mein eigentliches Mehr an Gewicht in Geschwindigkeit umwandeln. Plötzlich hinter mir ein unterdrückter Schrei. Stolperndes Umdrehen und schulmäßige Liegestützbremse. Wo ist Bertis Unterkörper? Hastig tapse ich hoch, wo der Versunkene gerade versucht, sich hochzurudern. Ein Knie kommt zum Vorschein und scharrt mit. Dann schiebt sich auch noch der Rest hoch und Berti hat im großen und ganzen seine ursprüngliche Größe wiedererlangt. Vorsichtig beugen wir uns über das kreisrunde Loch in der knapp zehn Zentimeter dicken Eisschicht. Die graue Hölle am Piz Pflun. Erzählbonus hin, Übertreibungsrabatt her – viel fehlt nicht zu zehn Metern und die Wände sind nicht weniger steil als die einer anständigen Walliser Gletscherspalte. „Ein Spaltensturz raubte unweit der Nenzigastalp dem jungen hoffnungsvollen .... der erfahrene Bergsteiger ... Noch ist unklar wie es zu dem tragischen Unfall kommen konnte." Wie heißt's so schön? Man sollte beim Klettern nie nie sagen. Fast alles ist machbar, alles schier Unvorstellbare möglich und die Tour wirklich erst beim Bier zu Ende. Deutlich ruhiger rutschen wir vollends ins Geröll und traben die letzten Serpentinen hinunter zu dem schon von weitem sichtbaren Riesenblock, hinter dem, wie nicht anders zu erwarten, immer noch unsere Räder liegen. Die Welt ist doch nur halb so schlecht. Da wollen auch wir nicht nachstehen und tragen die durchaus geländegängigen Zweiräder das kurze weglose Stück hinunter auf den Graspfad. In dem eng eingeschnittenen Tal hat sich die Mittagshitze angestaut. Lauer Fahrtwind bläst uns entgegen. Kein Hauch von Spätherbst und nicht einmal ein Anflug des beim Abstieg gewohnten Stechens im Knie. Skistöcke und Fahrrad. Gelenkschonender kann man nicht absteigen. Kaum einmal müssen wir in die Pedale treten. Gemütlich, fast schon betulich rollen wir der Zivilisation entgegen, deren Nähe sich im talabwärts stetig besser werdenden Ausbau des Forstweges widerspiegelt. Betont langsam, jeden Meter genießend, lassen wir uns hinuntertreiben. Auch wenn die Forststraße kurz vor dem Tunnelportal den Charakter einer Großbaustelle annimmt und der Genuß rein objektiv ein zweifelhafter sein muß. Vielleicht ist es dieser Widerspruch, der mich zwingt, wie von der Tarantel gestochen auf die letzte grobschottrige Linkskurve loszupreschen. Anbremsen, Powerslide ansetzen. Das Hinterrad kommt wie erwartet, der Rucksack unangesagt. Die Demonstration bestechender Fahrradbeherrschung endet im Splitt. Am Boden hockend, zwischen den aufgeschürften Armen hindurch, direkt vor mir das Auto. Wir sind endgültig unten. Das letzte Dragée der Überdosis Natur ist mit mir vom Sattel gerutscht. Jetzt gibt es wieder die gewohnten Zivilisationstabletten zu würgen.

Erst einmal der Bergeinsamkeit entronnen, finde ich mich schon wieder in den gewohnten Fängen der selbst geschaffenen Termine. Zur Sportschau wird's sicher nicht mehr reichen, aber wenn's gut läuft, müßte zumindest noch das Aktuelle Sportstudio drinliegen. Und überhaupt ist die ganze Arbeit drei Tage liegengeblieben. Der ganz normale Schwabenalltag hat mich wieder. In Österreich scheint die Sonne und zu Hause könnte man die Bäume schneiden.
Ich setze Berti in Nüziders ab und lasse nach tagelanger stiller Bergeinsamkeit etwas laute Rockmusik an die entwöhnten Ohren. Der linke Fuß wippt wieder im gewohnten Takt, der rechte Fuß ist halb durchgedrückt und das Hirn sucht bereits fieberhaft nach sinnvollen Erklärungen für das Motorrad da hinten.

Pflunspitze – Information

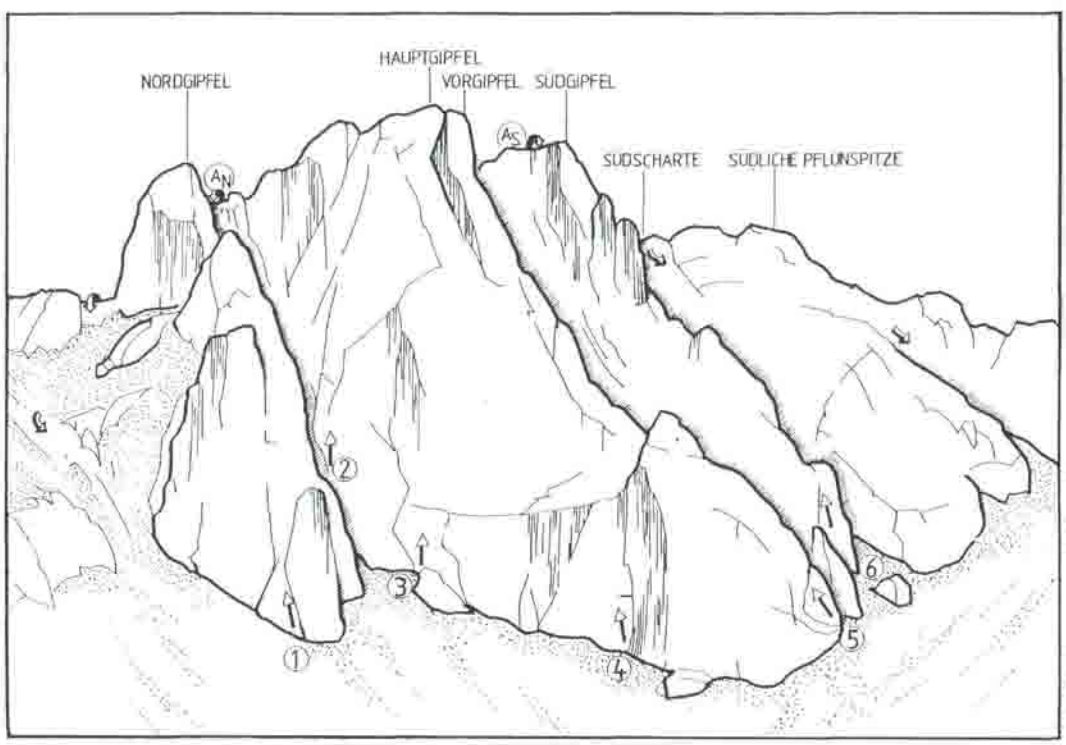
Die Pflunspitzen sind neben dem Patteriol der Kletterberg des Verwalls. Die Routen über die Pfeiler und Grate der Westwand brauchen sich selbst vor den berühmten Urgesteinsgraten der Urner Alpen nicht zu verstecken. Bei allen Wegen handelt es sich um großzügige alpine Klettereien. Haken findet man nur wenige. Selbst absichern ist angesagt.

Gliederung: Drei tiefe, vom Einstiegsschotter bis zum Gipfelgrat reichende Steilrinnen gliedern die Wand in vier Bereiche. Äußerst links der Nordgipfel mit dem „Nordgipfel-Südwestgrat" und dem steilen, gelben, vom eigentlichen Grat abgesetzten Gipfelaufschwung.
Durch die nördliche Westwandrinne getrennt, schließt sich der Hauptgipfel mit dem südwestlich vorgelagerten Vorgipfel an. Die „Via Katrin" beginnt in der nördlichen Rinne und erreicht den Hauptgipfel in ziemlich gerader Linie. Sie ist die neueste und schwierigste der sechs Routen an der Westwand der Pflunspitzen. Die leichteste davon, die „Direkte Westwand", sucht sich vom Beginn der Rinne weg mit einigem Hin und Her den einfachsten Weg zum Hauptgipfel.
Der Vorgipfel ist eigentlich nur der markante letzte Turm des Grats, der diesen zentralen Bereich der Wand rechts begrenzt. Über diesen Grat verläuft die „Vorgipfel-Südwestkante". Links davon, in der plattigen Wand, bietet die „Direkte Westwand" des Vorgipfels die wahrscheinlich besten Klettermeter am Massiv. Die Route beginnt weit rechts der Südwestkante, nähert sich dieser unter dem letzten Grataufschwung bis auf wenige Meter, um dann wieder linkshaltend den Vorgipfel zu erreichen.
Eine zweite durchgehende Steilrinne, die südliche Westwandrinne, trennt diesen Teil der Wand von dem markanten, zackigen, kühne Türme bildenden „Südwestgrat" des Südgipfels. Rechts wird dieser Grat und der Südgipfel von einer dritten Rinne, der südlichsten Westwandrinne begrenzt.
Rechts von dieser Rinne wird die Wand zu einer schrofigen Flanke. Ganz rechts, wo diese Flanke immer flacher wird, verläuft der Normalanstieg durch eine breite Schrofenmulde. Über ihn erfolgt auch der Abstieg für die Routen im zentralen und rechten Teil der Wand. Vom vermeintlich schnelleren Abstieg durch die steilen Rinnen sei nachdrücklich gewarnt. Zwar wurden diese schon allesamt durchstiegen, der besonnene Kletterer wird sich wegen der offensichtlichen Steinschlaggefahr auf ein derart zweifelhaftes Vergnügen jedoch kaum einlassen.

Literatur:

Alpenvereinsführer Verwallgruppe von Roland Luzian, 9. Aufl. 1988; Bergverlag Rother, München.
„Klettern in Vorarlberg" von Bertram Burtscher und Achim Pasold (mit exakten Topos der Routen); erscheint im Spätherbst 1990 im Panico-Alpinverlag, Köngen.

Die Routen:
① Nordgipfel/Südwestgrat: einige Stellen 5, meist 3 und 4
② Hauptgipfel/Via Katrin: je eine Seillänge 6, 6– und 5+, Rest zwischen 3 und 4
③ Hauptgipfel/Direkte Westwand: 3 und 4, oft auch leichter
④ Vorgipfel/Direkte Westwand: einige Stellen 5 und 5–, meist 3 und 4
⑤ Vorgipfel/Südwestkante: eine Stelle 5–, meist 3 und 4
⑥ Südgipfel/Südwestgrat: eine Stelle 5–, meist 3 und 4



Alle Zeichnungen: A. Pasold

„Bis hierher haben wir uns gewagt!“

Josef Anton Specht – alpiner Sonderling – auch im Verwall

Peter Grimm

Man schreibt das Jahr 1879. Die Trasse für die neue Arlbergbahn ist abgesteckt, der Bau aber noch nicht begonnen. Noch müssen sich die Reisenden mit Kutsche und Stellwagen begnügen. Von der Poststation St. Anton am Arlberg aus wandert Herr *Blezinger* aus Stuttgart mit Führer *Zudrell* ins Verwall-Thal hinein. Ihr Ziel ist die Küchelspitze, 3147 m. Eine elegante Felszinne, die jedoch in einem reichlich schlechten Rufe steht. Zwar hat sie zwei Jahre zuvor der Innsbrucker *Julius Volland* (1845–1911) als erster Tourist bestiegen, allein und noch dazu bei schlechtem Wetter. Gleichwohl erzählen die Gemsjäger von dieser Spitze wahre Schauergeschichten.

Von Fasul aus mühen sich Führer und Herr über steile Grasflanken, durch Blockhalden und Geröllfelder zum kleinen Gletscher empor. Durch einen Kamin erreichen sie schließlich eine tief eingerissene Scharte im Hauptkamm. Mit der Routenbeschreibung des Erstbesteigers in der Hand, folgen sie Gemswechseln und überwinden steile, doch rauhe Platten. Plötzlich finden sich die beiden auf dem südlichen Vorgipfel, vor sich den messerscharfen Grat zur höchsten Spitze. Eine verdiente Rast nach den Strapazen. Eine luftige Rast nach der Kletterei. Nein, hier kann *Volland* nie gestanden haben. Doch, was ist das? Dort! Aus dem Felsspalt glitzert Glas – eine Flasche. Ein Ding, wie es zu dieser Zeit für Most und Branntwein üblich war. Sie ziehen sie heraus. Entkorken sie. Statt Vorarlberger Obstler kommt ein Stück Papier ans Tageslicht. Ein Zettel, irgendwo herausgerissen, geknüllt, angegilbt. Sie glätten ihn, neugierig, gespannt – und entziffern: „Bis hierher haben wir uns gewagt.“ Unterschrift: *J. A. Specht* aus Wien mit Führer *Franz Pöll* aus Mathon. Sonst nichts. Kein Zusatz, kein Datum.

. . . jener nebulose Tourist

Specht . . . Specht? J. A. Specht? Ist das nicht jener nebulose Wiener Tourist, der sich in geheimnisvolles Schweigen hüllt? Ja, das ist doch der Mann, der als erster Stadtmensch die Wildspitze erreicht hat! Und die Weißkugel. Und den Patteriol. Und . . und . . . Aber gelesen hat man nichts aus seiner Feder. Weder in den alpinen Blättern noch in den Gazetten. Rein gar nichts. Was man von seinen alpinen Taten weiß, hat man von anderen gehört. Bis auf wenige Einträge im Venter Fremdenbuch. Dieser Zettel ist also eine einsame Botschaft aus dem Nebel, überraschend, erstaunlich und einmalig. Eine Flaschenpost aus dem Unbekannten. Hätte der anschließende, fast messerscharfe Grat Herrn *Blezinger* nicht voll in Anspruch genommen, wer weiß, er wäre wohl ins Grübeln gekommen.

Tatsächlich soll *Josef Anton Specht* nach übereinstimmender Aussage der Zeitgenossen nie etwas über seine zahlreichen Touren veröffentlicht haben. Nicht über die im Verwall, und nicht über die Erstbesteigungen anderswo. „Viel und Interessantes hätte Specht von seinen Bergfahrten erzählen können, aber in seiner stillen Art zog er es vor, trotz allen Bitten und Drängens seithens der ihm nähertrethenden Alpenfreunde, nichts über seine Erlebnisse zu veröffentlichen“, bedauert einer seiner Freunde im Nachruf. Und selbst dieser Schreiber bewahrt mit dem Signum 'y' sein Inkognito.

Aktiv seit 1850

Ein wenig aber wissen wir heute doch über diesen zu Unrecht vergessenen Alpenpionier. Über diesen Pfadfinder des Hochtourismus, „dessen touristische Anfänge in die Glanzzeit *Ruthners* reichen“. „Einer der verdienstvollsten alpinen Veteranen“, erinnerten die MITTEILUNGEN des D & OeAV aus Anlaß seines Todes. „Ein Mann, der schon zu einer Zeit, wo es noch keine alpinen Vereine gab . . . und auf dem Hochgebirge noch der volle Reiz des absolut Unbekannten, aber auch der Zauber und Bann . . . grauenhafter Gefahren und Schrecknisse ruhte“, alljährlich aufbrach zu seinen Erschließerkampagnen. Die alpine Geschichtsschreibung hat bislang die Mühe gescheut, die verstreuten, versteckten Angaben zusammenzutragen. Das Mosaik vieler Steinchen aus den verschiedensten Quellen erlaubt indes durchaus, eine Lebensskizze jenes nebulosen Verwall-Touristen zu beginnen. Trotz etlicher blinder Stellen wird ihn das Zusammengefügte als einen Voransteigenden an der Schlüsselstelle ostalpiner Hochtourismusgeschichte ausweisen. Höchste Zeit, ihn aus der Versenkung zu holen.

Geboren wurde *Josef Anton Specht* am 29. Februar 1828 in Lindenberg im Allgäu als Enkel eines k. u. k. Amtsbaumeisters. Nach Ende der Schulzeit ist er mit seiner Mutter in Kempten.

Der Vater *Franz Xaver*, Landwirt in Lindenberg, schickt den Fünfzehnjährigen in die Welschschweiz, in den Kanton Fribourg. Mit 16 lernt *Josef Anton* dann sogar Italienisch in Mailand. Als Waise geht er 1845 nach Nürnberg in die Kaufmannslehre, 4 Jahre später tritt er 1849 in eine Wiener Exportfirma ein, die er nach 1854 schließlich als Teilhaber unter dem Namen *Luschka & Specht* mit geschäftlich gutem Erfolge weiterführt.

Ob ihm schon die Berge seiner Allgäuer Jugend-Heimat, „das Feld für seine bergsteigerische Thätigkeit boten", wie ein Nachruf vermutet, erscheint bei diesem frühen Wanderleben zweifelhaft. Jährliche Bergtouren dürfte er gegen 1850 begonnen haben. Allerdings begegnen wir seinen alpinen Spuren erst 1857. Aus diesem Jahre stammt ein Hinweis auf ihn als einer der ersten Besucher des soeben aus einer Spende des *Erzherzogs Johann* erbauten Johannishütte. Gemeinsam mit dem Bozener Kaufmann *Albert Wachtler* erreichte er im gleichen Jahre unter Führung von *G. Ranggetiner* von Kals aus den Großglockner „als erster Tourist über den ganzen langen Grat, der das Ködnitzkees vom Leiterkees trennt". Mit *Wachtler*, den er möglicherweise in gemeinsamen Wiener Jahren kennengelernt hat, besuchte er auch den Großvenediger auf eine für die damalige Zeit ganz ungewöhnliche Weise: nämlich führerlos.

Entree-Billet: Ötztaler Wildspitze

Galten die ersten überlieferten Unternehmungen noch erforschten und bekannten Bergen, so packte er kurz darauf den bislang noch von keinem Touristen erstiegenen Gipfel der Ötztaler Wildspitze an. „Angeregt durch die in diesem Buche enthaltenen anziehenden Mitteilungen des Herrn Hermann Schlagintweit über eine versuchte Besteigung der Wildspitze, wagte ich mich gestern, 26. August 1857, in Begleitung der drei Führer *Nicodemus, Leander* und *Hans Klotz* von Rofen ebenfalls an einen Versuch, welcher vollkommen gelungen ist." So schrieb er ins Venter Fremdenbuch, und setzte hinzu: „Die Besteigung ist nicht ohne Gefahr und sehr beschwerlich, doch mag ein geübter Bergsteiger mit vollkommen schwindelfreiem Kopfe die Wanderung immerhin unternehmen; für seine Mühe wird er reichlich belohnt werden."

Nach einer kurzen Schilderung der Aussicht, die Specht über die Schau vom Glockner stellt, schilderte er den Verlauf der Tour. „Von den Rofener Höfen brauchten wir 8½ Stunden Zeit, um den höchsten Gipfel der Wildspitze zu erreichen. . . . Bei dem bloßgelegten Eise hielt uns das Stufeneinhauen lange auf, auch mußte diesmal ein Eisüberhang von 6 Fuß Höhe durchbrochen werden. Wenn die Zerklüftung des Mitterkarferners geringer ist als in diesem Jahre, könnte man den Versuch des Anstiegs auf die südlich abstürzenden Schrofen, i. e. die Schneide gegen den Prochkogel, unternehmen, um dann von Nordwesten auf den Gipfel zu kommen, was gewiß bequemer und gefahrloser wäre als die Besteigung von der Nordostseite." Das Urteilsvermögen dieses frühen Berg-Individualisten erkannte also klar den heute gebräuchlichen Anstieg.

Ein Rätsel früher Alpingeschichte

Dieser verhältnismäßig umfangreiche Eintrag im Venter Fremdenbuch blieb das einzige schriftliche Zeugnis, in dem Specht der Öffentlichkeit einen knappen Einblick in seine Gedanken gestattet. Neben einer zweifellos sachbezogenen Zielstrebigkeit fällt dabei noch eines auf: die Verwechslung der Himmelsrichtungen. *Heinrich Hess* schreibt darüber in der „Erschließung der Ostalpen": „Der Weg, den Specht genommen hat, ist zweifellos der auch heute noch zuweilen begangene vom Mitterkarferner auf den Urkundsattel und von diesem längs dem Grate zum Gipfel. Die Erwähnung, daß die Besteigung des Gipfels auf der Nordostseite erfolgte, beruht jedenfalls auf einer Verwechslung, denn wie die Führer Klotz später Ruthner erzählten . . ., ging die Partie über den Urkundgrat von Süden auf die Spitze. Es muß allerdings auffallen, daß sowohl dem ersten (gemeint: H. Schlagintweit) wie dem zweiten Touristen, solche Verwechslungen unterlaufen konnten." Daß also im Falle der Wildspitz-Historie sowohl der für seine präzisen Beschreibungen und Messungen berühmte *Hermann Schlagintweit* wie auch der erfahrene Bergsteiger *Specht* die Himmelsrichtungen verwechselten - das gehört zu den unergründbaren Rätseln der Alpingeschichte.

Ortler-Versuch und Ötztaler Erfolge

Spechts Versuch 1860 auf das höchste Ziel innerhalb der Grenzen der k. u. k. Monarchie schlug fehl. Eine Stunde unter dem Gipfel des Ortlers mußte er in greifbarer Nähe des Gipfels umkehren. Warum? Vielleicht trifft Alpinhistoriker *Lehners* Vermutung zu, der die Unkenntnis und Unfähigkeit der damaligen Suldener Führer als Ursache anprangert. Vielleicht aber war daran auch einer der von *Julius Payer* so hervorgehobenen Wetterstürze schuld.

Der Similaun hingegen, den *Specht* gerade 3 Jahre nach seinem ehemaligen Tourengefährten *Wachtler* erreichte, scheint keinen besonderen Eindruck hinterlassen zu haben. Hierüber, wie über seine erste gesicherte Besteigung der Weißkugel, enthielt das alte Venter Fremdenbuch unter dem 30. September 1861 lediglich den lakonischen Eintrag: „J. A. Specht aus Wien mit Nicodem und Leander Klotz von Rofen auf den Similaun und die Weißkugel." *Theodor Petersen* und Kurat *Senn* führen allerdings als Begleiter andere Namen auf. *Hess* bemerkt dazu in der „Erschließung der Ostalpen": „Wie über keine seiner anderen Bergfahrten, hat Specht auch über diese interessante Bergtour keinerlei Bericht veröffentlicht." Und er fügt gottergeben an: „Eine Anfrage an den in Wien lebenden Touristen blieb ohne Antwort."

Nach 1862 fast nur Erstbesteigungen

Sieht man von einem in „Weilenmanns Schriften" abgedruckten Brieffragment ab, so gibt es für die Zeit nach 1862 keine schriftli-

chen Belege mehr aus der Feder von *Specht*. Was man weiß, stammt nur mehr vom Hörensagen, weil der Tourist „nicht zugänglich ist". Die Hauptquelle bildet dabei sein Leibführer *Franz Pöll* aus Mathon im Montafon. Dessen Erzählungen sind, wie ein Zeitgenosse schreibt, wohl im Detail „nicht immer als ein Evangelium zu betrachten". Dazu hat dieser unternehmungsfreudige Schäfer und Gemsjäger, der als erster Österreicher weit über sein Heimattal hinaus führte, doch allzu häufig „einen Schnapsduft um sich herum verbreitet". Für die alpine Welt besteht dennoch kein Zweifel: die mündlich tradierten Daten treffen zu. Und diese beziehen sich nach 1862 fast nur auf Erstbesteigungen. 1862 und 1863 besuchte das Mitglied des alten Oesterreichischen Alpenvereins offenbar das Stubai, wo er nach *Ludwig Purtscheller* „als erster Tourist in die entlegensten Gletscherreviere vorgedrungen" ist. Nach der touristischen Erstersteigung der Schaufelspitze vom Schaufelnieder aus, mit Führer *Alois Tanzer* aus Neustift, erreichte er wiederum mit *Tanzer* als Erster über die Pfaffenschneide den Gipfel des Zuckerhütls. Auf dem Schrankogel stand er zwar lediglich als Dritter – aber, wie *Purtscheller* vermutet, auf einer ganz ungewöhnlichen Route: vom Schwarzenbergferner über den Südgrat. Selbst ein *Specht* soll da die oberste Firnschneide als „haarsträubend" empfunden haben. Dies aber blieb auch der einzige überlieferte Anflug von unterschwelligem Gefühl.

Kampagne Verwall

1864 finden wir *Specht* mit Leibführer *Pöll* erstmals im Verwall. Nach dem Blankahorn und möglicherweise auch anderen Bergen packt die eingespielte Partie den Hohen Riffler an, der noch heute selbst blasierten Besuchern von Landeck mehr als einen verstohlenen Blick entlockt. Um wieviel mehr muß damals die noch unbestiegene ebenmäßige Felspyramide mit ihrem weißen Brustlatz eine Herausforderung für den begeisterten Gipfelsammler gewesen sein. *Specht* jedenfalls fand den Weg, der heute zur Edmund-Graf-Hütte führt. Statt jedoch den vom Blankahorn ausstrahlenden Felskamm zu umgehen, überstieg er diesen, fuhr zum Pettneuer Ferner ab und gelangte dann auf dem heute gebräuchlichen Wege zur Spitze. Warum einfach . . . – aber für die Ersten schaut eben alles anders aus.

Ein Meisterstück an der Königsspitze

Noch im gleichen Jahre besuchte *Specht* mit *Pöll* als einer der ersten Ostalpenleute die Bernina. Zwar scheiterte am 10. September 1864 der Übergang vom glücklich erreichten Nordgipfel des Piz Roseg zum höheren Südgipfel an der fehlenden Zeit. Der mutige Entschluß zur Umkehr rettete indes den beiden wahrscheinlich das Leben: der Einbruch der Nacht mit einem gleichzeitig einsetzenden heftigen Gewitter erwischte die beiden „nurmehr" am Gletscher und nicht am ausgesetzten Roseg-Kamm.

Überragende alpine Fähigkeiten stellte *Specht* dann eine Woche später in der Ortler-Gruppe unter Beweis. Nach seinen trüben Erfahrungen mit den Suldener Führern stieg er am 17. September 1864 mit *Pöll* auf völlig neuem Wege vom Suldenferner auf die Königsspitze. Nach vierstündiger Arbeit erreichten die beiden bei Neuschnee „unter großen Beschwerden" den Gipfel als 3. Partie. „In der Höhe blies ein furchtbarer Nordwind, der sie zwang, kriechend ein Fortkommen zu suchen." Ihr Weg über die Südostwand war so außergewöhnlich für ihre Zeit, daß er bis 1894 nur einmal wiederholt worden ist.

Vor 125 Jahren: die Crast'Agüzza

Der Reiz der Bernina aber ließ *Specht* nicht so schnell los. Mit Freund *Weilenmann* aus St. Gallen, mit *Pöll* und *Jakob Pfitscher* gelang ihm schon im folgenden Jahre die Crast'Agüzza. Jene denkwürdige Besteigung des 17. Juli 1865 muß ein hartes Stück Arbeit für die Führer und eine ansehnliche Leistung für die beiden Touristen gewesen sein. Nach *Weilenmanns* Bericht ist sie nicht ohne gegenseitige Gereiztheit abgelaufen. Nach zweieinhalbstündigem „rastlosen Klettern" sahen die beiden endlich „freudig erregt, triumphierend, jubelnd, den immer schwindeliger durch die Luft führenden Grat ostwärts absinken". Behaglich thronten sie 1½ Stunden auf dem luftigen First, während *Pöll* sein knallrotes Sacktuch als Siegesfähnlein hißte. Beim Abstieg bewunderten sie die Lichteffekte der nahenden Schlechtwetterfront und kämpften sich schließlich abenteuerlich über den nächtlichen Gletscher hinunter. In einem Couloir verfehlte dabei ein Stein *Spechts* Kopf nur um Haaresbreite. Hatte der von *Pöll* in „Kratz a gizzi" verballhornte Berg diese Verunglimpfung übel genommen?

. . . und der Piz Buin

Von der Zweitbesteigung des Valschavieler Maderer erfahren wir nur beiläufig aus einem Nachruf. Die Erlebnisse der Erstfahrt auf den Piz Buin vor 125 Jahren hat Tourengefährte *Weilenmann* hingegen liebevoll und mit Humor aufgezeichnet: vom Anmarsch, der *Specht* „mausnass und übel" zurichtet, über das Schnaps-Intermezzo, worin der auf dem Bauche liegende *Pöll* sorgsam den Inhalt seiner zerplatzten Branntweinflasche vom gefrorenen Erdboden schlürfte, bis zur Skizze der derb-amourösen Schäfer-Groteske in der nächtlichen Alphütte. Köstlich, köstlich!

Den Piz Buin griff die Gesellschaft am Morgen des 14. Juli 1865 an. Fünf Stunden später stand sie „so frisch als wären wir kaum gegangen", auf dem höchsten Punkt. Hier fühlte sie sich ergriffen „von der feierlichen Stimmung, die durch den unermeßlichen Raum geht". Bei dieser Tour, die zufälligerweise am gleichen Tage geschah wie die Tragödie am Matterhorn, stieß auch *Weilenmann* ein Mißgeschick zu. Er verschwand „in eine dunkle Spalte versenkt, darin baumelnd im Leeren zwischen Leben und

Tod". Hätte nicht *Specht*, der Wackere, festen Stand behalten und ihn unter Mithilfe *Pölls* herausgehievt, so wäre Freund *Weilenmann* wohl nicht mehr in der Lage gewesen, uns etwas über seine Abenteuer zu erzählen. Was den unfreiwilligen Spaltenforscher freilich nicht hinderte, bei beschwipstem Diskurs am Ende der Fahrt zu bemerken: „daß Pöll auf gewöhnlichem Pfade, derselbe nichtsnutzige Gänger ist, der beständig zu jammern hat, mögen die Schuhe sein wie sie wollen".

Die Königin der Nordalpen und das stolzeste Felsgebilde im Verwall

Nach dem Valschavieler Maderer, noch 1865, führte der „nichtsnutzige Gänger" gleichwohl seinen Herrn am 31. August 1866 über steile Grashänge und vereiste Platten erstmals auf die Vesulspitze. 1869 zeichnete Specht den Aufruf zur Gründung des bergaktiven Deutschen Alpenvereins mit, besuchte wiederum die Ortlergruppe, bestieg mit *Johann Pinggera* und *Peter Dangl* die Zufallspitze und von dort vermutlich als erster den Monte Rosole. Ein wenig später stand er dann auch noch mit *Peter Siess* aus Grins auf der „Königin der Nordalpen", auf der Parseierspitze. Diese Erstersteigung gelang am 23. August 1869 von Grins aus über den kleinen Gletscher im Norden in 9 Stunden, „trotz großen Zeitverlustes durch Recognoscierungen in den oberen Felsplatten". Zwischendurch besuchte er irgendwann sogar die Adamellogruppe. Ein Streifzug, von dem wir nichts wissen als eine Bemerkung über ein böses Gletscher-Biwak.
Die überlieferte Zweitbesteigung des Fluchthorns in der Silvretta anno 1872, sowie deren Wiederholung 1874, fallen ebenso wie der Kaltenberg aus der gewohnten Erst-Eroberungs-Liste heraus. Ein umso ungewöhnlicherer Erfolg hingegen ist für 1874 verbürgt. Am 9. September genoß *Specht*, inzwischen geachtetes Mitglied des Österreichischen Alpenklubs, als erster Tourist die Rundsicht vom Gipfel des Patteriol im Verwall. Für immer bleibt dabei ungeklärt, ob *Pöll* bei der Wegsuche auf das „stolzeste und prächtigste Felsgebilde des Verwall" die später lange Zeit übliche „Eisrinne" gemieden oder verfehlt hat und stattdessen in den Felsen nördlich davon auf- und abgeklettert ist. Die Tatsache, daß *Pöll* auch bei der nachfolgenden Besteigung den Einstieg zur Rinne erst nach langem Suchen fand, spricht für den Verhauer im Fels. Und warum sonst wäre der anerkannt tüchtige Steiger *Specht* beim Abstieg hier in die Nacht geraten? Vermutlich haben die Stanzertaler Gemsjäger, die als erste droben ein Vermessungssignal aufrichteten, dem verhaßten Konkurrenten *Pöll* die richtige Route verschwiegen oder ihn gar durch eine falsche Wegbeschreibung hereingelegt. *Specht* hatte das durch ein unfreiwilliges „Bivouac" auszubaden.

Nur der Rahm obenauf

Am 12. Oktober 1876 konnte *Specht* noch die Hintere Jamspitze erstmals erreichen und „bei prachtvollem Wetter auf aussichtsreicher Zinne" verweilen. 1878 soll er noch den Karkopf und etwa um die gleiche Zeit auch die Südspitze des Seekopfes, beide im Verwall, erstiegen haben. Letzteres Altersabenteuer wurde nur durch den Zufall einer aufgefundenen Stanniolkapsel einer Sektflasche der Hausmarke *Spechts* entdeckt. Danach hören wir nichts mehr von Gipfelerfolgen.
Heute freilich gelten Berge wie die Jamspitze als hochkarätige Skifreuden, und der Brettelrausch triumphiert hier über die hehren Hochtouristengefühle von anno dazumal. Indes trifft eben selbst für solche Höhen zu, was ein Nachruf hervorhebt: „Er hatte Gelegenheit, Spitzen als Erster zu betreten, welche jetzt Dutzenden von Reisenden als Ziel dienen, die aber damals zu erobern, nicht wenig Muth und Tathkraft erforderten." Und, wenn die trotz allen beharrlichen Schweigens bekanntgewordenen Erfolge zwei Dutzend Berge nicht überschreiten, so darf man sich füglich vor Augen halten: auch ein *Specht* wird nicht nur Erstbesteigungen ausgeführt haben. Was wir vom Hörensagen und durch glücklichen Zufall von seinen Taten kennen, ist gewiß nur der Rahm obenauf – der Tortenboden fehlt. Die möglicherweise bescheideneren Fahrten mit Rudolf von Müllner zum Beispiel sind durch die Maschen der alpinen Chronik gerutscht. Wie viele mögen das gewesen sein?

Farbtupfer im blassen Persönlichkeitsbild

Bleiben allein schon *Spechts* Taten im Dämmerlicht alpiner Historie, so liegt das Bild seiner Persönlichkeit vollends im Schatten. „Geräuschlos und zurückgezogen verbrachte Specht sein Leben größtentheils in Wien. Nur wenige Bevorzugte durften den einsamen Junggesellen mit der untersetzten Gestalt und dem mächtigen, von einem weißen Vollbart umrahmten Kopfe nähertreten." Keiner seiner Freunde hat das Schweigen um diesen alpinen Sonderling gebrochen. Nicht *Albert Wachtler*, nicht *Rudolf von Müllner*. So geistert *Specht* geheimnisvoll blaß durch die alpine Geschichte. Einzig Freund *Weilenmann* lüftet ein wenig den Schleier; in seinen Schriften zeichnet er episodenhaft einige Züge aus *Spechts* Persönlichkeitsbild. Ein paar Farbtupfer nur in der grauen Kontur.
Danach scheint *Josef Anton Specht* nicht immer der große und vor allem nicht der ernste Schweiger gewesen zu sein, für den man ihn hält. Schon beim Treffen zur Buin-Tour hörte *Weilenmann* „unten in der Wirtsstube mehr als nur gewöhnliches Lachen . . . da saßen die sehnlichst Erwarteten schon beim Glase Wein". Und beim neckischen Treiben auf der Alp muß *Specht* alle Mühe gehabt haben, „einer maßlosen, unbändigen Lachlust nicht freien Lauf zu lassen". Beim Anstieg zur Crast'Agüzza hingegen hat *Specht* seinem Unmut über die Mühen und Plagen recht vernehmlich Luft gemacht. Allen Vergnügen der Tour sowie den Genüssen des Lebens scheint der vierschrötige *Specht* durchaus zugetan gewesen zu sein. „Den Tisch deckt bald alles, was eine Alphütte des Guten bieten kann." Gern streckte er sich „zu langer Rast auf den Rasen", gebot dem allzusehr Voraneilenden Mäßigung, und verweilte, wann immer möglich,

ausgiebig am Gipfel. Der glückliche Abschluß der Tour wurde sodann gehörig gefeiert. Bei mehr als einem Glase Wein.

Trotz Körperfülle ein behender Steiger

Weilenmann versäumte auch nicht die Behendigkeit des bewährten Bergsteigers zu rühmen. So ist der schwergewichtige *Specht* einmal nach einem Spaltensturz aus eigener Kraft am Seil zum Tageslicht emporgeklettert. Lediglich in engen Couloirs und Kaminen bereitete ihm der Leibesumfang mitunter Schwierigkeiten. Diese massig rundliche Gestalt scheute sich auch nicht, splitternackt im eiskalten Bergwasser zu schwimmen und nachher krebsrot unter den Beifallsstürmen seiner Genossen wie ein Besessener hin und her zu springen. Regelmäßig turnte er bis ins hohe Alter, nahm sogar mit 55 Jahren noch an einem Weitlauf in Bagni di Massino teil. „Specht war bis in seine letzten Tage sehr rüstig und machte selbst größere Bergtouren noch gerne mit." Welche, das verschweigt leider die Literatur.
Ein zeitgemäßer Turner, ja. Aber Asket und Lebensverächter war *Specht* also nicht. Und schon gar nicht ein bierernster Bergfanatiker. „Im Wiener Rathauspark und einigen der benachbarten Restaurants war der charakteristische Weißkopf ein regelmäßiger Besucher. Freundlich, aber zurückhaltend, war bis zuletzt sein Wesen." Aus einigen Nebensächlichkeiten drängt sich zudem der Eindruck eines grundgütigen Menschen auf, der seinen *Pöll* zeitlebens finanziell unterstützte. Dieser Sonderling wurde eben auf eine damals ungewohnte Weise, auf die „hochtouristische Weise mit seiner ungewöhnlichen Körperfülle" und mit gottweißwas für Problemen fertig.
Ein wenig spöttisch, doch vorwiegend liebevoll zeichnet *Weilenmann* das Bild dieser auch alpinhistorisch voranschreitenden Erscheinung: „Im Stillen ergötzt du dich an der drolligen Figur, die, mit Siebenmeilenstiefeln ausholend, in der Rechten den Alpenstock, in der Linken den Regenschirm, unser gewaltiger Nimrod schreitet." So mag *Josef Anton Specht* seinen wenigen Freunden in der Erinnerung geblieben sein, als dieser Nimrod am 14. April 1894 Alpenstock und Regenschirm für immer aus der Hand legte. Dies liebevolle Bild des an Gürtelrose gestorbenen Pfadsuchers ist heute leider vergessen.

An der Spitze der alpinen Zeitgenossen

„Josef Anton Specht . . . war ein ganz hervorragender Bergsteiger, dessen Tätigkeit trotz der außerordentlichen Güte seiner Besteigungen nicht voll zur Wirkung kam", urteile Alpinhistoriker *Wilhelm Lehner*. Und diese Leistung vollbrachte Hochtourist *Specht* damals noch ohne Schutzhütten und Weganlagen, rein aus dem Spaß an der Freud'. Nur für sich selbst, und nicht zum höheren Ruhme von Wissenschaft oder Touristik. Hier kam erstmals ein bei *Valentin Stanig* (1752–1847), *Peter Carl Thurwieser* (1789–1865) und *Placidus a Spescha* (1752–1833) erkennbarer Beweggrund restlos zum Durchbruch. Und das im Zeitabschnitt des wissenschaftlichen Alpinismus, als „weite und wichtige Gruppen in unseren Ostalpen noch ganz unbekannt ihrer Erschließung harrten".
Auf seinen jährlichen Fahrten hat *Specht* wohl den größten Teil der bedeutenden Ostalpengipfel bestiegen, zumindest soweit dies die Zentralalpen betraf. Darüber hinaus führten die Touren mit *Weilenmann* auch bis in die Bernina. Als einer der wenigen deutschen Ostalpenpioniere seiner Zeit hat er damit Schweizer Boden betreten. Und Ende der 60er oder Anfang der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts bestieg er sogar „u. A. den Pic de Teyde auf Teneriffa". Als Kundschafter in den Ötztaler und Stubaier Alpen wirkte er wider Willen als Bahnbrecher der Erschließung für die deutsche Hochtouristik-Invasion. Dem abseitigen Verwall und der benachbarten Silvretta schien indes seine stille Liebe gegolten zu haben. Bis zuletzt suchte er wiederholt diese Berge auf. Quer durch die Ostalpen konnte der vergessene große Unbekannte so Bergerfolge genießen, still und schweigsam. Erfolge, die ihn, wie *Lehner* in seinem Standardwerk „Die Eroberung der Alpen" zutreffend hervorhebt, „nach dem touristischen Ergebnis allein gemessen, an die Spitze seiner Zeitgenossen *stellen*".
Was hat *Specht* in einer einmaligen Laune der Flaschenpost im Verwall anvertraut? „Bis hierher haben wir uns gewagt!"
Sehr weit für seine Zeit.

Foto: Archiv T. Hiebeler

Joseph Anton Specht
** 29. 2. 1828 in Lindenberg/Allgäu*
† 14. 4. 1894 in Wien

Bergsteigen oder nicht?

Von Hermann von Barth zum Wettkampfklettern

Elmar Landes

„Alpenvereinsklettern ist das nicht!"
(Kommentar eines DAV-Sektionsvorsitzenden zum „Ersten Internationalen Sportkletterertreffen" im Mai 1981 in Konstein)

Nie hatte es mit dem Bergsteigen noch was zu tun, wann immer eine junge Generation von Bergsteigern sich andere Wege zum Ziel erkor als die alte. Oder die Wege zum Ziel in anderer Manier zu gehen sich anschickte. Oder Wege zu anderen Zielen suchte. Umgekehrt sahen sich die Bergsteiger in der Gefolgschaft des Trends zum Neuen selten imstande, das, was „die Alten" trieben – und wie sie's trieben, noch als Bergsteigen gelten zu lassen. Im Ergebnis war das zumeist so; alles in allem genommen jedenfalls.
Dennoch – und selbst auf die Gefahr hin, daß wir uns schon vom griffigen Einstieg zu den folgenden Betrachtungen weg gehörig verklettern –, wollen wir einräumen, daß sich dies stets eben nur summa summarisch so verhielt: Insofern, als die wirklichen Neuerer – auch — des Bergsteigens dem „Alten" gegenüber (von dem sie ja ausgehen mußten, wenn sie zu Neuem gelangen wollten) häufig sehr viel weniger mit Unverständnis geschlagen waren als die – allerdings normenprägende und die Dynamik einer Entwicklung bestimmende – Menge der Mit- und Nachläufer des Neuen. Aber das soll ja nicht nur beim Bergsteigen die Regel sein! Und wie anderweitig, so auch beim Bergsteigen, waren es selten so sehr die einstigen Neuerer, wenn sie's noch erlebten, die abermals aufkommenden neuen Ideen und deren Trägern unzugänglich blieben, wie die normativ-dynamische Phalanx der Epigonen.

Von führerlosen „Gecken" zum klassischen Sportklettern

So – kompliziert oder einfach, wie's jeder betrachten will – verhielt sich das, als Bergsteiger wie Hermann von Barth damit begannen, sich vom „Gängelband" der Führer zu lösen; und als „Führerlose" von den Führertouristen der „Geckerei"; wenn nicht des deftigeren noch bezichtigt wurden.
So ungefähr spielte sich's etwa gleichzeitig und wenig später ab, als Bergsteiger nicht mehr, wie ihre Vorgänger, lediglich die Gipfel der Berge irgendwie zu erreichen suchten, sondern zu diesen neue Anstiege: möglichst von allen Seiten her, über sämtliche Flanken und Grate.
Derselben Regie gehorchte das Drama wieder, als die „Neulandsucher" am Berg sich in zunehmend schwierigeres Gelände gedrängt sahen; und als die Generation um Hans Dülfer demzufolge Methoden entwickelte, ihrer Kletterkunst widerstrebende Passagen im Verlauf geplanter Anstiegslinien „künstlich" zu überbrücken. Mit nur geringfügig variierenden Inszenierungsideen erfuhr diese Version des Dramas verschiedene Wiederholungen; und zwar dies im Zug jeweils der fortschreitenden Verfeinerung – oder, je nach Betrachtungsweise, auch Vergröberung der Methoden Dülfers besonders durch die Bohrhakentechnik. Bekanntlich gipfelte diese Vergrobfeinerung darin, daß in den Anstiegslinien jener Spätepoche bestenfalls wenige, kurze, der Kletterkunst nicht widerstrebende Passagen die Brücke schlugen von einer Hakenleiter zur anderen. Doch auf diesem „Gipfelpunkt" erschöpfte sich die Eigendynamik dieser wiederholungsreichen Entwicklung schließlich auch.
Eine Neuinszenierung des alten Spiels war angesagt. An eine solche sich heranzutasten begannen die Kletterer vor zwanzig Jahren etwa; zunächst dahingehend, daß sie sich wieder zurückbesannen auf das, was den Stil der Anstiege Dülfers kennzeichnete und derer, die diesen Stil durch eigene Kreationen gleichzeitig mit Dülfer und besonders nachhaltig zwischen den letzten beiden Weltkriegen (sowie kurz nach dem zweiten) prägten: Fiechtl, Wiessner, Solleder, Vinatzer, Soldà, Rebitsch (um ziemlich wahllos wenigstens einige zu nennen). Das Kennzeichnende aber dieses Stils liegt ganz unübersehbar in einem möglichst sparsamen Einsatz Dülferscher „Überbrückungsmethoden".
Der Neuinszenierung wegweisende Gültigkeit zu verschaffen, vermochten die Kletterer freilich erst, als sie auf ihrem Weg der Rückbesinnung entschlossen einen Schritt sogar noch hinter Dülfer zurücktraten: Insoweit zumindest, als sie nun konsequent keinerlei „Brückenschläge" mehr akzeptierten, am Fels einen Schritt über die der eigenen Kletterfertigkeit gesetzten Grenzen hinaus zu tun. Dazu freilich, die Folgen einer (ohne Hilfsmittel) versuchten Grenzübertretung zu minimieren, verschmähten sie andererseits die seit Fiechtl, Dülfer und Co. entwickelten Seil-, Haken- und sonstigen Techniken nicht nur nicht, sondern per-

Foto: G. Heidorn

Surrealistische Ausdruckformen? Rechts: An der Leiter eines Klettersteigs in den Dolomiten Seite 57 links: Wettkampfkletterer (Guido Köstermeyer) und – rechts daneben – „technisches Klettern" am Überhang

fektionierten diese sogar; und zwar durch eigene Weiterentwicklungen sowohl als auch durch reichhaltigen Einsatz.
Längst klar: Kreiert mit dieser gelungenen Neuinszenierung war endlich das Sportklettern. Zwar müssen wir heute, wenig mehr als zehn Jahre später, dem Erfolgsstück von damals auf der Bühne des Bergsteigens bereits das Etikett „klassisches Sportklettern" anhängen. Immerhin aber dürfte sich die Mehrzahl der heutigen Leser wenigstens dunkel noch der spannungsreichen Dramaturgie erinnern, die gerade in dieser Neueinspielung einmal mehr den uralten, ewig jungen Widerstreit zwischen Neuerern und Bewahrern unverfälschten Bergsteigens bestimmte.
Und doch: Vieles von dem, was das klassische Sportklettern an einst so irritierend Neuem mit sich brachte, empfinden inzwischen selbst Angehörige sehr später Klettersemester als ziemlich selbstverständlich: So unter anderem, daß die jungen Akteure vollwertige Ziele nicht mehr lediglich in Anstiegen sehen, die einen möglichst respektablen Gipfel zum Endpunkt haben, sondern in solchen ebenso, die über talnahen Felsabbrüchen in irgendeiner namenlosen Bergflanke enden, – und an entsprechend anspruchsvollen Mittelgebirgskletterein sowieso. Darum mag's nicht gänzlich abwegig erscheinen, wenn auch wir an dieser Stelle von der vorgegebenen Routenführung durch unsere Betrachtungen abermals in eine Variante abweichen.

Auf Sonderpfaden

Das Breitenbergsteigen bleibt aus Betrachtungen wie diesen in der Regel ausgeklammert. Dafür gibt es Gründe. Denn Entwicklungen im Breitenbergsteigen vollziehen sich, sofern das analog zu solchen im Extrembergsteigen geschieht, in ziemlichem zeitlichen Abstand meist zu diesen. Und sie waren bisher selten, jedenfalls entschieden weniger als Entwicklungen des Extrembergsteigens, von der Debatte begleitet darum, ob das, was solche Entwicklungen bringen, mit Bergsteigen noch was zu tun habe oder nicht. Das ist gewiß eine der sympathischen Seiten des Breitenbergsteigens, das unterdessen ja gleichfalls eine Vielzahl an Spielformen hervorgebracht hat. Darunter allerdings zumindest eine, an der sich zunehmend nun doch ähnliche Debatten entzünden. Gemeint ist das „Begehen" von „Klettersteigen", die bis heute eine aufschlußreich gleichartige Entstehungsgeschichte hinter sich haben wie bis hin zur Ära der „Superdirettissimas" und „Größten Dächer der Welt", etwa Ende der sechziger Jahre, die „erschlosserten" Routenkreationen „technischen Kletterns": Halfen einst ein fixes Sicherungsseil oder wenige Eisenstifte als Tritt- und Griffersatz über kurze Passagen zwischen ansonsten „normal" begehbarem Gelände hinweg, so fördern heute aufwendig installierte „Feuerwehrleitern" unterschiedlichster Konstruktion das offenbar grassierende menschliche Verlangen, genau dort hochzuturnen, „wo der Wände Flucht am allersteilsten niedersaust".
Ein recht spektakuläres, indessen beileibe nicht vereinzeltes Beispiel dafür, daß das Schreckgespenst der Kommerzialisierung wenn, dann nicht allein im Bereich des Extrembergsteigens zu scheuen ist, bietet der gegenwärtige Klettersteigboom zudem. Seilbahngesellschaften und in wachsender Anzahl Fremdenverkehrsinstitutionen sind „spitz" auf solche Eisen-„wege" als Besuchermagnet in ihrem Einzugsbereich. Dazu sind sie nicht nur zu freudigem „Sponsoring" schon bestehenden Bauabsichten gegenüber bereit, sondern sich mehrenden Anzeichen zufolge offensichtlich auch zu absichtsbelebenden Initiativen.
Auch – besonders auch – von daher scheint erhöhte Skepsis angebracht, ob es vom Gipfelpunkt dieser Entwicklung aus ebenfalls einen Fortschritt dank Rückbesinnung geben könnte. So einen, wie es beim Extremklettern von der „Superdirettissima" hin zum klassischen Sportklettern gegeben hat.

Eigendynamische Entwicklung auch des Sportkletterns

Die Entwicklung freilich des Sportkletterns hat sich von den ersten Anstößen weg ebenfalls in Eigendynamik fortbewegt, und dies vielfach gewiß in einem Maß wiederum und auf Bahnen außerhalb der Vorstellungen derer, die einmal die Anstöße gegeben haben.
Sicher aber kein Mißklang mit diesen Vorstellungen ergibt sich daraus, daß es endgültig angezeigt ist, in Betrachtungen wie diesen – den Zeichen und Wortbildungen der Zeit folgend – von BergsteigerInnen zu schreiben, seit das Sportklettern die Szene belebt. Denn Frauen treten seither in dieser Szene nicht mehr

Fotos: K. H. Holtzmeyer/G. Heidorn/A. Gessner (v. l.)

nur gelegentlich, und dann nahezu ausschließlich im Gefolge von Männern auf. Sie gestalten das Spiel vielmehr in eigenständigen Rollen mit; dies zwar in keiner anderen Spielart des Bergsteigens noch so deutlich wie im Klettern (fast dominierend sogar, dank Lynn Hill, im Wettkampfklettern) – nichtsdestoweniger mit wachsenden Anteilen auch in der Alpinistik oder im Expeditionsbergsteigen. In all den Spielarten treten seither die BergsteigerInnen zudem nicht mehr in einem „outfit" auf, worin sie sich noch länger als „Fürsten in Lumpen und Loden" besingen könnten (von Fürstinnen ist in dem Lied nicht die Rede; und die wären ja wohl auch anders aufgetreten, damals schon). Die Kleidung der BergsteigerInnen fürs Hochgebirge ist funktionell (letzteres weit mehr als es die „Lumpen und Loden" je gewesen sind) und modisch –; nicht zu reden vom phantasievollen, farbenfroh Körperbewußtsein präsentierenden Styling der zweiten Haut, worin – weiblich wie männlich – Kletternde augenscheinlich gern stecken.

Mögen sich die ersten Trendsetter des Sportkletterns solche Erscheinungen auch nicht im Traum ausgemalt haben, so hätten sie diese doch gewiß nicht als Alptraum erlebt, sollten sie doch geträumt haben davon. Alptraumhafter empfinden kritische Insider unterdessen allerdings einige andere Erscheinungen in der Szene: So auch die offensichtlich vielgeübte Praxis, daß Leute in unzähligen Übungsanläufen sich an Routen, deren Schwierigkeit das Können der Unverdrossenen oft nicht lediglich um einen Grad übersteigt, versuchen; dies selbstverständlich vorzüglich entweder „tope-rope" (von oben) -gesichert – oder an reichlich genug vorhandenen Zwischensicherungen. Das erinnert verblüffend an die sechziger Jahre, als viele Seilschaften nicht müde wurden, Wochenende für Wochenende eine der damals hoch im Kurs stehenden Technorouten zu „begehen". Wohingegen sie die klassischen Anstiege aus der Dülfer- und Zwischenkriegszeit eher scheuten. Überhaupt scheint sich so manche Eigentümlichkeit aus der Blütezeit der „Hakenrasseln" im Kletterbetrieb von heute zu wiederholen; wenngleich dies modifiziert, selbstverständlich den unterschiedlich gestellten sportlichen Aufgaben und der demzufolge auch unterschiedlichen Funktion des Materialaufwands beim Neubau von Kletterrouten entsprechend. Jedenfalls klagt Kurt Albert, einer der bedeutendsten Geburtshelfer des Sportkletterns hierzulande (s. S. 93 ff), schon seit Jahren wieder über „phantasielos erschlossene Routen". Und nicht nur böswillig die Szene beäugende Outsider fragen sich, was soll das, wenn selbst anerkannte Spitzenkletterer fugenlosem Fels fehlende Griffe einmeißeln oder gar solche aufkleben in der Absicht, so neue „Freikletterrouten" zu schaffen.

Surrealistische Ausdrucksformen der Kunst, sich in steilem Gelände zu bewegen?

Da scheint es glattweg natürlicher, jedenfalls von einer weniger verschränkten inneren Logik zu zeugen, wenn KlettersportlerInnen gleich auf künstliche Objekte umsteigen. Und das tun sie ja mit wachsender Begeisterung und Anzahl. Daran nehmen selbst VerfechterInnen einer sehr orthodoxen Definition des Be-

griffs Bergsteigen heute nicht mehr ernsthaft Anstoß, soweit dies trainingshalber mangels leicht erreichbarer richtiger Berge (oder Felsen) geschieht. Doch die Geister scheiden und bestürmen sich von ihren auseinanderdriftenden Positionen aus in altvertrauter Heftigkeit angesichts einer Wirklichkeit, zu deren Bestandteilen unterdessen unumkehrbar gehört, daß Klettern an solchen Kunstbergen auch als Selbstzweck Geltung gefunden hat: Noch dazu dies in Gestalt offen, ja sogar öffentlich in Sport- und Messehallen ausgetragener Wettbewerbe!

Bergsteigen, das „im Saale" stattfindet, ist endlich also – wenngleich vielen weiterhin surreal anmutende – Realität geworden. Doch auch zahlreiche der „Superdirettissimas" aus den sechziger Jahren sind – ebenso wie manche der gegenwärtig so hochgeschätzten Klettersteige – wohl als recht surrealistische Ausdrucksformen der Kunst anzusehen, sich in steilem Gelände zu bewegen. So betrachtet aber ist den (Wettkampf-) Kletterern „im Saale" zuzugestehen, daß sie zwar „den Berg" zum Kunstgebilde abstrahiert haben, in der Bewegung aber – im „move" – wohl hohe Kunst entfalten, doch dies sich beschränkend ausschließlich auf ihr natürliches Bewegungstalent.

Man muß außerdem nicht erbaut sein darüber, daß Konkurrenzdenken als Motivation auch im Bergsteigen wirksam ist. Anzuerkennen wiederum bleibt dennoch, daß offen ausgetragene Wettbewerbe ebenfalls einer weit weniger verschränkten inneren Logik gehorchen als im Verborgenen tobende, die beim Bergsteigen eine wie das Bergsteigen so lange Tradition haben.

Trotzdem! Einem Großteil selbst der solchen Einwendungen gegenüber Aufgeschlossenen, des ewigen Grundsatzstreits außerdem Überdrüssigen, was nun noch mit Bergsteigen zu tun habe oder nicht, wird das Wettkampfklettern dennoch als Frucht vom „Baum des Bergsteigens" (H. Huber) erscheinen, die reichlich weit ab des Stamms zu liegen kommt. Das können vermutlich sogar einsichtsvolle Wettkampfkletter(er)/innen so mitempfinden. Immerhin handelt es sich nicht um eine aufgepfropfte, sondern um eine natürlich gewachsene Frucht. Das heißt: Soweit erkennbar, hat sich die Entwicklung hin zum Wettkampfklettern aus dem Kletterbetrieb heraus entsprechend den Vorstellungen und Ambitionen einer jedenfalls trendsetzenden Zahl von Kletter(ern)/innen vollzogen, wurde diesen also nicht von außen aufoktroyiert. (Wohl allerdings wurde, wenn unsere Beobachtungen zutreffen, der Verlauf der Entwicklung von außen beschleunigt; dies jedoch erst, nachdem letztere als solche deutlich erkennbar geworden war.) Und: Wettkampfklettern markiert als spektakuläre Neuerung nicht lediglich eine Zäsur in der Entwicklung des Sportkletterns. Es ist vor allem eine Antwort auf gewisse Stagnationserscheinungen in der Spätphase des klassischen Sportkletterns.

Einige solcher Erscheinungen haben wir weiter oben, zum Thema Wettkampfklettern überleitend, schon skizziert. Sie sind wohl Indiz auch dafür, daß jenseits des bisher touchierten Schwierigkeitsgrades (11) nun doch eine Grenze des menschlichen Vermögens im Felsklettern zu erahnen ist. Womit einhergeht, daß nur noch sehr wenige in diesen Grenzbereich vorzudringen vermögen; und selbst die wenigen schaffen das derzeit nur noch unter erheblichem Zeit-, vor allem aber Motivationsaufwand nach zahllosen Versuchen. Dazu ein Beispiel: Im Mai 1987 eröffnet Wolfgang Güllich am Krottenseer Turm im Frankenjura eine neue Route, der er den Namen „Wallstreet" gibt. Er stößt damit – wie sich's nachträglich nun immer deutlicher zu bestätigen scheint – weltweit erstmals das Tor auf zum elften Grad. Trotz zwischenzeitlich immer wieder erfolgter Versuche zahlreicher internationaler Kletterstars gelingt die erste Wiederholung der Route erst Guido Köstermeyer – im Spätherbst 1989.

Neue Motivationsschübe: woher? wohin?

Ziemlich deutlich zu belegen scheint das Beispiel eben dies: Herd für Motivationsschübe zeitweilig geradezu eruptiven Charakters kann heute nicht mehr wie in der Anfangsphase des Sportkletterns der Anschein von annähernd unermeßlichen Möglichkeiten sein, die Leistung über ständig neue Grenzen hinaus zu steigern. Und offensichtlich aus dieser Situation heraus empfängt nun die Motivation einer stetig steigenden Zahl von Kletter(ern)/innen Schrittmacherdienste teils auch aus dem direkten Leistungsvergleich beim Wettkampf.

Teils auch! Das soll zweierlei andeuten. Einmal nämlich ist es nicht so, daß nunmehr klassische Disziplinen des Sportkletterns, wie unter anderem das „Schwierigkeitsklettern" unter den Aktiven ins Abseits gänzlicher Interesselosigkeit abgedriftet wären. Zum anderen ist die Regel sogar die, daß sich Kletter(er)/innen sowohl in der einen wie auch in der anderen Disziplin zu bewähren suchen. Der schon erwähnte Guido Köstermeyer ist einer größeren Öffentlichkeit zuerst wegen seiner Erfolge im Wettkampfklettern bekannt geworden (und nach wie vor hauptsächlich dieser Erfolge wegen bekannt!). Ein anderer guter Bekannter aber aus der Szene des Wettkampfkletterns, der Engländer Ben Moon, hat Ende Januar 1989 im beliebten französischen Klettergebiet von Buoux es geschafft, mit „Agincourt" eine neue Route zu kreieren, die ähnliche Grenzbereiche tangiert wie Wolfgang Güllichs „Wallstreet" (11; 8c nach französischer Wertung). Kurz vor Drucklegung der Texte für dieses Buch (also im späten Frühjahr 1990) soll weiterhin der junge Franzose J. C. Lafaille mit seiner Routenschöpfung „Patience" im Gebiet von La-Roche-des-Arnauds an die Tür jener Grenzbereiche gepocht haben.

Nicht nur durch unmittelbare Schrittmacherdienste aber, sondern darüber hinaus zugleich durch eher mittelbare solche scheint der Wettkampf zunehmend Kletter(er)/innen zu motivieren. Vermehrt jedenfalls reizt offenbar nicht so sehr der Versuch, verbissen äußerste Grenzen subjektiven oder gar absoluten Klettervermögens auszuloten, wie das Bestreben, Routen möglichst hoher Schwierigkeit zu „flashen": was heißt, sie, wie auch beim Wettkampf gefordert, ohne vorausgehende Versuchsserien auf Anhieb zu überklettern. Das soll unterdessen einer guten Handvoll von Leuten der internationalen Kletterszene an Seillängen bis zum 10. Grad gelingen. Also ist vielleicht die Hoffnung ganz unberechtigt nicht, der Kletterwettkampf könnte zu-

mindest mildernd auf manche der geschilderten Verkrampfungen zurückwirken, die kennzeichnend sind für die Kletterszene „on the rocks" (natürlicher Art), aus der heraus er selbst zur Bühnenreife gelangt ist.

Noch einen Koffer im Karakorum

Doch wenngleich schon es angezeigt ist, offenzulassen, wie optimistisch oder pessimistisch gewisse Erscheinungen einer anhaltenden Entwicklung zu werten sind: Der Schluß ist aus obigen Betrachtungen wohl unzweideutig zu ziehen, daß Klettern als Wettkampfdisziplin und klassische Disziplinen sportlichen Kletterns sich wechselweise mehr oder minder stark beeinflussen. Schon darum liegt es gegenwärtig nahe, in einem Jahrbuch wie diesem Entwicklungslinien gerade auch des Wettkampfkletterns möglichst klar aufzuzeigen (was auf Seite 111 bis 122 Gabriele Madlener besorgt). Um so mehr liegt das zudem nahe, als besonders eindringlich ja eben das letzte Jahrzehnt gelehrt hat, daß Entwicklungen im Klettern selten ohne übergreifende Wirkung auf andere Zweige leistungssportlich betriebenen Bergsteigens bleiben.
So ist von der Phase einer gewissen Stagnation und gewisser Verkrampfungen in der Entwicklung des klassischen Sportkletterns weg ein – sui generis – stark bemerkbarer Trend zwar aufs Wettkampfklettern zugelaufen, ein weiterer aber in Richtung ganz anderer Entfaltungsbereiche: Dahin nämlich, Sportkletterideen auch an Alpenwänden, an den „big walls" von Yosemite oder sogar der Hochgebirge Asiens umzusetzen. Ein deutlich wegweisendes Zeichen in diese Richtung haben 1988 Paul Piana und Todd Skinner mit ihrer „Rotpunktbegehung" der Salathe-Führe am El Capitan (Yosemite) gesetzt, im selben Jahr bereits ein anderes Kurt Albert und Wolfgang Güllich ebenfalls mit einer „Rotpunktbegehung" der Jugoslawenführe am „Nameless Tower" (6158 m; Karakorum). Daß an diesem Erfolg alle Teilnehmer der Deutschen Trango-Expedition 1988 Anteil haben, sei in einem 1990 erscheinenden Jahrbuch schon deshalb extra festgehalten, da die Teilnahme eines Bernd Arnold aus der DDR an der Expedition unter den Zeichen der Zeit von damals noch als schönes zwar, als wegweisendes aber erst aus der Rückschau von heute zu werten ist. Kurt Albert und Wolfgang Güllich aber haben 1988 offensichtlich „noch einen Koffer" im Karakorum zurückgelassen. Zusammen mit Christoph Stiegler und Milan Sykora tauchen sie dort nämlich schon 1989 wieder auf; und wiederum am „Nameless Tower" schaffen sie schließlich 50 bis 100 m links der Jugoslawenführe eine eigene Routenkreation: Wie, und was es mit dem Namen „Eternal Flame" auf sich hat, den sie ihrer Route gegeben haben, schildert Wolfgang Güllich von Seite 145 bis 156. Tilmann Hepp schließlich hat sich oft und lange unterhalten mit Kurt Albert und Wolfgang Güllich, hat sie beobachtet im privaten Kreis, beim Training, beim Klettern: Was er erfahren, welche Eindrücke er gewonnen hat von ihnen, die sicher zu den prominentesten Exponenten des klassischen Sportkletterns zu zählen sind, die darüber hinaus aber eben durch ihre beispielhaften Begehungen am „Nameless Tower" der Entwicklung sportlichen Kletterns erneut Zukunftsperspektiven eröffnet haben, all dies faßt Tilmann Hepp in einem eigenen Beitrag zusammen (s. S. 93 bis 102).

Geschäftsanteile

Da wir im Verlauf dieser Betrachtungen schon von anderer Warte aus kurz einmal den Blick haben abschweifen lassen auf das Thema Kommerz und Bergsteigen, wollen wir davor selbstverständlich auch an dieser Stelle die Augen nicht verschließen. Keine Frage: Wie überall im Sport, so auch beim Bergsteigen, ist Kommerz besonders augenfällig dann mit im Spiel, wenn es um Hoch- und Höchstleistungen geht. Das zeigt sich derzeit am offenkundigsten gewiß beim Wettkampfklettern, das metaphernfrohe Alpinredakteure denn flugs auch als „Kind des Kletterspors mit der Kurtisane Geschäft" identifiziert haben. Die Zulässigkeit der synonymen Verwendung von Begriffen wie Kurtisane und Geschäft betreffend wollen wir uns hier besser nicht festlegen – vielmehr dem Formulierer künstlerische Freiheit zubilligen. Was aber haben die Kletterer von der Kurtisane? Beziehungsweise, wie hoch sind ihre Anteile an dem Geschäft? Tatsächlich gibt es derzeit vielleicht zwei Dutzend Wettkampfkletter(er)/innen, die von ihrem Sport leben; sie alle freilich nur zum Teil unmittelbar von den Prämien für Wettkampfsiege. Zum anderen Teil sind sie, wie die meisten „Profis" unter den Spitzenalpinisten und Expeditionsbergsteigern, auf zusätzliche Einkünfte aus Sponsor- und Beraterverträgen mit der Ausrüstungsindustrie, auf Veröffentlichungs- und Vortragshonorare, auf Bezüge als Führer oder Ausbilder für Spezialkurse und auf ähnliche Quellen angewiesen. Wer freilich, was der überwiegenden Mehrheit dieser „Bergprofis" (einschließlich der Wettkampfkletterer!) zum Lebensunterhalt genügt, vergleicht mit dem, was hierzulande als Existenzminimum gilt, der wird zugestehen müssen, daß die meisten von ihnen weiterhin mehr für ihren Sport als von ihm leben.
Dazu eine Randbemerkung noch: Sponsoren honorieren heute aus ebenso naheliegenden wie gut ersichtlichen Gründen weit bereitwilliger Wettkampferfolge als selbst außergewöhnliche Spitzenleistungen in anderen Disziplinen des Bergsteigens: Auch dies ein Grund für die Entscheidung mancher Kletter(er)/innen, an Wettkämpfen teilzunehmen – und somit ein weiterer Hinweis auf deutliche Wechselwirkungen der Entwicklung zwischen den verschiedenartigen Disziplinen leistungssportlich orientierten Bergsteigens. Ein Hinweis ist dies freilich zugleich auf eine nun doch – im wesentlichen jedenfalls – von außen angesetzte Einwirkung in die Entwicklung. Das soll hier als Faktum registriert sein, nicht wertend – und schon gar nicht das Wettkampfklettern für sich genommen abwertend! Aber vielleicht ist es nicht ganz abwegig, nachzudenken darüber, ob, wie und mit Hilfe welcher Institutionen und Einflußmöglichkeiten dieser spezielle Fall von Wechselwirkung im förderlichen Interesse aller Kletter(er)/innen zu steuern wäre.

Zwischen Leistungsspitze und Breitensport

Zwar sind Wettkampfklettern und vor allem Sportklettern an den Wänden des Karakorum Antworten auf sportliche Fragestellungen, die kaum das Bergsteigen als vielgestaltigen Breitensport betreffen. Dennoch betreffen sie eine nichts weniger als verschwindende Minderheit, vielmehr eine gewiß in die Tausende reichende Zahl von BergsteigerInnen, die ihren Sport stark leistungsorientiert betreiben (wie analog im Sport heute, beispielsweise im Fußball oder Eishockey, von den zweiten Bundes- bis hinunter wenigstens zu den Amateur-Oberligen alles andere als „Breitensport" im Sinne von Ausgleichs-, Gelegenheits- oder Gesundheitssport geboten wird).

Diese große, also zwischen der eigentlichen Leistungsspitze und dem Bereich Breitensport anzusiedelnde Gruppe von Aktiven dürfte beim Bergsteigen heute im Leistungsniveau etwa zum durchschnittlichen Standard der Extremen vor 15–20 Jahren hin tendieren, diesen teils sogar (in bestimmten Spielarten mehr, in anderen weniger deutlich) übertreffen. Je nach eigener Leistungsbereitschaft und eigenem Leistungsvermögen mehr oder weniger sind die BergsteigerInnen eben dieser Gruppe zwar wohl also von denselben oder zumindest ähnlichen Fragestellungen betroffen wie die Topleute. Deren Antworten allerdings können sie für sich selbst meist nicht geben; zumindest nicht gleichlautend.

Doch relevant namentlich für diese BergsteigerInnen scheint die Fülle geradezu von möglichen Antworten auf sehr differenzierte Fragestellungen zum Bergsteigen von heute, die Richard Goedeke mit der ihm eigenen Gründlichkeit aufgelistet und interpretiert hat (s. S. 87 bis 92). So ausgeklügelt die eine oder andere dieser Antworten vielleicht anmuten mag – auf eine Empfehlung laufen sie konsequent alle gemeinsam hinaus: Auf die nämlich, sich wieder mehr der Vielzahl von Herausforderungen, die das Bergsteigen in der Natur bietet, zu erinnern; sich also nicht mehr weiter zu beschränken darauf, lediglich wenige oder gar nur eine dieser Herausforderungen möglichst optimal zu meistern, alle anderen aber zu meiden.

Sicher spricht aus Richard Goedekes Ausführungen seine jahrzehntelange praktische Erfahrung als großer „Allrounder" mit nach wie vor beträchtlicher Begeisterungsfähigkeit für nahezu jede Einzeldisziplin des Bergsteigens. Die Chance indessen, daß seine Ideen von möglichst vielen BergsteigerInnen in Praxis umgesetzt werden, diese Chance merklich erhöhen könnte – wer weiß! – der gegenwärtige Wandel in der politischen Landschaft Europas.

Diesem Wandel Rechnung tragend berichten Bernd Arnold und seine Mitarbeiter in diesem Buch (s. S. 73 bis 86) vom Elbsandsteingebirge, seinen Eigenarten. Sie berichten dazu von den streng behüteten Eigenheiten der traditionsreichen Schule des Elbsandsteinkletterns; und sie berichten von den Akzenten, die dieser Schule entwachsene Bergsteiger durch beispielhafte Unternehmungen wieder und wieder in den Alpen, doch auch an den „Bergen der Welt" gesetzt haben – solange ihnen der Zugang dorthin noch nicht weitgehend verwehrt gewesen ist. Nun haben sie wieder Zugang. Nach Jahrzehnten strikter Trennung. Entsprechend eruptiv muß sich ihr hoch aufgestauter Nachholbedarf (wie ebenfalls der anderer DDR-Bergsteiger) Bahn brechen, lange unerreichbaren Zielen entgegen – auch beim Bergsteigen. Daß ihnen dennoch die für's Bergsteigen im Hochgebirge unumgänglichen Erfahrungen nicht durch Schaden zuteil werden, ist zu hoffen. Daß sie dann aber, geprägt durch ihre Erfahrungen aus der Schule des Elbsandsteinkletterns, wie einst ihre Vorgänger wieder die Entwicklung des Bergsteigens – und des Kletterns besonders – auch westlich der entriegelten Grenzen durch kreative Impulse beleben können –, das ist ihnen jedenfalls zuzutrauen. Geeignet, diesen Prozeß der wechselseitigen Belebung zusätzlich zu fördern, ist überdies der Umstand, daß mit entschieden geringeren Umständen noch als bisher schon für westlich des „Eisernen Vorhangs" unseligen Angedenkens beheimatete Kletter(er)innen ein Besuch im Elbsandsteingebirge verbunden ist. Seine Eindrücke von solchen Besuchen schildert Martin Schwiersch von Seite 65 bis 72. Daraus wird deutlich, an welch vielfach „vergessene", obschon ursprünglich dem Klettern doch vor allem eigene Herausforderung ein „Hospitieren" in der Elbsandsteinschule insonderheit wieder heranzuführen vermag (und ganz im Sinne dies von Richard Goedeke wohl): An die schlicht, in Kalkulationen zur Bemessung des Risikos Sicherungsmaterial und -technik zwar auch, doch nicht ausschließlich, sondern passend austariert damit Kletterkönnen, Konzentrationsfähigkeit, Mut, Beurteilungs- und Entschlußkraft als Berechnungsfaktoren ebenfalls einzubringen.

Grenzöffnungen – Perspektiven

Die politischen Veränderungen in Europa haben nicht allein die innerdeutsche Grenze aufgebrochen. Und wir müßten uns umgreifenderer Verengungen noch als nur der des Blicks bezichtigen, wollten wir dies nicht gleichermaßen als Geschenk und Chance begreifen. Eine Chance, die doch vielfach brach zu liegen droht? Das befürchtet jedenfalls ein profunder Kenner Osteuropas, Österreichs Wissenschaftsminister Dr. Busek. Dabei schätzt Dr. Busek die Chance, innereuropäisch voneinander zu profitieren, ohnegleichen hoch sogar ein – auch für die Westeuropäer: vorausgesetzt freilich die Bereitschaft und Fähigkeit, als Gewinnanteile nicht allein materiell-wirtschaftliche zu zählen, sondern auch solche aus einem Austausch von wissenschaftlichen und kulturellen Gütern, von Einsichten, Erfahrungen, Erlebnissen.

Aus nun wieder doch vorwiegend auf bergsteigerische Aspekte beschränkter Sicht wollen wir also nicht die – hoffentlich beiderseits – gewinnbringende Partnerschaft vergessen, die viele hiesige seit Jahren bereits mit Klettergruppen aus der ČSFR verbindet; nicht die erfahrungsträchtigen Erlebnisse, die diese Partnerschaft den einen da, den anderen dort erschlossen hat: an den Türmen des böhmischen Sandsteingebirges zum Beispiel auch!

Und denken wir an die Polen!

Leider lebt Jerzy Kukuczka – abgestürzt 1989 an der Lhotse-Südwand – nicht mehr. „Du bist nicht der Zweite, Du bist der

Größte!", hat Reinhold Messner Kukuczka gratuliert, nachdem dieser 1987 als zweiter Mensch (nach Messner) sämtliche Achttausendergipfel erreicht hatte. Deutlich klingt aus dieser Gratulation der Respekt an vor dem Stil, der die Achttausenderbesteigungen Kukuczkas ausgezeichnet, und vor der Schwierigkeit der Routen, über die der Pole einige dieser Gipfel bestiegen hat. Das freilich wäre kaum möglich geworden, zählten – wie Kukuczka als einzelner – seine polnischen KameradInnen – denken wir auch an Wanda Rutkiewicz! – nicht insgesamt zu den Besten im Expeditionsbergsteigen. Diese Klasse gründet vermutlich darauf auch, daß die Polen, konsequent wie „westöstlich" kaum anderswo Bergsteiger noch, sich alljährlich in der harten Schule von Winterbegehungen großen Stils zu behaupten versuchen. Belebende Impulse fürs Bergsteigen westlicher Provenienz – dafür auch! – verspricht partnerschaftliche Offenheit im Erfahrungsaustausch gerade mit ihnen also. Die Aufgeschlossenheit der Polen selbst für einen solchen Erfahrungsaustausch ohne nationale Scheuklappen bezeugt unter anderem ein Artikel ihres Landsmanns Józef Nyka in der Ausgabe vom 27. 7. 1989 der „Neuen Zürcher Zeitung". Nyka, einer der einblicksreichsten Chronisten des Expeditionsbergsteigens, schreibt darin über die zwei herausragenden der erfolgreich abgeschlossenen Vormonsununternehmungen des Jahres 1989 im Himalaya:

Die starke und sorgfältig vorbereitete sowjetische Mannschaft unter der Leitung von Eduard Myslowski konnte einen der Träume der gegenwärtig aktiven Höhenbergsteigergeneration – die vier Hauptgipfel des Kangchendzönga (8586 m) in einem Zuge zu überschreiten – in die Wirklichkeit umsetzen. Die kühne Hochtour ist von zwei Fünfergruppen in entgegengesetzten Richtungen ausgeführt worden: Am 30. April und 1. Mai war das Team unter Sergei Berschow erfolgreich (Start vom Yalung Kang, 8505 m) und am 1. und 2. Mai das Team unter Wasili Jelagin (Start vom Kangchendzönga Süd, etwa 8500 m). Die knapp zweitägigen „Marathonläufe" über die vier 8500-Meter-Gipfel, obwohl auf konventionelle Weise und mit Sauerstoffmasken realisiert, sind als wirklich herausragende Leistungen zu bewerten. Aber auch die übrigen Mitglieder der 22köpfigen Mannschaft blieben nicht untätig. Sie arbeiteten für die Gratgruppen und führten zahlreiche Einzelbesteigungen der vier Gipfel aus, was, zu den Traversen addiert, für die ganze Expedition eine Summe von 85 Besteigungen ergab.

Ein ganz anderer Stil wurde von dem Jugoslawen Tomo Česen (lies: Tschessen) an der 2800 m hohen Nordwand des Kumbhakarna (Jannu, 7710 m) dargeboten. Er durchstieg die mehrmals versuchte düstere Wand nicht nur im Alleingang, sondern obendrein „on sight", also ohne irgendeine frühere Erkundung. Die Begehung fand am 27. und 28. April statt – in einer geschlossenen, nicht ganz 24stündigen Kletterfahrt. Die Schwierigkeiten bewegten sich über lange Strecken um V+ oder VI, und die fast vertikalen Platten über 7000 m, mit dünnem Eis überzogen, haben Tomo seine ganzen körperlichen und psychischen Reserven abgepreßt. . . . Es gibt heute weltweit wohl kein ähnlich gut trainiertes Team wie jenes Eduard Myslowskis, und es gibt derzeit vermutlich auch keinen Höhenalleingeher vergleichbarer Klasse und Stärke wie Tomo Česen. Diese Tatsachen sollten vor allem Leute überdenken, die – oftmals mit der Ad-hoc-Methode kletternd – ähnliche oder noch waghalsigere Absichten in ihre Himalayapläne einbauen möchten.*

Wie gehabt – besonders Nykas Kurzkommentar zu den zitierten Beispielen auch zeigt es an: Der Bereitschaft, über Grenzen hinweg zu lernen, scheinen gesamteuropäisch schier grenzenlose Felder geöffnet.

Doch wie förderlich es ist, den Fundus selbstgewonnener Erfahrungen offenzuhalten für Kenntnisse und Einsichten, die anderswoher zu beziehen sind, das demonstrieren seit Jahren die Bergsportler eben der UdSSR besonders eindrucksvoll. Zum Beispiel die Expeditionsbergsteiger: Die haben, trotz bester „Trainings"-möglichkeiten in den Hochgebirgen auf asiatischer Seite des eigenen Territoriums, den Himalaya lange gemieden. Als sie dann aber 1982 (!) zu ihrer ersten (!) Expedition dorthin starten, erweist sich's, wie sorgfältig sie das gesamte, seit den dreißiger Jahren angewachsene Know-how über Besteigungen in der Achttausenderregion nicht nur sorgfältig gesichtet und studiert, sondern perfekt wie nie zuvor andere Teams in die eigene Expeditionsstrategie eingeplant haben. Ihnen gelingt es auf Anhieb, erstmals über den Südwestpfeiler und damit über die bislang schwierigste Route zum Gipfel des Everest (8848 m) anzusteigen. Elf Bergsteiger des 27köpfigen Teams erreichen den Gipfel.

Oder die Kletterer: Die betreiben in der UdSSR ihren Sport als Wettkampf bekanntlich bereits seit 1955. Wettkampfentscheidendes Kriterium dieser Bewerbe ist allerdings hauptsächlich die erzielte Schnelligkeit, also viel weniger als bei den seit 1985 durchgeführten Wettbewerben nach „westlichem Muster" die bewältigte Schwierigkeit. Darum haben die UdSSR-SportlerInnen zunächst erhebliche Probleme, auch in diesen ganz andersartigen Championates zu bestehen. Seit gut einem Jahr allerdings sind zunehmend die Namen von TeilnehmerInnen aus der UdSSR auf den Listen der zehn bis fünfzehn Bestplazierten ebenfalls bei dieser Art von Wettbewerben zu finden. Und Wunder wär's gewiß keines, sollten sie in nicht allzuferner Zukunft auch in dieser Disziplin dominieren. Einmal öfter wäre das vielmehr die Folge von wissenschaftlich akribisch erstellten und ebenso konsequent befolgten Trainingskonzepten. Zudem gibt

---

* Unterdessen hat Tomo Česen als Alleingänger auch das „Himalaya-Problem des Jahres 2000" (R. Messner) gelöst und erstmals die 3000 m hohe Südwand des Lhotse (8511 m) durchstiegen. Nach einer Erkundung im unteren Wandteil erreichte er den Gipfel am 24. 4. 1990 nach 42stündigem Aufstieg. Der Abstieg erforderte 12 Stunden. Während der insgesamt 54 Stunden legte Česen zwar einige Rasten ein, schlief aber nur etwa fünf Stunden. Der Aufstieg erfolgte im Alpinstil; und zwar nicht über die zuletzt immer wieder von den Polen versuchte Route, sondern links davon teilweise auf der Route der Jugoslawen von 1981, teilweise und im oberen Wandteil sowieso auf eigener Route. Bergsteigerisch hat Tomo Česen damit die Jahrtausendwende also wohl um ein Jahrzehnt vorweggenommen. (S. Foto auf S. 62/63.)

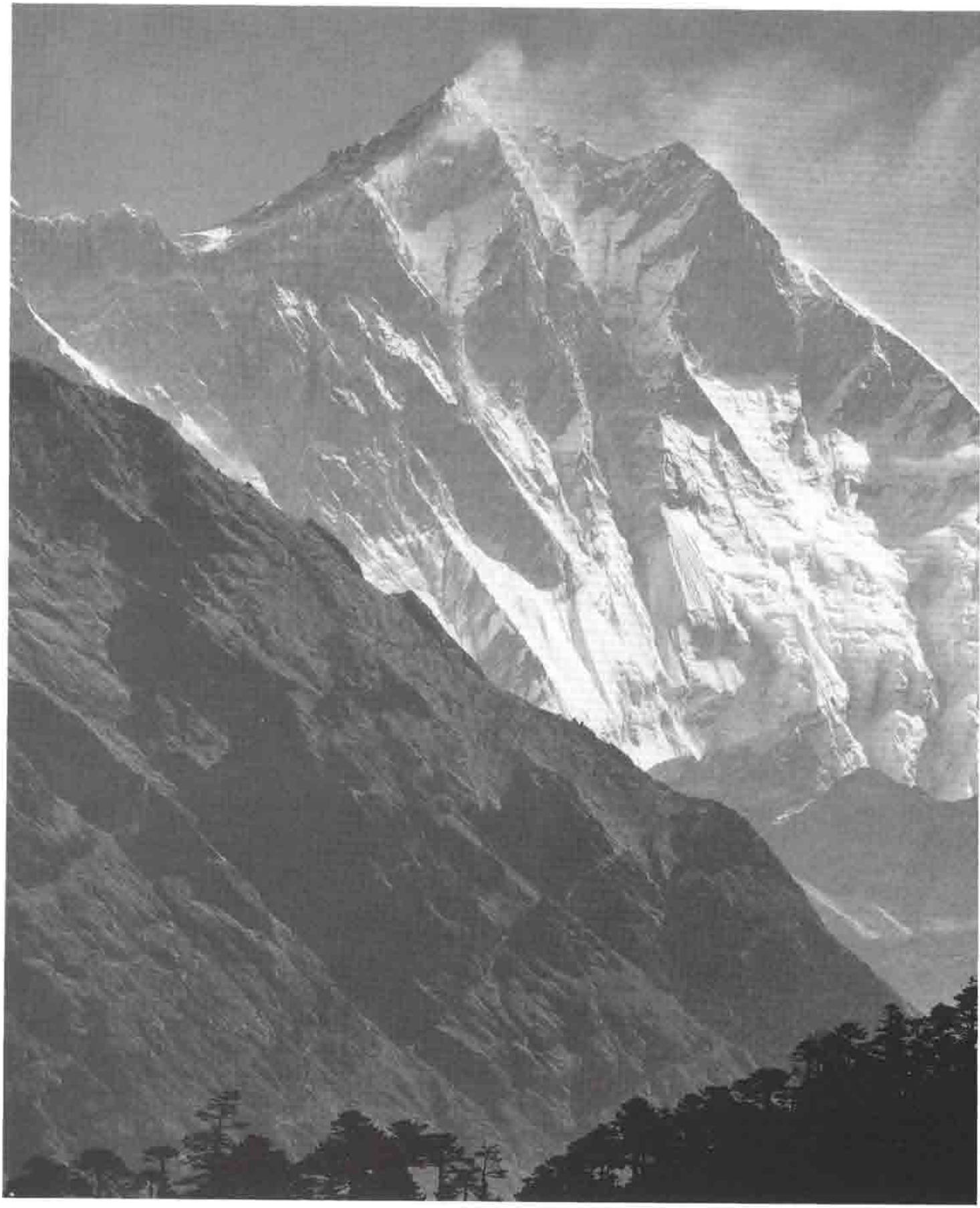


Foto. J. Winkler

Seite 62/63: Die Lhotse-Südwand
Tomo Česen (s.S. 61) erreichte das vom Gipfel nach rechts in die Wand abstreichende Gratstück über die geneigteren Wandpartien und das markante dreieckige Eisfeld links des riesigen Wandabbruchs im oberen Wanddrittel (rechts der Gipfelfallinie). Die meisten Versuche davor waren rechts dieses Abbruchs erfolgt.

es im Staatenbund der UdSSR zwischen Leningrad und der Mongolei ein annähernd unerschöpfliches Reservoir von Kletter(ern)Innen unterschiedlichster Grundveranlagung. Nicht zuletzt aber stehen auf dem riesigen Territorium nicht nur hierzulande weit weniger als der Himalaya bekannte große Hochgebirge. Noch geringer ist unsere Ahnung von den zahlreichen, dem Vernehmen nach sehr reizvollen Klettergebieten, die es dort ebenfalls gibt: für Kummer in Ihren Hausgebieten gewohnte Kletterer aus Mitteleuropa noch gänzlich unausgelotete – sogar eurasische – Perspektiven also!?

Sein oder Nichtsein?

Perspektiven?

Weltweit mag ja, wie angedeutet, das Bergsteigen sogar sehr reizvolle Perspektiven haben – wo und solange die Eigendynamik politischer Entwicklungen dies erlaubt, immerhin. Wie aber ist es um die Zukunft des Bergsteigens hier bei uns bestellt, in einem Land, wo es zwar eine respektable Tradition hat – aber Perspektiven?

Sind die Aussichten hier nicht eher danach, daß die Frage „Bergsteigen oder nicht?" sich liest wie „Sein oder Nichtsein"? Die zutreffende Lesart ist das ohne Zeifel, wenn wir uns zusammenbuchstabieren, wie gegenwärtig die Situation in den Klettergebieten unserer Mittelgebirge zu beschreiben ist: Nämlich so, daß dort zu klettern mit wachsender Häufigkeit verboten ist. Aus Naturschutzgründen. Klettern hat in den deutschen Mittelgebirgen indessen sogar eine große Tradition. Das gilt selbst dann, wenn man diese Tradition nicht auf einen gewissen Herrn von Goethe zurückführen will, der seinerzeit im Harz nachweisbar bereits Felsbildungen wie die Ziegenklippe erklommen hat.

Zur guten Tradition aber der überwiegenden Mehrheit der Mittelgebirgskletterer gehört seit jeher, die Belange der „Naturschutzseite" nicht als die einer „Gegenseite" zu betrachten, sondern weitgehend als ihre eigenen. Anders wär's auch kaum zu erklären, daß es bis heute ausgerechnet an den beliebtesten Kletterfelsen immer wieder Schützenswertes für „die Naturschützer" zu entdecken gibt. Wozu noch anzumerken ist, daß ohnehin lediglich eine Minderzahl der Mittelgebirgsfelsen vom Kletterbetrieb behelligt ist.

Dennoch sind die Kletter(er)Innen (wie einige andere Natursportler auch) zunehmend von besonders rigorosen – und rigoros grassierenden – Verboten betroffen. „Das kommt genau davon, weil ihr beim Alpenverein immer sowohl Bergsteiger- als auch Naturschutzinteressen als Eure eigenen gleichzeitig vertreten wollt!" Das sei zwar ehrenwert, auch sympathisch. Aber auf der Bühne des politischen Kräftespiels sei damit nichts zu gewinnen. „Da hat nur Aussicht auf Erfolg, wer ohne Wenn und Aber einen – seinen – Standpunkt vertritt – und sonst keinen!" Das hat uns nicht etwa ein junger, wegen erneuter Sperrungen in seinem Hausklettergarten besonders aufgebrachter Hitzkopf hinter die Löffel geschrieben. Nein, erteilt hat uns die Lektion ein

abgeklärter Beobachter des Laufs der Welt – und der Alpenvereine darin, einer, aus dem zudem ein gerüttelt Maß eigener Bühnenerfahrung vor und hinter den Kulissen politischen Geschehens spricht.

Fall von strafbarer Schizophrenie?

Seine Botschaft gefällt uns nicht. Lieber halten – oder hielten – wir es trotz allem mit dem – allerdings mehr einsichts- als einflußreichen – Politiker, der gegenwärtige „Zeitsignale" dahingehend deutet, daß die alte Lager- (oder gar Wagenburg-) Mentalität ungeeignet sei, politische Fragen von heute zu lösen – und seien's solche des Interessenausgleichs zwischen Naturnutz und Naturschutz. Freilich, es scheint quer durch alle politischen Lager heute noch sehr wenige KollegInnen des klugen Politikers zu geben, die sich dazu bereit finden, seiner Deutung rechtzugeben (und die wenigen haben in aller Regel noch weniger zu sagen). Und kaum geeignet, überzeugten Lagertheoretikern den Wind aus den Segeln zu nehmen, ist leider auch die Art, wie Kletter(er)Innen vergolten wird, wenn sie wieder und wieder Sperrungen hinnehmen; wenn sie, damit nicht genug, aus eigenem naturschützerischen Interesse Routen und Wege in ihren Hausklettergebieten sanieren (um Trittbelastungen und Erosionserscheinungen entgegenzuwirken), wenn sie sogar bereit sind, gemeinsam mit „den Naturschützern" an Nutzungsplänen mitzuarbeiten, die festhalten, welche Felsgruppen weiterhin zugänglich bleiben, welche gesperrt werden sollen: Es muß tief betroffen machen, wenn solche Bereitschaft, die eigenen Interessen gemeinsam mit anderen zu wahren, vielfach vergolten wird als handelte es sich um einen Fall von strafbarer Schizophrenie! Zu welchen Reaktionen diese Betroffenheit in welchem Grad tendiert, wird entscheidend auch davon abhängen, inwieweit sich mit ihr der Eindruck weiterhin breitmachen kann, daß anderen Interessensgruppen (einflußgesegneten industriellen oder lobbygewaltigen ständischen z. B.), die den Anspruch stellen, die Natur weit nachhaltiger zu nutzen, weit weniger Rigorosität entgegenschlägt. Und verwunderlich wär's dann auch nicht, wenn unter diesem Eindruck eben die Einschätzung Raum gewinnt, daß, wer eigene Ansprüche wirksam vertreten will, gut daran tut, zuwiderlaufende Ansprüche einer Gegenseite nicht gelten zu lassen, oder sie wenigstens zu ignorieren: Da ja jedes andere Verhalten der jeweiligen Gegenseite als Hinweis auf den einzuschlagenden Weg des geringsten Widerstands willkommen wäre.

Es kann den Naturschutzbestrebungen (nicht nur) in unseren Mittelgebirgen nur schaden, folglich auch nicht im Interesse „der Naturschützer" liegen, sollte es für ein Wucherwachstum solcher Einschätzungen zwischen ihnen und den Kletterern (und anderen Natursportlern) einen Nährboden geben.

Je mehr zudem derartige Einschätzungen sowie daraus abzuleitende Verhaltensweisen sich als – strategisch – richtig bestätigen, desto bedenklicher ist dies gewiß für die Gesellschaft dichtest besiedelter Regionen überhaupt.

Zeichnung: G. Sojer

Elbsandsteingebirge:

Klettern im Osten aus westlicher Perspektive

Martin Schwiersch

Vorurteile und erste Eindrücke

Auch im Osten gibt es Farben

Bilder in Schwarz-Weiß, die sich mir als Kind eingeprägt haben: Menschen in Wintermänteln schlangestehend vor Lebensmittelläden; Wachtürme; Maueranlagen; der menschenleere Alexanderplatz; das Mahnmal der Frauenkirche in Dresden . . .

Und die Begriffe taten das ihre dazu: „Zone", „Eiserner Vorhand", „Ostblock" . . .

Später die ersten Bilder aus dem Elbsandsteingebirge – in Schwarz-Weiß. Der Eindruck „Grau in Grau" blieb; daß auch im Osten die Sonne scheint, wußte ich zwar, aber ich konnte keine bildhafte Vorstellung damit verbinden.

Lediglich die Namen der Felsen und Kletterwege drückten eine unerwartete Lebendigkeit aus – schienen Symbole des Überlebenswillens zu sein: Die „Buntschillernde Seifenblase" versprach Farbigkeit, die „Wand der Abendröte" nicht minder. Euphorie und Selbstbewußtsein klangen in der „Superlative" oder in „Nonplusultra" an.

Verbunden damit waren Schilderungen unglaublicher Klettertaten: Unerreichte Freikletterschwierigkeiten an mauerglatten Wänden; fragwürdige Sicherungsmethoden bei strenger Ethik – die Sachsen als Übermenschen; Elbsandstein – das mythische Klettergebiet. Gottseidank lenkte das in der Sonne strahlende Yosemite-Valley für ein paar Jahre das staunende Auge des verwirrten Kletterers ab. Schließlich kam die Kletterbewegung in südfranzösischer Hitze und zunehmend vereinheitlichten Klettergebieten in die Jahre; der gelegentliche träge Seitenblick nach Osten vermittelte den bereits bekannten Eindruck: kühn, schwierig, grau und sozialistisch – nein, vielleicht morgen mal.

Dezember '88

Überall der Geruch nach Braunkohle. Die wenigen Straßenlaternen lassen die Umrisse der Stadt kaum erkennen. Ab und an die zähe Abgaswolke eines Trabant in der kalten Schneeluft: Hohnstein im Winter.

Müde vom Training schlürfen wir das Kopfsteinpflaster hoch zum Arnoldschen Haus, durch eine schweigende Stadt: „Wiedersehen Roger, Tschüs Heiko – bis morgen, wieder in der Turnhalle."

Zur neuen Turnhalle war's ein weiter Weg; es brauchte viel Engagement, um nur die nötigsten Gerätschaften für einen Kraftraum zu organisieren. Nun haben sich die Bergsteiger und Kletterer ihren Freiraum geschaffen; die Widerstände, die zu überwinden waren, haben die Gemeinschaft zusammengeschweißt. Beim Training erleben wir eine Zusammengehörigkeit und Verbindlichkeit, die wir kaum noch kennen.

Den Tag darauf wandern wir durch das Rathener Gebiet. Dicke Schneeflocken verwandeln den Felsenzirkus in eine Märchenlandschaft. Bernd, soeben aus dem Krankenhaus entlassen, ist uns immer ein paar Schritte voraus, obwohl er beim Gehen noch vorsichtig sein muß. Ein halbes Jahr war er nicht zu Hause, nun begutachtet er kritisch den Fortgang der Dinge.

Wir sind frappiert: Wände mit soliden Sportkletterhöhen von 15 bis 20 m sieht Bernd zum Teil als der Erschließung kaum würdig an. Streng ist seine Haltung gegenüber Neuerschließern: Eine Wand habe ein paar natürliche und logische Linien. Seien diese begangen, dann sei diese Wand eben erschlossen. Punkt. Überhaupt gebe es noch genügend lohnendes Neuland; man müsse nur schauen – und nicht zwischen den Wegen rumwursteln. Unsere Augen sind dagegen ungefähr eine dreifache Routendichte und ein Vielfaches an blitzenden Bohrhaken gewöhnt.

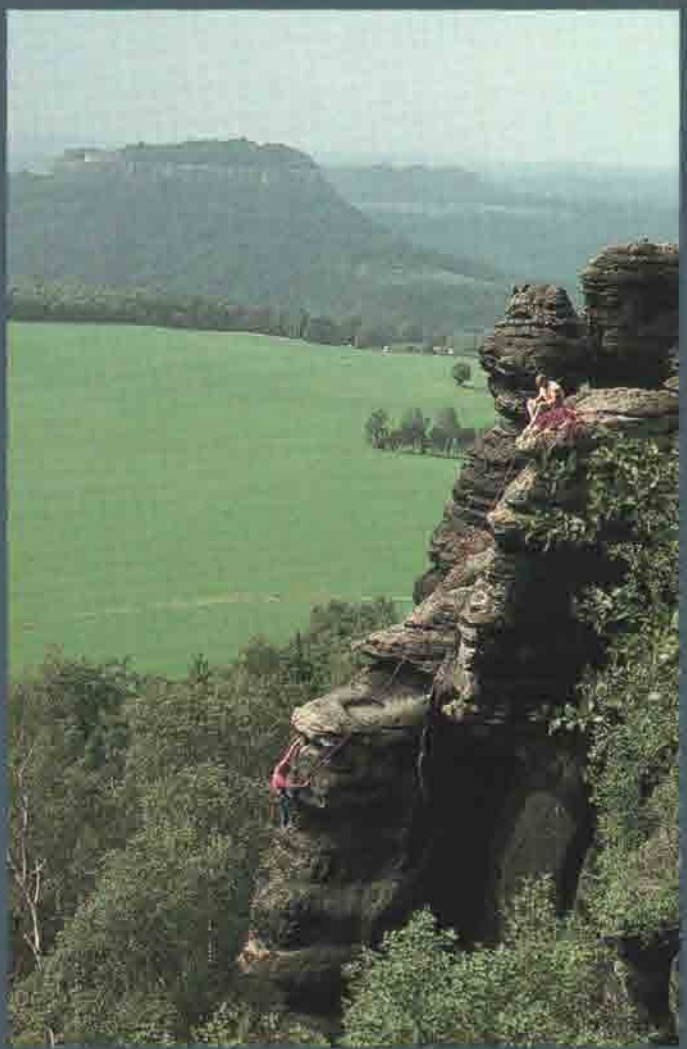
Aber hier gelten andere Dimensionen: Da fällt der **Höllenhund** mit einer 70 m hohen senkrechten gelb-schwarzen Wand in den Raaber Kessel ab.

Zehn Gehminuten entfernt bleibt uns dann erstmal der Mund offen stehen: Die 90-m-Wand des **Großen Wehlturms** will verkraftet werden. Die unteren 60 m sind wie senkrecht abgesägt und erscheinen annähernd ungegliedert. Doch die Feinstruktur des Sandsteins mit ihren kleinen Käntchen, Schalen und Löchern ermöglicht hier eine Wandkletterei höchster Güte (Die *Superlative* und ihre Direktvariante [je IXc]; B. Arnold und Gefährten; 1977 bzw. 1979).

Zu Unrecht verblassen neben diesen „highlights" die zahllosen Wege links und rechts. Wo hier überall Ringe zu sehen sind! Unter welchen Umständen sind sie geschlagen worden? Für welche Geschichte sind sie schweigsame Zeugen?

Auf Schritt und Tritt Geschichte. An jeder Wegbiegung stehen wir vor einem neuen Denkmal einer Klettertradition, die jüngst ihren 125. Geburtstag gefeiert hat. Die Summe der Kletterträume von Generationen von Kletterern. Wege aus der Zeit um die Jahrhundertwende neben modernsten Routen. Da hier immer

Doch Farben im Osten

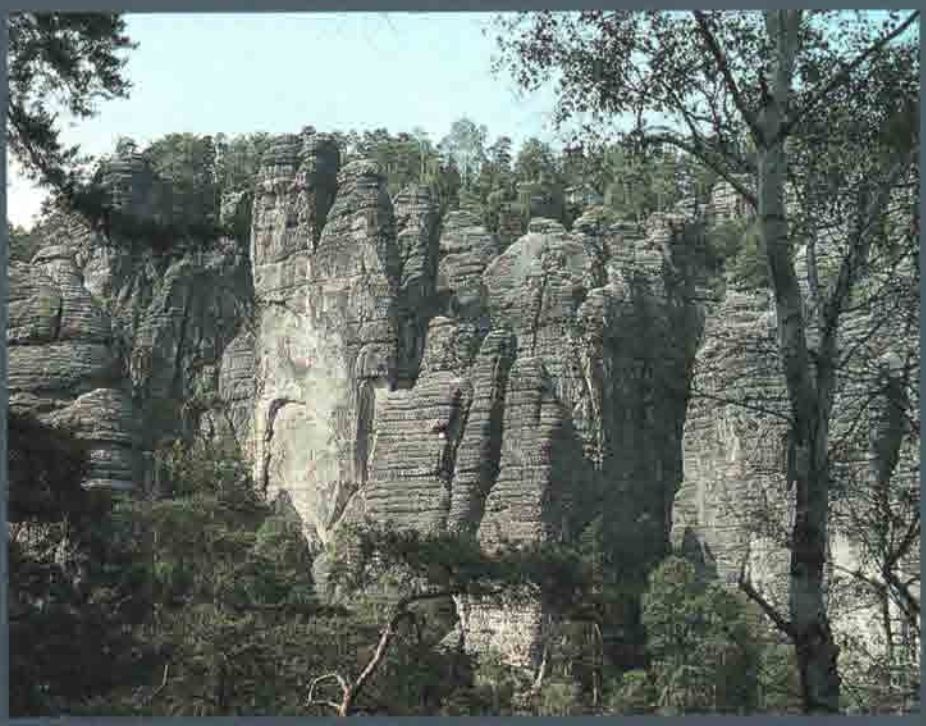


Oben:
Landschaft am „Junggesellen" (Gebiet der „Steine")

Von oben:
Kletterei am „Junggesellen" (Südkante, VI; im Hintergrund Königstein mit Festung)
Darunter: Sandstein mit Moos und Flechten

Unten: Blick über den Raaber Kessel zum Höllenhund (Talseite) Darunter links: Sandstein-Verwitterungsform Rechts daneben: Hochbetrieb in der Höllenhund-Talwand

Unten: Autor Martin Schwiersch in der „Spinne" (IX b; Lärmchenturm-Ochelwände)



Fotos: M. Schwiersch/E. Richter (1)/B. Arnold (2)

frei geklettert wurde und Wege in aller Regel im Originalzustand belassen werden, kann heute noch nachvollzogen werden, was ein Oskar Schuster, ein Oliver Perry-Smith oder Emanuel Strubich Anfang des Jahrhunderts geleistet haben.
Beeindruckt fahren wir nach Hohnstein zurück. Diese unüberschaubar gegliederte Felsenlandschaft, dieser Wechsel zwischen weichem Mittelgebirge und schroffen grau-schwarzen, abweisenden Wänden haben Spuren hinterlassen. Als wir uns verabschieden, fühlen wir uns wie Diebe: Wir nehmen etwas von Euch mit nach Hause, aber Ihr könnt nicht zu uns kommen und etwas von uns mitnehmen.

Klettern im Elbsandsteingebirge

Pfingsten '89
Getreidefelder, Kiefern- und Birkenwälder, Schattenspiele der Alleen und Lichtspiele im Wald: Bei bestem Wetter zeigt sich die ganze Farbigkeit der Landschaft. Beim Anmarsch an die Felsen wechseln verwunschene Schluchten der „Gründe" mit weiten Ausblicken zu den Tafelbergen und ins Elbtal.
Im Talweg des Freien Turms (Affensteine), einem „Extremklassiker", bekomme ich einen Schnellkurs im Legen von Knotenschlingen verpaßt: „Die Schlingen lege ich – bis auf die letzte. Die legst Du dann als Vorsteiger der zweiten Seilschaft selber."
Die klettertechnische Schlüsselstelle direkt über'm Ring bereitet keine Probleme; der anschließende Riß wäre gut zu klettern, wäre da nicht die Angst: Ob diese Knoten etwas halten? Wenn nicht, wäre ein Sturz fatal. Schließlich der selbst zu legende Knoten. Da wo ich gut klemmen kann, kann ich ihn schlecht legen: Zigmal versuche ich, ihn hinter die Verengung zu werfen. Die Arme erlahmen – endlich gelingt der Wurf; die fehlenden Meter zum Ring wären nicht schwer gewesen. Meine mangelnde Erfahrung bezahle ich mit brennenden Schürfwunden am Unterarm; ein zünftiger Einstieg.

„Da liegen gute Schlingen."
Im Sprachgebrauch muß ich mich umstellen. Wenn es heißt: „Die Tour ist gut gesichert", bedeutet das noch lange nicht, daß alle drei Meter ein Ring steckt. Und obwohl „gute Schlingen liegen", kann ich keine einzige erkennen. Aber so ist es auch nicht gemeint. Das selbständige Absichern der Wege ist hier dermaßen Allgemeingut, daß „gute Sicherung" mit der Möglichkeit guter Absicherung und „gut liegende Schlingen" mit Schlingen, die gut liegen, sofern man sie dazu gebracht hat, gleichgesetzt wird.
Als typisch für „Westler" wird meine ängstliche Neigung belächelt, immer die Höhe des ersten Rings über Grund zu prüfen und die Ringabstände in Folge. Dabei ist es doch ganz einfach: Der Abstand zwischen zwei Ringen darf drei Meter nicht unterschreiten; der Abstand zwischen drei Ringen muß präzise 7,50 m oder mehr betragen. Das wird nachgeprüft, von der Kommission „Neue Wege" – auf den Zentimeter genau mit Metallstangen. Leider ist jedoch der maximale Ringabstand nicht festgelegt.

„Die Schlinge is' wie'n Ring."
Die Frage der Absicherung wird so zur Gretchenfrage bei der Auswahl der Wege. Die filigrane Struktur des Sandsteins macht's jedoch möglich: hier eine überraschende Sanduhr, dort eine Knotenschlinge, ab und an Brauneisenplatten, die wie Lokomotivpuffer aus der Wand stehen und mit Schlingen umwickelt werden können. Nicht nur ein Ring stellt eine solide Absicherung dar. „Gut gesicherte Wege" lassen sich meist auch gut absichern.

Die eigenständige Absicherung ist Teil des Kletterns – ich brauche eine Zeit, mich daran zu gewöhnen. Jetzt, vom Schreibtisch aus, sehe ich hierin einen Gewinn an Ganzheitlichkeit. Wie dem auch sei: Jedenfalls erinnere ich mich lebhaft an meine ganzheitliche geistige und körperliche Erschöpfung nach den Klettertagen.
Soviele Fragen müssen beantwortet werden: Wo verläuft der Weg? Könnte ich in Sackgassen geraten? Soll ich lieber die lausige Platte umwickeln oder auf eine bessere Sicherung weiter oben hoffen? Was ist, wenn's dort keine gibt? Soll ich hier nach einer Sicherung suchen, auf die Gefahr hin, daß ich meine Kraft verbrauche und schlimmstenfalls ermüdet und ungesichert weiterklettern muß; oder soll ich lieber jetzt mit frischen Kräften weiterklettern auf die Gefahr hin, daß ich eine gute Sicherungsmöglichkeit übersehe?
Diese Überlegungen kosten Zeit. Es gilt, Ruhe zu bewahren, sich die Felsstruktur gut anzusehen, genau zu überlegen, welche Schlinge eingesetzt werden könnte und sie sorgfältig zu legen. Die Begehung eines Weges dauert damit vergleichsweise länger als in gut abgesicherten Sportklettergebieten und beinhaltet eine intensive geistige Anspannung – dafür bleiben jedoch intensive Erinnerungen.

Die hohe Schule der Bewegung
In seiner Vielfalt übertrifft das Elbsandsteingebirge viele westeuropäische Klettergebiete. Das ist wahrscheinlich keine Übertreibung.
Wandklettereien spielen sich an Waben, Löchern, Schalen, Käntchen und an Eisenplatten ab – oder auch an beliebigen Kombinationen. Da kann es passieren, daß man nach einem mehrfachen Wechsel von messerscharfen Käntchen und Auflegergriffen plötzlich auf die Idee kommen muß, ein verstecktes Fingerloch aufzustöbern – und keine Magnesiaspur hilft auf die Sprünge. Diese Vielfalt ist allein schon ein intellektueller Genuß, von den Anforderungen an die Bewegungskreativität ganz zu schweigen.
Gegenüber Wandklettereien weisen Risse einen doppelten Nachteil auf: Sie sind nicht das übliche Betätigungsfeld westlicher (Sport-) Kletterer und sie sind schlechter abgesichert. Auch bei den Sachsen stehen sie hoch im Kurs, was nicht unbedingt heißt, daß sie häufig begangen werden: Der von Gonda erstbegangene „Dolch" an der Rohnspitze hatte 42 Jahre nach der Erstbegehung noch keine 40 Wiederholungen!
Krönender Abschluß vieler Wege ist die „Reibung". Der Gipfelsturm wird im Keim erstickt – plötzlich scheint kein Weiterkom-

men möglich. Keine Griffe, keine Tritte, alles rund – eine Schreckensvorstellung. Je nach Temperament helfen dann Formeln wie: „Das wurde schon mit Hanfsohlen geklettert." (Die erste Reibungs-VIIIa wurde bereits 1918 geklettert!!) oder „Ich stehe, also stehe ich auch noch in einer Minute." Man wird dann erfahren, daß sich doch noch flache Mulden oder versteckte Löcher auftun, wenn man nur sucht – oder daß man sogar lediglich durch Reiben und Pressen mit viel Körperspannung Höhe gewinnen kann; der Sandstein macht's möglich.

Schließlich bleibt eine besonders delikate Form der Körpererfahrung: Die Kantenkletterei. Das Gefühl im Magen, wenn man feststellt, daß die Kante sich auf die andere Seite viel besser piazen ließe und nun ein kontrolliertes Um-die-Kante-Schwindeln notwendig ist sowie der anschließende Ärger, wenn man – nun auf der anderen Seite – feststellen muß, daß man sich die Griffe gegenüber nicht gemerkt hat, gehören sicher zu bleibenden Klettereindrücken.

Die Machbarkeit des Unmöglichen

Die Kletterwege sehen auf den ersten Blick oft entmutigend aus – und lösen sich dann überraschend gut in jeweils machbare Kletterstellen auf. Eine schnelle „Akklimatisation" an die Situation und eine genaue Analyse der nächsten Meter sind gefordert. Ruhepunkte sind im Wortsinne Atem- und Denkpausen: Der Körper kann sich entspannen und der Geist hat Zeit, die vorangegangene Stelle „abzulegen", um sich auf die nächste zu konzentrieren.

So wird der Kletterstil ruhig und bedächtig. Besonnene, sanfte Bewegungen, umsichtige Absicherung, klare Entscheidungen und konsequentes Klettern schwieriger Passagen, diese Fähigkeiten werden im Sandstein gefördert.

Körper, Intellekt und Fels verschmelzen . . . – aber das sind natürlich Schreibtisch-Überlegungen, die in einer kritischen Klettersituation völlig irrelevant sind.

. . . und die Menschen

„Am dritten Ring wird nachgeholt."

Kaum hat mein Freund den Ring überklettert, als seine Bewegungen, die gerade noch ruhig und solide waren, fahrig und hektisch werden. Mich wundert sein plötzlicher Kraftverlust; mißmutig meint er: „Jetzt muß ich wohl ruhen." Er bezieht Stand am Ring – Ende der „Rotpunktambitionen". Sein sächsischer Partner mag es nicht, wenn er vom Gipfel aus nachgeholt wird und er keinen Kontakt zum Sichernden hat. In der Tour zuvor war's schon so – diesmal wird halt einfach kein Seil mehr ausgegeben . . .

Verrufen sind die Westler für ihre lasche Sicherung des Nachsteigers. „Wenn der Seilzweite nicht hochkommt, ist der Vorsteiger schuld." Dies kann zu Mißverständnissen führen . . .

Verschiedene Einstellungen werden im sächsischen Klettern parallel gelebt. Während es für einen älteren Kletterer ein Sakrileg wäre, die letzten Meter zum Gipfel auszulassen – auch wenn man im Laufe des Tages dann fünfmal oben ankommt und jedesmal von neuem Händedruck und Gipfelbucheintragung dazugehören, springt ein junger Kletterer in den letzten Ring zurück, nachdem er die Ausstiegsrinne erreicht hat. Der Kletterstil „An jedem Ring ein Mann" und der „Rotpunktstil" stehen nebeneinander. Am gleichen Gipfel kommen die einen in Reibungskletterschuhen und Lycra-Hosen, die anderen barfuß und in Cord-Knickerbockern an. Zumindest wir Westbesucher (die eher zur ersten Gruppe zu zählen sind) haben dabei keine Berührungsängste erfahren: Sofort ergibt sich ein Gespräch – in völliger Offenheit; die Felsen sind auch ein Rückzugsgebiet der Freiheit.

In viel höherem Maße als bei uns spielt sich das Klettern in Gruppen ab. Nicht, daß alle in der Gruppe ambitionierte Vorsteiger wären! So kommen mitunter auf einen Vorsteiger sechs Nachsteiger. Das gibt Menschentrauben an den Ringen und ein Gewusele von Seilen! Doch alle sind in dem Weg geklettert, haben „mitgemacht", können die gemeinsamen Erfahrungen austauschen. Und umgekehrt kann man als Vorsteiger darauf zählen, daß man jede Hilfe erhalten wird, z. B. bei einer sogenannten „Baustelle".

An den Wochenenden finden sich dann Vater, Mutter und Sohn an den Felsen ein; befreundete Familien treffen sich mit Kind und Kegel; eine Clique junger Leute sitzt unten am Wandfuß und beobachtet ihren Vorsteiger – wer Lust hat, steigt dann nach.

Kein Vorteil ohne Nachteil – kein Nachteil ohne Vorteil

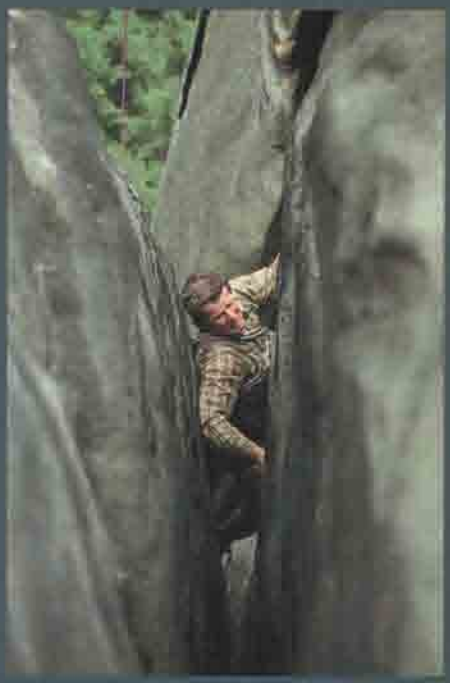
Bei soviel Licht ist man versucht, den Schatten zu suchen. Daß das Klettern durch Regeln bestimmt wird, hat auch seine befremdenden Seiten: Da wird zwischen „anerkannten" und „nicht-anerkannten" Wegen unterschieden. Nicht anerkannt wird ein Weg, wenn der Verdacht besteht, daß er aus dem Abseilsitz eingerichtet worden ist – das ist für uns nachvollziehbar; aber auch dann, wenn die Ringe den Minimalabstand unterschreiten: Die Frage der Sicherheit des Kletterers und der Schönheit des Weges spielen hier eine untergeordnete Rolle. Wenigstens zeigen sich die aktiven Kletterer von diesen Spitzfindigkeiten unbeeindruckt – sie genießen auch nicht-anerkannte Wege, solange die Ringe nicht wieder entfernt werden.

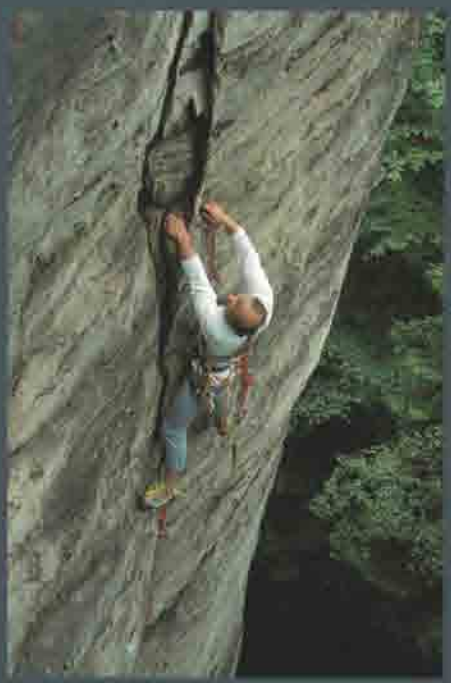
Die Bestimmungen für Erstbegehungen laufen dem Gedanken der Freikletterei mitunter entgegen: Das Anklettern der Ringe kann ein Abenteuer für sich sein, da sie nicht unbedingt in einer günstigen Einhängeposition geschlagen sind; dies behindert natürlich einen möglichen Durchstieg. Darüberhinaus weiß der Wiederholer nicht unbedingt, wo der Erstbegeher zwischen den Ringen überall Knoten gelegt hat; das kann dazu führen, daß er freikletternd an Stellen seine Kraft verbraucht, wo der Erstbegeher bereits in Schlingen geruht hat – und dann größere Schwierigkeiten hat, taktisch wichtige Sicherungen zu legen.

Wie man dazu auch stehen mag – eine offene Information kann Ärger und kritische Situationen vermeiden helfen.

Fragwürdig sind für uns auch Kletterverbote gegenüber einzelnen Kletterern aufgrund wiederholter Regelübertretungen. Ist das wirklich ein gangbarer Weg, um die Regeleinhaltung zu gewährleisten?

Rechts: Blick auf den „Talwächter", im Hintergrund Gammrig
Unten: M. Schwiersch an der „1000-Mark-Wand" (IX c; südliche Pfaffenschluchtspitze)
Darunter: Eine Knotenschlinge als Zwischensicherung





Fels Bewegung

sich bedingende Formen

Oben: Brauneisenadern auf der Felsoberfläche
Links: Fädeln einer Sanduhr
Links daneben: Schulterriß

Von oben: „Sandsteinwellen" Darunter: Wasserrillen

Fotos: M. Schwiersch

Die sächsischen Kletterer imponieren mit ihrer Hingabe an die gemeinsame Aufgabe: An einer „Baustelle" wird nicht lange geziert – auch wenn der am Boden Stehende sich kaum noch aufrecht halten kann. Ohne darum zu bitten hat jemand plötzlich das „Schwebeseil" um die Schultern geschlungen und beginnt zu sichern – bei einem Sturz könnten leichte Verbrennungen die Folge sein. Dies zeigt für mich eine tiefverwurzelte „heroische" Haltung gegenüber dem Klettern. Die besondere Rolle, die dabei der Vorsteiger genießt, beinhaltet auch Erwartungen und damit die Gefahr, ihnen unbedingt gerecht werden zu wollen. Ich konnte aber auch erfahren, daß Entscheidungen als Vorsteiger („zu gefährlich") immer akzeptiert wurden.

Gebirge ohne Zukunft?

Quo vadis, Elbsandstein?

Vielleicht war die vierzigjährige Abschottung der DDR eine Voraussetzung für die Bewahrung der Elbsandsteintradition. Die nächste Zeit wird hier eine Klärung bringen.

Die „Elbsandsteintradition": Hierzu gehören die Beschränkung der Klettertätigkeit auf Gipfel und auf freie Kletterei; die Regel, daß Erstbegehungen von unten erfolgen müssen; Regeln, wie Ringe zu schlagen sind und in welchen Abständen; das Verbot technischer Klemmgeräte und von Magnesia etc.

Was wird bleiben?

Natürlich befürworten alle Kletterer eine Freigabe der Massivwände – ein weites Erschließungsfeld für die nachwachsende Generation; gleichzeitig wäre damit der Konflikt mit den Belangen des Naturschutzes vorprogrammiert.

Aber sollen Wege von oben eingerichtet werden – wie in westeuropäischen Klettergebieten üblich? Damit ließen sich phantastische Linien erschließen, aber die Zeiten einer langsam fortschreitenden Entwicklung der Erschließung wären vorbei. Zudem gäbe es weniger „Stories", die sich um die Erstbegehung der Wege ranken und ihnen die persönliche Note geben.

Wie sollen Ringe geschlagen werden? Cliffhänger, wie bei Erstbegehungen von Sportkletterrouten in den Alpen üblich, sind verboten; der Lastkarabiner mit offen abgebundenem Schnapper hat unter der Hand jedoch bereits Verwendung gefunden. Die Möglichkeit, Schlingen zu legen, sind begrenzt, damit auch die Möglichkeiten, Ringe zu schlagen. Sollen zukünftige Erstbegeher noch kühner sein müssen?

Sollen die Ringabstände dem Erstbegeher überlassen bleiben? Es würden mehr „rotpunktfreundliche" Wege entstehen. Dies wäre sicherlich ein Gewinn. Andererseits bestünde hierbei die Gefahr, daß das Elbsandsteingebirge schleichend der Vereinheitlichung anheim fiele.

Soll man Klemmkeile und „Friends" verwenden dürfen? Zweifellos ein Gewinn an Sicherheit. Aber sicher ein Verlust des einzigartigen „Handwerks" des Knotenschlingenlegens.

Was wird gewonnen, was wird verloren?

Eine Frage, die die Elbsandsteinkletterer selbst und ohne Druck von Westbesuchern, die die Regeln schnöde übergehen, entscheiden können sollten.

Es steht jedoch zu befürchten, daß es diesen Druck geben wird. Zu befürchten ist auch, daß nun Auffassungsunterschiede unter den Elbsandsteinkletterern zutage treten, deren Konfliktpotential bislang durch die Gemeinsamkeit der Lebenssituation oder durch „Rübermachen" verdeckt geblieben ist. Wer wird das Sagen haben bei einer Überarbeitung des Regelwerks? Wird das Regelwerk in Bälde überhaupt noch jemanden interessieren? Vielleicht sind die Eindrücke, die in diesem Beitrag versammelt sind, bald Nostalgie.

Elbsandstein – das sterbende Gebirge?

Die Hangelrippe, die mir als der Schlüssel für die nächsten Meter erschien, verschwindet im Nichts. Notgedrungen springe ich ab. Erst im zweiten Anlauf entdecke ich eine andere Möglichkeit rechts der Kante. Bernd, der nachsteigt, bemerkt nur, daß bei seiner Begehung vor ein paar Jahren die Rippe noch kletterbar war: Innerhalb von 25 Begehungen hat die Kletterstelle sich völlig verändert.

Sandstein ist empfindlich. Die grauschwarze harte Außenschicht ist nur ein bis zwei Millimeter dick. Darunter kommt gelbes, wenig festes Gestein zum Vorschein. Nur diese Außenschicht kann den Immissionen widerstehen. Sie allein hält die 1100 Türme zusammen.

Kletterwege werden sandiger: Griffe erodieren gelblich-rund nach unten aus; immer wieder benutzte Reibungstritte werden zwar flacher, dafür aber rollt die Sohle mehr auf dem Sand. In Kletterwegen sind Schäden durch Kletterer und durch Immissionen nicht voneinander zu trennen. Sanftes Greifen und Treten sind wichtig, um auch Nachfolgern kletterbare Wege zu erhalten – dies sei uns Kalk- und Granitkletterern hinter die Ohren geschrieben.

Daneben das große Problem der Immissionen

Pirna, das „Tor zur Sächsischen Schweiz", ist Industriestadt, ein Zentrum der chemischen Industrie. – „Pirna-Syndrom" nennen die Ärzte hier bestimmte typische Atembeschwerden bei Kindern. Jenseits der Grenze, in der ČSFR, wird die Elbe massiv verschmutzt und wälzt sich als grau-grüne Masse nach Dresden. Wer vom Teufelsturm kommend nach Schmilka ins Elbtal absteigt, wird die Geruchsveränderung bemerken. Nachts kann man von den Aussichtsbrüstungen der Bastei die Beleuchtung einer riesigen Fabrikanlage im Süden sehen: In den „Wismut"-Werken wird Uran-Pechblende abgebaut und als Reparationsleistung in die Sowjetunion exportiert. Und dann die Braunkohleabgase . . .

Die dramatischen Konsequenzen für das Elbsandsteingebirge kann nur sehen, wer seit Jahrzehnten hier lebt: die Auskristallisation von Alaun an der Felsoberfläche als Zeichen der Verwitterung; der Rückzug der grauschwarzen Schutzschicht an vielen Felsen.

Die Kletterer sind unmittelbar betroffen. Ihre Träume spielen sich an der Schutzschicht ab. Wie lange wird es sie noch geben? Eine letzte, schwer zu tragende Erkenntnis kann im Elbsandsteingebirge sozusagen körperlich gewonnen werden: Auch Felsen, die Symbole der Dauer, sind vergänglich.

Sächsisches Felsklettern

Eine Betrachtung und Gegenüberstellung

Bernd Arnold

Wiederholt im Verlauf ihrer Geschichte, so zum Beispiel während der Wirren des Dreißigjährigen Krieges, haben die Sachsen vor äußerer Bedrohung Zuflucht gesucht in der versteckreichen Felsenlandschaft des Elbsandsteingebirges. Und dort haben sie offenbar – wenigstens die Kletterer – während der letzten vierzig Jahre zwar nun nicht vor unmittelbarer Bedrohung, doch aus beklemmender äußerer wie innerer Beengung ein „Rückzugsgebiet der Freiheit" (Martin Schwiersch) gefunden.
Die Sachsen, die doch, wenn sie's nur sein dürfen, ein so reise- wie unternehmungslustiges Völkchen sind. Dies gilt besonders wieder für die Kletterer unter ihnen, die mit kühnen Sachsenstückchen bekanntlich die Bergsteigergeschichte auch in vielen „außersächsischen" Gebirgen um meist recht pfiffige Kapitel bereichert haben – wann ihnen nur Gelegenheit gegeben war dazu.

Darüber hat Bernd Arnold im letzten Jahrbuch (also BERG '90) bereits einiges ausgeführt. Hier reflektieren Karl Däweritz aus der Sicht des Insiders, Horst Mempel aus der Warte des beobachtenden Sportjournalisten über Entwicklungen (und Stagnationen) des sächsischen Bergsteigens während der Jahrzehnte weitestgehender Isolation.
Die Isolation ist – hoffentlich unwiderrufbar – durchbrochen. Und sie reisen wieder. Wie BürgerInnen aus der gesamten DDR, so selbstredend auch die Sachsen – und die Bergsteiger unter ihnen sowieso. Und doch sucht ein Bernd Arnold weiterhin immer wieder Zuflucht im Elbsandsteingebirge! Jetzt freilich, um Erlebnis- und Motivationsverluste auszugleichen, die er sich eingehandelt hat – und das im Gebiet um Arco am Gardasee, „das bekanntermaßen ein Himmelreich für (westliche) Sportkletterer ist"!?
Bernd Arnold selbst zeigt anschließend auf, wie die Elbsandsteinkletterer dank gewiß strenger – und annähernd puritanisch befolgter – Regeln sich eine ursprünglich wesentliche Erlebnisdimension des Kletterns erhalten haben. Wie aber „westlichen" Kletterern das Elbsandsteingebirge als Reservat dieser Erlebnisdimension sich erschließt, hat sehr sensibel Martin Schwiersch notiert (s. S. 65 ff). Doch Martin Schwiersch vermerkt auch die besondere geologische Empfindlichkeit von Sandstein und schreibt: „Eine letzte, schwer zu tragende Erkenntnis kann im Elbsandstein sozusagen körperlich gewonnen werden: Auch Felsen, die Symbole der Dauer, sind vergänglich."
Hauptsächlich gefährdet zwar ist das Elbsandsteingebirge durch Emissionen der Industrie, doch sollten gerade auch Kletter(er)innen aus dem Westen, die dort zu Besuch sind, das ihre dazu beitragen, dieses Rückzugsgebiet ursprünglich-erlebnisträchtigen Kletterns als Zufluchtsort zu erhalten – materiell und ideell. Aus diesem doppelten Grund also: Bitte gültige Kletterregeln strikt einhalten, sich naturschonend verhalten. Es wär' eine wahre Kulturschande, sollte die neugewonnene (Reise-) Freiheit zwischen Ost und West zum Verlust solcher Gebiete führen.
Umgekehrt dürfen wir Besucher – auch aus „dem Osten" – bitten, in unseren Klettergebieten zu beachten, daß wir mit diesen ebenfalls erhebliche Probleme haben. Helfen wir, so weit's an uns liegt, also zusammen, unsere Zufluchtsstätten jeglicher Art, so gut es geht, uns gegenseitig zu erhalten. *(d. Red.)*

Die sächsischen Kletterer, überhaupt alle Bergsportbegeisterten in der DDR, die, sofern sie sich nicht mit dem politischen System arrangierten, über Jahrzehnte in relativer Isolation vor sich hinkletternd, gewissermaßen „im eigenen Saft schmorten", können nun, sofern sie nicht gänzlich gargekocht wurden, ihren Nachholbedarf im ungehinderten Reisen zu befriedigen versuchen.
Vor zwei Tagen erst bin ich aus Arco zurückgekehrt. Das Gebiet um den Gardasee ist bekanntermaßen ein Himmelreich für Sportkletterer. Während meines zweiwöchigen Aufenthaltes hatte ich mehrere kleine Klettergebiete wie beispielsweise Colodri, Massone, Nago, Nomesino dieses Gesamtgebietes aufsuchen können. Trotz reichlich angehäufter Klettermeter und noch dicker Unterarme drängt es mich geradezu an den heimischen Sandstein.
Es ist an einem der ersten Maitage: Der Himmel ist blankgefegt, die Sonne verbreitet wohlige Wärme und lockt auch die letzten Apfelblüten heraus. Durch den leichten, aber frischen Ostwind, welcher für solche Hochdrucklagen typisch ist, bleibt die Unternehmungslust der Menschen auch über die schon heißen Mittagsstunden bis in den Abend erhalten.

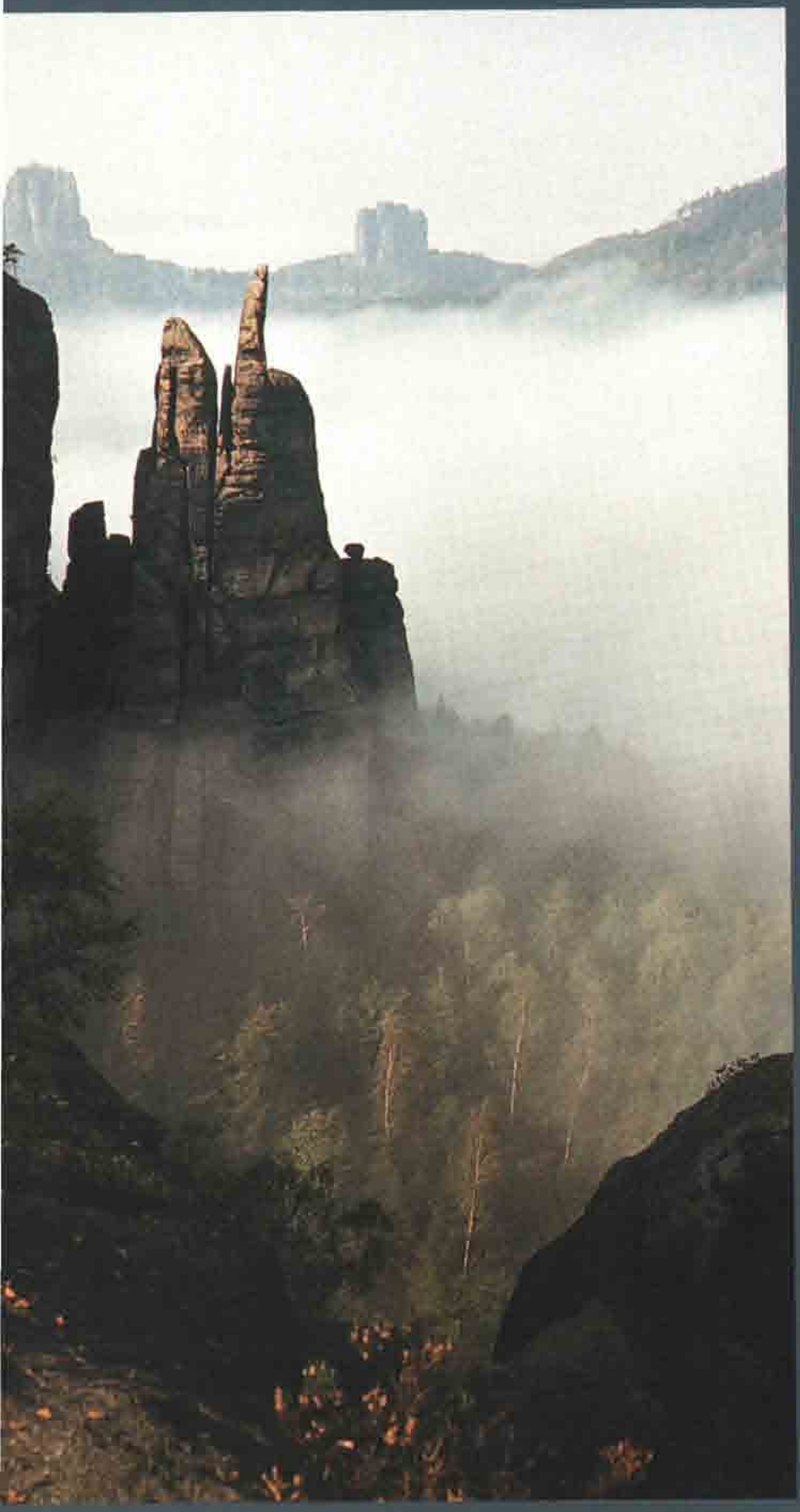
Erlebnis

Sandstein

mehrdimensional
einmalig

Oben:
Und was ist mit uns?

Wieder den Motivationsakku aufladen



Links: Die Brosinnadel; rechts im Hintergrund der Falkenstein
Linke Seite: Die Hochformataufnahmen zeigen von rechts unten nach oben links Phasen der umseitig geschilderten Erstbegehung der Route „Sandstein" an der Osterspitze

Oben: „Traditionelles" Seilschaftsklettern

Von der Ziegenrückstraße kommend tauchen wir in den Wald ein, überqueren eine schmale Wiese und stehen unvermittelt am Abbruch zum Polenztal. Das Rauschen des Baches dringt bis zu uns herauf und schluckt den Verkehrslärm der noch nahen Straße.
Unsere Blicke folgen dem Wasserlauf, tasten sich über die Waldhänge mit dem jungen Grün, weiter über die Felswände der gegenüberliegenden Hohnsteiner Felsen und bleiben schließlich an der Talkante der nahen Osterspitze haften, die scharf und überhängend aus dem Schatten des Talgrundes zum sonnenwarmen Gipfelzacken emporzieht.

In dieses Stück Fels, es soll eine Erstbegehung werden, will ich meine angestaute Motivation einfließen lassen, aber dabei auch mein durch die Einförmigkeit der physischen Belastung im monströsen Klettergebiet von Arco hervorgerufenes Erlebnisdefizit wieder auffüllen.
Ich stoße Christine meinen Ellenbogen in die Seite. Oftmals hat sie Schwierigkeiten mit derartigen Bezeigungen, diesmal lacht sie mir zu. Ich schwinge mich von einem schmalen Grasband nach links zur Kante.
Die Natur hat den Fels genial strukturiert. Weit greifend, ausspreizend, an Untergriffen durchlaufend, die Kante anhangelnd, erreiche ich den 3. Ring, den vorgeschobensten Punkt meines gestrigen Versuches. Darüber bin ich zweimal gestürzt, jetzt sollte mir's gelingen, denn eine mutmaßliche Bewegungsfolge scheint sich aus den Versuchen vom Vortag entwickelt zu haben.
Die linke Hand faßt die Kante, die rechte, eine flache Schuppe haltend, zieht den Körper nach oben, der linke Fuß steht durch Körperspannung gepreßt auf Reibung. Mit dem anderen Fuß versuche ich ein seitliches Wegdrehen im Moment des Weitergreifens der rechten Hand zu verhindern.
Die Spannung in mir, des Kopfes und des Körpers, überträgt sich durchs Seil bis hinunter zu Christine und zu den Freunden, welche inzwischen am Ort des Geschehens eingetroffen sind.

Die rechte Hand schießt nach oben, erreicht einen angedeuteten Seitzug, Bein hoch anstellen, die so freiwerdende linke Hand fährt jetzt, durch die Beine unterstützt, in die Höhe, erreicht eine gute Schale. Die Spannung weicht – und warm wird's mir im Bauch.
Etwa sechs Meter überm 3. Ring vermittelt eine 4-mm-Knotenschlinge, mit viel Geduld in einem länglichen Loch untergebracht, das Anbringen des 4. Sicherungsringes.
Nach dieser Strapaze kehre ich nochmals zum Boden zurück, um die gesamte Kante, einschließlich des noch unbegangenen oberen Teils, im RP (Rotpunkt-) Stil zu vollenden. Dabei setze ich dann noch kurz unterm Gipfel, neben einem mannsgroßen Felsloch, den 5. Sicherungsring. Das Eisen soll das Nachsichern von Christine und den anderen Gefährten unserer Kletter-gruppe vereinfachen. Der Weg, unsere Kante, erhält die scheinbar sehr schlichte Bezeichnung „Sandstein."
Fazit: Wie es scheinen will, ist auch der Erlebnisakku mit einfachen Mitteln auffüllbar.

Sport

Das vorstehend geschilderte Erlebnis soll mir helfen, die Komplexität des Sächsischen Felskletterns innerhalb des Sportkletterns zu verdeutlichen.
Bei der Begriffsbestimmung des Sports möchte ich mich auf eine Definition aus Helmuth Zebhausers Buch „Vom Unsinn des Bergsteigens" stützen: „Der Sport ist eine Körperübung, die methodisch geübt wird, nicht nur in Hinsicht auf die Vervollkommnung des menschlichen Leibes, sondern auch zur Erziehung des Geistes, dessen Willenskräfte, Entscheidungs- und Beharrungskräfte zu entwickeln ihm vor allem ein Anliegen sein soll."
Die Eroberung der Sandsteinzinnen mit Meißel und Leiter war Ausdruck der gegebenen Möglichkeiten. Das Anbringen der Wetterfahnen auf den Gipfelhäuptern wird zum Symbol des Sieges über die Naturgewalten in Gestalt des „besiegten" Felsens. Es bedurfte dieser „Handwerker", um das *Klettern um des Kletterns willen* zu entdecken.
Sportliches Klettern bedurfte des Gedankens auf *bewußten Verzicht* künstlicher Hilfsmittel und dessen Umsetzung durch die Tat.
Der Leistungsgedanke liegt jeder unserer Handlungen, manchmal nicht sofort als solcher erkennbar, zugrunde. Über die Leistung erfüllen wir uns Wünsche und Sehnsüchte, sie führt uns zum Erlebnis.
Als Beurteilungskriterium herangezogen, muß die Leistung unter Berücksichtigung aller sie beeinflussenden Faktoren gesehen werden.
Auf den Sport und hier speziell unseren Bergsport zugeschnitten bedeutet das, daß jede Generation aus ihrem sozialen Umfeld heraus die ihr mögliche Leistung, sprich Höchstleistung, erbracht hat. Eine vom sozialen Umfeld abgelöste, absolute, für immer gültige Höchstleistung gibt es nicht.
Sehr töricht wäre es demnach, die Leistungen unserer sportlichen Vorreiter nach dem Leistungslimit der heutigen „Sportkletterer" zu beurteilen und damit möglicherweise abzuqualifizieren. In der Leistungsbeurteilung unsere Objektivität zu erweitern und die Leistung, die gesamtmenschliche wohlgemerkt, als das Mittel zum Erleben neu zu betrachten, sind wir gefordert.

Landschaft

Wir, die Menschen, sind schon immer partnerschaftlich mit der Natur, in unserem besonderen Falle mit der Sächsischen Schweiz, verbunden.
Natürlich wird dieser Eindruck nicht jedem von uns sofort gegenwärtig. Im Verstehen der jeweiligen Zeit, der spezifischen Bedingungen jener Zeit, zusammen mit dem daraus resultierenden sportlichen Anspruch sollte uns die Bedeutung dieser Landschaft für ihre Anwohner und Nutzer deutlich werden: Ganz gleich, ob Menschen auf einigen stolzen Felsenhäuptern Befestigungen errichteten, ob sie sich in die wilden unzugänglichen Schluchten schutzsuchend zurückzogen, ob sie im stillen Kampf

mit sich selbst oder mit „Löwengebrüll" über immer steilere Wände auf die Sandsteinzinnen gelangten.
Die Natur ist letztlich selbst das Bindeglied von ihr zu uns, die Gehhilfe für uns, die wir uns ihr nähern.
Dieses Phänomen der Geländerfunktion erhält sich durch alle Altersgruppen und ist wesentlich an der Persönlichkeitsentwicklung der Betroffenen beteiligt.

Mehrdimensionales Erlebnis

Mit der Pflege und somit Erhaltung des Sächsischen Felskletterns bewahren wir uns, das ist die Gemeinschaft der Kletterer weltweit, für die Zukunft eine natürliche Basis.
Heute noch wird im Elbsandstein nach den von Oscar Schuster schon um 1890 praktizierten und von Rudolf Fehrmann bereits 1913 schriftlich fixierten Grundsätzen geklettert.
Das natürliche Prinzip des Kletterns von *unten nach oben* ist festgeschrieben.
In der Folgezeit gleicht die weitere klettersportliche Entwicklung in Sachsen durchaus einem Staffellauf, bei dem der Stab, die Suche nach dem intensiven Erlebnis in der klettersportlichen Leistung, von Generation zu Generation weitergereicht wird.
Die traditionelle Erschließung, die bewußte Eingrenzung durch Kletterregeln in der Summe, das Erlebnis mit der Landschaft und im weiteren Sinne die Respektierung der Natur, macht das sächsische Klettererlebnis mehrdimensional.
Daß der sächsischen Schwierigkeitsskala der af (= alles frei)-Stil als Bewertungskriterium zugrunde liegt, sollte keinen Kletterer hindern, immer und überall den RP (= Rotpunkt)-Stil umzusetzten oder, noch besser, die „On sight"-Begehung (= auf bloßes Ansehen hin), anzustreben.

Ein paar Sätze von Pirsig, vor Wochen in anderem Zusammenhang gelesen, beschäftigen mich diesbezüglich nach wie vor.

„Die alten Kanäle fassen den Bewußtseinsstrom nicht mehr und auf seiner Suche nach neuen richtet er an den Ufern zunehmend Chaos und Zerstörung an. Dabei bedarf es lediglich, die alten ein bißchen zu vertiefen, die angefüllt sind mit dem Schlick schal gewordener Gedanken und zu oft wiederholter Plattheiten. Was gibt es Neues? ist eine ewig interessante, ins Breite gehende Frage, die aber, geht man allein ihr nach, nur zu einer endlosen Kette von Trivialitäten und Modeerscheinungen führt, den Schlick von morgen.
Ich möchte mich statt dessen mit der Frage Was ist das Beste? befassen, einer Frage, die in die Tiefe geht statt in die Breite und deren Antworten den Schlick flußabwärts schwemmen können. Jetzt, so scheint mir, reißt der Strom unseres kollektiven Bewußtseins seine eigenen Ufer fort, kennt seine große Richtung, seine Bestimmung nicht mehr, überflutet die Niederungen und isoliert die Höhen, besinnungslos nur dem ungelenkten Antrieb gehorchend, den die Trägheit seiner Masse ihm verleiht. Eine gewisse Vertiefung der Kanäle tut not."

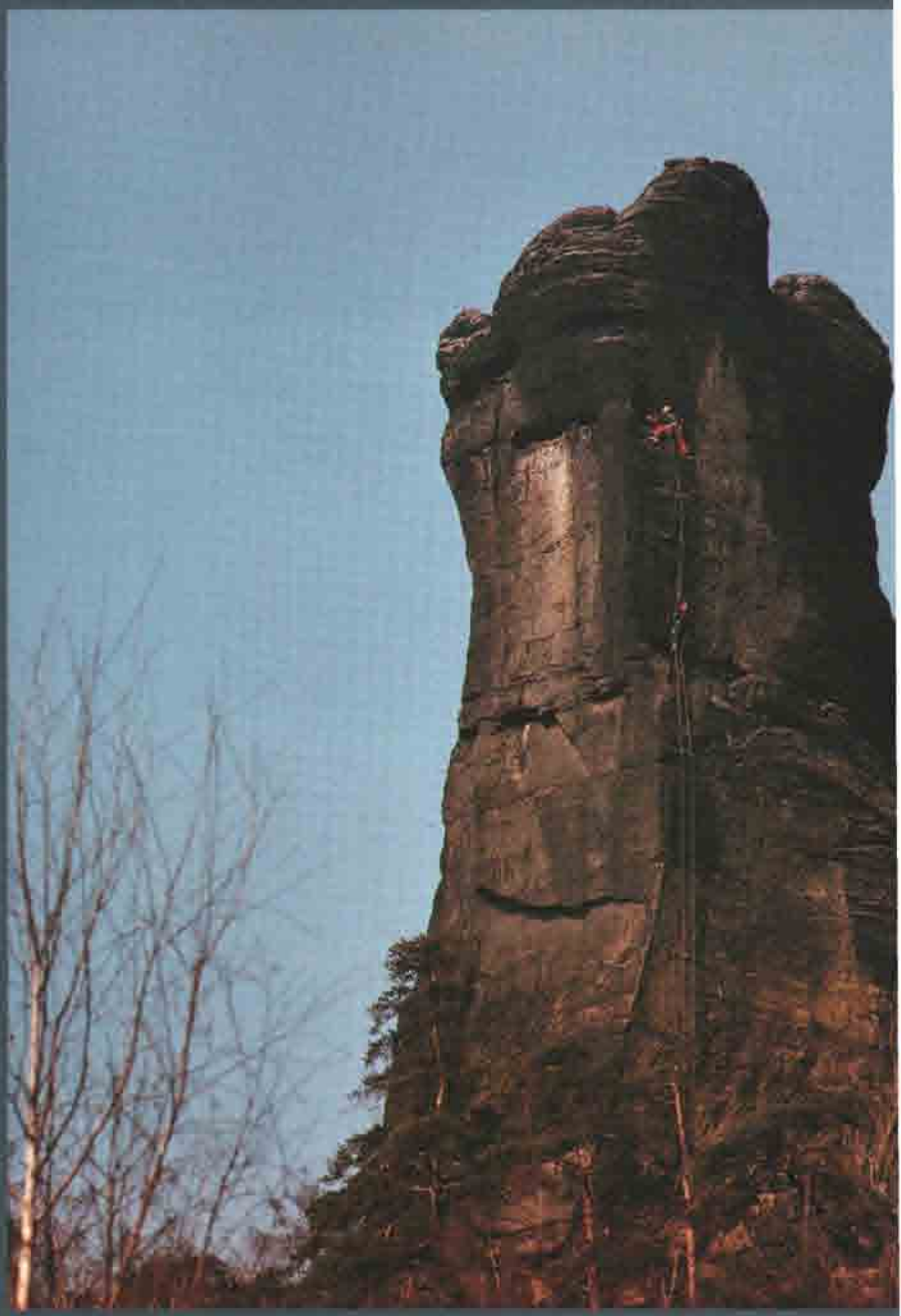
Für Felskletterer bedeutet das, bei Besuchen in Sachsens Felsenwelt die traditionellen sportlichen Regeln zu respektieren und selbst danach zu handeln.
Verallgemeinert kann man sagen, daß in Gegenwart und Zukunft unserer ja jetzt weltumspannenden Leistungsgesellschaft natürlichen Prinzipien bei der Bestimmung des Leistungsbegriffes und des Weges zu der so definierten Leistung der Vorzug zu geben ist.
Auch die Art Felsen zu besteigen ist letztlich Ausdruck unserer Kultur.
Wie in meinem vorstehenden Aufsatz bereits festgestellt, prägt der Sport allgemein und auch sein unmittelbares Umfeld den Betreiber. Doch mehr oder weniger unbewußt wird jeder einzelne auch durch das Gesellschaftssystem, in welchem er arbeitet, sich bewegt, also lebt, geprägt.
Selbst beim Bemühen um größtmögliche Abgrenzung bleibt ein „Verbogenwerden" der menschlichen Seele nicht auszuschließen.
Die Autoren der beiden nachstehenden Beiträge haben über Strecken die DDR-Sportgeschichte mitgetragen und reflektieren diese Zeiträume aus ihrem authentischen Erleben.

Alle Unparteilichkeit ist artifiziell.
Der Mensch ist immer parteiisch
und tut sehr recht daran.
Selbst Unparteilichkeit ist parteiisch.
Georg Christoph Lichtenberg

Nachtrag:

Am 21. Dezember 1989 wurde in Hohnstein der Sächsische Bergsteigerbund e.V. (SBB) mit dem Ziel, eine unabhängige bergsportliche Vereinigung zu sein, wiedergegründet.
Auf den guten Traditionen des Sächsischen Bergsteigens aufbauend, verstehen sich alle Mitglieder als Nutzer des Gebirges (Natur) und tragen zu dessen Pflege und Erhaltung bei.
Daß es nach 40jähriger Vormundschaft der SED anfangs Bedenken und Zweifler gab, ist allzu verständlich, denn die plötzliche Eigenverantwortung schreckt viele, wenn sie tatsächlich gefordert ist, zurück.
Am Beispiel dieser simplen Entscheidungsfindung im peripheren Bereich des Sports wird aufgezeigt, wie stark sich bei den meisten Menschen ein wirkliches Persönlichkeitsbild schon verwässert hat.
Beim Abbau von Entscheidungsängsten stand uns der DAV schon kurz nach der Gründung bei der Mitgestaltung von Informationsveranstaltungen unterstützend zur Seite.
Inzwischen hat die Mitgliederstärke schon 3000 überschritten (Mai 90) und der SBB arbeitet wieder in allen Fachgremien, welche er ja bei seiner Erstgründung 1911 ins Leben rief, mit.
Durch einstimmig erfolgten Beschluß der DAV-Hauptversammlung 1990 in Pforzheim gehören der SBB sowie Sektionen in Leipzig, Jena, Suhl, Dessau und Pößneck mit Wirkung vom 2. Juli 1990 auch wieder dem Kreis der DAV-Sektion an. B. A.

Rechts: Seilschaft in der Teufelsturm-Ostwand
Unten: Frühling an den Gansfelsen
Rechte Seite oben: Sonnenaufgang mit Lilienstein
Untere Bildleiste von links: Am Wandfuß; Gipfellandschaft (Affensteine); Eintrag ins Gipfelbuch; Am Rauschenstein



Elbsandsteingebirge

Felsgarten

Ort der Zuflucht und des Pläneschmiedens

Fotos: B. Arnold/M. Schwiersch

Entwicklungsetappen im Bergsteigen der DDR

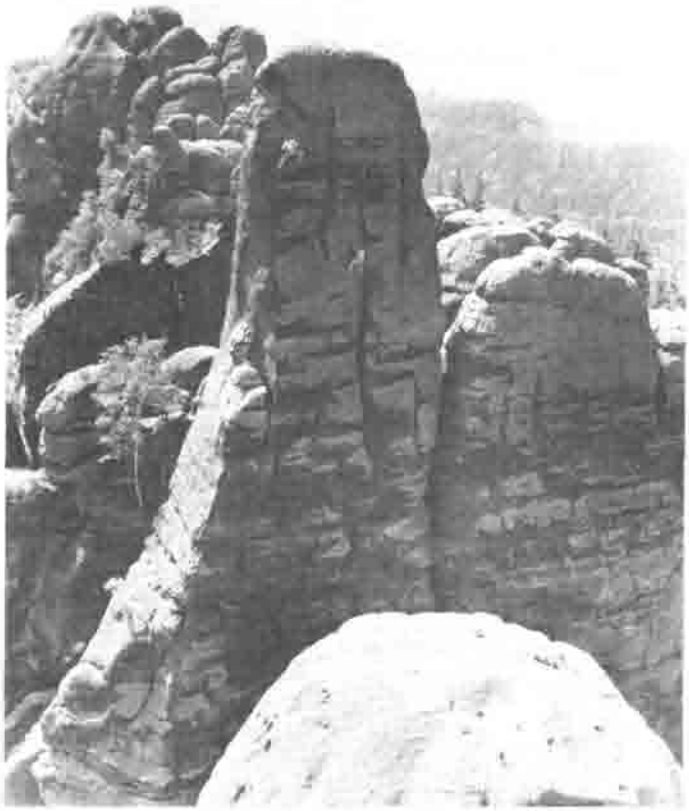
Karl Däweritz

Die zweite Hälfte der fünfziger Jahre und das gesamte darauffolgende Jahrzehnt sind mir als ein sehr bewegter Abschnitt in der bergsteigerischen Entwicklungsgeschichte der DDR in Erinnerung. Als ich im März 1956 im Elbsandsteingebirge mit dem Felsklettern begann, ahnte ich nicht, daß ich vieles von der Brisanz jener Jahre als aktiver Bergsteiger, als Mitglied von DDR-Auswahlmannschaften und als hauptamtlicher Trainer hautnah miterleben würde. Im folgenden soll, aus der Sicht meiner Erlebnisse und Erfahrungen, vor allem auf drei Entwicklungsprozesse jener Zeit näher eingegangen werden. Sie gaben dem DDR-Bergsteigen, besonders dem Felsklettern im sächsischen Elbsandsteingebirge, ein ganz spezifisches Gepräge.

Sportklassifizierung im Felsklettern

Erstens begann mit der Einführung und allmählichen Durchsetzung einer Sportklassifizierung im Felsklettern ein länger anhaltender sportpolitischer Orientierungs- und Klärungsprozeß. Klettersportliche Differenzierungen hat es durch die unterschiedlichen Schwierigkeitsstufen im sächsischen Klettern schon immer gegeben. Die Klettergilde wußte zu jeder Zeit, wer die ganz großen „Büchsen" drückte und wer „genüßlich" stieg. Teilweise mußten auch bestimmte Leistungen erfüllt werden, um diesem oder jenem Kletterclub beitreten zu können. Die Einführung der Sportklassifizierung bedeutete dagegen eine jährliche Leistungseinstufung durch die staatlich stark gelenkten Sportorganisationen in die Leistungsklassen I, II und III nach festgelegten Normen. Die höchste Auszeichnung als „Meister des Sports" wurde von Beauftragten des Ministerrates der DDR selbst vorgenommen. Mit dieser Maßnahme sollte einmal mit Idealen und Traditionen des 1945 verbotenen Sächsischen Bergsteigerbundes (SBB) gebrochen werden. Zum anderen ging es, auch im Hinblick auf eine auszubauende alpinistische Betätigung, um die Integration des Felskletterns in die allgemeinen Leistungsnormen aller anderen in der DDR wirkenden Sportverbände. Leider wurden die durchaus ehrlich gemeinten Vorsätze einer gerechten Leistungsperspektive für die verschiedenen Sportverbände sehr bald durch eine stark überzogene ideelle und materielle Aufwertung vor allem der olympischen Sportarten gröblichst verletzt. Dadurch brachte die Sportklassifizierung im Felsklettern, mit als Auswahlkriterium für alpine Einsätze gedacht, schon Mitte der sechziger Jahre für manche Bergsteiger nicht mehr den Anreiz zur Realisierung außergewöhnlicher Expeditionsziele. Vielmehr boten sich auf der Grundlage von Geschäftssinn, persönlichen Beziehungen und Organisationstalent bessere Aussichten, die eng begrenzten Reisemöglichkeiten für touristische Unternehmungen zu erweitern.

Die Auseinandersetzungen zum Thema Sportklassifizierung verliefen Ende der fünfziger Jahre zwischen verantwortlichen Funktionären des damaligen DWBV (Deutscher Wander- und Bergsteigerverband) und den Spitzenkletterern heftig und kontrovers. Am Ende aller Diskussionen wurde die Sportklassifizierung nur zögernd von den Felskletterern angenommen. Der Widerspruch zwischen der ungewohnten Pflicht-Soll-Komponente und dem im Bergsteiger tief verwurzelten Individualismus wirkte stark bremsend. Natürlich gab es auch andere Anlaufschwierigkeiten. So enthielt der erste Klassifizierungskatalog vom Jahr 1956 nur Kletterwege der Sächsischen Schweiz und diese mit zu starkem Gefälle. Für die Norm „Meister des Sports" (die Stufe Meisterklasse wurde erst 1961 aufgenommen) konnte z. B. der Talweg am Östlichen Höllenhundvorturm (Gonda) und der Westweg an der Südlichen Pfaffenschluchtspitze (Lenk) durchstiegen werden. Beide sind heute, völlig zu Recht, mit VII b bewertet. Viele „Meister des Sports" -Wege jenes Kataloges waren lediglich solide VII c-Aufstiege. Ähnliche Qualitätsunterschiede trafen auch auf die Leistungsklassen I und II zu, in denen sich eine große Zahl viel zu leichter Wege befand.
Der erzieherische Nachteil dieser Gesamtkonzeption, nach der 10, später 12 Kletterwege vorgestiegen werden mußten, um entsprechend eingestuft zu werden, zeigte sich deshalb bald und wirkte lange Zeit fort. Man begann, manchmal zu sehr auf die geforderte Anzahl orientiert, sogenannte „dünne Bretter" abzugrasen. Auswahlkriterien wie Schönheit, absolute Schwierigkeit und Gesamtlinie des Aufstieges verflachten oftmals zugunsten der Normerfüllung. Ich glaube, daß – trotz mehrfacher Überarbeitung der Klassifizierungsnormen in den darauffolgenden Jahren –, diese zu eng ausgerichtete Leistungsorientierung mit zu der Erstarrung im sächsischen Felsklettern geführt hat, aus der es sich erst wieder durch starke Impulse anderer Freikletterbewegungen befreien konnte. Schrittmacherdienste bei der Durchsetzung der Sportklassifizierung leistete die Sektion Wandern und Bergsteigen bei der SG Dynamo Dresden, der ich damals angehörte. Diese „Pionierrolle" brachte ihr im Kreise der Dresdner Bergsteiger einen etwas zweifelhaften Ruf ein, zumal sich dort alle aktiven Kletterer zur Sportklassifizierung bekannten. Persönlich denke ich jedoch gerne an die Zeit bei Dynamo zurück. Wir jungen Dachse waren mit den alten Traditionen überhaupt nicht belastet und sahen das Ganze nicht so verbissen. Unter der Sektionsleitung von Hans-Joachim Scholz, einem exzellenten Rißkletterer und einem der ersten „Meister des Sports" im Felsklettern, herrschte bei Dynamo in jenen Jahren ein aktives bergsteigerisches und kameradschaftliches Sektionsklima, in dem es Spaß machte, gemeinsam in die Berge zu gehen. Jedenfalls erhitzte die Sportklassifizierung noch lange die Gemüter der sächsischen Bergsteiger, vor allem, wenn Experten der alten Schule, welche sie prinzipiell ablehnten, im Gebirge mit Verfechtern der neuen time zusammentrafen. Ich entsinne mich mehrfacher solcher Begegnungen, bei denen man unter dem Motto „He Du von Dynamo" – grinsend aufgefordert wurde, Farbe zu bekennen. Mich trafen solche Herausforderungen einigemale zufällig unter ausgesetzten Schulterrissen, meiner Spezialität. Dadurch hatte ich bald Ruhe vor den Zynikern.



Fotos: K. Däweritz

Links (unten und oben): In der Nordwand des Schrammtorwächters (VIII b; Erstbegehung 1936!)

Erst nach 1960, als sich mit Fritz Eske, Herbert und Kurt Richter an der Spitze eine neue Generation von Kletterexperten zur Sportklassifizierung bekannte und absolute und anhaltende Qualität in ihre Jahresleistungen einbrachte, verebbten die Diskussionen der Kritiker und Spötter.

In ihrem Grundgedanken sah ich damals die Sportklassifizierung als ein nützliches und logisches Produkt des DDR-Sports. Entscheidend war doch, daß der Kletterer immer seine charakterlich-moralischen Eigenschaften aktivierte, um die vorgegebene Leistungsorientierung verantwortungsbewußt für seine Persönlichkeitsentwicklung umzusetzen. Unter den Bedingungen einer toleranten allgemeinen sportlichen Entfaltungsmöglichkeit hat sich, so glaube ich, die Sportklassifizierung als stimulierendes Programm einer Leistungsentfaltung im Bergsport überlebt. Auf eines sei hier noch hingewiesen: Auch in den westlichen Bergsteigerländern wurden schon herausragende bergsportliche Leistungen staatlich gewürdigt. Tragisch bleibt für uns, daß in der DDR diese ursprünglich ausgerufene Chancengleichheit für alle leistungsorientierten Sportler immer mehr zugunsten einer selbstgefälligen Partei- und Staatspolitik abgebaut wurde. Großveranstaltungen mit Medaillen, Titeln und Nationalhymnen konnten unsere Bergsteiger beim besten Willen nicht einbringen.

Aufbau einer alpinistischen Bewegung

Ein weiterer bedeutsamer Prozeß zeichnete sich eng mit dem bereits dargelegten ab. Es ging um den Aufbau einer alpinistischen Bewegung. Die Sachsen hingen stets an ihren Heimatfelsen. Es zog sie jedoch auch immer in höhere Gefilde. Dafür stehen Namen wie Schuster, Fehrmann, Simon, Wiessner, Gonda, Hasse oder Diener. Es war erklärte Absicht des 1958 gegründeten DWBV, in dem sich alle Bergsteiger der DDR organisierten, seinen interessierten Mitgliedern eine alpinistische Perspektive zu geben. Die leistungsstärksten, selbstverständlich bei Anerkennung der Sportklassifizierung, wurden in dem beim SC Einheit Dresden gegründeten alpinen Leistungszentrum zusammengefaßt und staatlich besonders unterstützt. Daneben kam es in mehreren Bezirken zur Bildung von Bezirkstrainingsgemeinschaften, um einen breiten Kreis alpinistisch interessierter Kletterer mit überdurchschnittlichen Leistungen zu fördern. Heute, da ich das Auf und Ab dieser Gesamtentwicklung mit Abstand betrachten kann, scheint es mir wie ein Wunder, daß die erste Auswahlmannschaft, eingeladen vom französischen Gewerkschaftsverband FSGT, gleich in die Westalpen, zum Mont Blanc zog. Zunehmende politische Spannungen im Ost-West-Verhältnis, mangelnde Devisen, vor allem die sehr enge politische und wirtschaftliche Zusammenarbeit der RGW-Staaten, stellten die Marschrichtung vieler Hochgebirgsfahrten auf „nahen" Osten. Hohe Tatra, Pirin- und Rilagebirge, Kaukasus, ab 1965 Julische Alpen und seit 1967 Pamir, wurden die wichtigsten Aktionsgebiete der Auswahlmannschaften und anderer Gruppen.

Die Mitglieder des alpinen Leistungszentrums bereiteten sich unter Leitung eines Trainers zielgerichtet auf Hochgebirgsfahrten vor. Sie bezogen während der ganzen Klettersaison die Kurt-Schlosser-Hütte inmitten der Sächsischen Schweiz als Trainingsstützpunkt. Dennoch steckte trotz vieler guter materieller Bedingungen der Teufel in manchem Detail. Es gab zum Beispiel endlose Rennereien nach geeigneter Ausrüstung. Welcher westdeutsche Alpinist, mit den großen Sporthäusern im Rücken, kann wohl erfassen, was es heißt, Steigeisen, Eispickel, Fels- und Eishaken, Daunenausrüstung, Schneebrillen oder Hochgebirgsschuhe fast aus dem Nichts aufzutreiben? Einmal floß eine österreichische Lieferung solch begehrter Artikel ins Land. Sie blieb jedoch für die breite Schar unserer Bergsteiger fast unerreichbar. Deshalb mußte viel gebastelt werden, und ich denke, darin haben uns nur die sowjetischen Alpinisten übertroffen. So war z. B. der wollene Ulster eines ehemaligen Pirnaer Stadtrates von meiner Frau zu einer Art Elswandhose umgearbeitet worden. Ich selbst hatte für meine erste Winterfahrt in die Hohe Tatra einen alten Lodenmantel zu langen Wickelgamaschen zerschnitten. Damit lief ich im Gebirge herum wie ein französischer Infanterist im 1. Weltkrieg. Das zu einer Zeit, da der Wahlschweizer Sachse Peter Diener viel besser ausgerüstet auf dem Dhaulagiri stand! Nur zögernd konnten kleinere und mittlere Betriebe, eingeengt in plantechnische Zwänge, für die Produktion von Daunensachen und Schuhen gewonnen werden. Wesentlich besser lief es auf dem Verpflegungssektor, wo uns viele DDR-Betriebe oft kostenlos und großzügig unterstützten. Die härtesten Schlachten wurden jedoch von der Leitung des alpinen Leistungszentrums für die Realisierung anspruchsvoller Hochgebirgsfahrten geschlagen. Das mag widersprüchlich klingen. Aber trotz intensiver Vorbereitung standen die Sportler im Sommer oftmals vor einem Nichts, weil sich geplante Hochgebirgsfahrten aus den verschiedensten Gründen zerschlugen, nicht zuletzt auch durch Visaverweigerung westlicher Staaten. Erschwerend erwies sich, daß generell in der Führung des DWBV zu wenig schlagkräftige Funktionäre wirkten. Lediglich der erste Generalsekretär Heinz Schlosser und die Verbandspräsidenten Hannes Hänsel und Erich Glaser, alle drei persönlich mit dem sächsischen Felsklettern eng verbunden, setzten sich für die Interessen der Bergsteiger engagierter ein. Anderen zuständigen Funktionären im Präsidium oder im Generalsekretariat fehlte es teils an Autorität, teils an Verantwortung oder Begeisterung, größere Forderungen der Alpinisten gegenüber dem DTSB nachhaltig durchzusetzen. Bis heute bleibt mir unerklärlich, warum unseren Sportlern der Zugang zum Kaukasus, diesem alpinistischen Eldorado, so erschwert wurde, während tschechische oder bulgarische Alpinisten regelmäßig dorthin fuhren.

Dennoch, oder gerade trotz aller Schwierigkeiten, gelangen beachtliche Erfolge. Erinnert sei an die Durchsteigung der Abalakow-Route (Vb) an Ullu-Tau-Tschana 1959, an die Überschreitung der Besingimauer (Vb), 1964, an die Durchsteigung der Schulzeroute am Uschba-Südgipfel (Va), 1968, oder an die 1. Begehung der Swetgar-Tau-Nordwand (Vb), 1969 im Kaukasus, an die 4. Durchsteigung der Direkten Nordwand am Großglockner (VI), 1961 in Österreich, an die ersten Winterbegehungen von Skalaweg am Spik (V), 1966 und Aschenbrennerweg am Travnik (VI), 1967, beide Julische Alpen, und, nicht zuletzt, an die Schmidführe durch die Matterhorn-Nordwand 1967. Bei der Eigernordwandkatastrophe im gleichen Jahr kamen unsere damals besten Alpinisten Fritz Eske, Günter Kalkbrenner und Kurt Richter mit dem hoffnungsvollen Nachwuchsmann Günter Warmuth ums Leben. Dieses Ereignis war der absolute Tiefpunkt der DDR-Alpinistik und meines bisherigen persönlichen Lebens. Darüber wurde viel geschrieben, auch in der Westpresse, Sachlich-Analytisches und Spekulatives. Leider kamen nur wenige auf die Idee, daß im Bergsteigen neben Können, Mut und Erfahrung das Glück zum Zünglein an der Waage werden kann. Den Erstbegehern an der Eigernordwand stand es 1938 vor allem in der Spinne zur Seite, der österreichisch-französischen Seilschaft um Hermann Buhl und Gaston Rebuffat während ihres dramatischen Kampfes 1952 in mehreren Teilen der Wand. Dem großen Sachsen Karlheinz Gonda und seinem Schweizer Seilgefährten Uli Wyss blieb es 1953 versagt. Es macht sich journalistisch immer leichter, den Sieger triumphierend zu feiern oder, wie in unserem Falle, dem Gescheiterten teilweise unbarmherzig an allen möglichen Fehlern maßzunehmen.

In jenen harten Unglückstagen unter der Eigernordwand stand mir als dem Verantwortlichen der Fahrt in Grindelwald ein wunderbarer Mann zur Seite: Kurt Schwendener, Polizeichef von Grindelwald und Leiter des dortigen Bergrettungsdienstes im SAC. Seine menschlich einfühlsame Art und umsichtige Unterstützung nach der Bergung der Verunglückten bleiben mir in fester und dankbarer Erinnerung. Solch helfende und wieder aufrichtende Anteilnahme fand ich mit Ersatzmann Helfried Hering auch überall, als wir danach in die Heimat zurückkehrten. Mit der Besteigung des 7134 m Pik Lenin im Jahre 1967 durch Werner Böhm, Heinz Heine, Wolfgang Preuß, Werner Rump und Dieter Rüker ging der langgehegte Wunsch der DDR-Alpinisten in Erfüllung, die Siebentausender des Pamir zu bezwingen. Seitdem entwickelten sich solche Hochgebirgsfahrten in die Berge Sowjetisch-Mittelasiens zu Höhepunkten unserer alpinen Betätigung. Sie brachten vielen Bergsteigern, die ihre ersten „Padden" in unseren heimatlichen Felsen abkletterten, unvergeßliche Erlebnisse. Aber auch hier mischen sich bittere Wermutstropfen in die Freude, da wir heute um die aus Prestigegründen zu ungleich verteilten finanziellen Mittel des DDR-Sports zugunsten olympischer Sportarten genaueres wissen. Ich kenne mehrere sehr leistungsstarke Felskletterer, die, damals in der Form ihres Lebens, aus finanziellen Gründen auf das große Abenteuer Pamir verzichten mußten.

Generationswechsel

Die dritte augenfällige Veränderung vollzog sich im Felsklettern des Elbsandsteingebirges mit einem Generationswechsel der die Entwicklung bestimmenden Persönlichkeiten. Viele bedeutende Erschließer der unmittelbaren Nachkriegsjahre hatten aus den verschiedensten Gründen das Land verlassen. Von ihren

Spitzenwegen, die Rohnspitze-Dolch (Gonda 1947), Dreifingerturm-Ostrisse (Rost 1947), Goldstein-Eckweg (Wünsche 1949), Meurerturm-Westwand (Rost 1949), Falkenstein-Westgrat (Hasse 1951) oder Schwager-Talweg (Rost 1952), wurde in meinen ersten Kletterjahren nur respektvoll hinter der vorgehaltenen Hand gesprochen. Die beeindruckende „Handschrift" dieser von der Aktionsfläche verschwundenen Spitzenkletterer verlieh ihrer Persönlichkeit in Bergsteigerkreisen mehr und mehr legendäre Züge, die auch durch die ideologische Orientierung des DDR-Sports auf neue Grundwerte und neue Vorbilder nie verwischt werden konnten. Unvergeßlich bleibt mir ein Sturz am Goldstein-Eckweg, den ich als Augenzeuge miterlebte. Dem Vorsteiger einer Wiederholungsbegehung brach neben dem 2. Ring ein Tritt aus. Er flog fast 20 m durch die Luft und hing nur fingerbreit über dem Erdboden. Dies war der größte freie Flug, den ich bis heute in unseren Bergen miterlebte. Es spricht für die Risikobereitschaft eines Herbert Wünsche und jener gesamten Nachkriegs-Erschließergeneration. Andere bedeutende Erstbegeher traten aus Altersgründen in die zweite Reihe oder widmeten sich nach ihrer jugendlichen Sturm- und Drangzeit am Fels mehr beruflichen Aufgaben.

In der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre, in der noch Dietrich Hasse, Wulf Scheffler und Horst Hensel herausragend erschließerisch tätig waren, brachten sich immer mehr neue Spitzenleute ins Gespräch. Heinz Urban, auch einer der ersten „Meister des Sports" im Felsklettern, sorgte mit seinen Erstbegehungen Osterturm-Ostweg (VIIIb, 1957), Turm am Verborgenen Horn-Westwand (VIIIc, 1958) und Willi-Hauptmann-Gedächtnisweg (VIIIc, 1957), sowohl im Elbsandsteingebirge wie im Zittauer Gebirge für Schlagzeilen. Erstbegehungen eröffnete in dieser Zeit Fritz Eske. Er stieß 1965 mit der stark überhängenden Königshangel am Frienstein das Tor zum IX. Schwierigkeitsgrad auf. Doch der absolute Meister jener Jahre hieß Herbert Richter. In ihm wirkte und webte ein widerspruchsvoller Geist. Kameradschaftlich, hilfsbereit, sensibel, steckte er aber auch voller eigenwillig-individualistischer Einfälle, und wurde dadurch für viele, die mit ihm zu tun hatten, zu einem komplizierten Partner. Bei seiner Delegierung zum SC Einheit hatte er das Wegeangebot im Elbsandsteingebirge bereits mit einer Fülle phantastischer Erstbegehungen bereichert. In seinen großen Jahren umwehte ihn, nicht zuletzt durch bestimmte Äußerlichkeiten im Auftreten, ein Hauch von Wilder-Gesellen-Romantik. Herbert Richters Erschließertätigkeit führte das freie Klettern auf eine höhere Stufe, sie brachte aber zugleich das letzte große Kapitel sächsischer Klassik. Alle seine markanten Erstbegehungen, ob Nördliche Pfaffenschluchtspitze — Direkter Herbstweg (VIIIc, 1956), Sommerwand-Fledermausweg (VIIIc, 1958), Frienstein-Rübezahlstiege (VIIIc, 1960), Flachskopf-Roberts Rippe (VIIIc, 1966) oder Kreuzturm-Westkante (VIIIb, 1966), wurden zu Kulminationspunkten sächsischer Klettergeschichte. Dabei darf folgendes nicht übersehen werden: Die damals gültigen Regeln forderten noch das Ringschlagen aus der freien Kletterstellung. Vielfältige, vor allem sehr dünne Schlingen für eventuelle Zwischensicherung kamen erst auf. Klettergurte nach heutigen Mustern waren noch nicht erfunden und somit auch noch nicht bis nach Sachsen vorgedrungen. So forderten die damals größeren Ringabstände von den Experten allgemein eine sehr hohe Kaltblütigkeit und Einsatzbereitschaft, sowohl bei Erstbegehungen als auch bei deren Wiederholung.

Die staatliche Förderung der Auswahlkader beim SC Einheit Dresden ermöglichte für das felsnahe Training eine langausgedehnte Klettersaison. Folgerichtig entwickelte sich eine breite Gruppe von Experten, die sich allen bisherigen extrem schwierigen Touren gewachsen zeigte. Selbst die größten Kletterraritäten wurden aus ihrem Dornröschenschlaf geweckt. Dabei kamen Leute zum Zuge, deren Namen längst vergessen sind. Wer spricht heute noch von Wolfgang Nützenadel? Er durchstieg damals in gekonntem Stil den viele Jahre nicht umworbenen Wünschequergang am Falkenstein, den Direkten Talweg am Freien Turm, die Direkten Dreifingerturmrisse und andere Raketen. Oder Heinz Heine: Ihm gelangen viele schwierige Rißaufstiege, zum Beispiel 1965 nach Konrad Lindner (1960) die 3. Begehung des Nordwestweges am Mittleren Verborgenen Turm (Rost, 1952), die 4. Begehung des Schiefen Tod am Schwarzen Horn (Hensel, 1956) oder die 12. Begehung des Schwager-Talweges. Neben den bereits erwähnten Erstbegehern Herbert Richter und Fritz Eske gehörten Werner Böhm, Helfried Hering, Günter Kalkbrenner, Wolfgang Kirchner, Wolfgang Preuß, Werner Rump, Kurt Richter und Dieter Rülker zu den aktivsten Kletterern des alpinen Leistungszentrums. Auch in der Bezirkstrainingsgemeinschaft Dresden trainierten Kletterer wie Manfred Meißner, Hermann Potyka, Horst Umlauft, Peter Hähnel, die durch schwierige Erstbegehungen oder deren Wiederholung mehr und mehr in das Blickfeld der Fachwelt getreten waren. Es gab jedoch auch Spitzenkönner wie Konrad Lindner oder Manfred Knabe, die sich weder der Sportklassifizierung noch einer alpinistischen Betätigung fest verschrieben hatten. Zwischen ihnen und den Mitgliedern des SC Einheit bestand ein achtungsvolles, teilweise freundschaftliches Verhältnis.

Dennoch: jene Generation stand trotz ihres beachtlichen Klettervermögens vor einer traditionell-geistigen Entwicklungsschranke. Eine gewisse Selbstgefälligkeit, aber auch die zunehmende Isolation der sächsischen Kletterer, türmten psychische und physische Barrieren auf, deren progressive Überschreitung nur zögernd heranreifte. Noch zu wenig stellten die Experten Unterstützungsstellen in Frage. An den meisten Sicherungsringen wurde nachgeholt. Es gab zähe Diskussionen für und wider das Ausruhen in Schlingen. Ja, für die Erschließung bisher ungelöster Probleme warf man sogar hakentechnische Lösungsvarianten in das Feuer der Diskussion. Letztere führte aber zu knallharten Auseinandersetzungen im alpinen Leistungszentrum des SC Einheit Dresden, besonders als Herbert Richter mit Bohrhaken neue Horizonte am Müllersteinsockel, mitten im Elbsandsteingebirge, zu erreichen suchte. In einer Sonderaktion flogen die Bohrhaken umgehend wieder heraus, und, da Herbert Richter die Autorität eines Kurt Richter, Fritz Eske und Günter Kalkbrenner voll akzeptierte, trat wieder Ruhe ein.

In der 2. Hälfte der fünfziger Jahre begann auch eine intensive klettersportliche Breiten- und Nacherschließung der Sächsischen Schweiz, die bis zur Gegenwart anhält. Diese Nacher-

Unten: Kurt Richter, Günter Kalkbrenner und Werner Böhm in der Ostwand des Teufelsturms (Erstbegehung 1965)

Foto: K. Däweritz

schließung fand in ihren ersten Jahren nicht immer das volle Verständnis der sächsischen Bergsteiger. Heute diskutiert niemand mehr darüber, weil sie, bei manchem „Abfall", die Kletterszene doch um viele lohnende Aufstiege aller Schwierigkeitsgrade bereicherte und Massensportlern wie Spitzenkletterern neue Betätigungsmöglichkeiten anbot.

Große Anerkennung fand auch in Bergsteigerkreisen das engagierte Bemühen von Fachleuten, anfangs unter der Leitung von Hans Pankotsch, später vor allem von Dietmar Heinicke, zur Herausgabe von aktuellen Kletterführern für die Gebiete Sächsische Schweiz, Zittauer Gebirge und anderer DDR-Klettergebiete. Außerdem entstanden in enger Zusammenarbeit mit tschechischen Felskletterern Führer für die Sandstein-Klettergebiete in Nordböhmen. Bleibende Verdienste erwarb sich der Kreisfachausschuß Dresden des DWBO. Unter der Leitung von Siegfried Schwer wurde begonnen, vielfältige günstige Reisemöglichkeiten für Wanderer und Bergsteiger in unsere östlichen Nachbarländer, vor allem in die Tschechoslowakei, zu organisieren. Sehr großen Anklang fanden die Dresdner Bergfilmabende. Mit ihnen konnte eine Brücke zum bergsportlichen Geschehen in viele Teile der Welt geschlagen werden. All das sprach für die Findigkeit und das praktische Organisationstalent der Bergsteiger, unlogische Einschränkungen im Interesse der Sache und der Menschen zu überwinden bzw. zu neutralisieren.

Zusammenfassend möchte ich zu den Ereignissen jener Jahre folgendes sagen: Für das sächsische Felsklettern war es eine bewegte und widerspruchsvolle Zeit mit hervorragenden sportlichen Leistungen. Aber im Hinblick auf das sich gegen Ende der sechziger Jahre Anbahnende war es doch nur wie die Ruhe vor dem Sturm. In der Alpinistik blieben große ferne Bergziele, die wir erreichen wollten, auf der Strecke. Andere, teils überraschende Höhepunkte, klingen noch heute in mir und all denen, die mit dabei waren, nach.

Fritz Eske, Günter Kalkbrenner, Werner Böhm, Werner Rump und Wolfgang Preuß gehörten im Leistungssport zu den bewährtesten Kräften jener Jahre. Dieter Rülker, damals bereits ein ausgezeichneter Felskletterer und leidenschaftlicher Alpinist, steigerte seine alpine Form bis in die achtziger Jahre. Er ist für mich einer der erfolgreichsten und aktivsten Sportler der DDR-Bergsteigergeschichte.

Die entscheidenden Impulse für alle damaligen alpinistischen Ziele und Pläne gingen von Kurt Richter, dem Erstbegeher der Teufelsturm-Ostwand aus. Mit ihm verlor das sächsische Bergsteigen einen Menschen von ganz seltener charakterlicher und bergsportlicher Vollkommenheit. Er und Fritz Eske bekleideten in den Führungsgremien des DWBO verantwortungsvolle Funktionen. Obwohl beide die ihnen gebotene staatliche Unterstützung voll nutzten und sich zu ihr bekannten, blieben sie fest mit der Basis der sächsischen Bergsteiger verbunden. Sie ließen sich von niemandem und durch nichts korrumpieren.

Da unser Trainingsstützpunkt „Kurt-Schlosser-Hütte" mitten in den Schrammsteinen lag, konnte ich diese Felsen im Laufe meiner Trainertätigkeit nicht mehr sehen. Ich fand erst Jahre nach dem Eigerunglück, als ich meine Beziehungen zum Bergsport und den Heimatbergen neu zu ordnen begann, wieder Freude beim Durchwandern des Großen Schrammtores. Berufsbergsteigen auf zu engem Raum kann auch demoralisierend wirken! In dem Zeitabschnitt, von dem hier die Rede war, etwa um 1963, stand eines Tages ein ganz junger Bursche vor meiner Wohnungstür und bat mich etwas verlegen, ihm ein paar Kletter-Dias auszuleihen. Das war meine erste Begegnung mit Bernd Arnold. Der gemeinsame Weg mit ihm ab 1970, nach langen, unruhigen Jahren, sollte mein Verhältnis zum heimatlichen Klettersport wie ein Jungborn völlig neu gestalten.

Foto: G. Heidorn

Bernd Arnold
„... der entscheidende Unterschied ... liegt im persönlichen Anteil an der erreichten Leistung"

Sächsisches Klettern – aus der Sicht eines Sportjournalisten

Horst Mempel

Ich hatte bis zu meinem 36. Lebensjahr weder die Sächsische Schweiz gesehen noch je einen leibhaftigen Bergsteiger zu Gesicht bekommen. Ich hielt das für so unwesentlich, daß ich trotzdem behauptete, die DDR zu kennen und auch über den Sport des Landes umfassend Bescheid zu wissen (ich war Journalist, Sportreporter beim Fernsehen, und hatte eine Leistungssportkarriere als Zehnkämpfer hinter mir).
Es war im Jahre 74, als mein, wie ich heute akzeptiere, tragisch unvollständiges DDR-Bild endlich ergänzt wurde.
Während eines Ostseeurlaubes heftete sich ein nervtötender Sachse, ein „Rohnspitzler", ich zähle ihn noch heute zu meinen Freunden, an meine Fersen.
14 Tage lang bearbeitete er mich mit seinem unbarmherzigen Redeschwall, er kannte nur ein einziges Thema, und am Ende des Urlaubs hatte er mich so weit: Ich versprach, mir die Sächsische Schweiz und die Kletterei einmal anzusehen, und auch einen Kameramann mitzubringen.
Es dauerte dann keinen halben Tag, und meine Geringschätzung war ausgeräumt. Ich machte die alte Erfahrung aufs Neue, daß nämlich Überheblichkeit fast immer die Folge von Unkenntnis ist oder, wie die „Rohnspitzler" es mir drastisch beibrachten, von Dummheit.
Dann der erste Film. Die Anfängersicht war, wie ich heute weiß, für den Fernsehzuschauer nicht die schlechteste, hatten wir doch dieselben Fragen wie diese in Bergsteigerdingen tumbe Masse.

Minutiös schilderten wir Kletter- und Sicherungstechniken, demonstrierten bis ins letzte Detail, wie so etwas funktioniert, benutzten, um nicht gar zu viele Bergsteiger zu verschleißen, für größere Stürze als Double eine lebensgroße Puppe, die im Fernsehen gewöhnlich als Leiche verwendet wurde, und wir beschrieben natürlich auch den Unterschied zwischen dem alpinen Bergsteigen und dem freien Felsklettern.
Das war vermutlich das Wichtigste, denn 99 von Hundert kennen bei uns im Lande diese Unterscheidung nicht. Unter anderem daraus resultiert ihre Geringschätzung für das Klettern in dem relativ niedrigen Elbsandsteingebirge (mir war es ja genauso ergangen).
Wann immer ich mit Bergsteigern zusammentraf, wurde irgendwann auch von Bernd Arnold geredet. Natürlich war ich begierig, diese Ausnahmeerscheinung unter den Kletterern kennenzulernen, aber ich wollte mir zunächst einen gewissen Namen als Sportjournalist auch in diesem Gebirge verschaffen, ehe ich mich ihm näherte.
Schließlich glaubte ich mich gewichtig genug, um Kontakt zu ihm aufzunehmen.
Die Bekanntschaft mit Arnold vermittelte mir, dem damals bereits langgedienten Sportreporter, Einsichten, an deren Ende ich meine ganze bisherige Bewertung des DDR-Leistungssports in Frage stellte.
Ich hatte Olympiasieger und Weltrekordler erlebt, nicht nur aus der Tribünendistanz, sondern hautnah, im Training, beim Wettkampf, in Tagen ihrer qualvollen Arbeit und im Augenblick ihrer großen Triumphe. Ich hatte sie bewundert und ehrlichen Herzens durch meine Reportagen dazu beigetragen, daß ihr Ruhm sich landesweit verbreitete. Ich hielt sie für die Größten und meinte, sie hätten ein Recht auf die Verehrung des Volkes.
Und dann Arnold. Auch ein Weltklassemann, wie ich begriffen hatte (1979).
Vielleicht zu Beginn der 70er Jahre der Beste der Welt überhaupt. Und schon dieses „vielleicht" beschreibt einen der bezeichnenden Unterschiede zwischen ihm und den anderen. Meine Olypiasieger und Weltmeister hatten nie Probleme, ihre jeweils aktuelle Position im Weltsport zu bestimmen, abgeschirmt wie eine Ladung Meißner Porzellan wurden sie zu internationalen Meisterschaften transportiert, notfalls in die entferntesten Gegenden des Erdballs, denn Geld spielte keine Rolle. Und hier durften sie nicht nur, hier mußten sie beweisen, daß sie die Besten sind.
Ich weiß natürlich, daß das Gros der Bergsteigergilde und mit Sicherheit Arnold selbst die letzten Zeilen nur mit Mißvergnügen zur Kenntnis nehmen, weil Kategorien wie „Meisterschaft" und „Sieger" mit dem eigentlichen Bergsteigen wenig zu tun haben. Dennoch war ein besonderes tragisches Verbrechen, einen Mann wie Arnold jahrzehntelang einzusperren und ihm so die großen Gebirge der Welt und damit den, wenn auch inoffiziellen, Vergleich mit den berühmtesten Kletterern dieser Welt vorzuenthalten. Es sei denn, diese kamen zu ihm in die Sächsische Schweiz.
Der entscheidende Unterschied zwischen Arnold und all den Sportgrößen, die ich bis dahin kennengelernt hatte, liegt im persönlichen Anteil an der erreichten Leistung.

Foto: K. Däweritz

Jeder der Heroen des offiziellen Leistungssports erkletterte seine Siegerpodeste über die Steigbügel des DTSB. Keiner errang je eine Medaille ohne die Schubkraft staatlicher Förderung. Sie waren – ob sie das nun wollten oder nicht – alle Nutznießer der Eitelkeit und Demagogie einer Staatsführung, die den Leistungssport als Feigenblatt für das von ihr angerichtete Chaos im Lande benutzte.

Arnolds Größe hingegen ist ausschließlich seine eigene. Niemand hielt schützend die Hand über ihn, niemand förderte ihn, gab ihm Material, bezahlte ihm den Arbeitsausfall; keine Armee von Wissenschaftlern entwickelte für ihn Trainingsprogramme. Immer mußte er an mehreren Fronten kämpfen, seine private Druckerei betreiben, sich um Seile, Schlingen und Schuhe kümmern, und trotzdem täglich trainieren, intelligent trainieren, denn er bewegte sich im Niemandsland. Es war ein zäher, ein gigantischer Kampf, nicht zu vergleichen mit all dem, was ich je in den millionenteuren Trainingsstätten des Landes erlebt hatte. Ich war fasziniert von Arnold, ich habe ihn studiert wie keinen Sportler zuvor, und ich habe nie zuvor und auch nicht danach eine solche Ballung von Besessenheit, Konsequenz, innerer Festigkeit und Härte gegen sich und andere erlebt.

Seitdem fiel es mir schwerer, völlig unvoreingenommen die Wiege der sozialistischen Sporthelden in den Arenen der Welt zu feiern, und als ich 1982 den Dienst in der Sportredaktion des Fernsehens wegen Unstimmigkeiten mit der Leitung quittierte, war das u. a. deshalb nicht gar so tragisch, weil ich durch den Arnoldschen Einfluß eine sehr distanzierte Haltung zu dem aufgeblasenen Leistungssportrummel in unserem Lande gewonnen hatte.

Nur um die Bergsteigerfilme tat es mir natürlich leid. Wir hatten im Laufe der Jahre etwa ein halbes Dutzend davon gemacht und keiner war beim Publikum durchgefallen. Wir waren uns allerdings am Ende einig, daß man mit der landesweiten Popularisierung des Kletterns dem Gebirge auch Schaden antun könnte und hatten uns deshalb ohnehin für einige Zeit Abstinenz auferlegt.

Als ich jedoch 1988 die diplomatischen Beziehungen zur Sportredaktion wieder aufnahm, geschah das vor allem, weil wir die Zeit wieder einmal für reif hielten für einen Film über das Klettern.

Wie sehr das Fernsehen auf dieses Thema vertraute, mag man daran ablesen, daß der Film „Ritter ohne Furcht und Tadel", der sich mit den Schwierigkeitsgraden im Sächsischen Bergsteigen beschäftigt, schon für Sportfilmfestivals gemeldet wurde, bevor auch nur das Drehbuch abgeliefert wurde und er bekam auch tatsächlich einen Preis, in Peking, aber immerhin.

Es wird allerdings nachgewiesenermaßen immer schwieriger, mit solchen Filmen die ganze Palette der Interessierten zu befriedigen. Die Extremkletterer setzen ganz andere Erwartungen in einen Streifen über das Bergsteigen als die Laien, welche aber mehr als 99 % der Zuschauer ausmachen.

Szenen, an die sich das Fernsehvolk noch heute, nach vielen Jahren erinnert, geben den Spitzenbergsteigern wenig oder nichts. Daß Arnold barfuß klettert, war für das Gros der Zuschauer geradezu unglaublich, und darüber reden die heute noch, das Wesentlichste hingegen haben sie vergessen.

Und aus unserem Film über die Gipfelbücher des Falkenstein blieben nicht etwa die Wahnsinnstouren im Gedächtnis hängen, sondern die Seilschaft Großvater und 7jährige Enkelin am Schusterweg (übrigens vor allem deshalb, weil ich beiden ein kleines Mikrofon mit Sender umgehängt hatte und man so den wirklich rührenden Dialog zwischen ihnen verfolgen konnte). Und die Kehrseite – zu unserem letzten Film über die Schwierigkeitsgrade, der unter den Zuschauern nahezu ungeteilten Beifall fand, sagte Meister Arnold lakonisch „Also, mein Lieber, das war nischt."

In der Zwischenzeit habe ich meinen festen Wohnsitz in der Sächsischen Schweiz, gehöre irgendwie zur Szene, werd' aber trotzdem nie so richtig ernstgenommen, weil wegen meiner vielen anderen Obliegenheiten ich zu selten klettere und deshalb ewig ein bißchen „tapps-sch" (tapsig) bleibe.

Trotzdem bin ich bei wesentlichen Bergsteigerfestivitäten von nicht unerheblicher Bedeutung, denn ich habe von fast allen Streifen die Filmreste – und das sind ja in der Regel mindestens zwei Drittel des gedrehten Materials – aufgehoben und zu riesigen Rollen zusammengeklebt. Und die führen wir dann vor, mit Kindern, die heute bereits erwachsen sind, mit Glattrasierten, die jetzt einen Vollbart tragen, mit Bergfreunden, die inzwischen nicht mehr unter uns weilen (durch Tod oder Ausreise, in den Kontaktmöglichkeiten nahm sich das jahrelang nicht viel). Die Freude und Rührung, die dabei entsteht, buche ich voll auf mein Konto. Und das gibt mir etwas.

Leben und leben lassen

Für die Ehrlichkeit sportlicher Leistung beim Klettern

Richard Goedeke

Seite 86:
Der Rauschenstein (Elbsandsteingebirge) im Gegenlicht

Leistung ist „in". Im Namen von Leistungssteigerung werden Trainingsöde und Strapazen ertragen. Denn Leistung ist eine Form von Selbstverwirklichung. Und Leistung profiliert. Bringt soziale Anerkennung. Für manche auch Geld.

Aber – *was ist beim Klettern Leistung?*

Die schärfere Herausarbeitung bestimmter Disziplinen beim Bergsteigen und Klettern ist bei ihren Vertretern von dem Selbstverständnis begleitet gewesen, etwas völlig Neues zu tun. Dies hat gelegentlich zu Nichtverstehen und Konflikten zwischen Anhängern verschiedener Disziplinen geführt. Das muß nicht sein. Die Infragestellungen des Klettersportes von außen machen es nötig, daß wir zusammenrücken und das Gemeinsame sehen. Vor allem ist jedoch die Atmosphäre angenehmer, wenn sich die Anhänger verschiedener Disziplinen wechselseitig akzeptieren und in wechselseitigem Respekt begegnen. Denn friedliches Zusammenleben ist unter dem Strich für alle Beteiligten lustbetonter. Leben und leben lassen! Die Welt wird durch Vielfalt erst richtig interessant!
Zu dieser Toleranz können wir vielleicht auch besser finden, wenn wir uns bewußt machen, daß die einzelnen Disziplinen des Klettersportes jeweils nur eine verschieden zusammengestellte Mischung aus einer Reihe von gemeinsamen Grundelementen sind: *Allen sportlichen Bewertungen – ob es nun beim Gewichtheben ist oder beim Kunstturnen oder beim Felsklettern oder im Steileis – liegt zugrunde, daß die Leistung umso größer ist, je größer die überwundenen Schwierigkeiten sind.*
Die Schwierigkeiten werden nur teilweise durch die Beschaffenheit der als Aufgabe gewählten Routen bestimmt, teilweise dagegen durch die Art und Weise, wie wir diese vorgefundene Herausforderung aufnehmen. Daraus ergeben sich verschiedene *Anforderungsbereiche,* die zusammengenommen die konkrete (Gesamt-) Leistung bestimmen:

1. Die Oberflächengestalt der Route.
2. Die Felsqualität.
3. Die Dimensionen.
4. Die Lage.
5. Die momentanen Verhältnisse zur Zeit der Begehung.
6. Die Vorausinformation über die gewählte Route.
7. Die Sicherungsbedingungen.
8. Die Durchführung der Kletterei.

Innerhalb der Anforderungsbereiche gibt es jeweils anspruchsvolle und weniger anspruchsvolle *Leistungsebenen.* Sie werden im Folgenden in der Reihenfolge vom Schwierigen – und damit „sportlich Wertvollen" – zum weniger Schwierigen aufgelistet und z. T. mit Kurzformeln beschrieben. Letztere sind teilweise bereits geläufig und werden z. B. zur handlichen Charakterisierung der Anforderungen einer Route und des Begehungsstiles benutzt. Sie dienen deshalb auch zur prägnanten Charakterisierung bestimmter Leistungen.

Anforderungsbereiche

Als erstes sollen diejenigen *Anforderungsbereiche* betrachtet werden, *die sich aus der objektiven Beschaffenheit der Gebirge oder Felsen ergeben:*

1. Die Oberflächengestalt der Route
Die Steilheit des für die Begehung gewählten Felsbereiches und die darauf zu findende Zahl, Art und Anordnung möglicher Haltepunkte bestimmen seine Schwierigkeit. Zwar gibt es gelegentlich durch die Körpergröße der Kletternden subjektive Unterschiede darin, wie schwierig ein und dieselbe Passage empfunden wird. Jedoch im allgemeinen wird die Beschaffenheit der Route als eine objektive Gegebenheit erlebt. Ebenso werden schon lange, und mit durchaus einigem Erfolg, auf der Basis von Vergleichen Schwierigkeitsbewertungen erstellt, die die Unterschiede in der Beschaffenheit eines Stückes steiler Erdoberfläche nach den unterschiedlichen Schwierigkeiten erfassen und beschreiben, die Menschen bei der Fortbewegung über dieselbe haben. Und je schwieriger eine Stelle oder Route ist, also um so größer bewerten wir die Leistung derjenigen, die dort hinaufkommen.

2. Die Felsqualität
Je brüchiger der Fels ist, desto mehr Erfahrung und Umsicht verlangt die Kletterei. Wer sich nicht hinauftraut, kann die Route nicht begehen. Ebensowenig wie derjenige, der sich so unklug bewegt, daß er den Berg einreißt. Und wer wollte leugnen, daß

die Bewältigung solcher Schwierigkeiten ebenso eine Form von Leistung ist wie der Einfingerlochklimmzug? Der Spruch, „wahre Meisterschaft zeigt sich erst im morschen Fels" (Otto Eidenschink), enthält mehr als ein Körnchen Wahrheit.
Es lassen sich dabei bezüglich der Anforderungen Unterscheidungen treffen (die durchaus Ansätze für eine Bruchskala sein könnten. . .!):
Großblockig brüchig: Der Fels ist insgesamt zerrüttet und/oder mürbe. Größere Wandteile oder Blöcke sind absturzbereit locker und gefährden auch besonders stark die Nachsteigenden. Wenn solche Passagen nicht unter Vorsichtsmaßnahmen ausgeräumt werden können (was aber zugleich ihren abweisenden Charakter beseitigt), sind sie nur etwas für Verzweiflungstaten oder potentielle Selbstmörder.
Kleinteilig brüchig: Der Fels ist insgesamt unzuverlässig, allerdings ohne eine potentielle Steinlawine darzustellen. Griffe und Tritte sind locker oder mürbe, können jedoch oft auf Druck belastet werden. In geneigtem Fels oder Kaminen und Rissen ist solches Gelände mit Vorsicht kletterbar, in überhängender Wand äußerst heikel. Haltepunkte müssen besonders sorgfältig geprüft und sanft benutzt werden. Im Interesse der Nachfolgenden sind deren Zwischenlagerung außerhalb der Fallinie des Vorsteigenden und überlegte Seilführung dringend angebracht.
Verzahnt brüchig: Der Fels ist insgesamt nicht kompakt. Griffe und Tritte wackeln oder beben, sind jedoch in bestimmten Richtungen trotzdem mit Vorsicht belastbar. Auch hier sind Nachsteiger und Sichernde umsichtig außerhalb der Fallinie zu verstauen. Ebenso ist für sie auch hier überlegte Seilführung ausgesprochen gesundheitsfördernd.
Fest, aber nicht abgeklettert: Der Fels ist insgesamt fest, jedoch einzelne Griffe und Tritte wackeln oder sind locker. Dies ist der normale Zustand von unbegangenem Fels oder selten wiederholten Routen. Nachsteiger und Sichernde sind auch hier für Rücksicht dankbar.
Fest und ausgeputzt: Der normale Zustand in häufig begangenen Routen. Suchtgefahr! Solcher Felst ist geeignet, Kletternde zu verwöhnen. Dies hat oft zur Folge, daß sie den Umgang mit Durchschnittsfels gar nicht erlernen und alles andere (einschießlich der gesamten Hochgebirge) als „brüchig" beschimpfen.

3. Die Dimensionen

Je größer ein Felsobjekt ist, desto stärker wird auch physische und psychische Ausdauer gefordert und desto komplizierter und langwieriger ist gewöhnlich ein Abbruch der Kletterei. In großen Höhen kommen noch Akklimatisationsprobleme, Sauerstoffmangel und größere Heftigkeit von Schlechtwetter erschwerend hinzu.
Allerdings bestimmt nicht allein die Größe der gewählten Berg- oder Felsstrutur die Ernsthaftigkeit einer Route. Schon Domenico Rudatis hat auf die Bedeutung von Rückzugsmöglichkeiten für die Ernsthaftigkeit und damit für den sportlichen Wert eines Anstiegs hingewiesen. Ebenso ist auch nicht nur eine natürliche Fluchtmöglichkeit, wie etwa ein seitlich hinausführendes Felsband, in dieser Weise wirksam, sondern ebenso eine künstlich geschaffene, wie etwa eine Abseilpiste oder ein Klettersteig.

4. Die Lage

Je abgelegener eine Route oder ein Berg ist, desto stärkere psychische Belastung muß ertragen werden. Dies gilt bereits für abgelegene Alpentäler, in viel stärkerem Maße jedoch für menschenleere Gebirge in anderen Teilen der Erde. Auch dieses Ertragen des Bewußtseins, daß nicht mit Hilfe von außen zu rechnen ist, muß als eine Form von Leistung gesehen werden. Wer das nicht kann, ist unfähig zu Unternehmungen in solchen Gegenden. Allerdings lassen sich solche hemmenden Belastungen durch organisatorische Maßnahmen überspielen. Jede Alpenhütte ist ein Beispiel dafür, und auch ein Lager oder eine Lagerkette bei einer Expedition haben solche Wirkungen. Daraus folgt u. a. die Berechtigung der bereits geläufigen Einschätzung, daß Besteigungen im alpinen Stil sportlich anspruchsvoller sind als solche im Expeditionsstil.

5. Die momentanen Verhältnisse zur Zeit der Begehung

Je stärker Schnee, Eis und Nässe die Felsoberfläche rutschig machen und Kälte und Wind die Kletternden behindern, um so mehr werden zusätzliche Leistungen gefordert. Sie können die Schwierigkeit der Anstiege erheblich vergrößern, so daß ein Vergleich mit den Anforderungen der gleichen Route bei guten Verhältnissen völlig unmöglich wird. Dies gilt besonders für relativ leichtes Gelände.
Andererseits wird deutlich, daß die idealen Verhältnisse zwar angenehm sind und im Hinblick auf den Leistungsvergleich eine relativ gute Normung bedeuten, daß sie jedoch unter dem Gesichtspunkt der Leistung am unteren Ende der Skala von Schwierigkeiten in diesem Anforderungsbereich liegen.
Die unterschiedlichen *Schwierigkeiten der nachfolgenden Anforderungsbereiche* sind nicht objektiv von der Natur vorgegeben, sondern *werden dadurch bestimmt, in welcher Weise die Herausforderung der als Ziel gewählten Route durch die Kletternden angenommen wird.* Dadurch ergeben sich drei weitere Bereiche von Leistung:

6. Die Vorausinformation

Je weniger die Kletternden über eine Route wissen, desto sportlich wertvoller ist die Begehung. Denn die Entschlüsselung, das Herausfinden, wie eine Kletterstelle am besten überwunden wird, ist dann schwieriger. Sie verlangt im wesentlichen eine Intelligenzleistung, aber im extremen Gelände mit lästig intensiver Einwirkung der Schwerkraft auch einen zusätzlichen Aufwand an Kraft und Geschicklichkeit, weil die Entschlüsselung zusätzliche Zeit beansprucht.
In den schon heute üblichen Bezeichnungen wird diese Tatsache bereits berücksichtigt. Es gibt jedoch auch für das heute als Maximum geltende „on sight" durchaus noch Steigerungsmöglichkeiten. Nachfolgend wird deshalb eine zusätzliche Unterscheidung gemacht (Damit sie sich von den Aussagen zur Sicherung abheben, werden in der Abkürzung Pünktchen gesetzt):

i. n. – *Information Null („information nill", „info nill").*
Ohne Kenntnisse von Einzelheiten vorweg. Route überhaupt noch nicht begangen oder nur im Grobverlauf bekannt. Nicht anwendbar für kleine, im Detail einzusehende Felsobjekte oder für von dicht nebenan gut einsehbare Routen.

o. s. – *Auf bloßes Ansehen hin („on sight").*
Keine vorherigen eigenen Begehungen oder Versuche mit Rückkehr zum Einstieg. Vorinformationen über den genauen Routenverlauf sind zulässig, aber keine genaue Information über Griff-und-Tritt-Folgen. Kein vorheriges Zusehen bei einer Begehung. Keine Chalkspuren als Griffmarkierung. Kein vorheriges Abseilen zur Erkundung. Keine Tips. Keine Detailbeschreibung (wie etwa die Strichmännchenskizzen eines „Beta").
(Vgl. Elbsandsteinregel zur Anerkennung von Erstbegehungen, vgl. Wettkampfregel, daß Teilnehmer ihren Mitbewerbern bei deren Versuchen im Schwierigkeitsklettern nicht zusehen dürfen. Der Begriff „on sight" wird bisher überlicherweise nur in Verbindung mit ‚Rotpunkt'-Begehungen verwendet, sollte jedoch mit jeder anderen Begehungsform kombinierbar sein, weil sich dabei aus der Vorinformation die gleichen Erleichterungen ergeben.)

m. a. – *Mit einer Menge Anläufe („many attempts").*
Nach Einstudieren durch zahlreiche Versuche, jedoch nur von unten (!).

rep. – *Wiederholungsbegehung („repetition").*
Begehung mit Vorkenntnissen durch vorherige eigene Durchsteigung der Route in einem anderen Begehungsstil (z. B. AF oder TR, s. u.).

7. Die Sicherungsbedingungen

Je mehr die Kletternden die Sicherungspunkte selbst anzubringen haben, desto höher sind die Anforderungen an Intelligenz, Geschicklichkeit, Kraft und Mut. Je weniger häufig und verläßlich die Sicherungspunkte sind, desto ernsthafter ist die Route und desto souveräner müssen die Kletternden steigen. Und desto mehr psychisches Stehvermögen ist gefordert. Zur Kennzeichnung der Sicherungsbedingungen werden unterschieden:

„free solo" – *Im Alleingang völlig ungesichert.*
Unangeseilt, mit vollem Absturzrisiko. (Der Begriff wird nur verwendet, wenn die Begehung mindestens ‚Rotpunkt' erfolgt.)

up – *In der Seillänge ungesichert („unprotected").*
Seilsicherung sowie angemessene Standplatzverankerungen werden verwendet. Das Risiko langer Stürze bleibt bestehen. (Der Ernst solcher Bedingungen war in klassischer Zeit sehr häufig.)

cl – *„Ohne Spuren zu hinterlassen" („clean").*
Beim Vorsteigen Anbringen von Sicherungspunkten (bzw. bei künstlicher Kletterei auch der Fortbewegungshilfen) ohne Felsveränderung, z. B. durch Legen von Schlingen, Klemmkeilen, Friends usw. Bedeutet zugleich, daß ein Sortiment Material mitgeführt werden muß.

np – *Normalhaken („normal pegs").*
Beim Vorsteigen Anbringen von Haken nur in Anpassung an vorhandene Felsstrukturen (Risse, Löcher). Bedeutet zugleich, daß bei nicht eingerichteten Routen ein Sortiment Haken und ein Hammer mitgeführt werden müssen.

b – *Bohrhaken („bolts").*
Im Vorstieg bei der Begehung angebracht.

Die vorstehenden Sicherungsmittel mit Zusatz **prep** – *Präpariert („preprotected"),*
z. B. **cl-prep, np-prep, b-prep.** Begehung mit schon vorher angebrachten Sicherungspunkten, die bei der Begehung nur noch einzuhängen sind.

8. Die Durchführung der Kletterei

Durchsteigungen von unten im Vorstieg verlangen mit dem Wissen um Sturzrisiken, dem deshalb wichtiger werdenden Prüfen der Haltepunkte, dem Abschätzen und Anbringen von Sicherungsmitteln und dem dafür nötigen Aufwand an Konzentration, Zeit und Kraft erheblich umfangreichere Koordinationsleistungen und eine größere Beherrschung von Streßfaktoren. Sie sind daher insgesamt deutlich anspruchsvoller und damit im Sinne der Gesamtleistung sportlich wertvoller als alle Begehungen, die mit Sicherung von oben erfolgen.
Daneben gilt für die Vorstiegsbegehungen zur Rangordnung: Je ausschließlicher nur die von Natur aus vorgefundenen Haltepunkte benutzt und auf Hilfsmittel verzichtet wird, desto sportlich wertvoller die Leistung. Es lassen sich unterscheiden:

RPX – *Rotpunkt extrem.*
Wie ‚Rotpunkt' (RP, s. u.), aber unter Verzicht auf sämtliche Hilfmittel, auch auf die der modernen Chemie. Also sowohl ohne Chalk als auch ohne Schuhe (z. B. im Elbsandsteingebirge durchaus nicht unüblich!). Hier einzuordnen wäre auch die Benutzung von die Kletterei nicht besonders erleichterndem Schuhwerk (wie z. B. Bollerschuh der sechziger Jahre, Mehrschichtenstiefel, Straßenschuhe mit Plastiksohlen, oder auch Sepp Innerkoflers Holzlatschen und Socken), wobei der Unterschied zum Barfußklettern durch andere Schreibung RPx gekennzeichnet werden kann.

RPI – *Rotpunkt ideal.*
Gemäßigt hilfsmittelfrei: Wie ‚Rotpunkt' (RP), mit speziellen Kletterschuhen (z. B. raffinierten Reibungsklebesohlen, z. B. auf Eis mit Steigeisen), aber ohne Chalk.

RP – *Rotpunkt.*
Die sturzfreie Durchsteigung einer Route im Vorstieg in einem Zug, ohne die Sicherungspunkte als Steighilfe zu verwenden und ohne an ihnen auszuruhen. Alle benötigten Sicherungspunkte werden im erfolgreichen Versuch angebracht bzw. (bei eingerichteten Routen, -prep) eingehängt. Es darf wieder abgeklettert werden, allerdings ohne irgendwann die Sicherungskette zu belasten. Die Verwendung der Hilfsmittel Reibungsschuhe und Chalk ist dabei zugelassen.

RK – *Rotkreis.*
Freie Durchsteigung einer Route im Vorstieg ohne Benutzung von künstlichen Hilfsmitteln oder Sicherungspunkten zur Fortbewegung oder als Ruhepunkte. Mehrere Versuche und auch Stürze sind zulässig, wobei der höchste eingehängte Sicherungspunkt eingehängt bleibt (= jojo). Nach jedem Sturz muß wieder vom letzten natürlichen Ruhepunkt (no hand rest) aus neu begonnen werden.

PP – *„Pink Point"*
Freie Erkletterung einer Route im Vorstieg, bei der das Herstellen der Sicherung erleichtert wird durch schon vorher angebrachte Karabiner, die nur noch einzuhängen sind (beim Wettkampfklettern übliche Methode).

AF – *„Alles frei"*:
Freies Klettern im Vorstieg, bei dem nur die natürlichen Haltepunkte zur Fortbewegung benutzt werden. Im Gegensatz zu ‚Rotpunkt' und ‚Rotkreis' ist jedoch Ausruhen an Sicherungspunkten als zulässig vorausgesetzt. Nach einem Sturz wird wieder beim obersten Sicherungspunkt begonnen.

AO – *Sicherungspunkte z. T. als Fortbewegungshilfe.*
verwendet (als Griff oder Tritt oder über Seilzug bzw. zum Abseilen).

A1, A 2 usw. – *Benutzung von Sicherungspunkten mit Leiter*
oder Steigschlingen zur Fortbewegung. Kann im Vorstieg auch äußerst anspruchsvoll sein, besonders wenn man die Hilfsmittel nur „clean" oder zumindest ohne Bohren anbringt.

TR – *Frei mit Sicherung von oben, „Toprope"*:
Im Nachstieg bzw. von oben gesichert, aber nur unter Benutzung der natürlichen Haltepunkte und ohne Ausruhen an künstlichen Fixpunkten. Reduktion der Kletterei allein auf die gymnastischen Anforderungen. (Die von Hans Diefenbach für diesen Begehungsstil vorgeschlagene Bezeichnung ‚Rotkreuz' hat sich wegen der häufigen Verwechslung mit ‚Rotkreis' nicht bewährt und sollte – nicht zuletzt auch wegen ihrer etwas makabren und obendrein irreführenden Assoziation – aufgegeben werden!).
Mit Zusatz *flash* (nur bei RPX, RPI, RP, PP) – Durchsteigung in einem Zuge, ohne Ruhen, ohne Zurückgehen.

Spielformen

Im Zuge der Entwicklung des Alpinismus haben sich verschiedene *Spielformen* herausgebildet, in denen die Anforderungsbereiche jeweils in bestimmten Leistungsebenen kombiniert wurden. So war die erste Erschließungsphase besonders geprägt durch den Griff nach den höchsten und größten Zielen in einem abgelegenen Gebirge und mit sehr niedrigem Kenntnisstand und sehr wenig Möglichkeiten zur Sicherung (also hohen Schwierigkeiten in den Bereichen Dimension, Lage, Vorinformation, Sicherungsbedingungen), während Geländeschwierigkeiten möglichst vermieden wurden und bei der Durchführung der Unternehmungen jedes verfügbare Hilfsmittel genutzt wurde (also niedrigste Schwierigkeitsebenen bei Oberflächengestalt und Durchführung). Im Schwierigkeitsalpinismus der Zeit von 1930–1970 dagegen wurden große Geländeschwierigkeiten und große Objekte angegangen, auch teilweise unter sehr ungünstigen Verhältnissen (Winterbergsteigen), auch in Bezug auf die Sicherungsbedingungen ein Ehrenkodex der Selbstbeschränkung durch Verzicht auf Bohrhaken lange durchgehalten, dafür jedoch meist nur ein relativ niedriges Leistungsnieveau in Bezug auf die Durchführung der Unternehmungen angestrebt (künstliche Kletterei).
Bei jeder Begehung einer Route ist jeder dieser Anforderungsbereiche Oberflächengestalt, Felsqualität, Dimension, Lage, Verhältnisse, Vorinformation, Sicherungsbedingungen und Durchführung in jeweils einer ganz bestimmten Schwierigkeitsebene enthalten. Die konkrete Leistung wird folglich von der Leistung in allen Anforderungsbereichen bestimmt. Betrachten wir nur die Leistung in einem Einzelbereich, ohne die anderen Leistungsebenen zu berücksichtigen, so wird die Sache unter dem Gesichtspunkt einer Würdigung des sportlichen Gesamtwertes rasch problematisch. Und objektiv falsch ist es, solche Einzelleistungen als Spitzenleistungen des Bergsteigens und Kletterns schlechthin darzustellen. Sie können immer nur im Rahmen ihrer Spielform/Disziplin gewürdigt werden.
Selbstverständlich ist es trotzdem erlaubt, auch krasse Spezialisierung auf ganz wenige Anforderungsbereiche zu betreiben. Aber was dabei im Extremfall herauskommt, zeigt die Entwicklung des Wettkletterns: Wenn man alles Individuelle und Zufällige der Anforderungen weggenormt hat, um die Leistungsunterschiede der Kletternden pur zu messen, dann steht man vor einem dürren Klettergerüst in einer lauten Halle . . .
Macht man sich jedoch die ganze Breite der beim Klettern möglichen Anforderungen klar, so wird deutlich, was für ein schmales Spektrum die heute als „in" geläufigen Spielformen ausschöpfen. Und wie problematisch es wäre, wollte man alle alpinistischen Aktivitäten von dem her beurteilen, was in diesen Spielformen geschieht. Damit wird auch deutlich, daß es allen Grund gibt, daß die Anhänger bestimmter Richtungen die Leistungen anderer Richtungen zur Kenntnis nehmen und anerkennen. Ebenso wie sie selbst – zu recht – wünschen, mit ihrem Leistungsprofil respektiert zu werden. Leben und leben lassen!

Die weitere Entwicklung

Die Entwicklungen der letzten 15 Jahre sind von ihren Leitfiguren als „Fortschritte", „Leistungssteigerungen", „Leistungsexplosionen" erlebt, beschrieben und viel beachtet worden.
Bei näherem Hinsehen sind sie im wesentlichen durch Konzentration auf einzelne Anforderungsbereiche (z. B. Durchführung des Bewegungsablaufes) bei gleichzeitiger Reduktion der Leistung in anderen Bereichen erfolgt. Diese Reduktion liegt z. B. im vorherigen Anbringen der Sicherungsmittel, im „Häppchenklettern", d. h. in der Bevorzugung von kleinen, überschaubaren, mühelos erreichbaren Felsobjekten, im Run auf superfesten Fels und klimatisch begünstigte Gebiete, auch im Kräftesparen durch Leichtausrüstung. Höchstleistungen aus mehre-

ren Anforderungsbereichen zugleich sind selten (z. B. lassen sich hier eine Reihe Mariacher- und Piola-Routen oder einige Unternehmungen Renato Casarottos als herausragend nennen). Aus allen Anforderungsbereichen zugleich sind die anspruchsvollsten Möglichkeiten mit Sicherheit noch nicht in Kombination erbracht. Und selbst bei extrem fortschrittsgläubiger Zukunftserwartung ist das nicht zu erwarten. Wer hätte z. B. nicht gewisse Schwierigkeiten, sich eine Begehung der Everest-Südwestwand oder des Trango-Nordwegerpfeilers als „free solo RPX info nill" oder so vorzustellen . . .).

Die mögliche tatsächliche Grenze liegt irgendwo in den vielfältigen *Kombinationen der verschiedenen anspruchsvolleren Spielformen*. Und sie hat eine Fülle von Gesichtern. Die verschiedenen Kombinationen ergeben eine Fülle von möglichen „Disziplinen", deren Leistungen auch nur schwer zu vergleichen sind. Das eröffnet wieder unendliche Möglichkeiten zum Streit: Gibt es nun in der Gesamtleistung bei Berücksichtigung aller Faktoren tatsächlich absolute Leistungssteigerungen? Oder heben sich die oben genannter Erleichterungen – oder auch solcher durch bessere Vorinformation, besseres Wissen über Training usw. wegen – eigentlich wieder auf?

Daß sich solcher Streit nicht objektiv entscheiden läßt, möchte ich als Vorteil sehen: Erstens, weil das Offenheit bewahrt. Zweitens, weil es so keine grundsätzlich überlegenen und folglich auch keine minderwertigen Disziplinen gibt. Und drittens, weil die bleibende Möglichkeit zu immer neuen Variationen der Aufgabenstellungen eine ständig neue Ermutigung und Herausforderung zu Kreativität ist.

Aus allem folgt, wie inzwischen auch führende Vertreter der modernen Sportkletterbewegung wieder deutlich sagen (vgl. z. B. Wolfgang Güllich im Alpenvereinsjahrbuch 1989), wo die wesentlichen Weiterentwicklungen liegen werden: Sicher nicht in den Kletterwettkämpfen, die für ihren Leistungsvergleich die interessantesten Anforderungen wegnormen müssen. Sehr wohl dagegen in den Mehrseillängenrouten (sprich: im alpinen Klettern im Hochgebirge), in der Annahme der Herausforderungen von weniger zuverlässigem Fels, widrigen Wetterbedingungen (Naßbegehungen, Winterklettern, Dschungelbergsteigen und werweißnichtwas), auch im Höhenbergsteigen (vgl. die imponierenden Unternehmen Trango free 1988 und 1989). Vielleicht auch irgendwann einmal im bewußten Verzicht auf Ausschöpfung der möglichen Vorinformation.

Zu alledem können die Klettergärten eine Menge an Vorbereitungsmöglichkeiten bieten, sei es durch Allwetterklettern, sei es durch Gepäckklettern, durch großzügige Kombinationen (Quergänge ganzer Klippengruppen in einem Zuge, 1000-m-Klettern, 2000-m-Klettern usw.) oder auch durch Klettern in bisher vernachlässigten Gebieten mit brüchigem Fels. Der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt. Und wenn von der heutigen Leistungsspitze solche neuen (oder nur vergessenen) Herausforderungen nicht angenommen werden, dann bieten sie neuen Generationen nur um so besser Gelegenheit zu eigenen Entdeckungen – und zu eigener Profilierung.

Den Anstoß zu diesem Aufsatz hat die Neuauflage eines Klettergartenführers gegeben. Es fiel mir bei den Vorarbeiten auf, daß unter den phantastisch schwierigen modernen Routen nur sehr wenige waren, die von unten und ohne Präparierung eröffent waren. Dabei bin ich überzeugt, daß diese jungen Kletterer sehr wohl das Zeug dazu hätten, solche Anstiege auch ohne die Eliminierung ganzer Anforderungsbereiche zu eröffnen. Und das finde ich eigentlich schade. Um zu verdeutlichen, wie unterschiedlich das Leistungsprofil bei verschiedenen Begehungsstilen sein kann, wird jetzt (soweit vorhanden) in den Beschreibungen bei den Angaben über die Erstbegehung mit Kürzeln hinzugefügt, unter welchen Anforderungen (als selbstgewählten oder von Trends aufgedrängten Spielregeln) die Erstbegehungen erfolgten: Etwa „A2/V ‚on sight' mit selbst angebrachten Normalhaken (A2/V o. s. np)" oder Rotpunkt der vorher mit Bohrhaken eingerichteten Route (RP rep. b-prep)". Das sind schon interessante Unterschiede, die auch die Frage nach dem Wie und dem Wert der Begehungen völlig neu stellen.

Es ist mir bewußt, daß solche Überlegungen und ihre Anwendung in einem Klettergartenführer eine ähnliche Provokation sein werden, wie der Weser-Leine-Kletterführer von 1971, in dem wir seinerzeit – schon lange vor der fränkischen Rotpunktbewegung – mit der Angabe mehrfacher Bewertung für schwierige Routen ganz bewußt die Frage „Wie habt Ihr es gemacht?" – und damit die Freikletterei – pushten.

Für alle diejenigen jedoch, die diese intensive Beschäftigung mit Leistung und Leistungsbedingungen inzwischen zu der Frage gebracht hat, ob Leistung denn überhaupt so wichtig ist: Sie haben meinen Beifall!

Nicht nur, weil Leistung neben Herausforderung zu Kreativität auch Quelle von Zwang und Frust werden kann. Nicht nur, weil sie in unserer Gesellschaft ohnehin oft überbewertet wird. Aber bei aller nach wie vor positiven Einstellung zu Leistung – und immer noch vorhandenen Fähigkeit dazu – möchte ich doch die *Wichtigkeit von Leistung grundsätzlich in Frage stellen*. Statt dessen möchte ich viel stärker die Vielfalt des persönlichen Erlebens beim Bergsteigen in seinen neben der Leistung liegenden menschlichen, ökologischen und ästhetischen Dimensionen jetzt und hier betonen: Gemeinsam mit Menschen, die wir schätzen, unterwegs zu sein. In Harmonie mit Wildnis oder naturnaher Landschaft, die uns mit reiner Luft und sauberem Wasser und mit ihren Gesetzen und Rhythmen immer wieder Maßstäbe zu erfahren gibt, wie auch unsere zivilisatorische Umwelt aussehen könnte (und sollte). In einer Welt ohne rechten Winkel und Lineal, an gewaltiger Architektur, immer wieder neu verzaubert im Wechsel von Wetter und Licht und Farben. Und ich habe gelernt, daß wir dies alles besonders intensiv erleben können, wenn wir deutlich unter unserer persönlichen Leistungsgrenze steigen.

Aber auch heute noch bin ich genauso allergisch gegen hohle Ansprüche wie vor 20 Jahren, als ich mich zu einem Aufsatz über die damaligen Formen des „Selbstbetruges der Extremen" hinreißen ließ (in dem dann nebenbei im Ansatz die gesamte Entwicklung der Sportkletterei vorweggesehen wurde). Darum an alle diejenigen, die sich dem Streben nach Leistung verschrieben haben und es jetzt und hier als höchstes Glück empfinden: *Wenn schon Leistungskult, dann bitte ehrlich!*

Folgerungen für Routenbeschreibungen

Für einen Kletterführer sind vor allem die Aussagen über die Anforderungen an Wiederholende von Interesse. Dabei dienen diese Aussagen nicht nur als Hilfe zur Vermeidung von Überforderungen und Unfällen, sondern natürlich auch als Aussage über die Leistung:

Die *Schwierigkeiten reiner Freikletterei* werden bei uns in der nach oben offenen UIAA-Skala mit I–X wiedergegeben. Die einzelnen Grade lassen sich mit Zwischenstufen für untere (–) und obere (+) Grenze unterteilen. Dabei wird bei reiner Freikletterei eine Begehung ohne Ruhen an künstlich geschaffenen Punkten zugrundegelegt. Dies alles hat sich bewährt.

Die *Schwierigkeiten künstlicher Kletterei* gibt entsprechend der UIAA-Bewertung die gleichfalls nach oben offene Skala A1–A4. Auch dies hat sich bewährt, wenn auch in den letzten Jahren diese Art von Kletterei spürbar weniger populär geworden ist. Deshalb ist auch die von mir 1971 vorgeschlagene und durchaus praktikable Unterscheidung zwischen A1–A3 für das Anbringen der Fixpunkte und von a0–a4 für ihre Benutzung zur Fortbewegung heute nicht aktuell. Um zur Ausübung der Freiheit der Wahl des Begehungsstils zu ermutigen, kann man den Freikletterbewertungen die Angaben für eine teilweise künstliche Begehung hinzufügen (Dabei wird vorausgesetzt, daß das Schlagen zusätzlicher Haken, die eine Route immer beschädigen, unterbleibt!).

Wolfgang Güllich hat in seinem Artikel im Alpenvereinsjahrbuch 1989 neuerdings einmal wieder auf die Bedeutung des Anbringens der Sicherungen für die Realisierung extremer Anstiege hingewiesen. Dies ist eine Schwierigkeit, die man sich hierzulande in den letzten zehn Jahren durch oft sogar von oben installierte Bohrhakenreihen weitgehend abgeschafft hat, die jedoch z. B. in Großbritannien noch erheblich mehr beibehalten wird. Im Interesse einer Erhaltung einer größeren Leistungsbreite erscheint es sinnvoll, diese Schwierigkeiten auch in Routenbeschreibungen anzudeuten. Schon in Zeiten der Technorouten der fünfziger Jahre hatte es sich rumgesprochen, daß es eben doch ein Unterschied ist, ob man nur den Karabiner in einen vorhandenen Haken hängt, oder denselben oder den Klemmkeil erst selbst anbringen muß. Auch daß man, um letzteres zu tun, auch einiges mehr an Material mitzunehmen hat. Und daß die Bewältigung solcher Schwierigkeiten ebenso eine ernstzunehmende Form von Leistung ist. Daß die Abschaffung von Schwierigkeiten kein Mehr an Leistung bedeutet, das hatten wir doch eigentlich schon vor 20 Jahren bei der Wiederentdeckung der Freikletterei und ihrer faszinierenden Vielfalt an Aufgabenstellungen gelernt! *Es erscheint daher an der Zeit, die Schwierigkeiten beim Anbringen der Sicherungsmittel durch eine neu zu schaffende p-Skala p0–p4 zu ergänzen.* Es bedeuten daher in der demnächst erscheinenden 3. Auflage des Kletterführers für das Weser-Leine-Bergland:

p0 – Einhängen des Seils in vorhandene Haken, Schlingen usw.

p1 – Anbringen von Schlingen, Klemmkeilen usw. in offensichtlichen Möglichkeiten und aus einer wenig anstrengenden Position heraus.

p2 – Steigerung der Schwierigkeiten sowohl nach Anstrengung als auch nach Auffinden und Nutzen der Möglichkeiten.

p3, p4 – Extrem komplizierte und kraftraubende Konstruktionen.

Aussagen über die besonderen psychischen Anforderungen der Bereiche Felsqualität, Dimension und Lage sind in der UIAA-Beschreibung dem Beschreibungskopf zugewiesen. Sie können jedoch auch in einer *E-Bewertung für die Ernsthaftigkeit* der Route ausgedrückt werden, wie sie aus Fehlen oder Unzuverlässigkeit von Sicherungsmitteln, außergewöhnlicher Brüchigkeit des Gesteins usw. erwächst. E0 ist eine gut abzusichernde Route (wird nicht besonders aufgeführt), E1–E4 sind Warnungen vor Steigerungen bis hin zu Unternehmungen im Kamikaze-Stil. Die Art der besonderen Anforderungen und Risiken wird im Beschreibungskopf vermerkt.

Der *Erhaltung des Anforderungsbereiches Vorinformation* läßt sich insofern Rechnung tragen, daß auf haarklein genaue Gebrauchsanweisungen sowohl zur Plazierung von Sicherungen als auch zur Erkletterung bewußt verzichtet wird. Diesbezüglich anspruchsvolle Routen sollten nicht von vornherein ihren Pfeffer verlieren.

Literatur:

Diefenbach, H.: Spielformen und Ethik des Sportkletterns, „Boulder" 1, 1981.

Eidenschink, O.: Richtiges Bergsteigen, Bruckmann, München 1951.

Goedeke, R.: Der Mythos des oberen sechsten Grades, in: Alpinismus 10/1968.

Goedeke, R.: Die Felsen des Weser-Leine-Berglandes, 1. Aufl. 1971.

Goedeke, R.: Felsen Weser-Leine, 3. Aufl., Verlag J. Berg 1990.

Güllich, W.: Ohne Kreativität gibt es keinen Sport, in: AV-Jahrbuch Berg '89.

März, F.: Alpinismus und Leistung, in: AV-Jahrbuch Berg '89.

Rudatis, D.: Das Letzte im Fels, München 1936.

„Schottern“ auf der „Big-Wall-Street“

Kurt Albert und Wolfgang Güllich als Exponenten der Entwicklung des klassischen Sportkletterns

Tilmann Hepp

Wenn Reinhold Messner anläßlich seiner Lhotsesüdwand-Expedition sagt, eine Expedition sei mit ausgeprägten Individualisten nicht erfolgreich durchzuführen, so wirft dies ein eher zweifelhaftes Licht auf den Führungsstil des Südtirolers. Allgemeingültigkeit kann diese Aussage wohl kaum beanspruchen – genügend Beispiele sprechen dagegen.

Im Jahre 1989 marschierte eine kleine, hochkarätige Expedition an den Nameless Tower im Karakorum, die einen neuen Klettermaßstab im Himalaya setzte. Unter der Leitung Wolfgang Güllichs wurde eine Neutour kreiert, die am Dach der Welt ihresgleichen sucht. Und die Teilnehmer waren allesamt ausgeprägte Individualisten. Angefangen beim pfälzischen Sportkletterer Christoph Stiegler, über das fränkische Kletteras Milan Sykora bis zu den beiden nicht weniger bekannten Kletterern Kurt Albert und Wolfgang Güllich. Angesichts dieser Persönlichkeiten verkommt die Behauptung Messners zur reinen – und eben falschen – Theorie. Der Erfolg der Expedition begründete sich nicht zuletzt auf den ausgeprägten individuellen Persönlichkeiten der Vier.

Vielleicht zeigte sich dies am deutlichsten, als die Expedition nach Wochen anstrengender Plackerei durch den Sturz von Wolfgang Güllich ihr Ziel in weite Ferne gerückt sah. Zwei Expeditionsteilnehmer, Christoph Stiegler und Milan Sykora, mußten den Rückmarsch antreten. Zurück blieben Güllich und Albert mit dem Willen, einen weiteren Versuch zum Erfolg zu unternehmen. Sie hätten es kaum wagen können, wären hier nicht zwei ausgesprochene Persönlichkeiten zurückgeblieben. Zwei Individualisten, sowohl am Fels wie im Leben. Zwei, die sich gleichermaßen zu schätzen wissen, wo jeder den Vor- und Nachteil des anderen kennt, ohne soziale Hierarchien aufzubauen.

Natürlich war es von Vorteil, daß sie sich seit Jahren kannten. Nach zahlreichen Unternehmungen muß man dem anderen nichts mehr vormachen und kann sich gegenseitig einschätzen. Albert drängte Güllich nach dessen Sturz in keiner Sekunde zum Ab- oder Aufbruch. Güllich wußte, daß er frei entscheiden konnte, was ihm angesichts der Verletzung nicht eben leichtfiel. Es war ja nicht so, daß er sich in einem Restaurant befand und über die Unternehmungen des restlichen Abends nachzudenken hatte. Die Entscheidung wurde individuell und doch gemeinsam getroffen, wie es nur eigenständige Personen auch in Extremsituationen zu entscheiden vermögen.

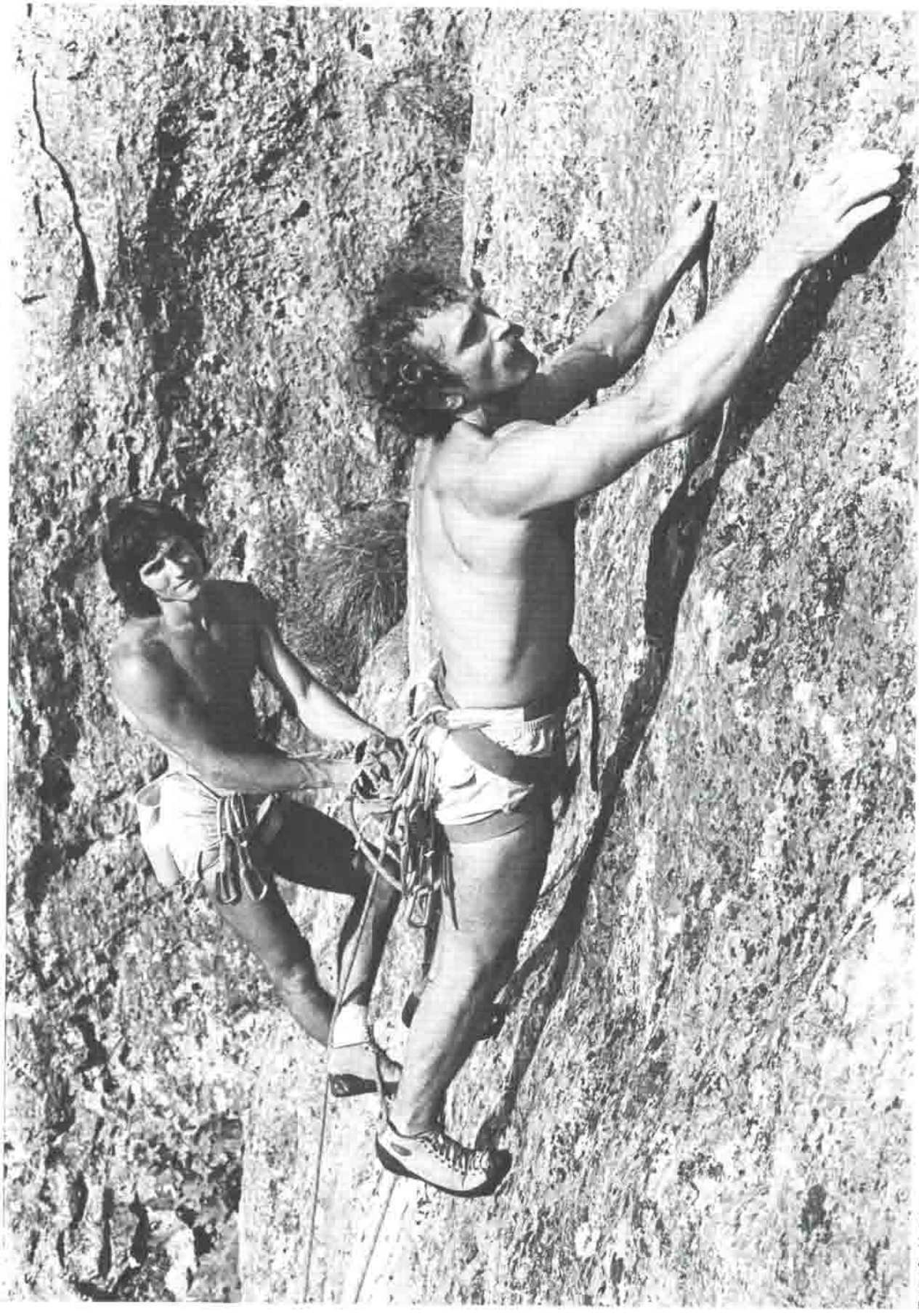
Eigenständig sind sie – wer will daran zweifeln. Zwei herausragende Charaktere der noch jungen Sportkletterbewegung. Sie gehen oft gemeinsam auf Kletterreisen, fahren in die hintersten Winkel der Erde, wohnen seit Jahren gemeinsam im Fränkischen bei Nürnberg zusammen, und dennoch geht jeder seinen eigenen Weg. Sooft sie gemeinsam klettern, sooft klettern sie auch mit anderen. Vielleicht bildet das Klettern eine Art Band, das sie immer wieder zusammenführt, aber im Leben schlägt jeder seine eigene Richtung ein. Und so sehr sie beide dem Klettern als Lebensinhalt frönen, so unterschiedlich sind doch ihre Charaktere.

„Negative Posing“

Da ist Kurt Albert, behaftet mit dem Nimbus, der Kletterbewegung mit dem berühmten roten Punkt das Wahrzeichen verliehen zu haben. Er setzte das Zeichen, das zu einem neuen Kletterstil wurde: der Rotpunktstil, das freie Begehen einer Kletterroute ohne Zuhilfenahme künstlicher Mittel – sieht man einmal von Schuhen und Magnesia ab. Aber es ist nicht der einzige Kletterstil, den er mit Vorliebe betreibt. Wenn man an manchen Tagen im Fränkischen unterwegs ist, kann es schon einmal vorkommen, daß man einen Kletterer an einem Felsen erblickt, der einen erbärmlichen Eindruck seines Könnens hinterläßt, der sich mit tolpatschigen Bewegungen eine Kletterroute hinaufquält, so daß man sich unwillkürlich fragt, warum sucht sich dieser Idiot keine leichtere Route, eine Route, der er auch gewachsen ist?

Aber gemach. Es könnte gut sein, daß jener Hanswurst in der Wand noch ganz andere Fähigkeiten besitzt, als die gerade demonstrierten. Es könnte auch sein, daß es Kurt Albert höchstpersönlich ist, mit einem Kletterstil, den man bei ihm kaum erwartet und auf den er sich mitunter gern einläßt: eine Tour „hinaufschottern“. Übersetzt bedeutet es soviel wie einen Kletterweg so unelegant wie nur möglich hinter sich zu bringen.

Für Zuschauer gerät die Situation unwillkürlich zur Komik. Die Füße rutschen von den Tritten, scharren an der Wand und werden mittels Dauerzitterei auf die größten Absätze gesetzt. Mit Bewegungen, in wildesten Verrenkungen überzerrt, die jeder



Kurt Albert und Wolfgang Güllich in der Route „Exorzist", 8–, an der Kastlwand (Altmühltal)

Foto: G. Heidorn

Kletteranfänger mit Leichtigkeit flüssiger gestalten könnte, kämpft er sich nach oben. Überkreuztechnik, wo die Linie normale und einfache Griffolge verlangt; Foothooks, wo beste Zwischentritte vorhanden sind.
Dieser Stil, dieses „Schottern am Fels", gehört zu Alberts Klettervarianten, wie das Freesolo oder die Rotpunktbegehung. „Negative Posing" nennt er es, mit dem Ziel, eine Route so schlecht und scheußlich wie irgend möglich „hinaufzuschottern", ohne dabei, und das ist nicht unwichtig, im Seil zu landen. Es gilt also, und da werden Kurts Ausführungen beinahe wieder ernsthaft, den Negativabdruck jener Kletterstellung zu finden, die häufig auf glanzvollen Photos zu sehen ist und sich vor allem durch das Überstrecken des unbelasteten Beines in den weiten Raum auszeichnet. Diese klettertechnisch ziemlich unsinnige, aber für viele Photographen eminent wichtige Stellung gilt es, so erklärt Kurt Albert trocken, aber mit blitzenden und lachenden Augen, negativ zu perfektionieren und zwar, auch das nicht unwichtig, in schwierigen Routen.
Kurt Albert schottert gern in der Wand, liebt das Herumblödeln in der Senkrechten. Es ist für ihn zugleich eine kreative Form, sich mit dem Fels auseinanderzusetzen, eine sinnige und spielerische Art, sich in der Vertikalen zu bewegen. Nicht zuletzt liebt der Kurt auch die Kasperei, weil er der Meinung ist, daß es in der Kletterwelt zu ernst zuginge. Und nach stierer Ernsthaftigkeit steht ihm nun wirklich nicht der Sinn.
Es fallen kaum Sätze, an die er nicht sein typisches Lachen anhängt. Er lacht viel und gern. Kaum vorstellbar, daß er schlechte Tage haben soll, an denen er mißmutig durch die Gegend läuft. Hat er die überhaupt? „Natürlich habe ich die, die hat jeder Mensch," wirft er ein; und dabei sitzt ihm schon wieder ein Grinsen im Gesicht, daß man meinen könnte, er wolle es vornehmlich zu sich selbst sagen.
Und es ist auch typisch für Kurt Albert, wie er von seinem Einstieg ins Kletterleben erzählt. „Das ging los mit dem Klettern auf Bäumen – in meiner frühesten Jugend," witzelt er, „wobei ich von Alpinismus oder Klettern überhaupt keine Ahnung gehabt habe." Er steht vom Küchentisch auf, geht hinüber zum Herd, um Kaffee aufzubrühen, eine der Dauerbeschäftigungen in der Moselstraße von Oberschöllenbach, wo er seit 1981 mit Wolfgang Güllich und anderen zusammen wohnt.
Aber natürlich weiß er auch eine Geschichte zum besten zu geben, die davon handelt, wie der Knirps Kurt im Alter von zwölf Jahren in kindlicher Unbekümmertheit sein erstes schwierigeres Solo geklettert ist. Damals hatte er Zoff mit seinem Bruder, der nicht lange fackelte und Kurt kurzerhand ins WC sperrte. Kurt wiederum, noch lange nicht am Ende des Tatendranges, öffnete entschlossen das Fenster im vierten Stock und begab sich klettertechnisch gekonnt auf den Weg zum Balkon. Da saß nun der Zwölfjährige am vorläufigen Ende des Kletterweges und hörte den kurzen Aufschrei der Mutter, als diese das offene Fenster anstarrte.
„Das Klettern ist eigentlich in der Fränkischen Schweiz losgegangen," erinnert er sich. „Da waren zuerst Wanderungen mit einer katholischen Jugendgruppe, und dann gab es da so einen Klettersteig, das hat mir ganz gut gefallen." Im Hirschbachtal waren die Drahtseile gespannt, an denen der neunjährige Kurt Albert seine ersten Schritte im Fels unternahm. Immerhin fünfzehn Meter hoch und nicht nur in der Erinnerung eine total ausgesetzte Wand. Aber er kam mit Höhe und Gleichgewicht gut zurecht.
„Mutig war ich eigentlich schon immer. Da habe ich mir nie etwas dabei gedacht." In dieser Jugendgruppe hat er dann Jahre später, mittlerweile vierzehn Jahre alt, jemanden kennengelernt, dessen Freund wiederum ein Seil besaß. Nach einer Woche gemeinsamer Unternehmungen war der Schritt in die Welt des Kletterns getan.
Der Einstieg in jener Zeit erfolgte, wie konnte es auch anders sein, mit Blick auf die Alpen. Im ersten Tourenbuch wurden denn auch nur alpine Touren eingetragen. Die Routen in der Fränkischen waren für die Statistik nicht erwähnenswert. Für Kurt Alberts persönliche Entwicklung war die Zeit in der Fränkischen jedoch außerordentlich wichtig. „Das war praktisch der Moment, wo ich mich von meinem Elternhaus getrennt habe, zum ersten Mal privat weggefahren bin. Das waren schon schöne Erlebnisse", sagt er heute. „Es war die erste Freiheit. Früher ist ein Wochenende ja immer gleich abgelaufen. Du bist mit den Eltern rausgefahren, eine Stunde Wandern nach dem Mittagessen, dann Kaffee. Das waren ja so die Standardsonntage." Das Klettern, das für ihn die Gelegenheit zum Ausbruch aus der Enge familiärer Struktur brachte, entwickelte sich zum Dreh- und Angelpunkt seines Lebens.
In den folgenden Jahren kletterte er vornehmlich in den Alpen. Dann, im Jahre 1973, fuhr er in den Elbsandstein. Die Fahrt wurde zum bestimmenden Einschnitt in seinem Kletterleben. Der Trip geriet zum Anstoß für das fränkische Freiklettern. Die Kletterei in der Sächsischen Schweiz war fremd und ungewohnt. Sein erster Kletterweg, der „Schinderriß IV" am Meurerturm, gestaltete sich, wie er einige Jahre später in einem Artikel schrieb, als mühsames Schieben, Drücken, Stemmen, Verklemmen – als „echter Streß." Und an der gegenüberliegenden Wand sah er dann für ihn damals Unbegreifliches: Zwei einzige Ringhaken in der ganzen Wand. Es war die außergewöhnliche Dimension des sächsischen Bergsteigens, eine Wand, die nach seinem damaligen Verständnis „sportlich überhaupt nicht zu durchsteigen war."

„. . . wie es gemacht wird, ist entscheidend"

Am tiefsten beeindruckte Kurt Albert der sächsische Kletterstil. Dort wurde nicht für „höhere" Ziele trainiert, nicht jede Möglichkeit ausgenutzt, um Gefahren auszuschließen, und nicht dem Kompromiß zwischen Freikletterei und technischem Klettern gehuldigt, wie es Albert aus dem Westen kannte. „Das ist gut so" schrieb er fast euphorisch zwei Jahre später. „Nicht was, sondern wie es gemacht wird, ist entscheidend. Da gibt es keine faulen Tricks, im sächsischen Sandstein ist jeder gezwungen, ehrlich vor sich selbst (und vor den anderen) zu sein . . . Erst wenn die Masse der Bergsteiger endlich einmal einsehen wird, daß man sich eine größere Freude bereitet, wenn man nur in sol-

Foto: H. Steinbichler

che Touren einsteigt, denen man gewachsen ist, die man fair, sportlich einwandfrei zu begehen vermag, erst dann wird das Klettern, egal ob Mittel- oder Hochgebirge, zu einem echten Kräftemessen zwischen Mensch und Natur . . ."
Es war für ihn nicht schwer zu erkennen, daß das sächsische Regelwerk Grundlage für den fast unglaublichen Leistungsstandard der Einheimischen bildete. Der Eindruck saß tief bei Kurt Albert und den anderen Kletterern aus dem Fränkischen. Durch ihre Offenheit für diese Idee des sportlichen Kletterns nimmt es nicht Wunder, daß sie alsbald das sächsische Regelwerk daheim im Frankenjura umsetzen wollten. Dennoch mußte noch einige Zeit vergehen, bevor die Ideen der Gruppe fränkischer Kletterer um Albert umgesetzt wurden. „Als wir aus dem Elbsandstein zurückkehrten, waren wir erstaunt, was im Frankenjura alles noch frei zu klettern war. Sogar einige ausgesprochene Hakentouren ließen sich auf einmal in freier Kletterei begehen. Da tauchten Griffe und Tritte auf, die wir zuvor nie wahrgenommen hatten."
Das Problem, das sich in jener Zeit stellte, sagt Kurt Albert, war die Bewertung der Routen im Frankenjura. Noch gefangen im Denken des Grades VI+ als Nonplusultra des Menschenmöglichen begann die Gruppe um Albert, die schwierigste Route mit VI+ festzulegen und den Rest entsprechend abzuwerten. Natürlich war diese Vorgehensweise für viele Kletterer reine Provokation, sahen sich doch manche Bergsteiger nicht mehr als Männer des heroischen sechsten Grades wiedergegeben. Vielmehr sollten sie sich, quasi über Nacht, damit abfinden, „nur" zum Fünfer- oder gar Viererdurchschnitt zu gehören. „Verärgert über das unserer Meinung nach allzu unbewegliche Verhalten nicht weniger sogenannter Extremkletterer, haben wir unseren Vorschlag wieder fallengelassen", schrieb Albert in einem Artikel in jener Zeit.
So genau weiß er es heute auch nicht mehr, wie sie die VI+ Hürde übersprangen. Für eine kurze Zeit hätten sie Touren abgewertet, dann begannen sie „eben" aufzuwerten. Jetzt, fünfzehn Jahre später, hört es sich an, als hätte es damals eigentlich überhaupt keine Probleme gegeben, als wäre es das einfachste der Welt gewesen, traditionell festzementierte Regeln mir nichts, dir nichts über den Haufen zu werfen. „Das hat mich gar nicht gekümmert, wie die Definition des sechsten Grades vom Alpenverein war. Ich habe halt gesehen, daß die Tour VI+ war, und wenn ich es ohne technische Hilfe klettere und ich akzeptiere die alte Bewertung, ist es rein vom mathematischen Standpunkt gesehen schwieriger. Dann bin ich halt einen Siebener gestiegen." So einfach war das also.
Den berühmten Dreh mit dem roten Punkt, der im Jahrzehnt danach weltberühmt und zu einem Synonym für eine ganze Sportbewegung wurde, hatten sie aber damit noch nicht gefunden. Einige Monate mußten noch ins Frankenland ziehen, bevor im Jahre 1975 der erste rote Klecks den Einstieg einer Tour zierte.

„Das war dann der Punkt"

Zuerst begann Kurt Albert, inzwischen Student für Mathe und Physik, die zur Fortbewegung nicht genutzten Haken rot anzumalen. „Irgendwie wollten wir unsere Leistung damals dokumentieren" sagt Kurt. „Deshalb wollten wir zuerst alle Haken markieren, die wir frei überklettert hatten. Aber das wäre ein Riesenaufwand gewesen. Und dann, wenn du alle Haken nicht

Seite 96: Sepp Gschwendtner, Wolfgang Güllich und Kurt Albert (v. li.) bei einer Pressekonferenz anläßlich der Verleihung des „Silbernen Lorbeerblattes", der höchsten Auszeichnung der Bundesrepublik für sportliche Leistungen (1985)

nimmst, reicht eigentlich ein einziger Markierungspunkt. Das war dann der Punkt."
„Rotpunkt am Beginn eines Kletterweges oder einer Variante bedeutet, es ist möglich, den Anstieg ohne Benutzen der Haken als Griffe oder Tritte oder sonstige Hilfsmittel, die der Schwerkraft entgegenwirken, in freier Kletterei zu bewältigen. Haken, Schlingen, Klemmkeile etc. dienen also nur der Sicherung." Diese Erklärung schrieb er zusammen mit einer Gruppe junger fränkischer Kletterer 1976 in einige Wandbücher vielbegangener Routen. Und dann gings los. „Wir sind in die Fränkische gefahren und haben die Touren gesäubert. Jedes Wochenende zwanzig neue Rotpunkterstbegehungen." Er lacht während er erzählt. „Das war natürlich motivierend. Plötzlich stand ein Riesengebiet offen."
Im Jahre 1977 bekam Albert den zweiten Anstoß für sein Kletterdenken. Er flog ins kalifornische Yosemitetal. Die Atmosphäre im Tal, das Leben von einem Tag auf den nächsten kam und kommt der Lebenseinstellung eines Kurt Alberts trefflich entgegen. Zuerst jedoch bestimmte ungläubiges Erstaunen über die Leistungsfähigkeit der „Jungs da drüben" die Anfangstage. War das Elbsandstein für ihn durch das Regelwerk prägend, bedeutete Yosemite für mögliche Höchstschwierigkeiten im Freiklettern einen weiteren Markstein in Kurt Alberts Leben.
Wieder daheim im Fränkischen „gings dann wirklich los". Nachdem Albert in den Jahren zuvor irgendwann, er kann sich heute nicht mehr daran erinnern, den ersten Siebener geklettert ist, kam nach dem Aufenthalt in den Staaten der achte Grad in Reichweite des Frankenjurakletterers. 1977 wurde der Osterweg VIII— durchstiegen. Ein Jahr später folgte die Dachrinne VIII und 1979 der Dampfhammer, ebenfalls VIII. Mit Entsafter VIII und Eraserhead VIII+ erreichte der Franke den oberen achten Grad, um im folgenden Jahr mit Sautanz IX— und 1982 mit Magnet IX in den neunten Grad vorzudringen.
Albert plädiert für den Urzustand einer Tour. Die Geschichte einer Tour will er durch deren Unveränderlichkeit erhalten wissen, die definierte Tour gelte es zu bewahren. Es ist eines der wenigen Themen, bei denen Kurt Albert in der Diskussion ein wenig vehementer argumentiert. Ungewohnt beinahe, daß er auf seinem Standpunkt beharrt und wiederholt auf ihn zurückkommt. Nicht, daß er unruhiger als sonst wirkt, denn Kurt ist eigentlich immer unruhig. Da ist ein permanentes Gautschen auf der Bank, ein anhaltendes Verändern der Sitzposition; mal nach vorne weit über den Tisch gebeugt, dann wieder tief zurückgelehnt, eher liegend als sitzend, sind vor allem die Hände unaufhörlich in Bewegung.
Entweder blättert er im Dauertempo ein Magazin nach dem anderen durch, um sofort wieder ein anderes aus dem auf dem Tisch liegenden Stapel zu ziehen, oder er läßt den Kaffeelöffel spielerisch durch die Hände gleiten, um damit im nächsten Moment den Kaffee aus der Tasse zu löffeln. Bisweilen, und da sollte man sich nicht wundern, springt er dann auf und geht in der Küche mit einem Gummiband auf Fliegenjagd, wenn er nicht gerade mit einer Schnur andere Spielchen im Sinn hat.
Jetzt, bei der Diskussion um die Kletterethik, löffelt er die schwarze Flüssigkeit, schaut aus seinen tiefliegenden Augen von unten heraus und wiederholt den Satz vom historischen Fakt einer Route. „Ich finde schon, daß, wenn jemand eine Tour einrichtet, man dies respektieren sollte und diese so beläßt, wie der Erstbesteiger sie eingerichtet hat. Also keine Haken herausnehmen und keine Haken hinzuschlagen. Das entspringt dem Gedanken, daß man seine Leistung fixieren will – und das will ich, das gebe ich offen zu", sagt er, um beinahe trotzig anzuhängen: „Das finde ich aber nicht negativ."
Dann ergänzt er noch, wiederum ganz Kurt Albert: „Aber momentan steh' ich eh über der Sache. Meinetwegen könnten sie Haken nachschlagen oder entfernen. Das wäre mir inzwischen egal." Trotzdem fände er dies im allgemeinen keine Wendung zum Guten. Auf der anderen Seite denkt er nicht soviel an andere Kletterer. Er will keinen erziehen, wie er meint. Vielleicht schrieb er deshalb vor zwei Jahren, daß „Rotpunkt" keine Philosophie darstelle, sondern nur als reine Definition des Stils aufzufassen sei. Jeder soll klettern wie er will – technisch oder frei oder sonstwie. Für ihn sei die Ehrlichkeit über das „Wie" der einzige Maßstab, denn Lügen, so Albert, machen jeden Sport kaputt.
So kommen auch kaum einmal allgemeingültige Aussagen über Kurts Lippen. Und wenn er doch Gedanken über die Kletterethik zum besten gibt, wie er die Kletterwelt gestaltet haben will, dann ist so sicher wie der tägliche Sonnenaufgang, daß am Ende seines Statements der Satz nicht fehlen wird, daß dies nur ihn betreffe und jeder es so machen solle, wie es ihm beliebt.

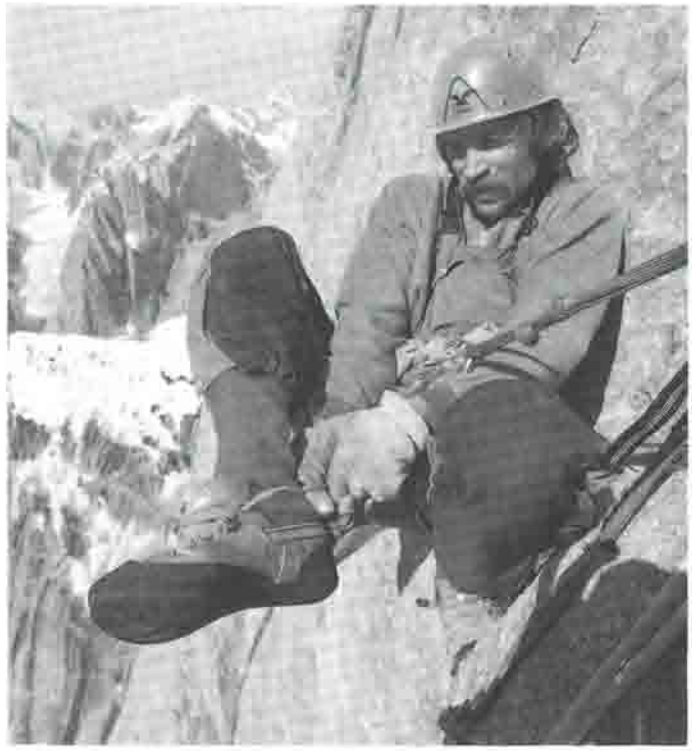


Foto: Archiv Albert

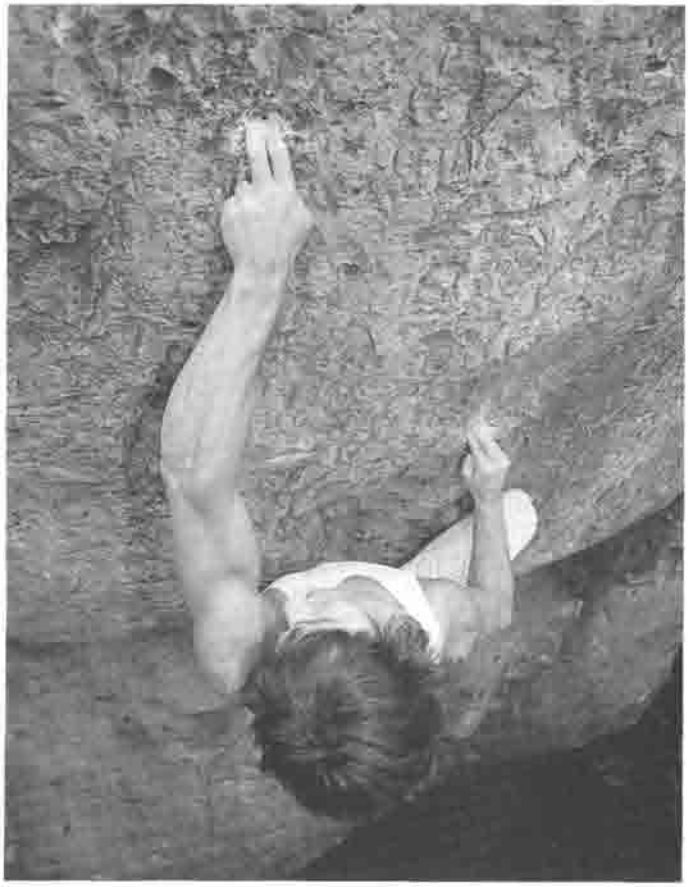
Kurt Albert an einem Standplatz am Nameless Tower (Karakorum)

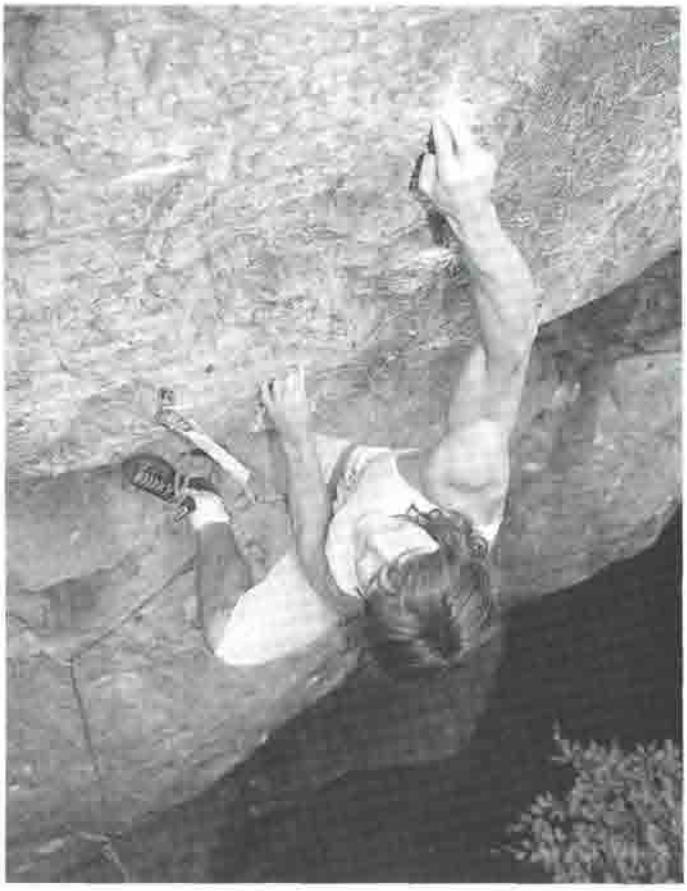
„Albern" als genuine Ausdrucksform

Ohne Zweifel ist Toleranz ein wesentlicher Aspekt Albertschen Denkens. Diese beinahe zur Wurstigkeit gerinnende Toleranz ist auf der einen Seite ein zentraler Eigenwert seiner Persönlichkeit, entspringt auf der anderen Seite aber auch dem Unbehagen, analytische Theorieauseinandersetzungen über Kletterethik oder analoge Problemthemen einzugehen. Abstraktes Diskutieren über Kletterdogmen und Klettertheorie ist nicht Kurts Steckenpferd. Genauso, wie er ungern über die Tiefe seiner Person diskutiert. Geht es ans Eingemachte, verschließt er sich augenblicklich und ergeht sich in Belanglosem.
Es versetzt einen nicht unbedingt in Erstaunen, daß dem Kurt plötzlich der Sinn nach Kaspern steht, wenn die beschreibend erzählende Gesprächsebene am Küchentisch ins Analytische wechselt. Dann kann es schon vorkommen, daß er nach zwei Sätzen aus dem Gespräch ausschert, und sein ganzes Augenmerk darauf gerichtet ist, ein Weizenglas spielerisch gekonnt auf die Kante der Standfläche zu stellen.
Dies bedeutet nicht, daß sich Kurt Albert ungern auf intellektuellen Bahnen bewegt. Wie es sich für einen Mathe- und Physiklehrer gehört, kann er sich stundenlang Denksportaufgaben hingeben, eine der wenigen Beschäftigungen, bei denen Albert mit ernster Miene zu Werke geht. Manchmal, wenn ihn wieder einmal eine Aufgabe gepackt hat, begibt er sich eine geschlagene Woche auf die Suche nach der Lösung, vergißt darüber beinahe das Klettern – was schon alles über die Bedeutung aussagt – und steigt auf in die Höhen mathematisch analytischen Denkens.
Daß der lebenslustige Kurt Albert, über den einmal unsinnigerweise geschrieben wurde, er sei ein ruhiger Zeitgenosse, dann nicht mehr dem Herumalbern huldigt, verunsichert fast schon wieder. Das „Albern" ist die genuine Ausdrucksform des Menschen Albert. Sie ist es, die ihn durchweg beliebt macht und den Weg bereitet, zu ihm sofort auf sympathische Nähe zu gelangen. Eine Ausdrucksform auch, die er zu seinem Image erkoren hat. Eine Rolle, die er lebt – aber auch spielt. Denn er tut viel, damit seine Umwelt ihn unter diesem Vorzeichen auch wahrnimmt. Und da kann er einen Witz zum hundertsten Mal erzählen, wenn er glaubt, einer hat ihn noch nicht gehört. Trotzdem ist es diese Ausdrucksform, die zu nicht geringem Teil seine Beliebtheit erklärt. Dies und natürlich die Zeichen, die er in seiner zwanzigjährigen Kletterkarriere in der Sportkletterbewegung gesetzt hat, stehen für den Ruf, eine der großen Persönlichkeiten des Sportkletterns zu sein.
Das Herumblödeln jedoch ist für Kurt Albert auch verinnerlichte Strategie der Konfliktvermeidung. Bei Interessensgegensätzen wird das Blödeln willkommenes Mittel, Konflikten auszuweichen und das Einnehmen von angreifbaren Positionen zu umgehen. Denn der Kurt, so hat man den Eindruck, will sich im Prinzip mit fast allen Menschen gut verstehen. Auch am Fels dient ein „Negative Posing" bisweilen elegant dazu, selbst auferlegten oder von außen hereingebrachten und manchmal recht lästigen Leistungsdruck zu verarbeiten.
Deshalb auch das wenig elegante Herumschottern an der Wand. Auf die Frage, ob ihn nicht die Eleganz einer Katzenbewegung zum Nachmachen animieren würde, antwortet er mit einem typischen Albert-Spruch, daß er wohl jene Eleganz niemals erreichen werde, aber eine Maus im Maul spazierenzutragen, traue er sich ohne weiteres zu.
Noch ist es nicht soweit, daß er sich auf diese Weise ernähren müßte. Immerhin gab er 1986 seinen Job als Lehrer auf, den er seit 1985 ausübte, und lebt seit einigen Jahren ausschließlich fürs Klettern. Finanziell nicht auf Rosen gebettet, erlauben ihm doch seine Sponsorenverträge, das Leben in seinem Sinne zu gestalten. Daneben hält er Vorträge, verkauft Photos und dreht ab und zu einen Film.
Aber nicht nur die Mittelgebirge haben es ihm angetan. In den Dolomiten erbrachte er 1987 u. a. mit der Rotpunktbegehung des „Schweizer Daches IX—" an der westlichen Zinne und der „Direttissima VIII+" an der großen Zinne weitere Beweise seiner Leistungsfähigkeit.
Und mit der DAV-Karakorumexpedition 1988 trug er mit den anderen den Rotpunktgedanken auch an die 6000er Wände des Himalayas. Genau wie ein Jahr später, als er sich mit Wolfgang Güllich dazu entschloß, das Unternehmen trotz äußerster Schwierigkeiten erfolgreich zu Ende zu bringen. Mit Güllich verbindet ihn eine langjährige Freundschaft, obwohl Albert und Güllich übers Klettern hinaus sehr unterschiedliche Interessen haben, und ihre Lebensvorstellungen äußerst differieren.

Alle haben sie Charisma

Unter den Exponenten der Sportkletterbewegung in deutschen Landen ist Wolfgang Güllich wohl der „Primus inter pares", ähnlich wie Ron Fawcett in England, Ron Kauk in den USA oder Patrick Edlinger in Frankreich. Vielleicht ist diesen Kletterern gemeinsam, daß durch sie und mit ihnen der Klettersport groß geworden ist. Möglicherweise schafft Pioniertätigkeit eine fast mythische Bewunderung. Alle haben sie Charisma. Vielleicht verbindet sie auch alle, daß sie einiges zum Klettern zu sagen haben, mehr als die üblichen Platitüden, die Floskeln, mit denen manche glauben, Eindruck schinden zu können, Nachgeplappertes, um dem eigenen Gerede Tiefsinn zu verleihen. Die nach ihnen kommenden Sportkletterer auf jeden Fall werden es schwer haben, je dieses Charisma zu erreichen.
Güllichs Charisma ist begründet. Durch seine Klasse in der sportiven Leistung, durch seine philosophische Reflexionsfähigkeit über sein Tun – durch seine ganze Persönlichkeit eben. In deutschen Gefilden ist er der herausragende Kletterer der letzten Dekade. Zu Lebzeiten schon Legende, um es heroisch auszudrücken. Sieht man vom Wettkampfklettern ab, hat er alles erreicht, was es in diesem Sport zu erreichen gibt.
In den hintersten Winkeln der Erde leistete er Pionierarbeit. Egal ob in China, Peru, im Sinai oder in Brasilien. Im Himalaya genauso wie in der Fränkischen Schweiz. Güllich hinterließ seine Spuren an den glatten Felswänden der Welt und eröffnete eine Route nach der anderen. Und er setzte Marksteine: Mit „Kanal im Rücken" (Altmühltal) schaffte er 1984 der Welt erste Route im





Fotos: K. Albert

Wolfgang Güllich in der Route „Wallstreet", XI–, am Krottenseer Turm im Frankenjura. Mit dieser Erstbegehung (1987) stößt er weltweit erstmals das Tor auf zum elften Grad. Erste Wiederholung der Route im Herbst '89 durch Guido Köstermeyer

glatten zehnten Grad (8b). Ein Jahr später ist er in Australien. In den Arapiles meistert er die Route „Punks in the Gym", die erste X+ auf dem Globus. 1987 im Fränkischen bei Nürnberg: Wolfgang Güllich klettert mit „Wallstreet" die erste Route im Grad XI—, derzeit „the state of art" im Schwierigkeitsklettern. Und im Karakorum, man schreibt das Jahr 1988, gelang ihm im Team die bis dato schwierigste Felskletterei im Himalaya. Der Rekord hielt allerdings nicht lange. Bereits ein Jahr später wurde er übertroffen. Von ihm selbst und von Kurt Albert. Die beiden bewältigten mit „Eternal Flame" die schwierigste Route im Rotpunktstil am Dach der Welt. Dies ist die sportive Seite des Wolfgang Güllich. In anderen Sportarten wären dies alles Weltrekorde, da besteht kein Zweifel.

Und da gibt es die andere Seite des Wolfgang Güllich, die geistig nachdenkliche. In Büchern und Fachartikeln begleitet er das Sportklettern kritisch und philosophisch, reflektiert über Sinn und Unsinn der Kletterei, lotet Tiefen und Höhen einer Tätigkeit aus, von der er einmal schrieb, sie sei bei Lichte betrachtet höchst nebensächlich. Treffend wurde er einmal schlicht als Kletterphilosoph bezeichnet.

Geboren 1960 und aufgewachsen in Ludwigshafen, begann seine Kletterkarriere 1974 im rötlichen Sandstein der Südpfalz. Nach den ersten Gehversuchen in familiärer Sicherheit dauerte es nicht lange, bis der Youngster den lokalen Klettergrößen mit traumwandlerischer Sicherheit an den Wänden hinterherturnte, wie einmal der Journalist Kubin über ihn schrieb. Aber er beeindruckte nicht nur diesen, auch ein Reinhard Karl war baß erstaunt, was Jung Güllich zu leisten imstande war. Es sollte nicht lange dauern, bis er ihnen allen davonkletterte.

Nach drei Jahren fuhr er zum erstenmal ins Elbsandsteingebirge der DDR, kletterte dort die schwierigsten Anstiege; bis auf wenige Ausnahmen alles Routen von Bernd Arnold, so im oberen VII. bis unteren VIII. Grad nach der UIAA-Skala.

Ein Jahr später vollendete er seine erste Neutour im achten Grad: Die „Superlative" am Bruchweiler Geierstein in der Pfalz. Im darauffolgenden Jahr flog er ins kalifornische Yosemitetal. Wie bei Kurt Albert auch, geriet der Trip zum Schlüsselerlebnis. Hier im „Valley" stieß er auf die Lebensart, die ihn nachhaltig beeinflußte. Noch heute steht er der amerikanischen Kletterszene gefühlsmäßig am nächsten, schwärmt von jenen Zeiten ungebundenen Lebens, das sich die „Freeclimber" zwischen den gewaltigen Granitwänden zurechtrückten. „Es war das turbulente Leben dort, die Menschen aller Nationalitäten, mit ihren vielfältigen Interessen und dem speziellen am Klettern, das einen in seinen allesumfassenden Bann zog. Diese permanente Aktivität war belebend – motivierend. Viele von uns gingen deshalb dorthin, um aus der Quelle dieses Kraftwerks die Energie für die Extremkletterrouten zu beziehen", schrieb er euphorisch Jahre später.

Herausforderung an Kreativität und Phantasie

Zwischen 1979 und 1983 reiste er in der Welt herum, kletterte eine schwierige Route nach der anderen, wiederholte als erster Europäer die bedeutenden und schwierigsten in den USA, im-

mer darauf bedacht, den „Informationsvorsprung der anderen einzuholen". Dann kam ein Einschnitt in seinem Kletterleben. Zwar war die Wiederholung extremer Routen nach wie vor befriedigend, aber sie bedeutete nicht mehr den Gipfel des Kletterglücks, nicht „den Maßstab des Tuns". Neues zu schaffen wurde wichtiger. An der Wand die Ideallinie zu suchen, die möglichen Lösungen zu sondieren, die Herausforderung an Kreativität und Phantasie, dafür begann sich Güllich zu begeistern. Da glänzen die Augen und die Leidenschaft schwingt in den Worten mit. Optimale Informationsaufnahme, sensibel sein für das Vorhandene, das Undenkbare denken, durch die Erkenntnis das Mögliche schaffen: Wolfgang Güllich in seinem Element.
Irgendwo auf der Welt durch die Neutour ein Stück eigene Persönlichkeit zu wissen, güllichindividuelle Kreationen an der Wand zu gestalten, mehr Künstler und Pionier als Hochleistungstier, das ist einzigartig für ihn. Das ist der Reiz, da lockt die neue Dimension, die Idee sorgt für den nötigen Biß zum Explodieren. Das Elixier für die Marksteine, die er seit 1984 gesetzt hat, für diese herausragenden Weltklasseleistungen. Das Sportklettern hatte sich zum Hochleistungssport gemausert, denn nur mit systematischem und konsequentem Training waren diese Erfolge möglich. Zusammen mit Kurt Albert und Sepp Gschwendtner erhält er 1985 das „Silberne Lorbeerblatt", die höchste Auszeichnung sportlicher Leistung der BRD.
Und doch ist es typisch für Güllich, daß er mit seinen Leistungen hinterm Berg hält. Erst jüngst schrieb das französische Kletteras J. B. Tribout über Güllich, daß dieser sich äußerst dezent durch die Kletterwelt bewege. Tribout hat recht. Ein wenig Hochachtung dürfte in den Worten mitgeschwungen haben. Als Güllich 1987 „Wallstreet" kletterte, einen Schwierigkeitsgrad, den erst zwei Jahre später der Engländer Moon wiederholte, überlegte er lange, wie er nun seine neue Toproute zu bewerten hätte. Es fiel ihm nicht leicht. Die Festschreibung des elften Grades ist so eine Sache für sich. Es ist 22.30 Uhr, irgendwo in einer Nürnberger Pizzeria. Wolfgang Güllich sitzt vor einem riesigen Salatteller, trinkt Weißwein und erzählt die Entstehungsgeschichte der ersten Tour im XI. Grad. Er spricht, als würden wir uns über die Vorteile eines neuen Autoreifens unterhalten. „Die Bewertung einer Tour mit höchster Schwierigkeit ist nicht so einfach. Da mußt Du sicher sein, daß sie wirklich so schwierig ist und Du nicht nur zum Größenwahn neigst."
Sachlich unterkühlt und jeden Anflug von Heroismus meidend, redet er über den gnadenlos harten Schlüsselzug in „Wallstreet", den sich ein normaler Mensch überhaupt nicht mehr als Griffmöglichkeit vorstellen kann. Natürlich hat er nichts dagegen, Klettergeschichte zu schreiben, neue Marken zu setzen, aber mit der Bewertung in der neuen Dimension tut er sich schwer. Fast entschuldigend fügt er hinzu, daß erst andere für die Topbewertung argumentierten, nachdem er ihnen mitteilte, daß die Route wirklich um einiges härter war als alles andere von ihm bis dato Durchkletterte.
„Bevor nicht die meisten Touren im zehnten Grad wiederholt sind, bleibt die Bewertung im elften sowieso ein Wagnis." Und vielleicht, so fügt er hinzu, relativiere sich auch irgendwann die Bewertung. Aber das ist nicht anzunehmen. Die Maxime „Leistung pur", ohne Wenn und Aber, ohne Show und Angabe, eher unter- als übertrieben bestimmt sein Handeln. Schon deshalb wird der Markstein „Wallstreet" bestehen bleiben. Ein Greuel sind ihm jene, die schlagzeilenverdächtig aus bloßer Ruhmgier schnell mal ihre Touren nach oben bewerten. Da überlegt er doch lieber zweimal, wie er was zu bemessen hat. Kein Overstatement bitte!
Seine Meilensteine an den Felsen der Mittelgebirge hatte er gesetzt, was wundert, daß er ein Jahr später zu neuen Herausforderungen aufbrach. Natürlich reizte ihn, neue Maßstäbe im Himalayabergsteigen zu setzen. Er durchstieg die „Jugoslawenroute" am Nameless Tower im Rotpunktstil. Ein Jahr später tauchte er wieder in der pakistanischen Einöde auf und setzte leistungsmäßig noch eins drauf. Mit Albert gelang ihm eine Route im unteren neunten Grad auf über 6000 Meter Meereshöhe. Nüchtern betrachtet ist Güllichs Leistungsbilanz faszinierend, und doch besagt die krude Auflistung sportiver Erfolge wenig über die Einstellung des Menschen Güllich zu seiner Tätigkeit. Als er damals, dreizehn oder vierzehn Jahre alt, mit dem Klettersport zwischen den Sandsteinwänden der Südpfalz in Berührung kam, gab es für ihn plötzlich mehr als nur den reinen Sport, wie er ihn aus dem Tennisverein kannte. Da gab es Ideen, die neu für ihn waren. Andere Werte standen im Vordergrund, nicht nur jene des kleinbürgerlichen Sports: Wettkampf, Leistung und ein wenig Vereinsgeselligkeit, um danach wieder in den Alltag abzutauchen.
Wolfgang Güllich stieß auf die Werte, die bis heute für ihn Gültigkeit besitzen. Klettern war verbunden mit Reisen, neuen Menschen und Kulturen, anderen Problemen. Das eurozentrierte Weltbild stand nicht mehr im Vordergrund. Sportklettern beinhaltete Kreativität und Selbstverwirklichung. Diese Szene war gleichbedeutend mit freien Regeln, Toleranz und anderen Lebensstilen. Klettern war aber auch Abenteuer, das reizte ihn als Teenie am meisten, das war der Schlüssel zum Einstieg. Dann kam das andere. Klettern als Philosophie mit breitem Spektrum.

Klettern als Lebensstil

Für Güllich wurden die Werte zentral. Damals in der Pfalz begann er nach ihnen zu leben. Er hatte bald den Ruf weg, ein wenig außerhalb der Norm zu stehen. Eine Mischung aus Spinner, Freak und Outsider, obwohl keiner dieser Begriffe in inhaltlicher Konsequenz auf ihn zutrifft. Aber das normal bürgerliche Leben konnte ihn nicht mehr erreichen. Die gängigen Statussymbole, Stereoanlage, Auto oder Hausbesitz blieben ohne Reiz. Alles Geld steckte er in die Kletterreisen, um seine Ideale zu verwirklichen. In diesem Sinne ist Klettern für ihn mehr als Sport, mehr als eine körperliche Betätigung für ein paar Stunden, um danach wieder in den Alltag zurückzukehren. Klettern ist für ihn ein Stil zu leben; Klettern ist für ihn Lebensstil. Deshalb zog er auch 1982 nach der Bundeswehr in die Fränkische Schweiz. Hier waren die Leute, die ähnlich wie er dachten, die so lebten wie er. Und zum Klettern war es geradezu paradiesisch.
So gesehen ist Wolfgang Güllich ein Lebenskünstler, einer, der

sich auf ganzer Linie verwirklichte. Er lebte bisher sein Leben wie er es haben wollte: Selbstbestimmt und immer seinen Idealen folgend. Selbstredend, daß er dies auch heute noch so tut. Was jetzt noch kommt in seinem Leben, betrachtet er als Zugabe zum bisherigen Glück. Gnadenlos zufrieden sei er, sagt er. Aber er ist bescheiden, wenn er es nur als Glück betrachtet, so leben zu dürfen. Er hat einiges dafür getan, die Leistungen kommen nicht von ungefähr. Und sagt er nicht selbst, jeder ist seines Glückes Schmied? Aber nicht die konservative Deutung des Sprichwortes bitte. An der Begrenzung des individuellen Lebensraumes durch die sozialen Verhältnisse zweifelt er nicht. Nur, innerhalb der Begrenzung sieht er genug Freiräume, das Leben zu gestalten; wo ein Wille ist, da gibt es auch einen Weg. Es ist immer nur die Frage, wo die Schwerpunkte gesetzt werden.
Und er hat sie gesetzt, seine Schwerkraft, dahin wo er sie haben wollte, auf den Klettersport und das Reisen. Vielleicht kam dazu, daß er zum richtigen Zeitpunkt an der Spitze war. Da gab's noch Sponsorenverträge, die ihn nun finanziell absichern. Drei Firmenvertretungen, ein Beratervertrag für ein großes Münchener Sporthaus sind seine finanzielle Grundlage. Dazu seine Hauptarbeit, Diavorträge, die immer gut besucht sind. „Aber viel Geld scheffeln tue ich auch nicht. Gut, ich kann reisen und mir das Leben einrichten, wie ich es möchte. Aber mehr ist nicht drin."
Das stimmt. Angesichts seiner Leistungen nehmen sich die Beträge seiner Sponsoren recht kümmerlich aus. Aber er lebt bescheiden. Zumal er nicht allzusehr hinter dem Geld her ist, keinen Manager hat, und mit Sponsoren nicht allzu kräftig verhandelt. Das will er nicht, das kann er nicht. Pfennigfuchsen ist ihm zuwider, er mokiert sich über Kletterer, die immer wieder beteuern, wie arm sie sind. „Wenn du genau hinschaust, steht daheim auch die Stereoanlage oder das neue Auto."
Okay, Geld ist für Wolfgang Güllich nicht das wichtigste, und manchmal bedrängt einen der Eindruck, die pekuniäre Niedrigkeit ist ihm gar zutiefst zuwider. Vielleicht erklärt sich hieraus, daß er Geld ziemlich schnell wieder los wird, sobald er welches besitzt. Hat er etwas, steigt er im Hotel ab, hat er keins, schnappt er seinen Schlafsack und legt sich unter den nächsten Baum. So einfach ist das. Ansonsten setzt er es sofort ins Reisen um, denn Güllich ist anspruchslos und wenig konsumfreudig, stellt man die Unmengen Tassen Kaffee, die er trinkt, nicht in Rechnung. Er trinkt ihn stark, stärker, am stärksten. Nur einmal, an der Küste Südfrankreichs, mußte auch er den dunklen Sud stehenlassen. Der Wirt wollte ihn wohl vergiften, mutmaßte er hinterher.
Vielleicht ist das Trinken der schwarzen Brühe so eine Art Hobby von ihm, oder ein Fluidum, notwendig zur Gestaltung kommunikativer Situationen. Denn wenn er Leute trifft, führt der Weg geradewegs in ein Café. Die unverbindliche Verbindlichkeit einer öffentlichen Kneipenatmosphäre ist das Metier, das zumeist seinem Bedürfnis nach Auseinandersetzung und Geselligkeit am nächsten kommt. Ein Metier, das seinem Hang nach Beobachtung und Betrachtung der Menschen, und weniger der männlichen, trefflich entgegenkommt.
Sicherlich ist dies auch das Ergebnis seiner fast fünfzehnjährigen Kletterkarriere. Wolfgang Güllich kennt zahlreiche Leute in allen Ecken dieser Erde, und auf den zahlreichen Reisen sind Kneipen heimischer Platz zum Gedankenaustausch. Vielleicht ist es auch Indiz, daß er sich durch allzudichte Nähe seiner Mitmenschen eher eingeengt als geborgen fühlt, obwohl ihm vertraute Freundschaften enorm wichtig sind. Nach seinen Reisen quer durch die Kontinente treibt's ihn immer wieder heim ins Fränkische, dort tankt er vertraute Luft, sucht das verstehende Gespräch mit Freunden, bewegt sich in bekannter Umgebung; insofern ist er sogar erdverbunden.
Vielleicht verwundert, daß Wolfgang Güllich aufgrund seiner Erfolge nicht arrogant abgehoben zwischen seinen Mitmenschen umherläuft. Im Gegenteil, zurückhaltend, fast schüchtern begegnet er einem. Zuvorkommend, höflich und aufmerksam, das sind Attribute, die ihn als Mensch genauso charakterisieren wie kraftvoll, stark und hart ihn als Kletterer beschreiben. Er beeindruckt durch unglaubliche Offenheit im Gespräch und kann sich im anderen Moment mit schweigendem Ausdruck zurückziehen, falls ihm das Gegenüber nicht liegen sollte. Und Wolfgang Güllich besitzt Charme, viel Charme, gewürzt mit jener Art von Schüchternheit, die Wirkung zeigt – gegenüber Frauen; wenn er will. Er „gehört zu jenen Männern, von denen sich Frau gern auf einer weißen Wolke entführen lassen würde", schrieb eine Journalistin über ihn.

Selbstfindung und Grenzerfahrung

Er zeigt sich verwundbar, wenn ihn seine Finger nach langer Trainingsabstinenz beim Klettern schmerzen. Aber er demonstriert Härte, wenn ihm das Ziel wichtig erscheint. Dann kann er mit Schmerz umgehen, daß man es kaum nachvollziehen kann. Oder ist es etwa nicht erwähnenswert, daß er noch mit einem äußerst schmerzhaften Fußgelenkbandabriß seinem Freund Kurt Albert tagelang im höchsten Schwierigkeitsgrad an den Trangotürmen hinterherkletterte und danach mit geschwollenem Fuß kilometerweit zurück in die Zivilisation humpelte? Oder daß er nach einem Zehnmetersturz im Elbsandstein, der großflächig Hautabschürfungen zeitigte, am nächsten Tag ohne viel Federlesens in die nächste Route einstieg?
Es sind sicherlich Zeichen seiner enormen physischen Fähigkeiten wie seiner psychischen. Denn mentale Power besitzt er genauso wie rohe Kraft. Wie sind sonst seine Solobegehungen zu erklären, die mehr als alle anderen Klettereien Kopfschütteln bei seinen Mitmenschen provozieren? Eine Kletterdisziplin, die in unbedarften Kreisen häufig mit dem Freiklettern gleichgesetzt wird, obwohl sie nur ein kleiner Teil davon ist. Warum nun lotet Güllich seine psychische Tiefe an diesem Hasardspiel aus, das gemeinhin mit dem Hang zur Lebensmüdigkeit erklärt wird? Also warum das Ganze?
Was ihn reizt, ist Selbstfindung und Grenzerfahrung. „Es ist keine Herausforderung des Unbekannten, die Tour ist ja schon bekannt. Der Reiz liegt in der Mobilisierung extremer Energien, der absoluten Kontrolle deiner Handlung", erklärt er.
Das Vorhaben durchdenken, alle Bewegungen bis ins kleinste präzisieren und perfektionieren, den Streß und die Angst kanali-

sieren und in neue Energiequellen umwandeln; sich hineinbegeben in die vollkommene Konzentration, das Empfinden des hellwachen und sensibilisierten Zustandes der totalen Aktivierung, das Erleben des neuen, intensiven Empfindungsniveaus; das ist für Wolfgang Güllich Free Solo. Da überträgt sich das Erlebte auch auf den Alltag, er fühlt sich frei und freut sich doppelt an seinem Leben. Über den Umweg des Todesgedankens zum intensiveren Leben, das ist der Gedanke, der für ihn dahintersteckt.

Das ganze Gerede von lebensmüde und verrückt hält er schlichtweg für zu kurz gedacht. Eine Einschränkung macht er allerdings: „Eine Free Solo – das heißt dieser aktive, gewollte Kampf gegen das Bewußtsein des Todes – darf nie alltäglich oder automatisiert werden. Es muß immer ein Höhepunkt in deinem Leben bleiben."

Im Fränkischen durchstieg er ohne Seil und Sicherung die Route „Sautanz", ein Weg im unteren neunten Grad. 1986 schockte er die lokalen Klettergrößen im Yosemite, als er die berühmte Route „Separate Reality" solo kletterte, ein sechs Meter ausladendes, von einem Riß durchzogenes Dach, zweihundert Meter über dem Boden, alles im oberen achten Grad.

Natürlich überrascht die Sprache, mit der er über diese Art der Selbstverwirklichung spricht. Sachlich, analytisch, ohne Emotion, so wie er oft redet, wenn er über seine Taten spricht: Nicht heroisch, kein Selbstlob, nicht spektakulär. Kühl und mit Abstand, als würde er über das Problem des doppelten Knotens beim Schuhezubinden sprechen.

Auf den ersten Blick erscheint er deshalb als der kategorische Kopfmensch. In Diskussionen ist er logisch, knallhart rational, immer darauf bedacht, Ungereimtheiten sofort aus dem Weg zu räumen. Und doch ist der Mensch Güllich nicht nur durch seine Rationalität bestimmt. Wenn er in seiner brillanten Erzählweise Stories aus früheren Tagen zum besten gibt, wenn er in seinen Vorträgen so typisch witzig von den großen und kleinen Taten zwischen den Felsen der Welt erzählt, spiegelt sich hier die ganze Emotionalität wieder, mit der ein Wolfgang Güllich seine Umwelt erlebt.

Oder in den Gesprächen, in denen die Kletterethik zur Disposition steht. Ein emotional moralischer Unterton ist nicht zu überhören. Vehement redet er der Ehrlichkeit im Sportklettern das Wort, huldigt der Regel, die ausgehandelt werden muß und Grundlage jeder sportiven Tätigkeit ist, verdammt den reinen Leistungsfetischismus oder das Schlagen künstlicher Griffe. Und doch hat sich Güllich in den letzten Jahren geändert. Triefte vor Jahr und Tag noch erbarmungslos die Moral in jedem seiner Sätze, denkt er heute viel gelassener über die Kletterethik. Nicht, daß er den Boden seiner Grundsätze verlassen hätte, auf dem steht er nach wie vor und tritt für seine Ethik ein – nur mit mehr Abstand und weniger verbissen.

Irgendwann stand er vor dem Dilemma zwischen puristischer Konsequenz und wünschenswerter Toleranz, beides Werte, die ihm wichtig erscheinen. Heute beurteilt er vieles unter dem letzteren. Er toleriert den Klettersport mittlerweile auch als Show, als Unterhaltung fürs Publikum. Ihm ist es ziemlich egal, ob jemand in überbunten Hosen klettert, auf der Nase die New Wave-Brille, oder in weißen Malerhosen über die Felsen schwingt. Das interessiert ihn nicht. Soll doch jeder klettern wie er will, solange er ehrlich sagt, wie er klettert.

Auch beim Klettern ist er heute weniger verbissen, weniger versessen genau genommen. Früher sind sie auch im Winter geklettert, er und Kurt. Da rollten sie kurzerhand den Teppich in der Küche zusammen, hoben ihn auf die Schulter, Kurt vorne, Wolfgang hinten, und schlichen unter den argwöhnischen Blicken der Nachbarschaft in aller Frühe aus dem Haus; immer in der Furcht lebend, ein Fall für Zimmermann's XY-ungelöst zu werden. Am Standplatz rollten sie den Teppich aus und hatten den trockenen Einstieg zur Route. Nein, ganz so verrückt sei er nicht mehr, jetzt werden die Dinge ein wenig ruhiger angegangen.

Vielleicht ist es auch das Ergebnis seiner erfolgreichen Kletterkarriere, daß er sich immer öfters überlegt, worin der Sinn der Tätigkeit Klettern besteht. Einer, der alles in seinem Sport erreicht hat, fragt sich dann schon, was nun? In seiner philosophischen Art, mit dem Hang zur Melancholie, stellt er sich die Frage, worin der „Deal" besteht, nach Südfrankreich zu fahren und irgendeinen Zehner zu klettern. Einer mehr oder weniger, wo ist der Sinn? Einem, der jahrelang durch alle Ecken dieser Erde reiste, kommt auf einmal der Satz vom Kennenlernen der Erde ziemlich albern vor. Hierher oder dorthin, das Schillernde des Weltenbummlers läßt für Güllich Farbe. In solchen Momenten kann es schon vorkommen, daß der Begriff Klettern zum Reizwort wird, zum negativen versteht sich. Es sind jene Tage, in denen Güllich eine Kletterpause einlegen muß. Möglicherweise sind es notwendige Ruhepausen, kreative Zeitspannen, die gebraucht werden, um die Motivation für Höchstleistungen wieder aufbauen zu können. Er hatte schon öfters solche Pausen.

Doch dieser Zweifel am Geschehen, dieses Hinterfragen der alltäglichen Gewohnheiten ist gerade einer der faszinierendsten Aspekte an der Persönlichkeit Wolfgang Güllichs. Während andere in der Gleichmäßigkeit ihres Trotts nicht aufhören, das Hohe Lied vom „tollen Leben" zu singen, grübelt ein Güllich darüber nach, was denn wirklich Sinn macht, und ob seine Anerkennung bei den Mitmenschen nun allein auf dem Kletterkönnen beruht oder seine ganze Persönlichkeit mit einschließt, ob groupiehaftes Verhalten die Aufmerksamkeit bestimmt oder einfache ehrliche Sympathie ihm gegenüber.

Das mag der Preis dafür sein, an der Spitze zu stehen und populär zu sein. Es ist die Rechnung, die ihm aufgetischt wird, wenn er am Felsen erscheint und man ihn mal wieder fragt, ob er nicht bald wieder ein Superding klettern wolle. In solchen Momenten nerven ihn die Erwartungen anderer. Die Erwartung an ihn, immer perfekt und top sein zu müssen, ein Übermensch, ohne Schwächen und Einbrüche. Denn es ist beileibe nicht allein Perfektion; die sein Leben bestimmt, vor allem nicht die absolute Perfektion, da ist er ganz Mensch.

Vielleicht wird er irgendwann wieder einen Markstein setzen, vielleicht auch nicht. Beide, Kurt Albert und Wolfgang Güllich, haben Klettergeschichte geschrieben und sind herausragende Pioniere dieser Sportart, egal, was sie nun noch zukünftig machen werden.

Wenn sich die Finger krümmen

Eine kritische Darstellung von Überlastungsschäden beim Sportklettern aus medizinischer Sicht

Ludwig Geiger

Die Problematik der sportkletterbedingten Überlastungsschäden am Bewegungsapparat erklärt sich unter anderem aus der rapiden Entwicklung der Sportkletterei seit etwa Mitte der siebziger Jahre. Bis dahin war der VI. Grad als höchster Schwierigkeitsgrad das Maß aller Dinge. Das Klettern war im Alpenraum als „extremer Alpinismus" eine über Jahrzehnte gewachsene Betätigung bei zugegebenermaßen unterschiedlicher ideologischer Wertung. Klettern im Klettergarten wurde von den meisten Extrembergsteigern bis auf wenige Ausnahmen nur als alpine Vorbereitung betrachtet. Eine heroische Betrachtungsweise, die durch zahlreiche tragische Todesfälle, Mordwände und Veröffentlichungen noch gefördert wurde, herrschte vor. Die Identifikation mit dieser Art von Sport fiel vielen Menschen schwer. Erst als Ende der siebziger Jahre unter dem Einfluß von fränkischen und pfälzischen Kletterern, die durch Besuche in Yosemite und im Elbsandstein die Möglichkeiten der klettertechnischen Leistungssteigerung in Verbindung mit einer „lockereren" Lebenseinstellung sahen, diese Barriere fiel, erlebte das Sportklettern als eigene Disziplin einen regen Zustrom. Begünstigt wurde diese Bewegung durch die psychosoziale Situation („no future") dieser Jahre. Handelte es sich doch um eine echte Alternative zu passiven Verhaltensweisen, Sektentum, Alkohol- oder Drogenkonsum. So traurig es für manche klingen mag, nicht Lammer, Preuß oder Messner brachten viele zum Sportklettern, sondern eine existentielle Bedrohung im mentalen Bereich. So ist es auch nicht verwunderlich, daß Sportklettern einen eigenen ideologischen Touch bekam, der sich auf Bekleidung, Ausrüstung, Sicherungstechnik, Trainingsmethoden, Gruppenverhalten und nicht zuletzt auf das Verhältnis zum Alpenverein auswirkte. Aus der anfänglichen Maxime des freien Kletterns ohne Hilfsmittel wurde bald unter dem Einfluß von hinzugestoßenen Extremkletterern, menschlichem Leistungsbedürfnis, Wettkämpfen und nicht zuletzt der Industrie die Steigerung der Kletterschwierigkeit das höchste Ziel. Innerhalb weniger Jahre entwickelte sich eine Leistungsexplosion, die ansonsten im Leistungsport kaum zu beobachten ist: eine Steigerung um bisher weitere fünf Schwierigkeitsgrade.

Das Erreichen immer höherer Schwierigkeiten erforderte ein leistungssportliches Training, das häufig mehr emotional als trainingsphysiologisch richtig betrieben wurde. Zudem fehlte eine langjährige leistungssportliche Entwicklung dieser Sportart, die Trainingserfahrungen auszuwerten erlaubte. Die Grenzen der Belastbarkeit des menschlichen Bewegungsapparates waren bald erreicht.

Auch die Sportmedizin war zunächst durch die Fülle und Art der Überlastungsschäden am Bewegungsapparat von Sportkletterern mit teilweise im Sport unüblichen Krankheitsbildern, wie Nervenengpaß-Syndromen, überfordert.

Inzwischen ist eine gewisse Beruhigung der anfänglich überschwappenden Entwicklung eingetreten, die eine realitätsbezogene Sichtung und Bewertung sportartspezifischer Überlastungsschäden und ihrer Ursachen ermöglicht. Sportmedizinisches Ziel, und das ist auch der Sinn dieser Arbeit, wird es sein, sie möglichst gering zu halten, ganz werden sie nicht auszuschalten sein.

Trainingsphysiologische Vorbemerkungen

Der Effekt jeden sportlichen Trainings ist als Anpassungsreaktion des menschlichen Organismus auf den Belastungsreiz zu verstehen (biologische Adaptation). Der Körper antwortet dabei mit einer Anhebung des Leistungsniveaus, den Nettoeffekt bezeichnet man als Über- oder Superkompensation. Vereinfacht sei dies an folgender Abbildung dargestellt (Abb. 1)

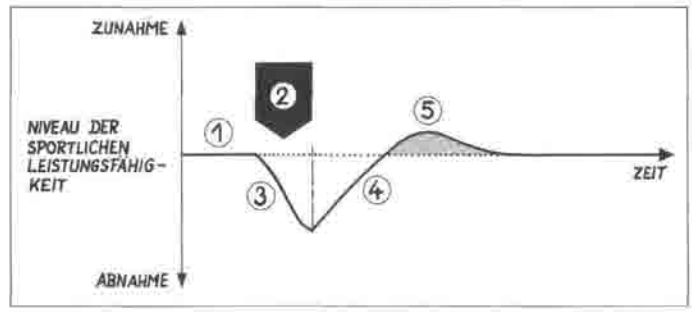


Abb. 1: Prinzip der biologischen Anpassung auf einen Belastungsreiz

Auf ein individuell unterschiedliches Leistungsniveau ① wirkt der Trainingsreiz ② mit einer bestimmten Zeitdauer ein, was

zwangsläufig zu einer Ermüdungsphase ③ führt, auf die nach Belastungsende die Erholungsphase = Regeneration ④ folgt. Als Trainingseffekt kommt es nun gegen Ende des Erholungszeitraumes zu einer überschießenden Wiederherstellung über das Ausgangsniveau = Superkompensation ⑤. Diese Super- oder auch Überkompensation ist die Grundlage für die sportliche Leistungssteigerung.
Richtig, also zum Zeitpunkt der Superkompensation gesetzte neuerliche Reize führen zur Leistungssteigerung (Abb. 2), vorzeitig, also in die Phase der Regeneration gesetzte Reize führen auf Dauer in ein Übertraining bzw. in einen Überlastungsschaden (Abb. 3).

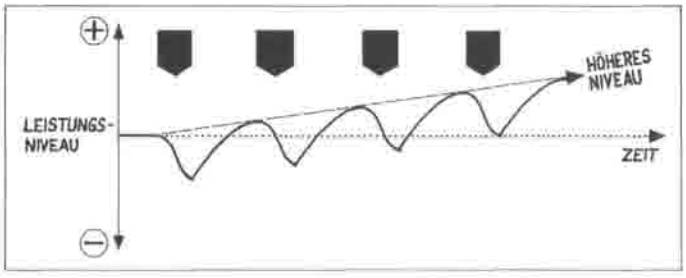


Abb. 2: Leistungsverbesserung durch optimal gesetzte Trainingsreize

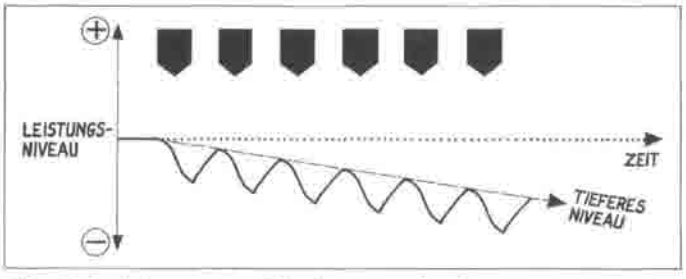


Abb. 3: Leistungsverschlechterung durch zu häufige Trainingsreize

In Anwendung auf die Anpassung des Bewegungsapparates bedeutet dies: jede sportliche Belastung führt in Abhängigkeit von der Intensität zu einem mehr oder weniger großen Verschleiß an Baumaterial (Eiweiß), Enzymen (Stoffwechselarbeiter), Brennstoff (Zucker) usw. Nach Beendigung der Belastung wird das verschlissene Material wieder neu und besser aufgebaut (Regeneration/Superkompensation). Treffen die nächsten Belastungsreize auf ein vollständig erholtes und damit superkompensiertes Gewebe, so wird der Bewegungsapparat allmählich funktionstüchtiger und leistungsstärker, treffen sie aber auf ein noch mangelhaft regeneriertes Gewebe, begünstigen sie sogar dessen Schädigung.
Die Mißachtung der Regenerationszeiten nach intensivem Training ist häufig Ausgangspunkt für Überlastungsschäden im Bereich des Bewegungsapparates.
Dabei ist es wichtig zu wissen, daß die verschiedenen Gewebsstrukturen des menschlichen Bewegungsapparates, wie Muskeln, Sehnen, Bänder, Knorpel usw., die durch den Trainingsreiz angesprochen werden, unterschiedlich lange Erholungszeiten aufweisen.
Für die Erstellung eines Trainingsplanes nach Wochenzyklen (Mikrozyklus) hat es sich bewährt, die Regenerationszeiten der Muskulatur (bis zum Zeitpunkt der Superkompensation) für verschiedene Trainingsintensitäten einzusetzen. Sie seien in nachfolgender Tabelle für den Trainingsanfänger und Fortgeschrittenen im Alter zwischen 18 und 30 Jahren (Hochleistungsalter) aufgeführt.
Für die jüngeren oder älteren Trainierenden erhöhen sich diese Zahlen entsprechend (in Klammern):

Belastungsform	Erholungszeitraum	
	trainiert	untrainiert
mittlere Ausdauerbelastung, z. B. Waldlauf	12 (–18) Std.	24 (–36) Std.
Kraftgrundlagentraining, z. B. kleine bis mittlere Gewichte (40–50% der maximalen Leistungsfähigkeit) 10–12 Wiederholungen in 3–5 Sätzen	24 (–36) Std.	48 (–72) Std.
Maximalkrafttraining, z. B. hohe Gewichte (75–95% der max. Leistungsfähigkeit), 1–5 Wiederholungen in 3–8 Sätzen	36 (–42) Std.	72 (–84) Std.

Im Gegensatz zum Skelettmuskel, der als aktive Struktur gut durchblutet und damit schnell regenerationsfähig ist, weist das passive Binde- und Stützgewebe, wie Sehnen, Bänder und Gelenkkapseln aus Festigkeitsgründen eine schlechte Durchblutung auf. Die Ernährung und Reparation erfolgt hier ausschließlich über das sog. Diffusionsprinzip, das heißt die Regenerationsstoffe wandern entlang einem Konzentrationsgefälle aus der unmittelbaren Umgebung, die gut durchblutet ist, in die gefäßfreien Bindegewebsabschnitte. Der Austausch von Nährstoffen, aber auch die Abgabe von Stoffwechselabfällen verläuft dadurch verlangsamt und verzögert, damit auch die Regenerations- und Anpassungsvorgänge. Zum Beispiel hinkt die Anpassung der Sehne der muskulären Hypertrophiereaktion um etwa die dreifache Zeit nach! Dieser Gegebenheit muß man im langfristigen Krafttrainingsaufbau (z. B. Jahresplan, Makrozyklus) unbedingt Beachtung schenken.
Deshalb sollten nach Anhebung des Trainingsintensitätsniveaus immer wieder plateauartige Stabilisierungsphasen im Verhältnis 1 : 3 in das Krafttraining eingebaut werden (s. Abb. 4), um Überlastungsschäden am Muskel-, Sehnen- und Gelenkapparat zu vermeiden.

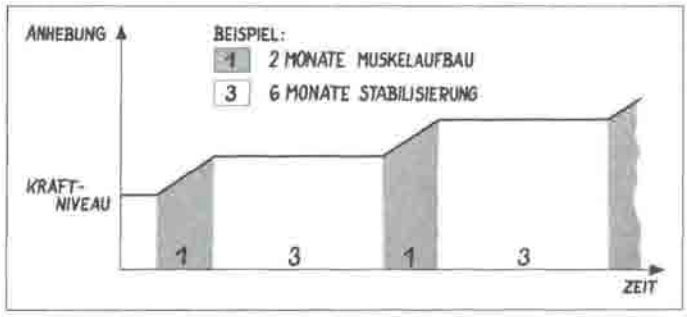


Abb. 4: Stabilisierungsplateaus im Krafttraining zur Vermeidung von Überlastungsschäden am Bewegungsapparat

Neben einem unsystematischen, übertriebenen Krafttraining mit Klimmzugserien bis zu 600 ! Einzelzügen pro Tag kann auch tägliches Klettern ohne Ruhetage über einen längeren Zeitraum, insbesondere bei höchsten Schwierigkeitsgraden und ungünstigen äußeren Bedingungen, zu schwersten Überlastungsschäden an den Armen führen.
Beispielhaft sei ein englischer Spitzenkletterer angeführt, der sich vor einigen Jahren einen ganzen feuchtkalten Insel-Winter lang täglich an äußerst schwierigen Boulder-Problemen quälte, die Nächte schnatternd im immer feuchten Schlafsack verbrachte und in den Morgenstunden sogar joggte, um einer allgemeinen Auskühlung zu entgehen.
Die unvollständige Regeneration von Tag zu Tag, Mikroverletzungen, die durch das Klettern mit kalten Extremitäten gesetzt wurden und die ungünstige Gesamtbelastung des Organismus durch Kälte und schlechte Ernährung verursachten in Summation dermaßen starke Überlastungsschäden im Bereich der Ellenbogengelenke, daß die Sportkletterkarriere beendet schien, zumal er seine Arme nicht mehr ganz strecken konnte und einen erheblichen Kraftverlust erlitt, der keine Höchstschwierigkeitsgrade mehr zuließ. Nachdem er zunächst seine dadurch auch angeschlagene Psyche durch wilde Motorradjagden bei Freunden in der Pfalz beruhigen zu können glaubte, funktionierte später auch dieser Kompensationsmechanismus nicht mehr, eine Talsohle war erreicht.
Durch Vermittlung seiner deutschen Freunde und durch Beziehungen, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll, wurde er dann erfolgreich operiert und nachbehandelt. Heute ist er wieder in der ersten Reihe der weltbesten Sportkletterer zu finden, sein Traininsplan enthält Regenerations- und Stabilisierungsphasen.

Zur Rolle der Schmerzverarbeitung

Normalerweise dient der Schmerz als hervorragender Indikator für den drohenden Überlastungsschaden. Warum sollten ausgerechnet Sportkletterer diesen Schmerz nicht fühlen? - Unabhängig davon, daß jeder Leistungssportler Schmerzen zum Erreichen seines sportlichen Zieles mehr oder weniger vernünftig handelnd in Kauf nimmt, kommt beim Sportklettern ein weiterer Faktor hinzu, der neben falschem Training die besondere Häufigkeit und Schwere der Schäden erklären könnte: die vermehrte Ausschüttung des Neurohormons β-Endorphin aus den Hirnbezirken Hypothalamus und Hypophyse. Wie wir 1985 an einem Versuch bei deutschen und australischen Spitzenkletterern zeigen konnten, wird dieses Hormon, das neben einer euphorisierend, vegetativ beruhigenden eine schmerzlindernde Wirkung aufweist, beim Sportklettern vermehrt ausgeschüttet. Daß dies nicht nur Hypothese ist, beweisen immer wieder Beispiele von Sportkletterern, die trotz dramatischer Verletzung (z. B. Fingerbruch) nahezu schmerzfrei Routen höchster Schwierigkeitsgrade beenden konnten. Der eigentliche physiologische Sinn dieses sogenannten Neuropeptids liegt in einer Abschirmung des Körpers vor banalen vegetativen und sensorischen Reizen bei höchster psychophysischer Belastung.

Lokalisaton der sportkletterspezifischen Überlastungsschäden

Ganz im Vordergrund steht die obere Extremität mit den topographischen Regionen:
Hand - Ellenbogen - Schultergürtel
Als nächstes folgt die Wirbelsäule und hier fast ausschließlich die untere Lendenwirbelsäule
seltener betroffen ist der Fuß

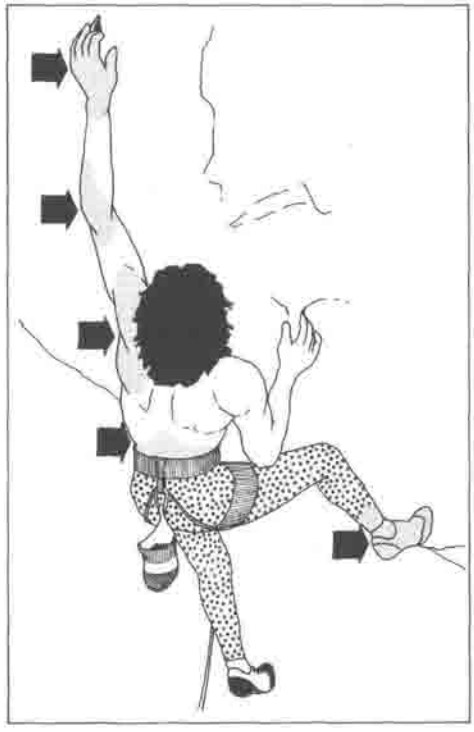


Abb. 5: Hauptlokalisation von überlastungsbedingten Sportkletterschäden

Aus Gründen der besseren Darstellbarkeit wird im weiteren eine Beschreibung nicht nach Körperregionen, sondern nach geschädigten Geweben und funktionellen Einheiten gewählt:

- Sehnenansatzentzündungen
- Sehnen- und Sehnenscheidenschäden
- Muskelüberlastungsreaktionen
- Gelenküberlastungen
- Nervenengpaß-Syndrome
- Wirbelsäulenschäden

Auf direkte Traumatisierung durch Sturz, Hautverletzungen oder unwesentliche überlastungsbedingte Reaktionen, wie Hornhautschwielen o. ä., wird nicht eingegangen.

Sehnenansatzentzündungen

Die meisten Sehnenansatzentzündungen finden sich im Bereich des Ellenbogengelenkes. Mit absteigender Häufigkeit sind dies (s. Abb. 6, 7, 8):

1. Ursprung der Streckmuskulatur des Handgelenkes und der Finger am äußeren Oberarmknorren (Epicondylitis humeri radialis, auch „Tennisellenbogen" genannt).
2. Ursprung der Beugemuskulatur des Handgelenkes und der Finger am inneren Oberarmknorren (Epicondylitis humeri ulnaris, auch „Golfer"- oder „Werferellenbogen" genannt).
3. Ansatz der Bizepssehne an der Speiche.

Allen drei Überlastungsschäden ist gemeinsam, daß beim sportkletterspezifischen Training, wie Klimmzugserien mit und ohne Zusatzgewicht, aber auch beim Klettern in hohen Schwierigkeitsgraden, hohe Zug- und Scherspannungen auf die relativ kleinen und umschriebenen Übergangsbezirke zwischen Sehnen und Knochen kommen, die dann bei ungenügender Regeneration mit einer entzündlichen Reaktion antworten: Schmerzen am Sehnenansatz, die sich auf Druck von außen noch verstärken lassen, Kraftlosigkeit und Verspannung des zugehörigen Muskels sind die Folge.

Begünstigt werden die drei angeführten Ansatzentzündungen dadurch, daß fast jeder Sportkletterer, in Anlehnung an die Griffmöglichkeiten im Fels, im Training auch ausschließlich den sogenannten Ristgriff (Pronationsstellung der Hand) verwendet (s. Abb. 9).

Dadurch entstehen biomechanisch ungünstige Kräfte, wie Verdrehen der Bizepssehne und eine Veränderung der Zugrichtung der Sehnenfasern, die eine erhöhte Empfindlichkeit für mechanische Reize bedingen.

Zumindest das Klimmzugtraining sollte schon deshalb abwechselnd auch im Kammgriff (Supination) durchgeführt werden, wobei auch eine höhere Kraftentwicklung des Bizeps-Muskels möglich wird. Außerdem hat es sich bewährt, ehe man ein intensives Klimmzugtraining beginnt, über mehrere Monate die beanspruchte Muskulatur durch ein Grundlagenprogramm mittels Kurz- oder Langhantel zu kräftigen. Aufwärmübungen vor und Stretchingübungen nach dem Training helfen Sehnenansatzentzündungen zu vermeiden.

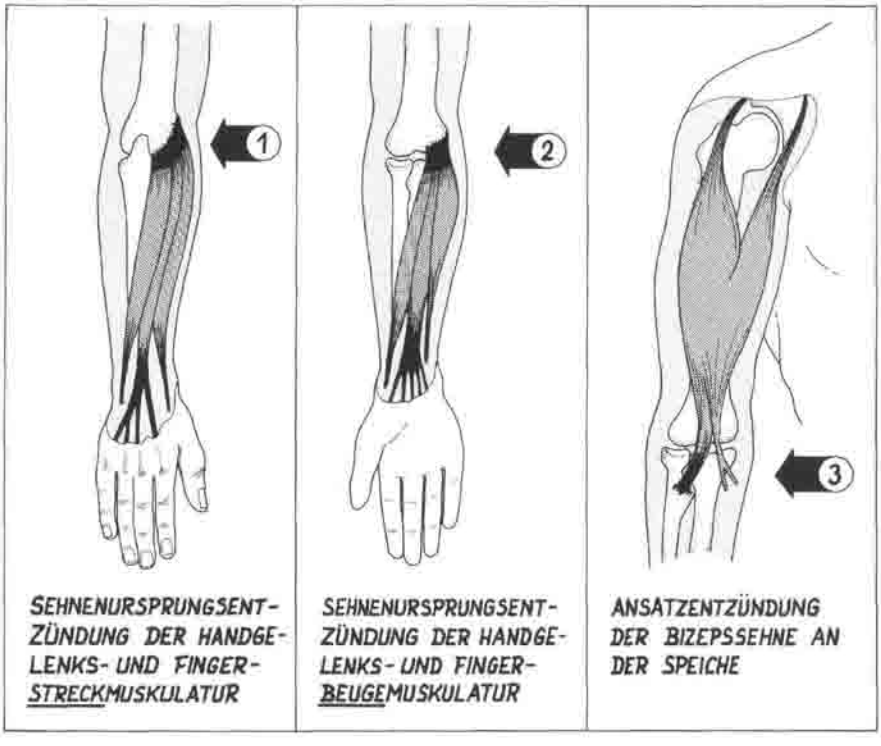


Abb. 6–8: Sehnenansatzentzündungen

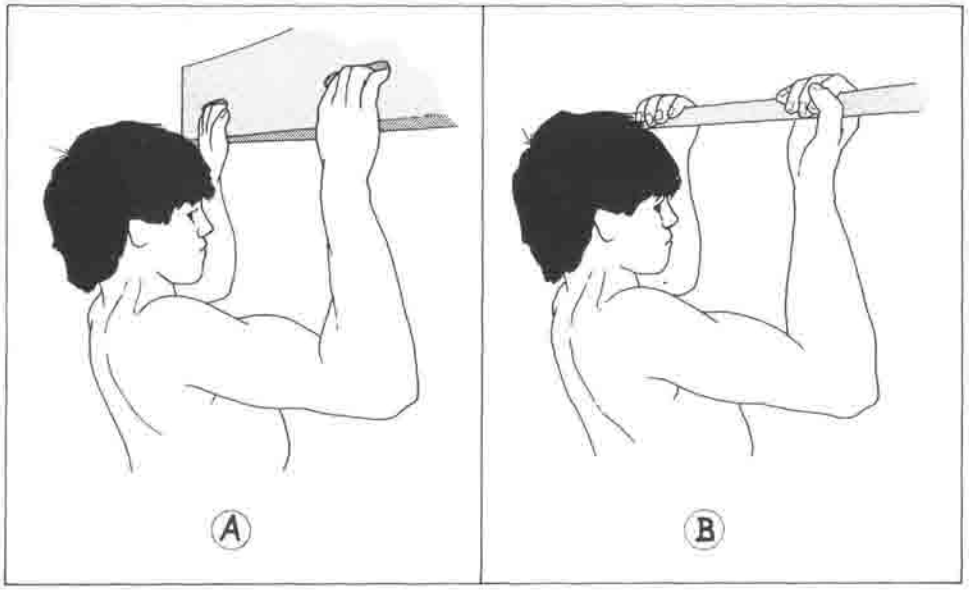


Abb. 9:
Klimmzugtraining
a) im Ristgriff (Pronation) und
b) im Kammgriff (Supination)

Sehnen- und Sehnenscheidenschäden

Die Sehne stellt in der Verbindung Muskel-Sehne-Knochenansatz aus eingangs beschriebenen Gründen das schwächste Kettenglied dar.
Normalerweise beträgt das Verhältnis Sehnen- zu Muskeldurchmesser 1 : 30 (Ausnahme Achillessehne 1 : 120). Wird dieses Verhältnis durch ein Krafttraining ohne Anpassungsplateaus für die Sehne zu ihren Ungunsten verschoben, erhöht sich die Überlastungsanfälligkeit, ihre Elastizität und Zugfestigkeit nimmt ab, sie altert vorzeitig und kann sogar reißen: z. B. die lange Bizepssehne auf Höhe des Schultergelenkes bei ruckartigen Kraftbelastungen (Strickleiterklettern mit Wettkampfcharakter). Beim leistungsorientierten Sportklettern werden vorwiegend die Beugesehnen der Finger mit ihren Hüllen, den Sehnenscheiden (Abb. 10), durch die permanente Betonung der Greiffunktion überlastet.
An den meisten Kletterstellen stellt die „Fingerkraft" den limitierenden Faktor dar. In Sturzsituationen an sog. Fingerlöchern werden die Sehnen oft ruckartig belastet, was zu einer zusätzlichen Schädigung durch Mikroverletzungen führt. Auch der Kantendruck eines scharfrandigen Fingerloches kann bei maximaler Zugbeanspruchung der Sehne und häufigem Probieren der Kletterstelle zu einer derartigen „schleichenden" Schädigung führen.
Die häufigste Ursache für Sehnen- und Sehnenscheidenentzündungen der Hand sind Klimmzugserien an kleinsten Leisten (< 2 cm), Dauerklettern oder „bouldern" im kleingriffigen Gelände unter Einsatz der Grifftechnik mit „aufgestellten Fingern" und zusätzlich überstrecktem Handgelenk (Abb. 11). Aus biome-

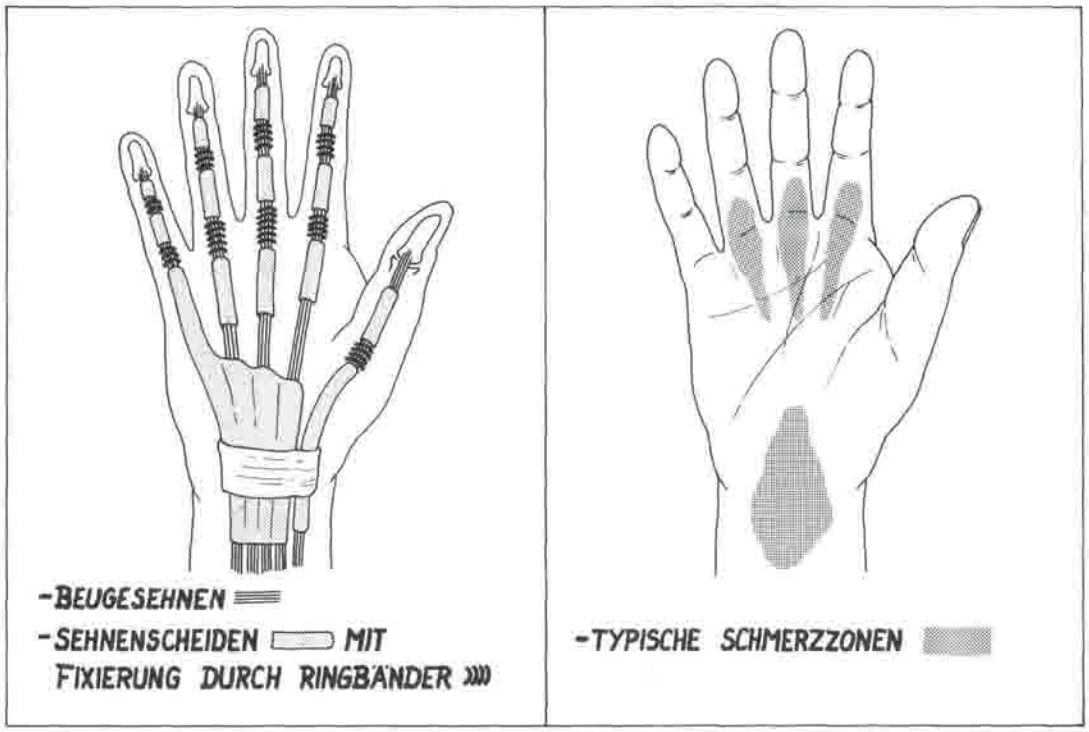


Abb. 10:
Handinnenseite mit Beugesehnen, Sehnenscheiden und typischen Schmerzzonen

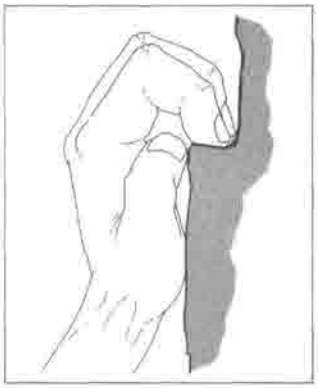


Abb. 11: Klettern mit aufgestellten Fingern und überstrecktem Handgelenk

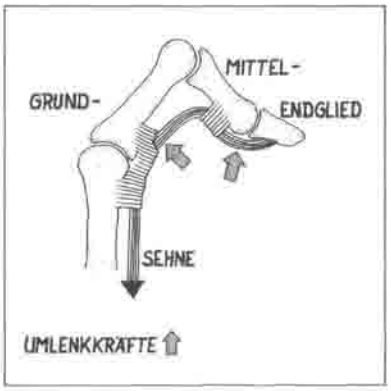


Abb. 12: Hohe Umlenkkräfte überlasten Sehnen, Sehnenscheiden und Ringbänder der Fingerbeuger

chanischen Gründen bietet diese Technik infolge günstigerer Hebelwirkungen und besserer Kraftentwicklung bei vorgespannter Beugemuskulatur Vorteile, leistet aber einer Beugesehnen- und Sehnenscheidenüberlastung besonders an Zeige-, Mittel-, Ringfinger und am Handgelenk durch die hohen Umlenkkräfte Vorschub. Zusätzlich werden die sog. Ringbänder, die die Sehnen an das Fingerskelett fixieren, überdehnt und reißen sogar gelegentlich (Abb. 12).

Starke belastungsabhängige Schmerzen, die sich durch Druck von außen noch verstärken und bis in den Unterarm ausstrahlen, ein typisches Sehnenreiben („Schneeballknirschen") und gelegentlich eine kurzzeitige schnappende Blockierung der Fingerstreckung finden sich vor allem über den beugeseitigen Grundgelenken des Zeige-, Mittel-, Ringfingers und dem Handgelenk. Bei einer Handgelenksbeteiligung besteht häufig zusätzlich ein sogenanntes Carpaltunnel-Syndrom (s. Nervenengpaß-Syndrome).

Da die oben beschriebene Grifftechnik zur Ausbildung der Unterarm-Fingerkraft keine Vorteile gegenüber aufgelegten Fingern (Leiste ≧ 4 cm, Abb. 13) bietet, sollte man sie beim Klimmzugtraining aus schadensvorbeugenden Gründen verlassen. Beim Klettern an kleinsten Griffen wird man sie aber immer wieder anwenden müssen.

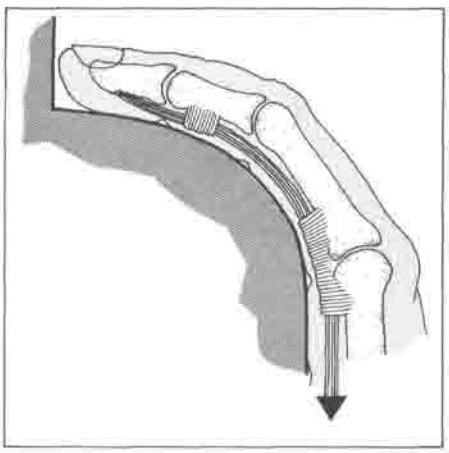


Abb. 13: Günstige axiale Zugbelastung auf Sehnen-, Sehnenscheiden, Ringbänder und Fingergelenke bei aufgelegten Fingern

Muskelüberlastungsreaktionen

Sportkletterspezifisch finden sich muskuläre Überlastungsreaktionen vorwiegend im Schultergürtel- und Oberarm, seltener im Fußmuskelbereich.

Muskelkrampf und Muskelkater sind zwar alarmierende Zeichen falschen Trainings, einer muskulären Übermüdung oder einer Störung des Salz-/Wasserhaushaltes, aber harmlos und voll reversibel. Sie sollten allerdings Anlaß sein, Training und Elektrolyt-/Flüssigkeitszufuhr kritisch zu überprüfen!

Eine besondere Problematik ergibt sich aus dem allzu engen Sitz der Kletterschuhe (Abb. 14) für die Fußstatik.

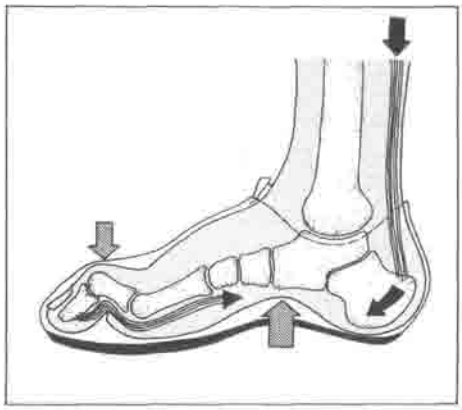


Abb. 14: Biomechanisch ungünstige Auswirkungen eines zu engen Kletterschuhs
- **Zehendeformitäten**
- **Hohlfußbildung**
- **erhöhter Ruhetonus der Fuß- und Wadenmuskulatur**

Ähnlich den aufgestellten Fingern verbiegen sich die Zehen, was auf kleinsten Tritten gelegentlich Vorteile bietet, aber andererseits zu schmerzhaften Zehendeformitäten, Krampfneigung der Fußmuskulatur infolge Durchblutungsstörungen und Hohlfußbildung mit erhöhtem Ruhetonus der Wadenmuskulatur führt. Eine vernünftige Größen- und Modellauswahl ist hier angezeigt. Auch Kletterschuhe mit Längenverstellung durch Bandzug o. ä. bilden eine Alternative.

Hartnäckig gestaltet sich der sog. Muskelhartspann (Myogelose), eine Stoffwechselstörung im Bereich umschriebener ansatznaher Muskelbezirke, die strangartig tastbar sind und sich stark schmerzhaft vom übrigen Muskelgewebe absetzen (z. B. im Kapuzenmuskel = M. trapecius).

Besonders übermäßig statische (isometrische) Muskelbelastung, z. B. Hängen in verschiedenen Winkelstellungen des Ellenbogengelenkes, begünstigt diesen Überlastungsschaden. Eine gute Aufwärmarbeit und anschließendes Dehnen der beanspruchten Muskulatur (Stretching) hilft ihn zu vermeiden.

Werden regenerative Maßnahmen und ein richtiger trainingsphysiologischer Aufbau nicht berücksichtigt, kann es auch gelegentlich zu spontanen Muskelfaserrissen kommen, die sich durch stichartigen Schmerz, Kraftverlust und Hämatombildung bemerkbar machen.

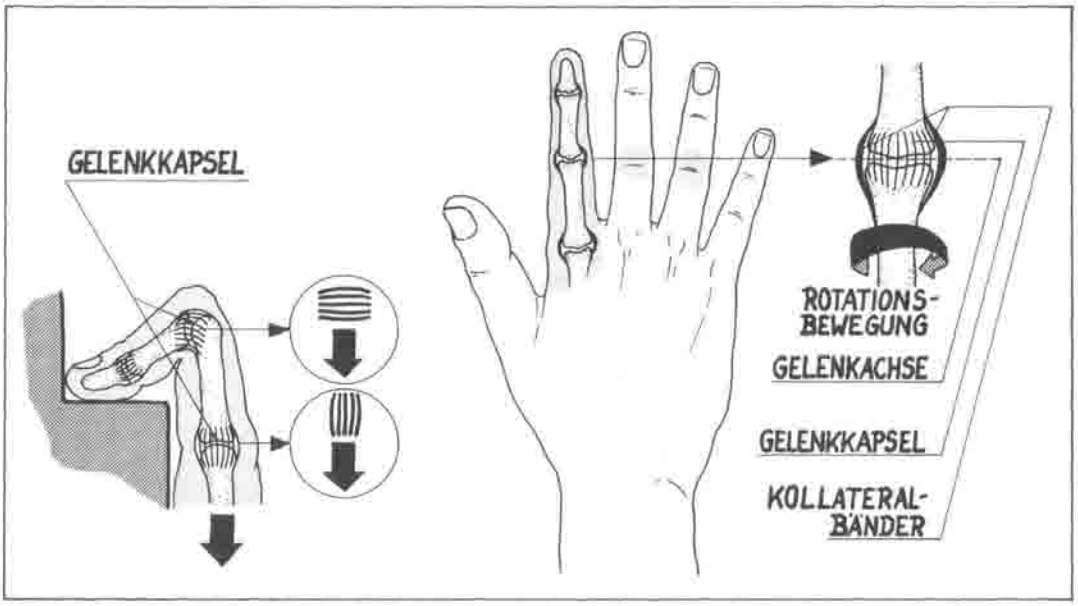


Abb. 15:
Schädigung der Gelenkkapsel und der Kolleratalbänder durch quer zur Faserrichtung verlaufende Scher- und Rotationskräfte (s. Text)

Gelenküberlastungen

Eine überlastungsbedingte direkte Gelenkschädigung findet sich vorwiegend an den kleinen Fingergelenken, besonders an den Mittelgelenken von Zeige-, Mittel- und Ringfinger (Abb. 15): Es handelt sich hier um sogenannte einachsige Scharniergelenke, die nur Beugung und Streckung zulassen. Eine Verdrehung oder übermäßige Abwinkelung dieser Gelenke unter hoher Zugbelastung an kleinen, aber tiefen Griffen oder Fingerlöchern führt bei chronischer Wiederholung zu ungünstigen, quer zur Faserrichtung der Kollateralbänder und der Gelenkkapsel verlaufenden Scherbelastungen. Folge ist eine entzündliche Reaktion mit massiver Verdickung, Schrumpfung und Verhärtung des Kapselbandapparates. Der Boden für eine Arthrose ist geschaffen (Präarthrose). In extremen Fällen ist auch eine direkte Ablederung der Knorpeloberfläche möglich. Typische Symptome sind Verdickung, Steifheit und Anlaufschmerzen bei der Fingerbewegung.
Zusätzlich erschwerend wirken sich niedrige Außentemperaturen und „kalte" unvorbereitete Gelenke aus. Einen bedingt vorbeugenden Schutz bietet gutes Aufwärmen durch Dehn- und Bewegungsübungen und, wenn möglich, mehrmaliges Umgreifen während des Weiterkletterns.

Nervenengpaß-Syndrome

Unter Nervenengpaß-Syndrom versteht man die chronische Kompression eines sehr druckempfindlichen peripheren Nervenstranges. Folgende Mechanismen können dafür verantwortlich sein:

- Verdickung (Hypertrophie) oder ständige Kontraktionen der umgebenden Muskulatur.
- Entzündliche Reaktionen in der Umgebung des Nerves.
- Chronische Zug-, Druck- und Umlenkbelastung mit sekundärer Verdickung des Nervenhüllgewebes.
- Falsch angelegte Bandagen und Tape-Verbände.

Entsprechend dem Versorgungsgebiet des betroffenen Nerves finden sich folgende Symptome:

- Schmerzen.
- Gefühlsstörungen (überempfindlich bis taub).
- Muskelschwäche bis Muskelschwund.

Sportkletterspezifisch sind (Abb. 16):
① Supinator-Syndrom:
Am Durchtritt des Radialis-Nerves durch den Supinator-Muskel. Kompression durch Hypertrophie und sehnige Verhärtung des Muskels infolge übermäßiger isometrischer Hängeübungen mit gebeugtem Ellenbogen.
② Sulcus ulnaris-Syndrom:
Am knöchernen Umlenkkanal des Ulnaris-Nerves um den inneren Oberarmknorren. Verdickung des Nervenhüllgewebes durch „Scheuern" infolge übermäßigen Klimmzugtrainings.
③ Carpaltunnel-Syndrom:
Am Durchtritt des Medianus-Nerves durch den sogenannten Carpaltunnel gemeinsam mit Beugesehnen und Gefäßen. Kompression durch die entzündliche Schwellung der benachbarten Beugesehnen und Sehnenscheiden (s. dort).

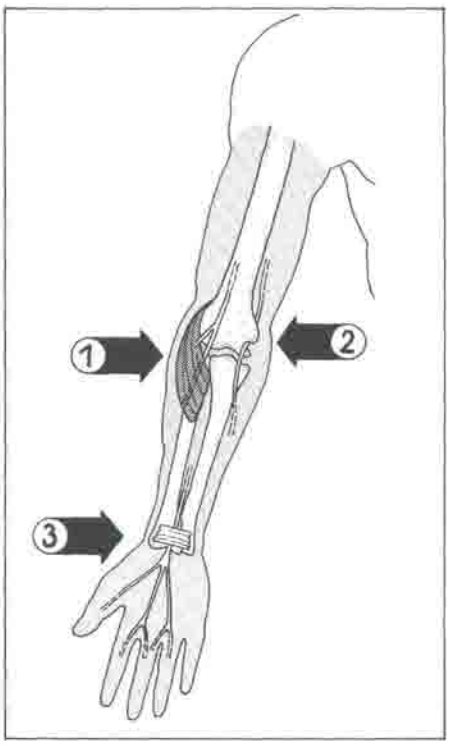
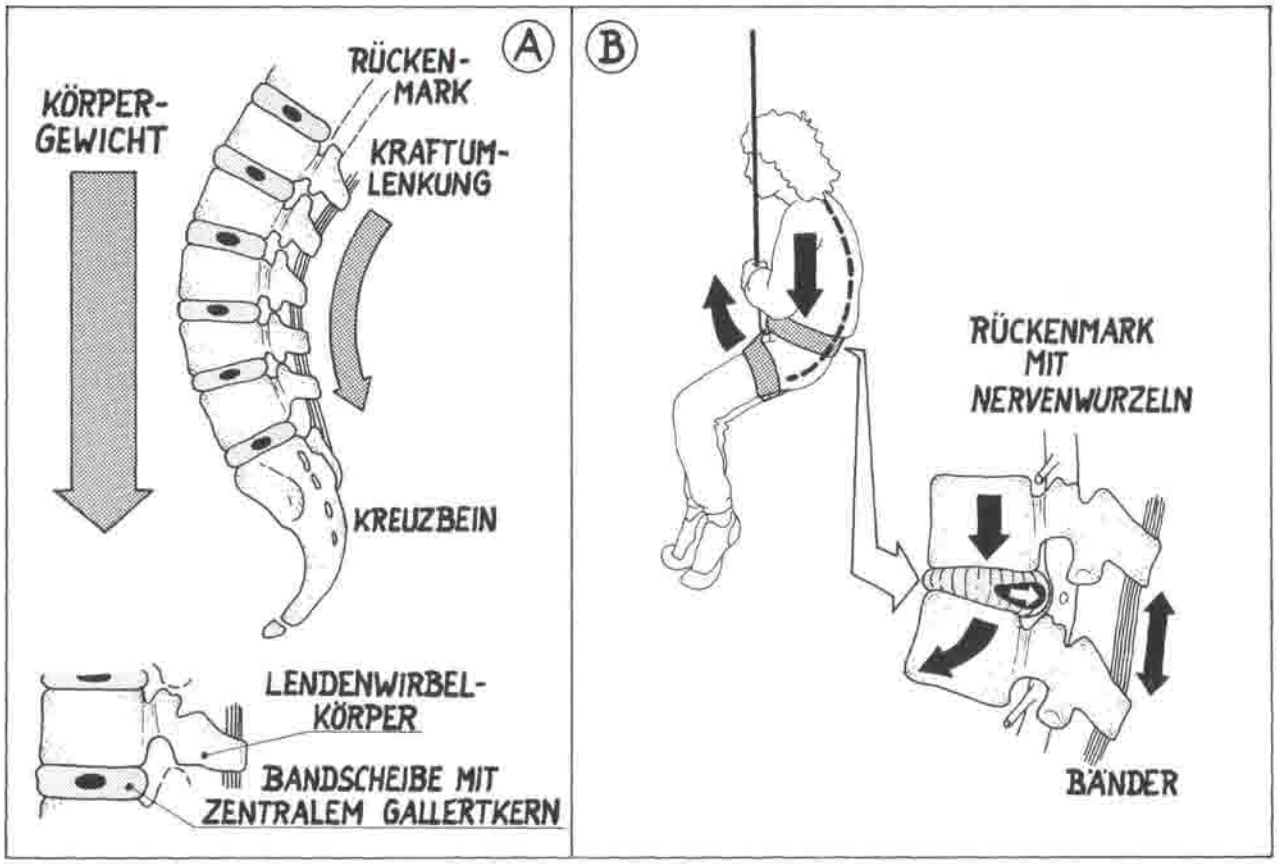


Abb. 16:
Nervenengpaß-Syndrome

Abb. 17 A:
Physiologische Lendenwirbelsäulenkrümmung mit federartiger Kraftumlenkung und Kraftpufferung in aufrechter Körperhaltung

Abb. 17 B: Aufhebung der physiologischen Krümmung mit hohen Belastungsspitzen auf die Lendenwirbelsäule beim Sturz: Wanderung des Gallertkernes der Bandscheibe und Überdehnung des stabilisierenden Bandapparates



Alle Zeichnungen: G. Sojer

Eine Vermeidung dieser Sportschäden, die häufig durch Ruhigstellung und hohe Vitamin-B-Gaben gut beeinflußbar sind, gelegentlich aber auch eine entlastende Operation erfordern, ist nur durch ein vernünftiges, trainingsphysiologisch richtiges Training zu erreichen.

Wirbelsäulenschäden

Manche Sportkletterer stürzen sich regelrecht in schwierigste Routen, denen sie eigentlich nicht gewachsen sind, hinauf: „Yo-Yo-Prinzip". Um den Sturz möglichst kontrolliert zu gestalten, d. h., das durch den tiefen Anseilpunkt zu befürchtende gefährliche Hintenüberkippen zu vermeiden, wird mit beiden Händen nach vorne in das Seil gegriffen. Dadurch kann im Moment der Fangstoßeinwirkung der gegenteilige Effekt entstehen, eine Beschleunigung des Oberkörpers gegen den gebremsten Unterkörper, was infolge des vorverlagerten Drehpunktes zu hohen Belastungsspitzen im Lendenwirbelsäulenbereich bei aufgehobener physiologischer Krümmung führt (Abb. 17a)/b)).
Durch gehäufte Stürze in dieser Position kann es einerseits zu einer zunehmenden Wanderung des gallertartigen Bandscheibenkernes in Richtung Rückenmarkskanal mit den Folgen einer Vorwölbung (Protrusion) oder gar eines Bandscheibenvorfalles (Prolaps) kommen, andererseits leiern die wirbelsäulenstabilisierenden Bänder immer mehr aus, es entsteht ein sog. hypermobiles Lendenwirbelsäulen-Syndrom.
Neben gehäuften Rückenschmerzen finden sich dann sog. Wurzelreiz-Syndrome, die je nach Höhe des überlasteten Wirbelsäulensegmentes neurologische Ausfälle bewirken, meist ist es eine Ischias-Symptomatik. Eine neurologische und computertomographische Abklärung ist in jedem Fall erforderlich.
Nur durch weitgehendste Vermeidung von Stürzen, auch sog. „kontrollierter" Stürze oder "rechtzeitigem Abspringen", lassen sich diese doch ernsthaften Schäden vermeiden.

Zum Schluß

Diese Übersicht über die häufigsten sportkletterspezifischen Überlastungsschäden setzt sich mit deren Ursachen und Erscheinungsformen auseinander und soll sie weitgehend vermeiden helfen. Auf Therapierezepte zur Selbstbehandlung wurde bewußt verzichtet. Die meisten dieser Überlastungsreaktionen gehören in die Hand des sportmedizinisch erfahrenen Arztes. Nur so kann ein Dauerschaden vermieden werden.

Wettkampfklettern – Traum und Wirklichkeit

Entwicklung – Auswirkungen – Folgen – Erfahrungen

Gabriele Madlener

„Vom Standpunkt des ‚normalen', utilitaristisch eingestellten Außenstehenden gesehen, stellt das Klettern in der Tat eine irrationale Aktivität dar, welche auf eine subtile Form geistiger Störung hinzuweisen scheint" (1).
Diese Aussage aus einer 1972 durchgeführten amerikanischen Studie scheint wieder aktueller geworden zu sein – bedingt durch die heftigen Wettkampfdiskussionen der letzten Jahre.

Das Klettern hat sich über das Freiklettern zum Sport(klettern) gewandelt. Ein von nur wenigen ausgeübtes, mit heroischem „touch" betriebenes Tun im Fels hat sich über ein von weltanschaulichen und „freien" Gedanken geprägtes Aussteigertum zu einem Mode- und Hochleistungssport entwickelt. Ist dies nicht eine logische Entwicklung, die Parallelen zur Entwicklung unserer Leistungsgesellschaft aufweist? – Vom unangepaßten zum angepaßten Menschen, vom Blumenkind zum Yuppie, vom Freeclimber zum anonymen Leistungskletterer?
Es sind immer die gleichen Fragen, die im Zusammenhang mit dem Wettkampfklettern gestellt werden. Die Antworten sind je nach Blickwinkel und persönlicher Philosophie höchst unterschiedlich. Manch erbitterter Wettkampfgegner wird sich deshalb vielleicht über die nächsten Zeilen etwas echauffieren – ich hoffe, er möge aber dennoch weiterlesen.
In unzähligen Diskussionen über das Für und Wider von Wettkämpfen im Sportklettern habe ich mehr und mehr den Eindruck gewonnen, daß die Sachlichkeit einer persönlichen Betroffenheit gewichen ist. Immer neue, scheinbar nicht endenwollende Argumente werden gegen eine mittlerweile etablierte Tatsache im Bergsport angeführt. Die so nötige Distanz, die Distanz beider Seiten, der „Jasager und der Neinsager", scheint abhanden gekommen zu sein. Vielleicht ließen sich mit Offenheit, Toleranz und konstruktiver Kritik viele Mißverständnisse aus der (Kletter) Welt schaffen. Und ist nicht sowieso alles relativ? – Irgendwann wird ein neues Thema für Kontroversen sorgen – in der Geschichte des Alpinismus wie auch in der Geschichte der Menschheit.

Sicher, in der Kletterwelt hat sich durch das Wettkampfklettern einiges verändert, im positiven wie im negativen Sinn, die Entwicklung ist nicht mehr aufzuhalten – sie kann nur noch beeinflußt werden.

Geschichtliches

Selbst eine junge Sportart hat eine Geschichte. In der UdSSR wird das Wettklettern seit beinahe 40 Jahren betrieben und die jährlichen Boulderwettkämpfe in den USA stoßen schon seit jeher auf Interesse. Italien (Bardonnecchia 1985) und Frankreich (Troubat 1986) stiegen dann als nächste kompromißlos ins Wettkampfgeschehen ein. Auf Anfrage verschiedener Organisationen wurde im Herbst 1987 innerhalb der UIAA eine Wettkampfkommission gegründet. Diese Kommission, der Vertreter der führenden Sportkletternationen, aber auch zahlreicher anderer Länder angehören, erarbeitete in relativ kurzer Zeit ein umfangreiches Reglement für die Organisation und Durchführung von Wettkämpfen. Dazu kamen auch umfassende Wettkampfregeln für das Schwierigkeits- und Geschwindigkeitsklettern. Der Bedarf dazu war offensichtlich: Mit der Genehmigung durch die Generalversammlung in Banff/ Kanada (1988) wurde dieses Reglement für alle UIAA-Wettkämpfe gültig. Als direkte Folge davon fanden 1988 bereits der 1. inoffizielle Weltcup im Sportklettern und nach diesem „Probelauf" 1989 der 1. offizielle Sportkletter-Weltcup unter dem Patronat der UIAA mit 6 Stationen in der ganzen Welt statt. Dieser Weltcup soll von nun an alljährlich ausgetragen werden. Im Jahr 1990 ist seine erste Station Wien, dann folgen Madonna di Campiglio (I), Berkeley (USA), London (GB), Berkeley (USA), Nürnberg (BRD), Lyon (F) und Barcelona (S). Zudem wird im Dezember 1990 die 1. Weltmeisterschaft im Sportklettern durchgeführt werden. Bereits 1992 ist das Sportklettern als Demonstrationssportart bei den Olympischen Spielen in Barcelona und/oder Albertville vorgesehen.
Parallel zu den für alle Nationen zugängigen UIAA-Veranstaltungen – auch die leistungsschwächeren Nationen können ihre 2 Vertreterinnen und 4 Vertreter sowie zusätzliche Athleten für die Qualifikation nominieren – versucht eine Art Profizirkus eigene Wege zu gehen. Private Veranstalter laden zu den sogenannten „Masters" ein: Nach dem Vorbild der Tennis-Masters-Turniere soll sich so die „Weltspitze" in zusätzlichen Wettkämpfen messen können. Leider funktioniert dieses System nicht ganz, ist doch für die Veranstalter ein bekannter Name meist lukrativer, als der eines unbekannten, aber vielleicht sehr leistungsstarken Newcomers. Der sportliche Wert von derartigen Veranstaltun-

Seite 113:
Marseille '88; Didier Raboutou in der Halbfinalroute

gen kann deshalb oft zu Recht angezweifelt werden. Was die ASCI, eine Vereinigung von momentan etablierten Kletterern, aber nicht hindert, eine „Weltrangliste" aus Resultaten dieser Masters (wo wegen der kleinen Teilnehmerzahl ohnehin ein jeder Punkte bekommt) und den übrigen, offiziellen Wettkämpfen zu erstellen – parallel zu der offiziellen Weltrangliste der UIAA, wo jede(r), sofern vom Verband national nominiert und Punkte im Weltcup erworben werden, aufgenommen wird und nicht auf eine Einladung warten muß, die wahrscheinlich nie erfolgt.
Da aber der finanzielle Rahmen dieser Veranstaltungen doch sehr hoch ist, bleibt die Zukunft dieser Entwicklungsrichtung eher ungewiß. Vielleicht wäre es das Beste, diese ganzen Privatveranstaltungen analog dem Tennissport gleich in showexhibitions umzuwandeln – dann könnte man wenigstens legitim unter sich bleiben!
Nach anfänglichen Problemen der Alpenvereine mit dem Wettkampfklettern hat sich in den letzten Jahren vieles geklärt. Probleme wie Akzeptanz, Eingliederung in den Verein, Organisation, Nominierung und Unterstützung (nicht nur, wie so oft unterstellt, finanzieller Art!) für die Wettkämpferinnen und Wettkämpfer sind abgeschwächt worden und lassen sich sicher lösen. Mit wenigen Ausnahmen (man ist dort bestrebt, das Wettkampfklettern und somit auch das Sportklettern auszuschließen) sind sich die alpinen Vereine anscheinend der Verantwortung bewußt geworden; Maßnahmen zur objektiveren nationalen Selektion für internationale Wettbewerbe, Aufbauwettkämpfe, „Trainingslager", medizinische Untersuchungen sind Beispiele von Maßnahmen, die der DAV und ÖAV getroffen haben. Fairerweise muß bei dieser gesamten Problematik gesagt werden, daß ein Alpenverein nun mal kein ausschließlicher Sportverband ist und die Konflikte deshalb geradezu vorprogrammiert waren. Vielleicht sollte sich manche(r) Wettkämpferin und Wettkämpfer sich dessen auch einmal bewußt werden und sich dem Umdenkprozeß unterwerfen, der so vehement von den alpinen Vereinen gefordert wird – nur „Nehmen" war auch hier schon immer der einfachste Weg.

Was hat das Wettkampfklettern bewirkt?

Nach der Zeit der ungemein populären Kletterfilme eines Patrik Edlinger hat sich das Sportklettern, zusätzlich beeinflußt durch das Wettkampfklettern, noch mehr zur (Mode-) Sportart entwickelt und erfährt zunehmende Popularität. Ursache und Wirkung sind dabei nicht mehr trennbar.
Manche(r) mag noch den guten alten Zeiten nachtrauern, in denen losgelöst von jeder Realität der „easy way of climbing" betrieben wurde, angeblich ohne jeden Konkurrenzdruck und Neid, voller Harmonie und Eintracht. War dies wirklich der Fall? Stand nicht vieles zwischen den (Kletter-) Zeilen. Wurde nicht erst die Leistungsexplosion, die sich im raschen Ansteigen der Kletterschwierigkeiten in den vergangenen 15 Jahren ausdrückte, durch einen internen und unausgesprochenen Konkurrenzkampf bewirkt. „Wer macht als nächster die schwerste Route?" Eine erbrachte Leistung war dadurch natürlich eine eher private Angelegenheit und kein öffentliches Ereignis. Durch die Kletterwettkämpfe wurde sie öffentlich und gleichzeitig transparent – und so mancher sagenumwobene Kletterheld büßte durch diese Transparenz viel von seinem im dunklen Kämmerchen erworbenen Kletter-Glanz ein und sah sich plötzlich mit offener (und junger) Konkurrenz konfrontiert. Wettkampfklettern hieß und heißt auch heute noch „Farbe bekennen"! Und dies ist nicht immer leicht.

Wettkampf ohne Risiko

Der transparente Wettkampf hat sich etabliert, die Gefahr der Überbewertung ist vorhanden, aber auch dies wird sich im Laufe der Zeit relativieren, wie bereits vieles vorher – das Eindringen von Frauen in eine scheinbare Männerdomäne, der Streit um den Gebrauch von Magnesia oder die Bohrhakendiskussion.
Und daß der Wettkampfgedanke nicht nur im Klettern, sondern allgemein im Bergsport schon immer vorhanden war und ist, läßt sich nicht bestreiten. Der erbitterte, aber unausgesprochene (Wett-) Kampf um Erstbegehungen und Gipfelstürme hat in den letzten Jahrzehnten viele Menschenleben gekostet. Nach der Devise: Gefahr läßt sich nicht trainieren, nur überleben.
Den Gedanken „ich will als Erster oben sein", hat so mancher teuer bezahlt. Der Gedanke, als erster oben sein zu wollen, ist auch einer der Grundgedanken des Wettkampfkletterns. Der Unterschied besteht allerdings darin, daß er offener ausgesprochen wird und keine Menschenleben kostet und kosten wird. Durchaus ein Fortschritt in diesem Kapitel des Alpinismus.

On-Sight

Die ehrlichste Form des Kletterns (wenn ehrlich praktiziert) ist wohl das On-Sight-Klettern. Es drohte aufgrund des reinen Schwierigkeitsdenkens in Vergessenheit zu geraten, wurde aber durch die Wettkämpfe wiederbelebt. Und sogleich ist das Leistungsniveau in diesen Bereichen auch sprunghaft angestiegen. Eine 8a-Route (10–) „on-sight", oder was eher möglich ist, als „flash" zu klettern, war vor noch nicht allzulanger Zeit ein Ding der Unmöglichkeit. Heute sind Ausnahmekletterer bereits in der (glücklichen) Lage, zwei Routen dieses Schwierigkeitsgrades an einem Tag auf diese Art und Weise zu durchklettern.

Frauenklettern

Im weiteren hat das Wettkampfklettern bewirkt, daß die Leistung von kletternden Frauen und Mädchen vermehrt und im richtigen Maße Anerkennung findet. Alpinistinnen, Bergsteigerinnen und leistungsstark kletternde Frauen hat es schon immer gegeben – jedoch als Minorität. Selbstverständliche Anerkennung für ihren Sport haben dabei vielleicht nur wenige erfahren. Durch die Wettkämpfe hat sich auch hier einiges gewandelt; die Akzeptanz der Leistungsfähigkeit der Frau im Klettersport bereitet kaum

Kronenbourg

noch ernsthafte Probleme. Eine selbständig kletternde Frau wird heute weit weniger als Exotin betrachtet. Im Wettkampf ist sie Frau unter Frauen – im offenen Wettbewerb mit der weiblichen „Konkurrenz" und nicht der männlichen. Daß auch dazu ein Bedürfnis besteht, zeigt die rapide steigende Teilnehmerinnenzahl bei nationalen und internationalen Wettkämpfen.
Und gerade bei den letzten internationalen Wettbewerben waren die Frauen und ihre Kletterleistung eine der Hauptattraktionen – ihre Wettkämpfe waren manchmal sogar interessanter als jene der Männer. Eine Lynn Hill (USA) klettern und fighten zu sehen hat so manche(n) Zuschauer(in) begeistert. Und dies eben nicht nur deshalb, weil Frau sich mit modischen tights lässig in einer Männerwelt bewegt.

Wissenschaft

Da bei einem Wettkampf nun einmal nur eine(r) gewinnen kann, und das logischerweise jede(r) sein möchte, hat dieser eindeutige, vorerst aber doch ungewohnte Umstand ein allgemeines Umdenken mit sich gebracht. Die Zeit des zielorientierten Trainings, im Gegensatz zum vielpraktizierten ziel- und maßlosen Training hat damit begonnen. Gleichzeitig hat sich auch die „Sportwissenschaft" der jungen und doch so alten Sportart angenommen; in erster Linie im französischen, dann aber auch im deutschsprachigen Raum. So fanden 1989 ein Sportkletter-Symposium an der Universität Konstanz (Juni) und in Chamonix (September) ein interessantes internationales (wenn auch deutlich französisch geprägtes) „colloque d'escalade" unter fachlicher Leitung der Sportuniversität Grenoble statt.
Die verschiedenen Untersuchungen und Studien, die in der neueren Zeit entstanden sind und sich vorwiegend mit der Leistungsoptimierung beschäftigen, haben dabei einiges in Bewegung gesetzt. Die anfangs eng gefaßten Themen wurden erweitert, neue pädagogisch und psychologisch fundierte Lernmethoden erarbeitet, Bewegungsstudien durchgeführt und auch bereits das Klettern als therapeutische Maßnahme mit Behinderten und Suchtkranken durchgeführt. Und selbst Bereiche wie das Klettern mit Kindern, das eine sehr natürliche Bewegungsform für Kinder darstellt, oder das Klettern als Schulsportart sind Nutznießer dieser enormen Popularität, die das Sport- und Wettkampfklettern zur Zeit erfährt.

Neue Klettermöglichkeiten

Auch der Boom von künstlichen Kletteranlagen in Hallen oder im Freien, in Großstädten oder Freizeitanlagen ist unübersehbar. Und wer sich, wie ich, schon einmal an einem Abend in München-Thalkirchen im dichten Gedränge die Finger „wund gebouldert" hat, die ungezwungene und lockere Atmosphäre genießen konnte und vor lauter Reden mit Christine und Stefan und vielen anderen eigentlich kaum zum Klettern gekommen ist, der genießt diesen Fortschritt des Klettersports. Das Wettkampfklettern, als (Mit)Auslöser dieser Popularität und Breitenwirkung

Foto: G. Heidorn

des Sportkletterns bildet dabei nicht nur eine Sackgasse. Es hat vielmehr wie so viele Hochleistungssportarten zwei Ebenen: die Ebene der Spitzenleistung mit ihren negativen und positiven Begleiterscheinungen und die Ebene der Breitenwirkung mit ihren positiven und negativen Begleiterscheinungen.

Warum tut man sich das eigentlich an?

Mit dieser einfachen Frage brachte mich vor nicht allzulanger Zeit ein Bekannter (kein Sportkletterer, sondern Psychologe) zum Nachdenken. Zum Nachdenken über ein Thema, mit dem ich glaubte, mich längstens und hinreichend genug auseinandergesetzt zu haben. Aber Frau lernt eben doch nicht aus. . . . .
Voller Engagement, sowohl mit den Augen des Insiders als auch denen der kritischen Person begann ich mich mit der Frage auseinanderzusetzen – und stieß auch schon an meine Grenzen: Der Versuch, den Wettkampf, die Faszination und Herausforderung einerseits und die problematischen und kritischen Aspekte andererseits zu fassen, gestalteten sich als doch nicht ganz einfach – für mich wenigstens.
Die Motivationen, warum jede(r) klettert oder eben auch Wettkämpfe bestreitet, sind unterschiedlich, wie in allen Sportarten. Die Komplexität und innere Dynamik des Sportkletterns, der „fließende Prozeß von Bewegung – Gleichgewicht – Wahrnehmung – Entscheidung – Bewegung – Gleichgewicht" (2) sind Herausforderung. Und die motorische Herausforderung im Wechselspiel mit psychischen Komponenten macht die Faszination des Kletterns aus. Gleichgültig, wie es betrieben wird; ob allein beim Klettern – in der Abgeschiedenheit der Privatsphäre, inmitten der öffentlichen Präsenz bei einem Wettkampf

Seite 114:
Frankencup '89
Konzentration
vor dem ersten
Schritt

oder unter extremen Bedingungen im Himalaya. Als „künstliches, abgeschlossenes Universum kann das Klettern für den Ausführenden eine eigene Wirklichkeit erhalten, welche die Realität des Alltagslebens an Bedeutung übertrifft". (3)
Und diese eigene Wirklichkeit zu spüren und zu erleben, wo immer frau (man) es möchte, sollte niemandem genommen werden – auch wenn es nicht nachvollzogen werden kann. Und für viele ist dies eben das Klettern in einem Wettkampf.

Die Wirklichkeit eines Wettkampfes

Sie liest sich in der Kurzform eines Wettkampfprogrammes sehr einfach:

Donnerstag:	10–17	Ankunft der Konkurrenten in der Stadthalle und Akkreditierung
	19–20	Teilnehmerbesprechung und Nummernziehung
Freitag:	10.00	Viertelfinale Damen
		„Open" der Herren
	18.00	Ende
Samstag:	9.00	Viertelfinale Herren
	14.00	Halbfinale Damen
	18.00	Ende
Sonntag:	10.00	Halbfinale Herren
	15.00	Finale Damen und Herren
		eventuell Superfinale
		Siegerehrung
		Buffet und Party für alle Teilnehmer

(Auszug aus dem Programm der 1. Weltcupveranstaltung 1990 Ende April in Wien)

Schon vor dem ersten Schritt, noch vor der Anmeldung zur Teilnahme, beginnt sich für jede Wettkämpferin und jeden Wettkämpfer das Kletterkarussell zu drehen. Die Fragen sind für alle, gleichgültig ob Neueinsteiger, Amateur oder Profi dieselben: Soll ich teilnehmen, möchte ich teilnehmen? Kann ich überhaupt teilnehmen? Bin ich in Form, habe ich Zeit .....? Die Beweggründe, die zur Entscheidung führen, sind dagegen oft nicht dieselben. Vielleicht ist es der Reiz an einer bewußt herbeigeführten Spannungssituation. Vielleicht lockt die Selbstüberwindung. Vielleicht reizt der Vergleich mit anderen. Vielleicht ist es der Wunsch, auch einmal im Rampenlicht zu stehen, zuoberst zu sein. Vielleicht will ich mir und anderen etwas „beweisen". Vielleicht erwartet es mein Sponsor. Vielleicht will frau (man) auch einfach dazugehören und dabeisein. Vielleicht hat frau (man) auch ganz einfach Spaß daran. Jeder trifft letztendlich *seine* Entscheidung – ob beeinflußt oder unbeeinflußt.
Nachdem diese überlegte oder spontane Entscheidung getroffen ist, geschieht erst einmal . . . nichts! Irgenwann beginnt jede(r) mit der Vorbereitung: Krafttraining, Klettern, On-sight-Klettern, Techniktraining, mentales Training, kein Training – alles einzeln oder gemeinsam, Variationsmöglichkeiten gibt es unzählige. Und nicht zuletzt macht es einen Unterschied, ob ich als Profi an Wettkämpfen teilnehme, mein Leben darauf abstimme oder ob ich es als leistungsorientierter Freizeitsportler hobbymäßig betreibe. Aber wie so vieles im Leben endet auch die Zeit der Vorbereitung und die Wettkampftage rücken näher. Ganz allmählich beginnen sich die Gedanken um ein Thema zu konzentrieren: „Am soundsovielten stehe ich um irgendeine Uhrzeit vor einer künstlichen Kletterwand und bin vor die Aufgabe gestellt, genau in diesem Moment eine Route dort hochzuklettern. Ohne Wenn und Aber."
Ich kann mir *meinen* günstigsten Moment nicht heraussuchen. Und diese spezifische Wettkampfsituation stellt auch gute, erfahrene und routinierte Wettkämpferinnen und Wettkämpfer vor immer neue Probleme – aber auch Aufgaben. Viele können sie nicht bewältigen, andere scheinbar spielend. Erfolg und Mißerfolg liegen im wahrsten Sinne des Wortes greifbar nahe beieinander. Ein unüberlegter Griff oder Tritt, Konzentrationsfehler oder Unsicherheiten lassen sich nicht mehr kompensieren (oder nur schwer) – das Los des On-sight-Kletterns. Die Wirklichkeit (und die Schwerkraft) holen einen plötzlich aus den Träumen.
Vielleicht ist es ein Teil der Faszination des Wettkampfes, daß der Ausgang ungewiß bleibt. Die Hoffnung, auch einmal ganz oben zu sein, kann jede(r) haben. Der Traum ist das Finale, die Wirklichkeit aber oft das Aus in der Qualifikation.
All dies sind Gedanken und Gefühle, die jede(r) hat. Und über diese Gedanken und Gefühle sollte man sich nicht einfach hinwegsetzen, mit so leicht formulierten Sätzen wie, „beim Wettkampf regiert sowieso nur der Kommerz". Anscheinend zählt die Devise der Natur „leben und leben lassen" für Wettkämpferinnen und Wettkämpfer nicht. Ihre (sportliche) Betätigung wird offenbar an anderen Maßstäben gemessen.

Erfahrung Wettkampf – Wien 1990

Und nun ist es doch wieder mal soweit, ich sitze in einer Isolierzone und warte. Auf was ich warte ist mir noch nicht mal so ganz klar – daß die Zeit vergeht oder daß meine Startnummer an der Reihe ist. Dies wird allerdings noch eine Zeitlang dauern. Der Computer hat mir bei der gestrigen Auslosung mit „sicherer Hand" die letzte Startnummer bestimmt. Tamara und Gunda sind auch nicht viel besser dran.
Das macht bei mir bei 43 Damen die Nummer 43! Oder anders ausgedrückt: 10 min Kletterzeit pro Dame + 2 min Wand anschauen + 3 min Sonstiges = 15 min x 43 = 645 min = 10½ Stunden . . . Nein, das kann nicht sein. Bei Startbeginn um 11 Uhr wäre ich damit um ca. 21.30 Uhr dran – der heutige Tag soll aber nur bis 18 Uhr dauern, da anschließend das Abendprogramm beginnt. Sch... Natürlich wird fortlaufend gestartet, in meiner Nervosität kriege ich das mal wieder nicht mit. Na ja, 4 bis 5 Stunden wird es schon noch dauern.
Jedenfalls Zeit genug, mir die Frage zu stellen, warum ich das mache. Heute morgen wäre ich jedenfalls am liebsten kurz vor der Halle umgedreht und hätte mir lieber Wien angeschaut. Aber irgendwie möchte ich dann doch hier sein – Ambivalenz

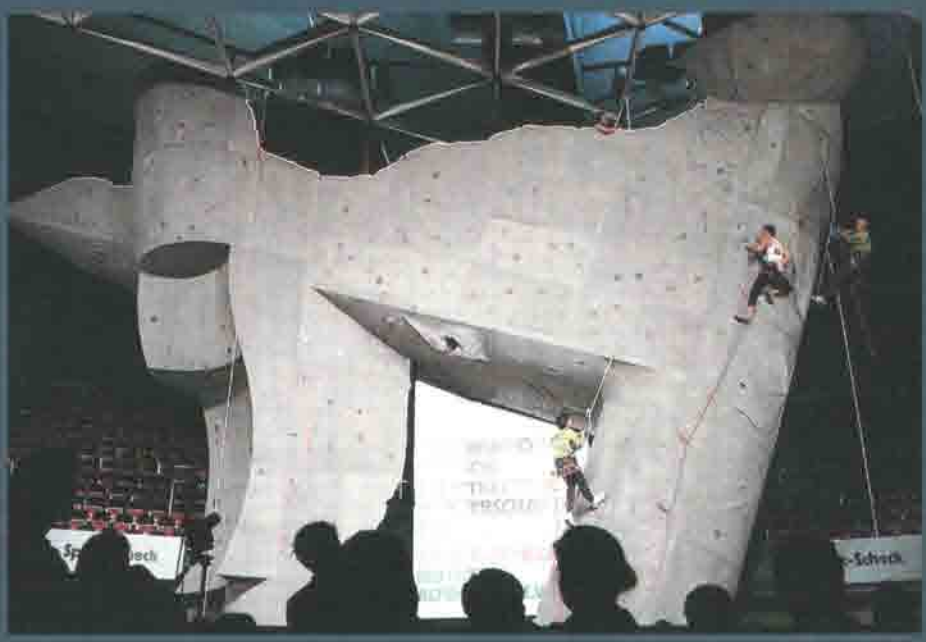
KletterkünstlerInnen

am Kunstberg

Fotos: H. Sigrist; Ch. Charisius (1)

Oben: Das Hallengebirge von Paris-Bercy '90

Die Bilder deuten auch die Entwicklung der „Felsarchitekturen" an vom „Zweckbau" zum phantasievollen Kunstgebilde



Oben: Die Kletterwand der Ersten Internationalen Deutschen Meisterschaft in München 1989

Links: Noch im Freien aufgebaut: der Turm des Wettbewerbs in Marseille '88

in Reinform, Freud läßt grüßen! . . . Oben im Aufwärmraum herrscht eine merkwürdige spannungsgeladene Stimmung. Jeder ist natürlich „cool" und war noch nie „so schlecht drauf" wie ausgerechnet heute, aber innerlich arbeitet es bei allen. Hier unten in den Umkleideräumen ist man allein, nur vereinzelt liegt jemand mit einem Buch in der Hand da, schläft (oder tut wenigstens so) und versucht zu entspannen. Das Alleinsein ist erdrückender als die Spannung, man kann sich selbst so schön in Nervosität hineinsteigern . . .

Gerade kommt die Startnummer 12 an die Reihe, es geht schnell – wahrscheinlich ist es gleich unten wieder schwer, ehe man auch nur annähernd in einen Rhythmus gekommen ist oder die Aufregung durch Konzentration aufs Klettern abschütteln kann. Es ist immer das gleiche. Für jemand, der so schußlig startet wie ich, das Aus. Aber vielleicht läufts mir auch ganz gut, wie vor 2 Wochen im Finale in Martigny . . .

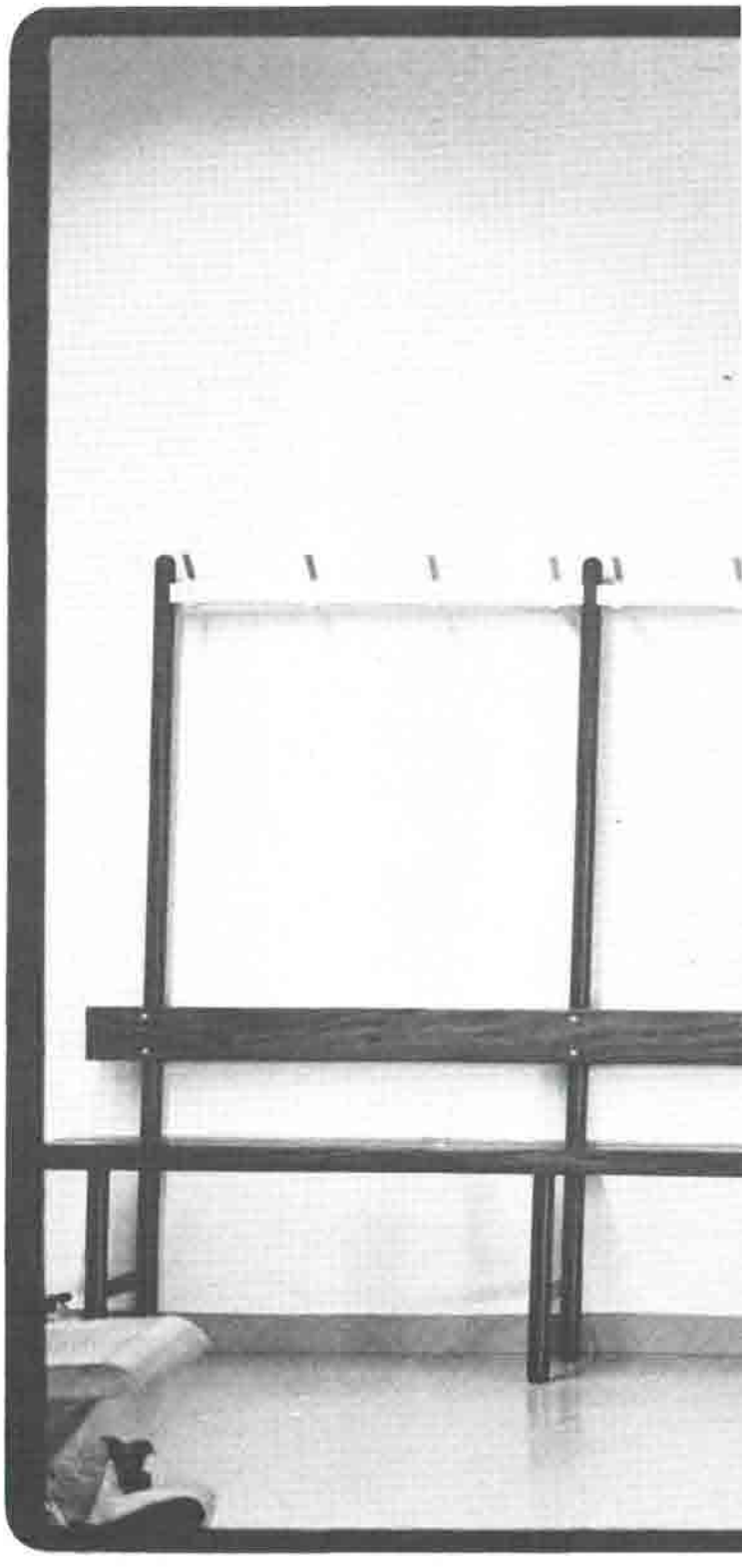
Startnummer 20: ein kurzer Adrenalinstoß und ein flaues Gefühl im Magen – das Warten dauert nicht mehr lange. Bald werde ich mit Nummer 43 allein vor der großen Wand stehen, Angst haben nicht vom Boden wegzukommen oder wieder so aufgeregt sein, daß ich völlig vergesse was Klettern ist. Werde nicht mehr ruhig und konzentriert, vorausschauend, die Kraft einteilend klettern. Kurz und gut, mich sinnlos an die Arme hängen, die Füße ignorieren, unnötig beeindrucken lassen und einen blöden Fehler machen. Aber ich habe ja noch etwas Zeit, mir diese Gedanken auszureden. Ob sich eine Lynn Hill wohl auch mit so Gedanken herumschlägt – ich glaube nicht. Auch Tamara fightet ganz nett mit sich und selbst Gunda und Sigrid kommen sich etwas deplaziert vor . . .

Think positive – positives Denken, wie ich es in den Sportpsychologie-Vorlesungen so oft gehört habe, wäre eigentlich angesagt. Eigenartigerweise kann ich es anderen besser klarmachen als mir selbst. Zu verlieren habe ich eigentlich nichts. Oder doch? Wie heißt es so schön, frau gewinnt immer und sei es nur an Erfahrung. So blöde ist dieser Satz gar nicht! . . .

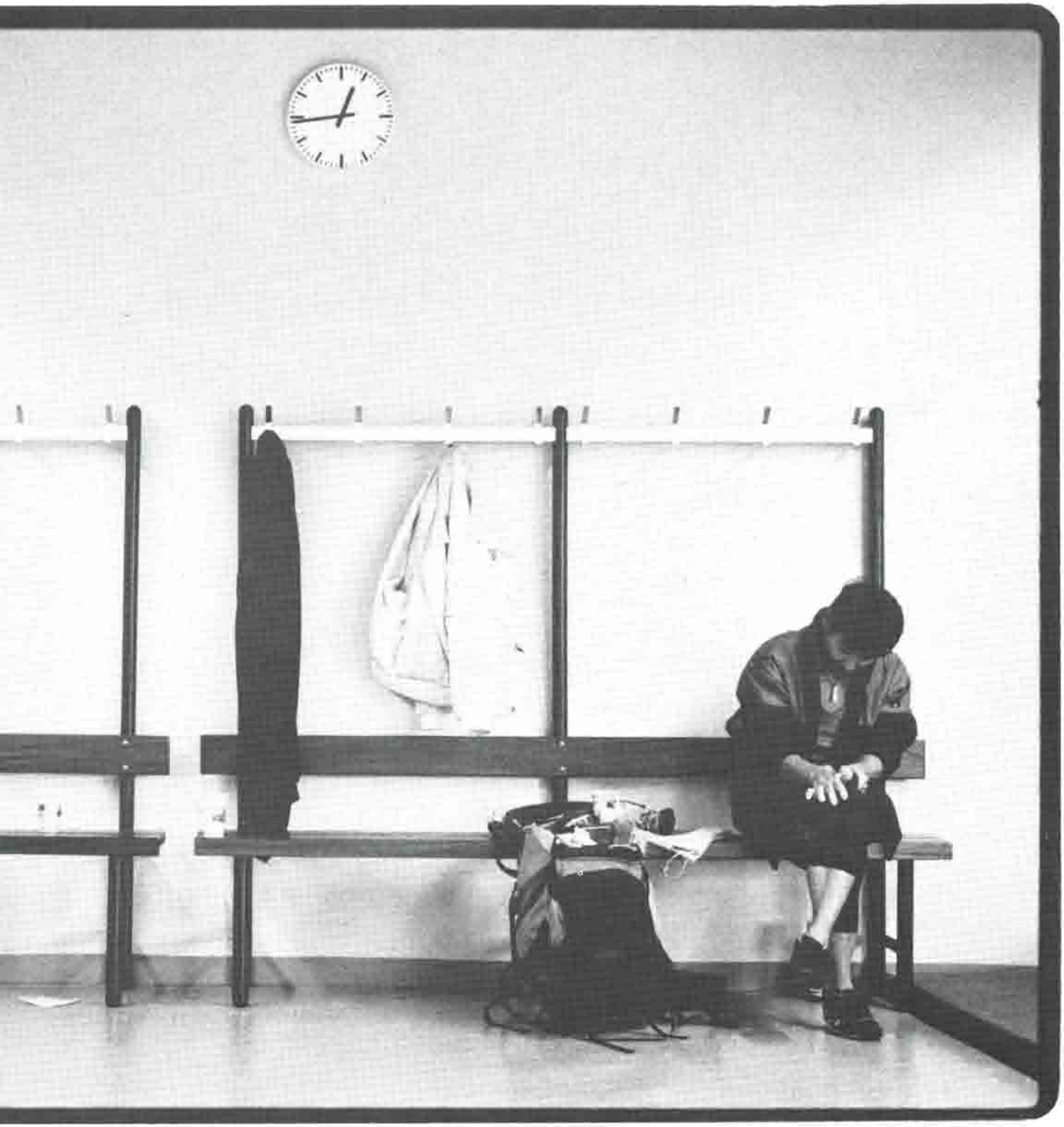
Ich werde etwas bouldern gehen oder Gymnastik machen, vielleicht löst sich die Spannung. Eigentlich wollte ich hier mehr schreiben, in Ruhe an dem Artikel arbeiten, aber meine Gedanken sind so reduziert, fließen immer wieder in verschiedene Richtungen und konzentrieren sich auf eines – bald kommen meine Startnummer und ich an die Reihe . . .

3 Wochen später – Bewältigung eines (Miß-) Erfolgs

Und zum wiederholten Mal nehme ich Anlauf weiterzuschreiben. Meine Teilnahme ging natürlich „völlig in die Hosen", die Erinnerung an die blamable Vorstellung verblaßt allmählich – meine Kletterwelt gerät wieder in die Fugen. Mir fallen immer wieder die Worte eines Teilnehmers in Wien ein: „Nur für 5% wird so etwas ein Erfolg – die restlichen 95% laufen einem Traum hinterher." Viele Teilnehmer, auch ich, wurden aus ihrem Traum jäh herausgerissen. Das Erwachen ist grausam.

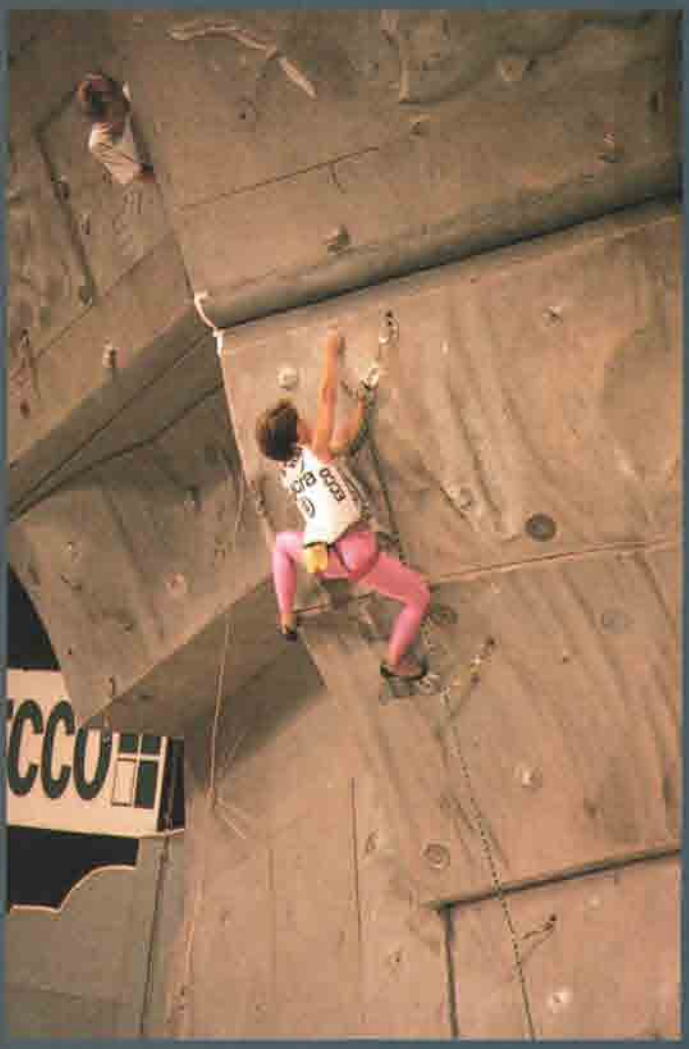


Unten:
Frankencup '89
Die Japanerin
Mie Oshima
wartet
auf ihren Start



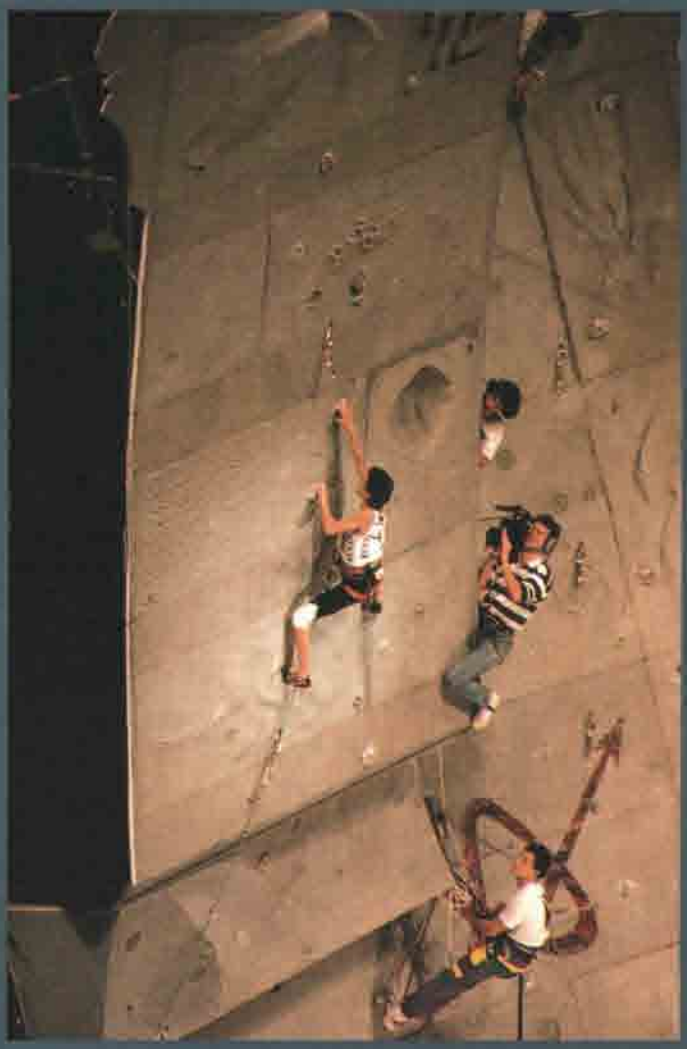
Gegnerin Schwerkraft

Wettkampfszenen



Fotos: Hp. Sigrist

Lynn Hill,
die dominierende
Wettkampfkletterin
der letzten
Jahre...



...und
Nanette Rayboud,
stetig ebenbürtiger
werdende Konkurrentin
Lynn Hills,
beide in Aktion
in Paris-Bercy '90

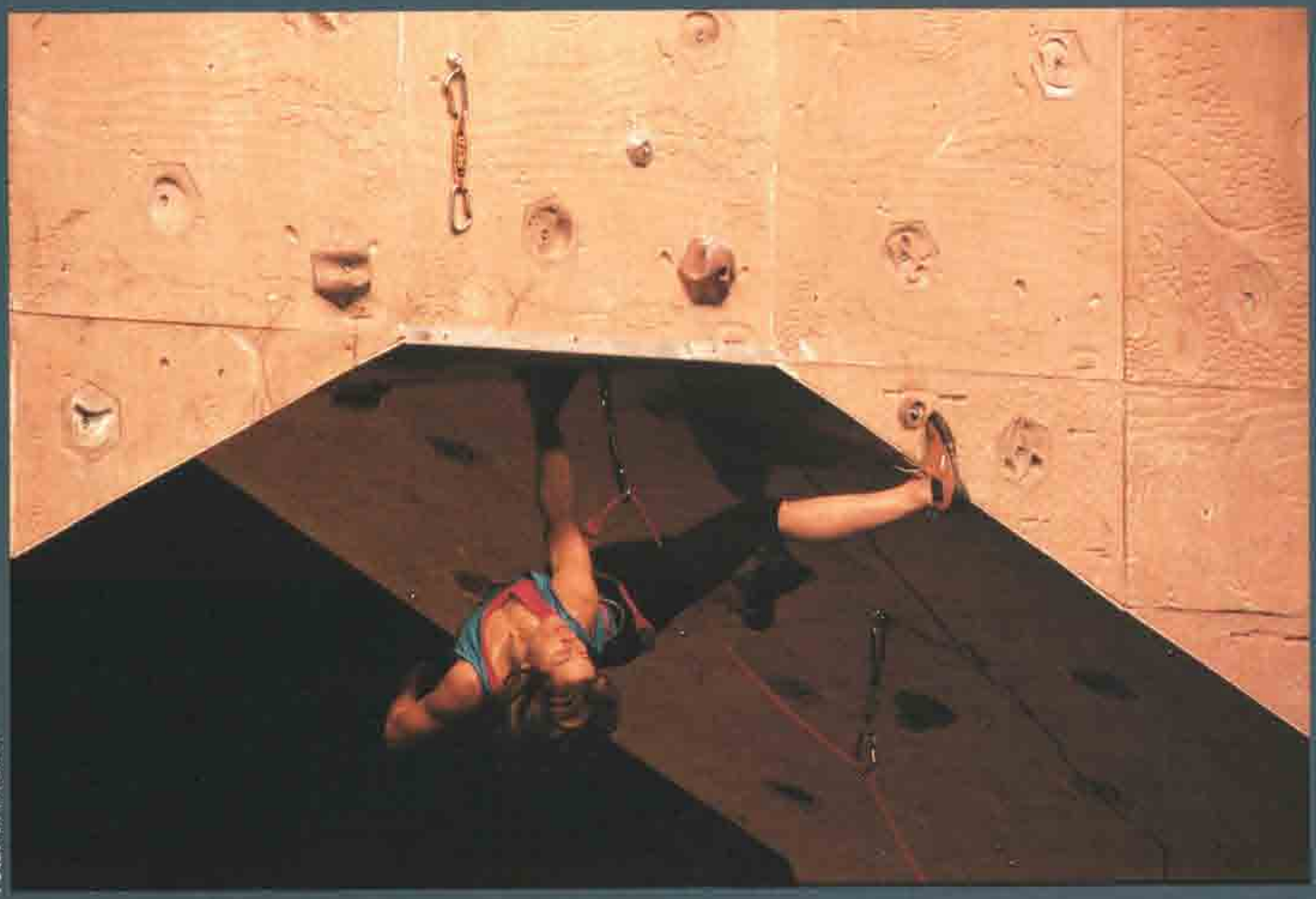
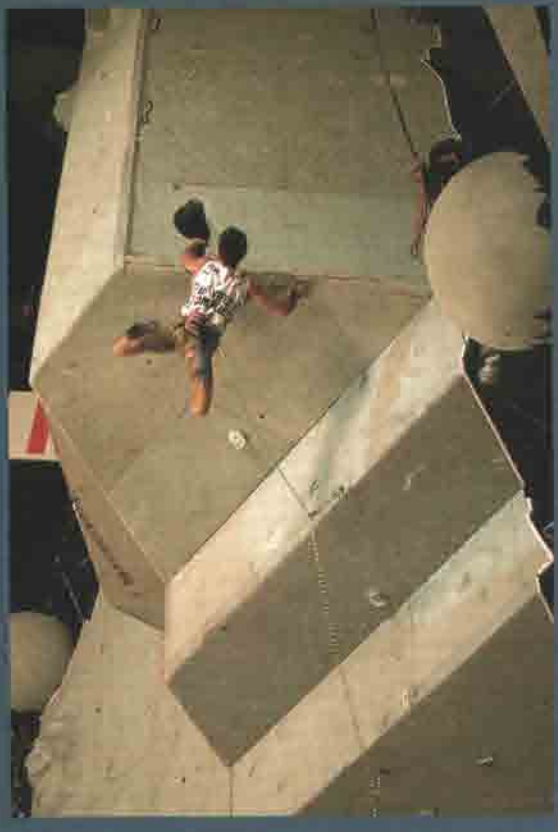


Foto: G. Heidorm



Fotos: Hp. Sigrist

Oben:
Lynn Hill beim Franken-cup '89

Links:
Jean-Baptiste Tribout beim Wettbewerb in Paris-Bercy '90

Die Bewältigung des Mißerfolgs erfolgt verschieden, abhängig vom Stellenwert, den der Wettkampf einnimmt. So unterschiedlich die Voraussetzungen bei den einzelnen auch sein mögen, habe ich doch aus Gesprächen, vor allem in Wien, den Eindruck gewonnen, daß diese Bewältigung in zwei grundsätzlichen Richtungen verläuft, die sich letztendlich wieder treffen.

Die eine Richtung ist das spontane Negieren eines jeden Wettkampfgedankens, die Auflehnung gegen das Leistungsprinzip, den Erfolgszwang und die Erwartungshaltungen. Die emotionale Ebene überlagert die kognitive Ebene; die Enttäuschung schmerzt. Irgendwann löst sich dieser diffuse Zustand wieder auf – es ist eine Frage der Zeit. Die Gefühle und Gedanken wenden sich anderen, vielleicht neuen Zielen zu. Und auf einmal setzt ein eigenartiger Mechanismus ein: die Bewertung des Wettkampfes verändert sich ganz unmerklich. Zuerst vorsichtig „Na ja, so schlecht war ich auch nicht, den anderen ging es nicht besser; es war einfach nicht mein Tag", dann immer rationaler. Das schlechte Ergebnis wird analysiert und es finden sich mehr sachliche Begründungen (die keine Ausreden sein müssen) für das eigene schlechte Abschneiden. Die kognitive Ebene überlagert die emotionale Ebene. Und mit dem scheinbaren Wissen um das „Warum" beginnt das Interesse wieder aufzuflackern. Das Interesse an einer neuen Chance, einem neuen Wettkampf. Vielleicht geht es beim nächsten Mal besser, vielleicht ist die Form besser, vielleicht gehört man zu denjenigen, die Glück haben, vielleicht hat man gelernt . . . Und der Traum der 95% holt einen wieder ein. Der Reiz und die Faszination, die der Wettkampf hat, egal ob auf spielerischem Niveau oder im Profisport, winken wieder. Die Motivation steigt. Wie gesagt, vielleicht das nächste Mal . . .

In der anderen Richtung wird spontaner reagiert und das Positive sofort herangezogen. Die scheinbare „Schuld" am Versagen beeinträchtigt das Selbstwertgefühl in keiner Weise. Die Ursachen für das schlechte Abschneiden werden nicht in mühsamer langwieriger Selbstanalysetätigkeit schließlich doch in äußeren Umständen gefunden, sondern sofort, „die Form hat nicht gestimmt, die Route lag einem überhaupt nicht, die Nervosität war zu hoch . . . ", aber das nächste Mal geht es vielleicht besser. Und auch hier beginnt der Traum der 95% von neuem.
Da die persönliche Betrachtungsweise zumeist von Aktualität geprägt ist, steht diese hier auch im Vordergrund. Meine lautet in diesem speziellen Fall (Miß-) Erfolg. Aber letztendlich lebt der Wettkampf von den Siegern – den Erfolgreichen – wenn auch nur so lang, bis der nächste Wettkampf und neue Erfolgreiche kommen. Nicht zuletzt ist eben doch alles relativ.
Anläßlich eines nationalen Wettkampfes in der Schweiz, bei dem ich als Schiedsrichterin tätig war, machte ich eine für mich interessante Erfahrung: Da das Kletterniveau bei den Herren sehr heterogen war (zwischen 6a und 8b+) und aufgrund der hohen Teilnehmerzahlen die Qualifikationsrouten relativ schwer waren, war für einige das Erfolgserlebnis nicht besonders groß. Meine eigene Enttäuschung und die von Hanspeter (wegen Wien) noch im Nacken, zuckte ich innerlich bei jedem zusammen, der kurz nach Verlassen des Bodens bereits wieder auf selbigem stand. Innerlich verfluchte ich dieses Sch . . . system, bei dem nun einmal nur wenige gewinnen können. Nach einiger Zeit kam einer dieser „Kandidaten" auf mich zu und ich begann schon nach tröstenden, bzw. verteidigenden Worten zu suchen. Er aber lachte mich nur herzlich an und fragte, „wann denn der nächste Wettkampf sei – er wolle unbedingt mitmachen". Und das, nachdem er nur knappe 30 cm vom Boden weggekommen war! Ich dachte, ich höre nicht recht. Auf meine erstaunte Gegenfrage, ob er „denn nicht enttäuscht sei", meinte er nur locker, daß es für ihn ein „tolles Erlebnis" gewesen wäre hier zu sein, „mit all den guten Kletterern gemeinsam starten zu können" und beim nächsten Mal habe er vor, „mindestens 3 m hochzukommen" . . .

Für ihn war es ein Erfolg dabeizusein – der Erfolg eines Sieges war sowieso weit außer Reichweite. Und in seiner Kletterwelt hat sich nicht viel verändert.
Diese Feststellung machen auch viele der sogenannten Erfolgreichen – sind die Freude, die Erleichterung und das Hochgefühl erst einmal verarbeitet, so stellen nicht wenige erstaunt fest, daß sich die Welt kein bißchen verändert hat und beim nächsten Mal alles wieder bei Null beginnen wird. Deshalb können auch sehr leistungsstarke und im Wettkampf erfolgreiche Kletterer und Kletterinnen in Motivationslöcher fallen, aus denen herauszukommen auch nicht besonders leicht ist. Nach einem ersten, vielleicht sogar unerwarteten Erfolg, sind sie dem Zuschauer, der sich gern und schnell mit einem neuen Sieger identifiziert, plötzlich eine Leistungsbestätigung schuldig. Gelingt dies, wird der Druck in der Folge eher noch größer, gelingt dies nicht, gerät man ebenso schnell wieder in Vergessenheit.
In diesen Punkten ist der Wettkampfsport grausam. Auch durch einen wichtigen Sieg verändert sich die Welt eines Kletterers nicht oder nur scheinbar, frau (man) ist höchstens um Erfahrungen reicher. Und unter keinen anderen Aspekten versuche ich deshalb für mich Leistung und Wettkampf zu sehen und zu akzeptieren – als ganz persönliche Erfahrung.

Fachausdrücke:

On-Sight: Unter o.s versteht man das sturzfreie, rotpunktgerechte Begehen einer unbekannten Route im ersten Versuch.
Flash: Unter flash versteht man ebenfalls das sturzfreie und rotpunktgerechte Begehen einer Route im ersten Versuch. Mit dem Unterschied, daß man über Detailinformationen verfügt, oder man bereits jemanden in der Route klettern gesehen hat.

Literatur:

(1) Sikszentmihalyi, Mihaly: Das flow-Erlebnis. 2. Aufl., Stuttgart, Klett-Cotta, 1987, S.108.
(2) s. o. S.116.
(3) s. o. S.103.

Seit Jahren mein Wunsch

Am Seil eines Bergführers auf's Matterhorn

Joachim Steinseifer/Gerd Heidorn (Fotos)

Gut 125 Jahre vor dem Erscheinen dieses Buches, genau am 14. Juli 1865, erreichen der damals 25jährige Edward Whymper und sechs Begleiter als erste Menschen den Gipfel des Matterhorns (4477 m). Vier der sieben stürzen beim Abstieg bekanntlich zu Tode. Luis Trenker, der das Drama verfilmt und in seinem Film selbst die Hauptrolle – nämlich Whympers Konkurrenten im „Kampf ums Matterhorn", Carrell – gespielt hat, stirbt nicht ganz 125 Jahre nach dem Ereignis am 12. April 1990 97jährig in Bozen.

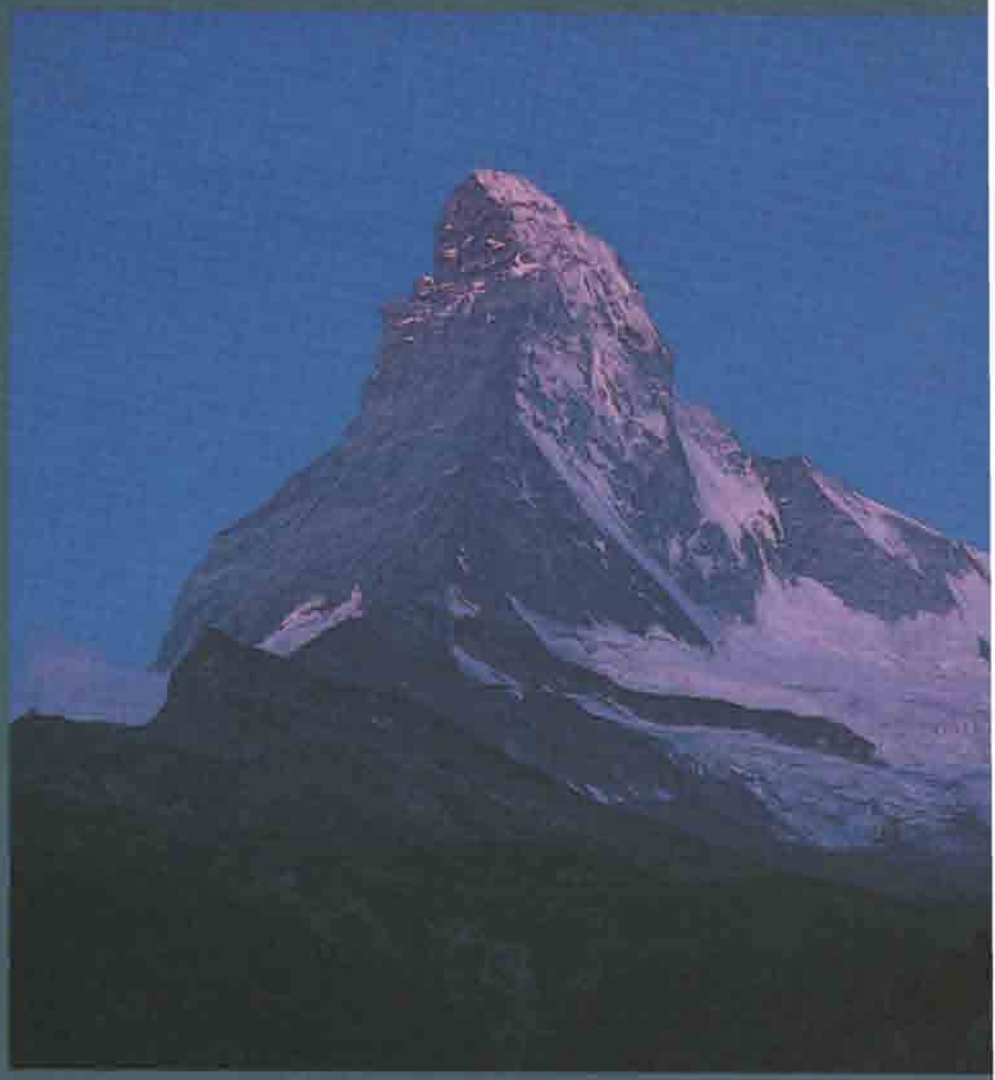
Das Datum der ersten Matterhornbesteigung gilt Chronisten des Alpinismus als Grenzmarke des Wandels vom „Goldenen" ins „Silberne" Zeitalter des Alpinismus: Die wichtigsten Gipfel sind erstiegen, neue Wege auf die Gipfel beanspruchen als Ziel zunehmend das Interesse der Bergsteiger.
Luis Trenker hat bis zuletzt für die breite Öffentlichkeit den Typ des „echten Bergsteigers" verkörpert, und dies unangefochten von vielzähligen und umgreifenden Wandlungen, die seither das Bergsteigen und die Bergsteiger betroffen haben.
Von solchen Wandlungen, wie darüber auch, daß es dieser wegen heute ein einheitlich-unverkennbares Bild „des Bergsteigers" nicht mehr gibt, ist auch in diesem Jahrbuch viel zu lesen. Doch immer noch prägen sie es mit, das so vielgestaltig wie vielfarbig gewordene Gesamtbild des Bergsteigens sowohl als auch „des Bergsteigers" – sie, die Typen, die je einmal einen solchen Wandel bewirkt haben, oder von einem geprägt wurden: Führer, Führertouristen, Führerlose . . .
Sie bilden die Grundierung des Bildes und runden es ab. So wie wir mit dem folgenden Beitrag diesen Themenkreis abrunden wollen: Joachim Steinseifer hat sich einen langgehegten Wunsch erfüllt, ist mit einem Führer aufs Matterhorn gestiegen – über den Weg, den Whymper gewiesen hat. Gerd Heidorn hat als Fotograf eine „Führerpartie" auf diesem Weg begleitet. (d. Red.)

Der Schweiß rinnt mir in breitem Strom den Rücken hinab. Unter dem Rucksack spüre ich das klebende Hemd auf meiner Haut. Zum zweiten Mal quetsche ich das Stirnband aus. Zwischen den Fingern sprudelt mein Schweiß hinab zur Erde.
Der Morgen ist noch jung. Im Frühnebel sind die Kiefern und Lärchen um mich herum nur schemenhaft zu sehen.
Ich steige ziemlich flott den Wanderweg mit seinen steinigen Stufen hinauf.
Jetzt bin ich allein. Hinter mir stieg bis vor ein paar Minuten ein gut trainierter junger Bursche. Dann bog er ab.
Das Herz schlägt mir bis zum Halse. Ich lebe. Es bereitet mir eine ungestüme Freude, den Berg hochzustürmen. Mein Körper ist voll in Aktion. Ich bin so unendlich dankbar, daß ich das kann und darf.

Plötzlich, als ich um die Felsnase biege, steht vor mir eine Herde Bergschafe. Ein starkes Tier mit breiten Hörnern beschnuppert mich. „Guten Morgen", sage ich laut. Zwei, drei drehen sich um und schauen mich an.
Direkt vor mir sperrt der Leithammel den Weg. Er schaut zu mir hoch und mustert mich. „Komm, laß mich vorbei", sage ich zu ihm. Er scheint zu verstehen und gibt den Weg frei. Zum Dank kraule ich ihm die weiche warme Nase.
Nach ein paar Fotos steige ich weiter. Schon ahne ich durch den lichter werdenden Nebel die strahlende Wärme der Sonne. Plötzlich hört das Spiel der Nebelschwaden auf. Ich stehe staunend über den Wolken, die sich zu meinen Füßen wie ein Meer über das Tal ergießen.
Der Himmel über mir ist eigenartig blau. Ein leichter Schleier, den ich nur ahnen kann, bricht das Sonnenlicht in eine nie gesehene Nuance.
Nach einigen Minuten habe ich die Wiesen der Almen hinter mir gelassen. Die Umgebung wird karg und rauh.
Die letzten Sommerblumen am Weg, verlassen stehen sie da. Etwas höher gibt es auch sie nicht mehr.
Bunte Flechten auf Fels und Steinen künden von der Nähe des Herbstes.
Der Weg ist gefährlich. An der Sonnenseite des Berges ist der Neuschnee getaut und der Weg gut begehbar. Die Nordseite, in die ich öfter wechseln muß, ist noch verschneit. Die Steinstufen sind spiegelglatt und haben ihre Tücken. Der gähnende Abgrund droht von unten herauf mit diesiger Schwärze.

Rechts: Das Matterhorn; im Profil links der Furggen-, rechts der Zmuttgrat – dazwischen der Hörnligrat. Rechts desselben die Nord-, links die Ostwand

Unten: Die Solvay-Hütte auf dem Hörnligrat

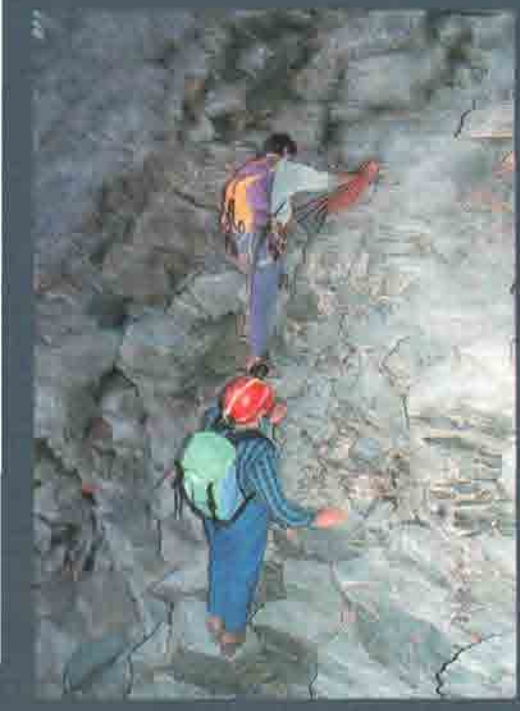


Die Hörnlihütte am Fuß des Hörnligrates

In der Hörnlihütte. – Was wird er bringen, der nächste Tag?

Touristenmagnet weltweit

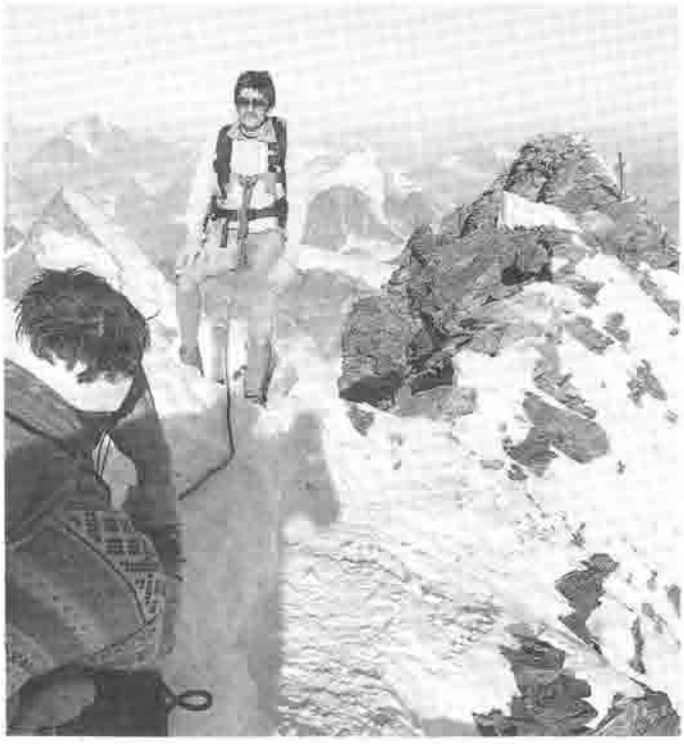
Matterhorn



Links und oben: Nächtlicher Aufbruch, Steigen – in den Tag hinein, gipfelwärts

„Was für ein ‚kleiner' Bergsteiger ich bin"

Ich steige ganz konzentriert höher. Dankbar greife ich nach dem Drahtseil in der Felswand, um mich am Abgrund vorbeizumogeln. Über mir sehe ich die Hütte. Sie steht hart am Grat.
Suchend schaue ich in die finstere Nordwand hinein. Diese Wand, die immer wieder die Besten anzieht. Ich sehe die steilen Eisrinnen, die morschen Felsköpfe und die tief eingegrabenen Spuren der Fels- und Eisstürze. Mir wird bewußt, was für ein „kleiner" Bergsteiger ich bin.
Wieviel Können, Selbstvertrauen und Erfahrungen müssen diejenigen haben, die in diese Wand einsteigen?
Vor acht Wochen war ich schon einmal hier. Damals stürmte ich zusammen mit Beni, einem jungen Bergführer, im Gewitter den ausgesetzten Weg hinauf. „Nur schnell in die Hütte", schrie Beni zwischen zwei Donnerschlägen. Damals sah ich nichts. Alles verschwand im Schneetreiben. Ich hatte Angst.
Heute sehe ich den Berg endlich einmal genau aus der Nähe. Ich versuche einen Weg auf dem zerklüfteten Grat zu finden. Mir ist es unmöglich.
Die mächtige Pyramide des zackigen Riesen imponiert mir. Seit Jahren ist es mein Wunsch, diesen Berg zu besteigen.
Es liegt noch viel Schnee auf den felsigen Stufen. Doch oben, jenseits der Viertausendmetergrenze, scheint der Sturm ganze Arbeit geleistet zu haben. Hier kann ich den Schnee zwar in den Rissen und Kaminen erkennen, die Stufen und Felsköpfe selbst sind blank.
Dann bin ich bei der Hütte.
Ein kalter Wind bläst vom Berg her. Ich suche mir ein sonniges Plätzchen, das einigermaßen windstill liegt.
Während ich mich der Brotzeit zuwende, gehen mir viele Gedanken durch den Kopf. Ich streife die Erlebnisse und Träume der letzten Jahre, die mich mit diesem Berg verbinden.
Drüben auf der anderen Seite stehen in ihrer weißen Pracht Monte Rosa, Lyskamm und Breithorn. Auch dort sind noch schöne Touren zu machen, später!
Meine ganze Konzentration gehört dem nächsten Ziel.
Seit Tagen bin ich schon in der Gegend. Fast zehntausend Höhenmeter auf und ab habe ich in guter Zeit hinter mir.
Ängstlich folgte mein Blick jedem kleinen Wölkchen. Vor drei Tagen kam der große Schlag ins Kontor. Abends gab es ein launisches und unvorhergesehenes Gewitter. Am Berg schneite es. Doch dann hatte der Wettergott ein Einsehen mit mir. Seit gestern schien die Sonne mit einer solchen Stärke, wie es sonst für diese Jahreszeit ungewöhnlich ist. Der Schnee schmolz dahin.
Ich packe meinen Rucksack. Es ist Zeit, abzusteigen.
Die tückische Nordseite verlangt beim Abstieg gute Nerven und einen vorsichtigen Tritt. Ich bin erleichtert, als ich diese Passage hinter mir habe.
An der letzten Steilstufe vor dem großen Plateau begegnen mir zwei junge Bergsteiger. Den einen erkenne ich als Bergführer. Ich grüße und frage ihn: „Wollt ihr morgen hinauf?" „So Gott will", antwortet der erste. Sie gehen vorbei. „Ich gehe übermorgen", meine ich ihnen mitteilen zu müssen, „mit Beni". Sie bleiben stehen. „Mit Beni Perren?" fragt der erste. „Ja", sage ich.



„Bestell ihm einen schönen Gruß!" ruft er im Weitergehen. „Von wem?" rufe ich. „Vom Schranz aus Adelboden!", dann sind sie über die Felskante verschwunden.
Ich nehme mir Zeit. Die Bergbahn fährt erst in einigen Minuten. Die Skifahrer vom Breithorn steigen unterwegs zu. Es wird eng.
Unruhig verbringe ich die Nacht in der Jugendherberge.
Um sechs Uhr bin ich wach. Mein Blick aus dem Fenster beschert mir ein unbeschreibliches Naturereignis.
Die Sonne geht auf. Wie ein übernatürlicher goldener Scheinwerfer tastet sie das zackige Felshorn ab.
Zuerst ist nur der Gipfel in rotgoldene Strahlen getaucht. Dann vollzieht sich von oben herab dieses Schauspiel. Licht fließt hinab über Eisflanken und Felstürme wie flüssiges Gold.
Neben mir zieht sich ein Franzose gerade die Hose an. „Look there", sage ich zu ihm. Vor Staunen läßt er die Hose fahren. „Grandios", sonst bringt er nichts heraus. Dann wühlt er nach seiner Kamera.
Ich fotografiere sogut ich kann. Leider läßt sich die Stimmung nicht mit einfangen. Es dauert etwa fünf Minuten. Dann steht der Berg im vollen, gleißenden Sonnenlicht.
Ein guter Anfang, denke ich.
Nach dem Frühstück verabschiede ich mich von der netten Schweizer Familie, mit der ich am Tisch saß. Das kleine Mädchen kann es immer noch nicht glauben, daß ich Opa auf diesen Berg da klettern will.
Meinen Koffer mit den Reiseutensilien deponiere ich im Schließfach am Bahnhof. Aus dem „Walliser Boten" entnehme ich den letzten Wetterbericht. „Schön", heißt es kurz und lapidar. Die Stunden vergehen langsam. Wenn man wartet, vergehen die Stunden immer langsam.
Mittags rufe ich Beni an. Beni ist nicht da. Um zwei Uhr soll ich nochmal anrufen. Nochmal zwei Stunden Warten.
Die Zeit vertreibe ich mir in der Sonne vor der Jugendherberge zusammen mit einer wißbegierigen japanischen Studentin. Sie fragt mir ein Loch in den Bauch. So gut es geht versuche ich, mit meinem holprigen Englisch Auskunft zu geben.

Links:
Posieren fürs
Gipfelfoto

Wir haben einen richtigen Spaß miteinander. Selten ist mir ein so freundliches Wesen begegnet, intelligent und wohlerzogen. Punkt zwei Uhr stehe ich in der Telefonzelle und wähle Beni's Nummer. Er ist am Apparat. „Ja, es geht", sagt er. „Unten liegt einiges an Schnee, aber oben hat es alles herausgeblasen."
„Ja, das habe ich gestern gesehen", sage ich ihm.
„Warst du gestern oben"? fragte er. „Ja, ich soll dich auch grüßen". „Von wem?" fragt er.
„Vom Schranz aus Adelboden" antworte ich ihm. – Keine Antwort. Ich höre, wie Beni tief Luft holt. „Woher kennst du ihn?" fragt er.
„Ich traf ihn gestern beim Abstieg und sprach ein paar Worte mit ihm. Als ich ihm erzählte, daß ich mit dir gehen würde, bestellte er diesen Gruß bei mir."
„Er ist tot", sagt Beni auf der anderen Seite.
„Was?" sage ich, „das gibt es doch nicht."
„Doch, er ist gestern abend in die Nordwand eingestiegen und wollte nach den Verhältnissen schaun. Dabei ist ein Schneebrett unter ihm abgegangen. Wir haben ihn heute schon mit seinem Freund herausgeholt."
Ich kann es nicht fassen. „Beni, das ist jetzt der fünfte Tote in meiner Geschichte", sage ich ihm.
„Ja" antwortet er, „da macht man sich schon seine Gedanken."
Um zehn Minuten vor vier fahre ich mit der Bahn nach oben. Auf dem Weg zur Hütte ziehe ich mir die Steigeisen an. Beni hat es mir geraten. Es ist ein guter Rat. Die Verhältnisse auf der Nordseite sind sehr gefährlich. Lieber die Steigeisen aufziehen, als sechshundert Meter hinabfliegen.
Kurz vor der Hütte holt mich Beni ein. Jetzt zu dieser Jahreszeit ist die Hütte selbst geschlossen. Wir haben das nebenanliegende Berghotel fast für uns alleine. Ich freue mich über die familiäre Art der Belegschaft und lerne abends in der Küche bei den Führern und der jungen Carmen das Jassen, ein mir bis dahin unbekanntes Kartenspiel.
Wir haben viel Spaß. Ich spiele zusammen mit Hugo gegen Beni und Carmen.
Beim Spiel stellt sich heraus, daß Hugo, der junge Bergführer, ein patenter Kerl, ja ein richtiges Unikum ist. Wir verstehen uns gut.
Hugo geht morgen mit uns. Er hat einen Gast aus Kalifornien. John ist, wie sich später herausstellt, zwar ein ruhiger, aber angenehmer Bergfreund. Die dritte Seilschaft führt Christian. Christian ist ein schlanker, dunkelhaariger Typ und sticht von seinen beiden Führerkameraden, beide blond und hellhäutig, ab.
Er will Johns Frau auf dem Grat führen.
Die jungen Bergführer sind ganz anders, als man sich die Bergführer als Flachländer landläufig vorstellt, so mit Filzhut und Trenkercordhose, langbärtig und derb. Eher wirken sie auf mich wie große Jungen, die letzten Idealisten, denen es wirklich Freude macht, zu führen. Ihren verdienten Stolz merkt man ihnen nicht gleich an. Wenn man aber mit ihnen spricht, wenn das erste Eis gebrochen ist, spürt man ihre Kompetenz, die sich in einem ausgeprägten Selbstbewußtsein äußert. Durch ihre alltägliche Arbeit wie Hochleistungssportler trainiert, verfügen sie über die physischen und psychischen Reserven, die ein guter Führer haben muß.
Dazu kommt bei diesen jungen Männern ein Schuß guten Humors und eine eigene Meinung, die sie freimütig und im Bewußtsein ihres Könnens vertreten.
Nachts um Halbundnochwas klettern die beiden in die Kojen, diese Burschen. Ich schlafe trotzdem gut in dem fast leeren Schlafraum.

Werde ich es schaffen?

Um punkt vier Uhr früh rumpelt die Kammertür, aufstehen!
Ich ziehe mich an und falte die Schlafdecken.
Unten wartet ein karges Bergsteigerfrühstück auf uns. Die Stimmung ist angespannt. „Werde ich es schaffen? Wie wird das Wetter? Wie wird es mit der Höhe?" Ich weiß, daß ich zwar trainiert, aber nicht gut akklimatisiert bin.
Brust- und Sitzgurt werden angelegt. Beni bindet mich ein, so ganz anders, als ich es beim Alpenverein gelernt habe.
„Vier Knüpfe müssen außen drauf", sagt er zu mir. Er muß es ja wissen, schließlich ist er der Profi.
Im Rucksack ist nur das Nötigste, deshalb spüre ich ihn kaum.
Vor der Hütte empfängt uns tiefdunkle Nacht. Am schwarzen Himmel sehe ich die ganze Pracht des Sternenmeeres, wie es nur eine klare Septembernacht hervorzaubern kann.
Wir gehen hinauf zum Einstieg. Nach fünf Minuten stehen wir vor den leicht vereisten Stufen.
Der Einstieg zum Grat ist nicht ganz leicht.
Beni steigt vor. Ich präge mir Tritte und Griffe ein. „Warten", sagt er zu mir. Als er festen Stand hat, kann ich nachklettern.
Meine Stirnlampe flackert. „Verflucht, das hat mir noch gefehlt, ein Wackelkontakt". Mehrmals schlage ich mit der Hand gegen die Lampe. Entweder sie gibt den Geist ganz auf oder sie besinnt sich. Es klappt.
Hinter den milchigen Punkten der Lampen folgen wir schweigend durch die beiden Couloirs. Ringsum ist alles still.
Das Knirschen unserer Bergstiefel, das Schlurfen und Scheuern klingt in dieser Stille unerlaubt laut und herausfordernd. Ich komme nicht in den Rhythmus des gleichmäßigen Steigens. Die Stufen und Tritte sind immer einige Zentimeter zu hoch. „Wenn ich doch nur ein wenig längere Beine hätte."
Ich stolpere vor mich hin und brauche viel zuviel Kraft.
Dazu kommt die nervliche Anspannung auf den teils überfrorenen Köpfen und Rinnen.
Nach einer Weile kommt die Erlösung. Beni hat sich die Sache mit angesehen. „Joachim, du gehst wie ein Jojo! Du brauchst viel zuviel Kraft. So kommst du nicht hoch!"
Das hat gesessen. Ich komme zu mir. „Der Junge hat ja recht", denke ich bei mir, „du gehst wirklich wie eine Wildsau."
Ich reiße mich zusammen und zwinge mich zur Konzentration. Dabei versuche ich, meine Tritte mit gleichmäßigem Druck und stetig steigend zu setzen.
Zu meiner Überraschung geht es gut. Mein keuchender Atem beruhigt sich. Der ganze Körper stellt sich um. Trotzdem strengt

Links:
Am Matterhorn-
Hörnligrat

mich die Kletterei an. Ich bin zwar gut trainiert, spüre aber die Höhe doch mehr, als ich erwartet habe.
Hinter uns färbt sich der Himmel violett. Zwischen den Wolkenstreifen deutet sich der bald bevorstehende Sonnenaufgang an. Seit einer Stunde steigen wir. Ich spüre, wie mein ganzer Körper langsam gleichmäßig warm wird.
„Gleich geht es dir besser", denke ich.
Die Felsen über uns, der gefrorene Schnee, färben sich rötlich. Ich erkenne die Tritte nun schon ohne den Lichtpunkt der Stirnlampe. Schnell schieße ich ein Foto. Beni knurrt. Er möchte schnell hochkommen, das Fotografieren kostet Zeit. Ich nehme es ihm nicht übel. Schließlich ist das hier für ihn Routine. „Irgendwann", denke ich, „wird auch der liebe Beni wissen, wie wichtig mir diese Fotos sind."
„Die Stirnlampen brauchen wir nicht mehr", höre ich ihn sagen. Beni versteckt sie in einer kleinen Nische. „Wenn wir herunterkommen, nehmen wir sie mit", bemerkt er dazu.
Es wird heller. Vom Grat herab fließen die Strahlen der Sonne und erreichen auch uns bald.
Hugo und John klettern an uns vorbei. „Wenn ich doch nur solch lange Beine wie John hätte", schießt es mir durch den Kopf. Dabei sehe ich, daß auch John seine Mühe hat und heftig nach Luft schnappt.
Vorwitzig schaut die Solvayhütte über der Moseleyplatte hervor. Gleich gibt es eine kurze Rast, von Hugo angekündigt.
„Mein Gott, sind die Burschen fit. Sie pfeifen, unterhalten sich und machen Konversation", sinniere ich mit mir, „wie wenn sie auf einem Spaziergang wären." Mir geht es erträglich. Trotzdem belastet mich die Tour nervlich mehr als erwartet. Ich kann die Gedanken an meinen Bergfreund nicht loswerden, der vor zwei Jahren hier tödlich abstürzte.
Doch für's Philosophieren ist jetzt keine Zeit.
Die Moseleyplatte macht mir keine Schwierigkeiten.
Dann sitzen wir auch schon in der Solvayhütte und rasten. Ein Schluck aus der Flasche. Ein Stück Schokolade. Ein paar Worte. „Wie geht es", fragt Beni. „Gut", antworte ich. Ich regeneriere schnell.
Nach zehn Minuten geht es weiter. Wir steigen vor.
Ich habe den Eindruck, daß es mir mit zunehmender Höhe immer besser geht. „Ist das schon die Euphorie des Erfolges?"
„Nur nicht hoffärtig werden, noch bist du nicht oben."
„Jetzt brauchen wir die Steigeisen", höre ich Beni sagen. Eigentlich hatte ich mich schon gewundert, daß wir sie nicht eher brauchten. Ich bin überrascht, wie wenig Schnee hier oben über der Viertausendmetergrenze liegt.
Damit bestätigt sich wieder einmal, daß die Bergführer „ihren" Berg doch noch am besten kennen.
Wie hatte Beni vorgestern gesagt: „Über der Solvayhütte hat es alles hinausgeblasen."
Mittlerweile bereue ich das Geld für den Bergführer schon längst nicht mehr.
Ich sehe die Felspassagen, die schwierige Führe und die abgrundtiefen Abstürze der Nord- und Ostwand auf beiden Seiten. Nun verstehe ich, daß sich immer wieder so viele Bergsteiger an diesem Berg versteigen und tragisch enden.
Wer nicht ein sicherer Kletterer mit einem Gespür für die Route ist, handelt nach meiner Erkenntnis unglaublich leichtsinnig, wenn er sich ohne einen erfahrenen Führer hier heraufwagt.
Da sitzen plötzlich halb erfroren vier Gestalten in einer Felsnische. Es sind Engländer, die am vorigen Tag ihr Können überschätzt hatten. Eine eiskalte Biwaknacht zählt nun zu ihren unvergeßlichen Erlebnissen am Matterhorn.
Das „eiserne" Gebot von Warten und Gehen habe ich vor einer Minute verletzt. Beni „scheißt" mich an. Zu Recht. Ich entschuldige mich. Das darf einfach nicht passieren.
Das Matterhorn verzeiht keine Fehler. Hier gilt die absolute Disziplin. Wenn ich hinten falle, während wir zusammen gehen, stürzen wir beide unweigerlich ab.
„Reiß dich zusammen", sage ich mir.
„Gleich wird es ernst, dann kommen die Fixseile", sagt Beni von oben herab.
„Ein guter Bergführer", denke ich, „er bereitet mich psychologisch auf diese schwierige Stelle vor."
Die ersten Seilpassagen sind noch verhältnismäßig harmlos. Wir steigen weiter und kommen kurz über der Schulter nach rechts in die Nordwand.
Über uns, kurz vor dem Dach, kommen die senkrechten Aufschwünge. Hier hängen die Seile, die es in sich haben. Die einzelnen Stücke sind etwa dreißig bis fünfzig Meter lang und hängen senkrecht an den Felsen herab.
Der fast grifflose Fels sprüht Funken, wenn ich mit den Steigeisen einen Tritt verfehle.
Ich quäle mich den ersten Aufschwung hinauf. Meine Pumpe läuft auf höchsten Touren. Am Ende des Seiles darf ich kurz warten. Beni steigt die nächste Länge vor.
Gut, daß sich mein Körper immer wieder schnell erholt.
„Nachkommen", höre ich von oben. Ich steige nach oben gipfelwärts.
„Das hast du aber gut gemacht." „War das etwa ein Lob von Beni?" Ich bin unheimlich stolz und überrascht.
„Gleich sind wir oben, wir schaffen das schon", kommentiert er weiter. „Geht es gut?"
Ich glaube, er hat mir das nicht so recht zugetraut. Allerdings kennt er mich ja auch nicht mit meinem sturen Kopf und meinem verbissenen Willen. Ich kann schon ein ganz schön zäher Hund sein.

Die Welt unter uns, unglaublich

Die Fixseile lassen wir hinter uns.
Im Firn des Daches haben unsere Vorgänger ihre Steigspuren hinterlassen. Ich konzentriere mich auf die stufenartigen Tritte. „Noch zehn Meter und dann noch zehn und nochmal zehn" denke ich.
Plötzlich sagt Beni über mir: „So, Joachim, höher geht es nicht mehr, wir sind oben."
Ich kann es nicht fassen. Es geht tatsächlich nicht mehr höher. Etwas weiter sehe ich das italienische Gipfelkreuz. Wir sind oben.

Wir stehen auf dem messerscharfen Gipfelgrat und haben die Welt unter uns, unglaublich.
Mich ergreift wieder dieses unbeschreibliche Gefühl. Die Worte fehlen mir. Mein Hals wird eng und ich kann meinen Tränen keinen Einhalt gebieten.
Hugo und John kommen herauf. Wir vier reichen uns die Hände. Ich bin so dankbar und stammele ein kurzes Gebet.
Ein knallroter Hubschrauber fliegt vorbei, voll winkender Menschen. Wir winken zurück.
Was wäre solch ein Gipfel ohne die Fotos. Wir machen alle gleich doppelt, weil John seinen Fotoapparat vergessen hat.
Christian ist mit Johns Frau über der Solvayhütte umgekehrt. Sie wollte nicht weiter. Es war ihr zu gefährlich.
So sitzen wir zu viert kurz unterhalb des Gipfels auf einem tischgroßen Platz im hartgefrorenen Firn und rasten.
Angenehm warm scheint die Sonne. Der Wind, der von Nordwest heranweht, wird durch den Berg von uns abgehalten. Trotzdem ziehe ich mir den Anorak über.
Nach einer Viertelstunde mahnen die Führer zum Aufbruch.
Es ist gut, daß ich so spät im Jahr am Matterhorn bin. Im Sommer stürmen oft hunderte von Bergsteigern mit und ohne Führer über den Grat. Sie treten sich gegenseitig die Steine auf den Kopf und nehmen sich gegenseitig die Freude an diesem Erlebnis.
Schon in der Hütte liegen sie wie die Heringe zusammen und hasten in den frühen Stunden im Wettlauf zum Einstieg. Dann stehen sie vor den Kletterpassagen in Schlangen und warten auf die Freigabe der Route.
Weiter oben kollidieren die ersten Absteiger mit den Aufsteigern. Steine prasseln und fliegen umher.
„Kommst' im September wieder", hatte Beni gesagt. „Dann brauchst du keinen Helm, weil keiner dir die Steine auf den Kopf tritt. Dann sind wir hier fast alleine am Berg." Recht hatte er. Beni ist ein guter Bergführer.

Aber noch sind wir nicht unten.
Der Abstieg am Matterhorn hat es in sich. „Warten", „gehen", „links", „rechts", „warten", „gehen". Es ist ein Geduldsspiel mit hoher Konzentration.
Ich spüre die Müdigkeit in den Knochen. „Reiß dich zusammen", denke ich.
Wir überklettern schroffe Türme und ich blicke respektvoll hinab. „Es ist besser, ich blicke nur dorthin, wo der nächste Tritt ist", beschließe ich.

Der Abstieg kommt mir viel länger vor als das Aufsteigen.
Hugo ruft von unten: „Solvay nächste Rast!" Bis dahin ist es noch eine gute halbe Stunde. Wir sitzen auf der dicken Bohle, die als Bank dient und machen Brotzeit. Es ist kurz vor 12.00 Uhr. John gibt mir einen Schluck aus seiner Flasche mit Wasser. Beni bekommt meine letzte Schokolade. Dafür gibt mir Hugo von seiner die letzte Rippe. Wir verstehen uns.
Ich sage den beiden, daß fünfhundertzwanzig Franken nicht zuviel sind für die Arbeit, die sie mit uns haben und für die Verantwortung.

Wir reden und sinnieren über das Bergführerdasein und über den angeblich schlechten Ruf, den die Zermatter Führer haben. Beni erklärt mir, woher das kommt.
„Weißt du, wir kennen den Weg und alle Kniffe hier, wenn wir dann an den Leuten vorbeisteigen, die der Sache nicht gewachsen sind und ohne Führer herumklettern, werden sie sauer und schimpfen auf uns. Sag selbst, sollen wir etwa warten, dann kommen wir nie zum Gipfel."
Ich stelle fest, daß er recht hat.
„Schreib das in deinem Bericht" sagt er. Ich verspreche es ihm.
„Und dann mit der Führergebühr: Oft können wir nur fünfmal im Monat gehen, manchmal mehr, manchmal garnicht. Ein guter Mann im Büro verdient sechstausend Franken. Was haben wir im Durchschnitt? Und im Winter?"
Ich stelle fest, er hat wieder recht.
Aufbruch, wir steigen weiter.
Plötzlich hänge ich bei Beni im Seil. Mit den hinteren Zacken eines Steigeisens bleibe ich an einer Stufe hängen. Bevor ich noch vornüberstürzen kann, hat er mich stramm im Seil.
Unter mir liegen noch etwa fünfhundert Meter der Ostwand, gnadenlose Tiefe.
Wiederholt seilen wir an den ausgesetzten Stellen ab. Unendlich langsam kommt die Hörnlihütte näher. Ich bin kurz vor dem Verdursten.
Die Beine sind einfach zu kurz. Oft läßt sich ein leichtes Springen nicht vermeiden.
„Du sollst nicht springen", kommt es dann von oben. Ich weiß, daß es sehr gefährlich ist.
Nach neun Stunden stehe ich unter dem Ausstieg auf dem blanken Eis und binde mich aus dem Seil.
Wir sind unten.
Noch ein paar Schritte über den Firnsattel und die Hütte liegt vor uns.
Erst muß ich mir einen ganzen Liter Wasser hineinschütten. Wir begrüßen uns mit gelösten Worten.
Ein riesiger Teller mit Spaghetti steht vor mir, die Nudeln unter einem Mordsberg Bolognese begraben.
So richtig glücklich bin ich eigentlich nicht.
Jahrelang habe ich mich mit diesem Berg beschäftigt. Unglaublich, daß ich vor wenigen Stunden auf seinem Gipfel stand. Es ging alles so schnell.
Wir steigen ab und fahren mit der Seilbahn ins Tal.

Bis in die Dunkelheit sitze ich vor der Jugendherberge und schaue hinauf zu dem stolzen Berg, um den sich wieder einmal die Abendwolken raufen.
Tiefe Dankbarkeit durchströmt mich. Mein jahrelanger Traum wurde wahr. Glauben kann ich es immer noch nicht. Stand ich wirklich dort oben auf dem Gipfel?
Ich ziehe mir die Bettdecke über die Nase. Sie hat einen rotweiß-karierten Bezug mit internationalem Geruch.
Bevor ich einschlafe, stelle ich nocheinmal fest, daß ich recht, recht zufrieden sein kann.
Am nächsten Tag geht es Richtung Norden.
Ich freue mich auf zu Hause.

„Es ist alles so schön bunt hier..."

Wahrnehmungen und Rückblenden eines lange Abwesenden

Martin Lutterjohann

Zwei waagerechte Kerben hieb der Führer mit seinem Parang in den Stamm. Dann stieg er schnellen Schrittes weiter über den steilen Hang in Richtung auf unser Tagesziel, immer pfeilgerade aufwärts. Für seine fünfzig Jahre – auf dieses Alter schätzte ich ihn – vermochte er ein enormes Tempo vorzulegen. Ich bin nicht gerade langsam am Berg. Die 2200 Höhenmeter zum Gipfel des Kinabalu schaffte ich im Auf- und Abstieg in vier Stunden. Doch hier konnte ich Usuk, den ich gestern Abend im Langhaus Pa'Lungan angeheuert hatte, nur unter Keuchen folgen. Zum Glück machte er dann alle halbe Stunde eine Zigarettenpause, während der ich auf- und davonziehen könnte. Aber wohin? Nur mit Phantasie war eine Wegspur auszumachen. Die mochte genausogut von Wildschweinen, die die Kelabit so gern jagen, stammen.

Seit ich vor über dreißig Jahren beschlossen hatte, Bergsteiger zu werden, hatte ich keinen Führer mehr engagiert. Damals war ich mit meinem Vater am Seil eines alten, routinierten Bergführers auf den Dachstein gestiegen. Nun eilte ich erneut einem Führer, der einige Jahre älter war als ich, hinterher. Doch der Altersabstand hatte sich merklich verringert. Damals waren es fünfzig, jetzt gerade fünf Jahre.

Kein Seil verband uns. Dennoch war ich froh, Usuk, den Jäger, dabeizuhaben. Mit welcher Sicherheit er selbst dort ohne Zögern entlangging, wo ich nicht einmal mehr Wegspuren wahrnehmen konnte, darüber war ich immer wieder erstaunt. Ich versuchte mich in die Lage des Vorausgehenden hineinzuversetzen, die Spuren durch den Bergurwald lesen zu lernen. Ich wußte inzwischen, daß junge Zweige nicht von allein knicken. Und die mit dem Haumesser geschlagenen Kerben gaben stets an, wieviele Personen an diesem Baum entlanggegangen waren. Frische Kerben verrieten, daß das erst kurze Zeit her war. Aber woher sollte ich wissen, wohin die Spuren führten?

Wir waren unterwegs zum Gunung Murud, dem mit 2438 m höchsten Berg Sarawaks, auf dem Rückgrat der Insel Borneo. Die Flechten, die von den Ästen herunterhingen, verrieten uns, daß wir die Zone des Nebelwaldes erreicht hatten. Zielsicher hielt sich Usuk nach links. Da war er, der aus dünnen Stämmen mit Rattanstreifen zusammengebundene einfache Unterstand, wie ihn auch die Punan auf ihren Wanderungen verwenden: Ein Lattenrost, etwa zwanzig, dreißig Zentimeter über dem Boden, dient als Schlaflager. Davor liegt die Feuerstelle, das alles ist mit einem Dach aus Palmwedeln geschützt. Allein die gelben Blätter machten den Unterstand vor den umgebenden Grünschattierungen erkenntlich.

Usuk, der lediglich mit weißen Shorts, einem T-Shirt und Plastikschuhen ohne Socken bekleidet war, nahm seinen geflochtenen Rucksack, der eher einer Kiepe ähnelte, ab und machte sich an die Vorbereitungen fürs Abendessen. Auf dem frisch entfachten Feuer kochte er einen großen Topf Reis, der für sechs Personen gereicht hätte. Dabei hatten mir die gastfreundlichen Leute im Langhaus noch einige Portionen gekochten Reis, der in Bananenblätter gewickelt war, für die Tour mitgegeben. Voller Stolz zog ich eine Dose Frühstücksfleisch aus meinem Rucksack. Ob er soetwas Gutes schon gekostet hatte?

Großzügig reichte ich ihm ein, zwei am Holzspieß geröstete Scheiben, die er wie selbstverständlich annahm. Seine Revanche folgte wenig später: ein Brocken schwarzgeräucherten Wildschweinfleisches . . .

Bunte Welt des Arco-Freeclimbing-Center

Fast genau ein Jahr später in Arco. Seit meiner Abreise vor mehr als zwei Jahren nach Südostasien hat sich einiges verändert. Ich befinde mich jetzt im Freeclimbing-Center. Immerhin noch kostenlos. Auf Übersichtstafeln sind die Colodri-Routen mit ihren Schwierigkeiten eingezeichnet. Für uns Kletterer gibt es jetzt Hangelleitern und andere Turngeräte zur Förderung der Rückentwicklung zu Affen. Robert, der Spezl vom Chiemsee, kommt gerade mit seinem Farbtopf zurück. Er hat den ersten inoffiziellen Boulder-Parcours zusammengestellt, einen leichten (mit Kletterstellen bis 6+), wie er meint. Am nächsten Morgen darf ich eine der frühen zusammenhängenden Begehungen der 30 gelb numerierten Kletterstellen machen. Etwas uneinheitlich, teils zu kurz und zu leicht, teils zu schwer, finde ich, aber von der Idee her ausbaufähig.

Das hohe Rohrgestell, an dem die Platten für den jährlichen Wettkampf um den Rockmaster-Titel angebracht werden, steht noch auf dem Schulhof. Also sind sie jetzt auch in Arco vom Fels abgerückt. Es sei immer schwieriger geworden, neue Routen zu

finden, die dann auch noch ohne Umweltschäden Platz für genügend Zuschauer bieten, hieß es. In dieser Beziehung war ja Kritik laut geworden. Ich hatte davon irgendwo gehört.
Einer der „unseren", Stefan Glowacz, trägt den Titel „Rockmaster = inoffizieller Weltmeister", erklettert hier in Arco. Wettkampfklettern wird also doch nicht von den Besten boykottiert, wie es einige Jahre zuvor noch den Anschein hatte. Die Ergebnisliste der Erstplazierten bei allen großen Wettkämpfen liest sich wie ein „Who's who?" der Spitzenkletterer. Einige Namen fehlen: John Bachar und andere Amerikaner. Scheuen sie den Vergleich? Immerhin, Lynn Hill führt unangefochten bei den Frauen. Insgesamt dominieren die Franzosen. Von dort stammt schließlich das Know-how der heutigen künstlichen Kletterwände. Wettkampfklettern ist in Frankreich, soweit ich weiß, regelmäßig ein Medienereignis.
Im Rhônetal, nicht weit von den Kernkraftwerken von Pierrelatte, stehen auf jeder Seite bis zu zehn Meter hohe Kletterwände zum Üben für das Publikum bereit. Einige haben ihr Seil dabei. Doch meist ist die Kletterei leicht, kindgerecht. Spielerische Nachwuchsförderung auf französisch . . .
Die Basis der Sportkletterer wird immer breiter. Der Schwierigkeitsgrad VI+ war lange Zeit Endpunkt der Sehnsucht der Extremen; heute ist er der Einstiegsgrad für ambitionierte Kletterer. Zum Outfit gehört inzwischen die knallbunte Gymnastikhose, wie ich mich überall in den Gemäuern und an den Blöcken von Arco und anderswo vergewissern kann. Überhaupt, die Kleidung und Ausrüstung. Immer wieder geht mir Nina Hagens Schlagerzeile durch den Kopf: „Es ist alles so schön bunt hier." Gemünzt war sie auf den Blick der Ossis aus grauem Alltag in unsere Glitzerwelt via Mattscheibe. Die Revolution in der alpinen Kleidermode deutete sich allerdings schon seit Jahren an. Doch der Blick in die Kataloge der großen Sporthäuser war es, der mich vollends verblüffte und verwirrte. Diese teuren Kataloge, die in einem Sporthaus nunmehr persönlich in einem der obersten Stockwerke abgeholt werden müssen, zeigten mir einen Teil der ungeheuren Wahlmöglichkeiten auf, die die Akteure der 90er Jahre haben, wenn sie sich Bekleidung und Ausrüstung für ihre Sportarten zusammenstellen.
Aus dem Überfluß geboren, gerät der Genuß der Wahl zur Qual. Und die Preise! Kein Zweifel, was da angeboten wird, ist zumeist Top-Qualität, entspringt dem neuesten Stand der Technik und Erkenntnisse, aber selbst für solch einen natürlichen Sport wie Laufen kann ich heute locker einen halben Tausender für ein Paar Laufschuhe, Socken, Hose, Hemd und einige weitere Kleinigkeiten anlegen.
Für einen leichten Kletterschuh, der auch bei mir gerade eine Saison halten würde, sollte ich schon zwei Hunderter lockermachen, wobei sich die Grundausrüstung für Sportkletterer kostenmäßig noch in Grenzen hält. Aber wie soll ich mich mit der gebotenen Auswahl zurechtfinden? Einen Kletterschuh zu kaufen, das war einmal sehr einfach, es gab da vielleicht ein halbes Dutzend zur Auswahl. Das bietet heute schon ein einziger Hersteller. Und so geht es weiter. Die Sitzgurte sehen gut aus, überzeugen. Aber wieder muß ich bei jedem Hersteller zwischen mehreren Modellen wählen.
Welche Auswahl an Karabinern, Klemmkeilen, Friends und verwandten Klemmgeräten, an Eiswerkzeugen, Seilen, und, und, und . . .! Eigentlich herrlich – solange der Geldbeutel mitmacht. Leider ist aber auch das Verkaufspersonal nach meinen Erfahrungen mit der Auswahl überfordert, zumal jede der neuentstandenen Sportarten wie Mountainbiking, Rafting, Snowboarding, Gleitschirmfliegen auf das heftigste von der Ausrüstungsindustrie unterstützt wird.
Es ist deutlich geworden: wir liegen im Trend und wir folgen ihm. Als Schüler fuhr ich biswellen im Zug zu den Kletterfelsen meiner norddeutschen Heimat. Mit Bundhose und -strümpfen, kariertem Hemd und Anorak bekleidet, mit den klobigen Bergschuhen an den Füßen und dem jagdmelierten Rucksack war ich ein (etwas seltsamer) Wandervogel, der zu den Außenseitern zählte. Selbst beim Joggen (das Wort existierte damals noch nicht in unserer Sprache) durch die Straßen waren mir witzig gemeinte Anfeuerungsrufe sicher.

Gefährdete Natur

Heute werden bei uns immer mehr Klettergebiete gesperrt, weil . . ja weil . . . wir zu viele geworden sind. Aber diese Erklärung deckt sicher nur einen Teil der Wahrheit ab, die komplexer sein muß als es den Anschein hat.
Ich habe mich in der Vergangenheit nie mit der Thematik intensiv auseinandersetzen müssen, weil mir bis vor wenigen Jahren die Klettergebiete persönlich ziemlich egal waren, da ich mein Bergsteigen fast ausschließlich aufs „große Gebirge" ausgerichtet hatte, seit ich nach der Schule die heimatlichen Klettergärten mit den Alpen vertauscht hatte. Mir erschien es jedoch immer paradox, daß wir Kletterer, die zusammen mit den Wanderern mit die einzigen Naturnützer aus „Spaß an der Freude" und – durchaus – Liebe zur Natur waren, plötzlich zu Gegnern der Naturschützer geworden sein sollten. Lag es an der fehlenden Lobby oder der beliebten Strategie, die „Kleinen zu hängen", während die großen Umweltsünder laufengelassen werden? Kletterverbote zum Ablenken oder als Alibi für Maßnahmen gegen die im großen Stil Schuldigen? Straßen- und Pistenbau, Hubschrauber- und Tiefflüge, usw. sind Schlagworte, die mir dazu einfallen. Und das absurde Beispiel von dem aufgelassenen Steinbruch, der liebevoll zum Klettern hergerichtet wurde und nun gesperrt werden sollte – wegen ein paar dort heimisch gewordener Pflanzen, die sich sicher auch so schützen lassen.

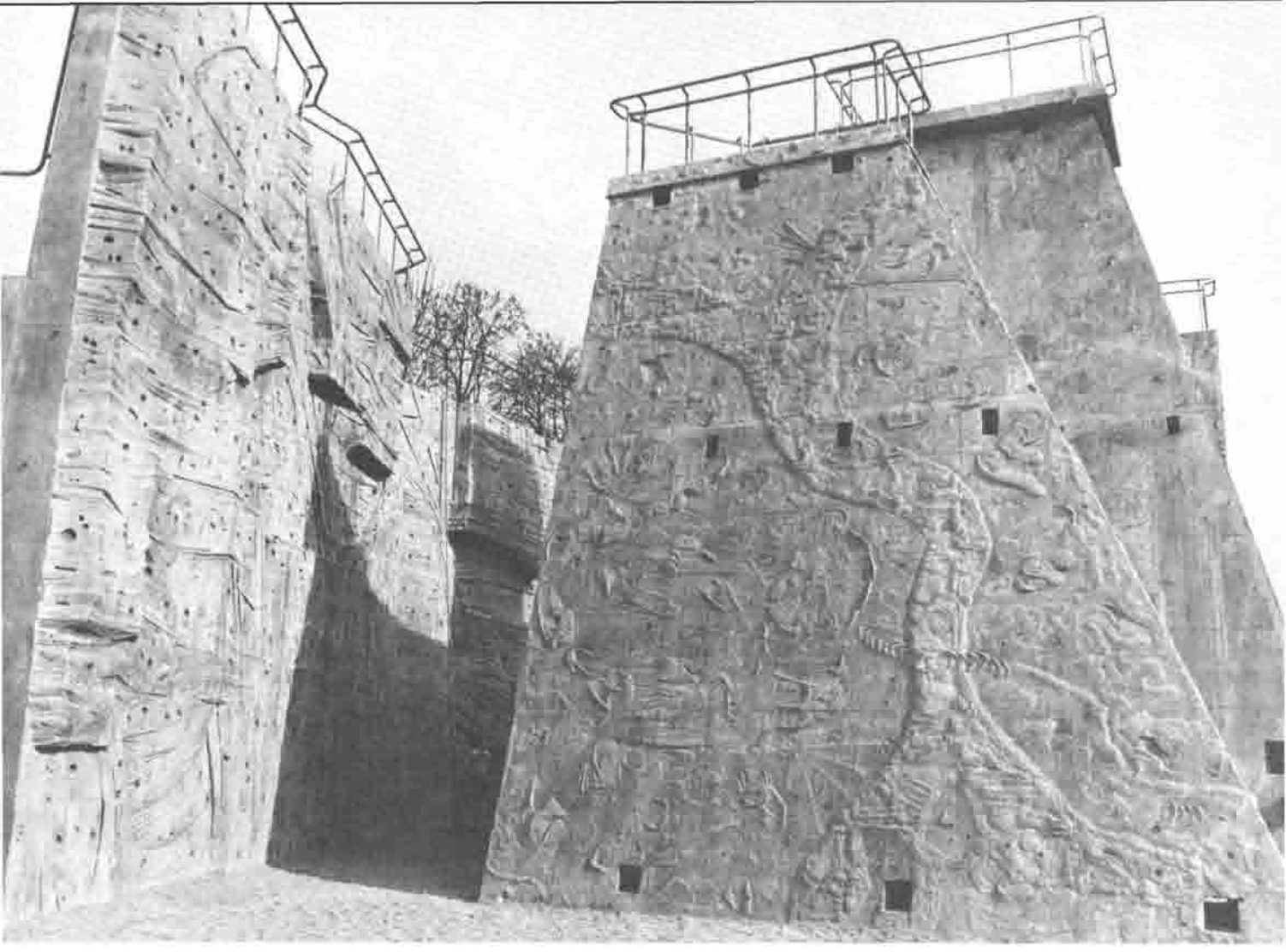
Nach Durchsteigung der Route „Spiderman" sitzen wir am Stand. Wir bereiten uns zum Abseilen vor. Bo deutet neben mich auf eine junge Palme, die mir in der üppig wuchernden Vegetation überhaupt nicht aufgefallen wäre: „Diese Palmenart ist endemisch, die wächst nur an diesem Felsen." Von nun an ist sie nicht mehr irgendeine beliebige Pflanze. Immer wenn ich an diesen Standplatz auf dem Bukit Takun, nahe Kuala Lumpur, komme, schenke ich ihr besondere Aufmerksamkeit.
Ich denke zurück an meinen ersten Kletterausflug mit den neuen Freunden von der Malaysischen Bergsteigervereinigung. Wir

waren nahe Merapoh, im Herzen der malaiischen Halbinsel, auf der Suche nach Neuland. Brusthoch reichte uns das Lallang-Gras, als wir unseren Weg in Richtung auf eine wie eine Insel im Grasmeer herausragende weiße Felsgruppe zu pflügten. Die neuen Routen, die wir durch den Fels legten, waren die schönsten, die ich auf der Halbinsel geklettert war. Als ich auf der schmalen Spitze des Gipfelchens stand, war ich beinahe stolz im Bewußtsein, der erste dort oben gewesen zu sein. War ich das? Unten am Wandfuß trafen wir einen jungen Mann aus einem nahen Kampung. „Da bin ich an Lianen schon einmal hinaufgehangelt", meinte er wie selbstverständlich. Lianen gab es an diesem Felsen nicht mehr. Uns fiel ein, daß vor noch gar nicht langer Zeit die Felsen vom 130 Millionen Jahre alten Regenwald umschlossen worden waren, umklammert von dicht wuchernder Vegetation. Unweit des Felsens rauchten noch die frisch gerodeten Äcker, auf denen demnächst Palmölplantagen angelegt werden. Aber kaum einer meiner neuen Freunde diskutierte je darüber. Sie fühlen sich (noch ?) machtlos gegenüber korrupten Politikern, die ihr Land als Selbstbedienungsladen ansehen, zur Bereicherung der eigenen Familie, Clique oder des Clans. Treibhausklima, Zerstörung des Regenwaldes, Waldsterben, das alles sind Schlagworte, die manchmal in der Zeitung stehen, aber in der Bevölkerung ignoriert werden.

Lust am Kräftemessen

In den französischen Klettergebieten werden nach kurzzeitigen örtlichen Sperrungen (z. B. Buoux) heute die Kletterer geradezu umworben wie bei uns die Loipenfans. Die Gemeinden investieren in ihre Gebiete, um deren Attraktivität zu erhöhen. Eine Folge des – wie erwähnt – gewachsenen Medieninteresses an Klettern und Bergsteigen. Die Wettkämpfe waren dafür eine wichtige Voraussetzung. Vielleicht reißen sich künftig – wie beim Ski-Weltcup oder bei der Tour de France – Orte um Ausrichtung von Wettbewerben, zur Förderung des Fremdenverkehrs. Kommerzielle Interessen werden dann auch im Klettern die Regie führen, wie es sich bei einigen Kletterwettkämpfen auch bei uns schon andeutet, wenn etwa der Franken-Cup '89 inmitten des Nürnberger Messegeschehens stattfand.
Wird der UIAA-Weltcup, der als Gegengewicht gegen diese Tendenz ankämpft, sich durchsetzen können? In der Endwertung standen dort jedenfalls nicht die Namen an erster Stelle, die die großen Wettbewerbe für sich entschieden hatten. Wird es künftig zwei oder drei Weltcups geben: den der alpinen Vereine (UIAA), den der kommerziellen Veranstalter und schließlich den der Akteure selbst?
Wie lange wird das Interesse der Zuschauer und Medien anhalten? Schon gibt es Stimmen, daß die Wettkämpfe attraktiver werden müssen, vielfältiger. Der gefundene Austragungsmodus will fair sein, doch bedeutet er für die jeweils stundenlang auf ihren Einsatz wartenden Kletterer mit Sicherheit keine geringe Belastung. Das sachkundige Volk der Zuschauer verfolgt die Ausscheidungswettkämpfe mit Spannung. Auch mir wurden beim Zusehen die Handflächen feucht, drängten die Muskelimpulse zum Mitklettern.

An der Basis besteht ein großes Interesse an Wettkämpfen. Wer möchte sich nicht auch mal „spaßeshalber" mit anderen messen. Indirekt war Klettern auch „zu unserer Zeit" schon Wettkampf. „Hast du die Tour schon gemacht, oder jene?" Wer mitreden wollte, mußte bestimmte Touren gegangen sein. Heute gibt es die Möglichkeit des sportlichen Wettkampfes, bei dem für alle Beteiligten neue, vorher nicht bekannte Routen geklettert werden, wobei manche Wand von keinem bis zum Ausstieg geschafft wird, so daß nur die Zahl der gekletterten Meter das Maß für den Erfolg ist: meß- und damit direkt vergleichbar. Aber Wettkampfklettern läßt sich nicht durchführen wie ein Marathonlauf, an dem gleichzeitig Zigtausende teilnehmen können. Das bisherige Reglement läßt keine großen Teilnehmerzahlen zu. Die Kosten für Kletterwände verbieten eine Zahl von Wettkämpfen, die auch nur einen Bruchteil der jährlichen Straßen- und Volksläufe ausmachen würde. Wie werden also Wettkampfmöglichkeiten an die Basis gebracht? Viele junge Sportkletterer haben heute ihre Idole, denen sie nacheifern, zeigen doch auch gerade die Wettkämpfer, daß sich von den Siegen manche Mark (und manches Auto) mit dem Sport gewinnen läßt, daß Sportkletterer heute keine Hungerleider sein und ihren Sport aus reinem Idealismus (oder wie immer wir die Motivation dazu nennen wollen) ausüben müssen.
Werden sich heute junge Kletterer auf das Klettern an künstlichen Wänden spezialisieren, auf die spezifische Fortbewegung, die durch die Griffelemente und den Oberflächenbelag der Wände gegeben ist? Logisch wäre es, selbst wenn erfolgreiche Wettkämpfer wie Andrea Eisenhut den natürlichen Fels wegen seiner unendlichen Griff- und Trittkombinationsmöglichkeiten als Trainingsgrundlage nach wie vor ganz hoch einstufen – und natürlich als Selbstzweck. Oder vielleicht doch nicht so natürlich: Denkbar wäre es immerhin, wenn jemand den Fels in allererster Linie zum Training für Wettkämpfe hernimmt, wenn also das eigentliche sportliche Ziel darin liegt, an künstlichen Wänden zu brillieren.
Erstmals in der Geschichte des Bergsteigens ist eine seiner Spielformen von der Natur unabhängig geworden. Sicher, unweit Tokios gibt es schon seit Jahren eine Halle, in der Ski gelaufen werden kann, inklusive eines kleinen Schleppliftes. Aber die Errichtung von Kletteranlagen in zahlreichen Gemeinden ist ein deutlicher Trend. Von der Beliebtheit unserer Thalkirchener Betonwände kann ich mich – wenn ich will – täglich überzeugen. Trotz mancher Mängel (u. a. praktisch keine Trainingsmöglichkeit im Rißklettern) bietet sie ein reiches Betätigungsfeld durch selbst definierte Zusatzaufgaben, z. B. dem „positiv klettern". Ich habe zwar eine durchaus positive Lebenseinstellung, und die zum Klettern ist allemal überaus positiv, aber in Thalkirchen (b. München) brauche ich nach wie vor die Löcher, klettere dort also negativ.
Erstaunlicherweise – oder nicht? – ist die Anlage gerade an den Wochenenden am stärksten frequentiert. Brauchen viele weder Gebirge noch Klettergärten? Reicht ihnen das künstliche Gebirge voll und ganz? Immerhin bringen ja künstliche Kletteranlagen Entlastung vom Klettern an natürlichen Felsen. Zudem erfreut sich ungefährdetes Klettern an der Sturzgrenze schon lange



großer Beliebtheit. Nicht nur bei uns. Auch in Frankreich begnügen sich die meisten Sportkletterer mit kurzen Routen von ein, zwei Seillängen. Top-Rope-Klettern ist eine besonders angenehme Variante. Charakteristisch sind die neuen Sportkletterrouten an alpinen Wänden, wo nur die leicht erreichbaren unteren (oder bisweilen – wie im Verdon – auch oberen) paar Seillängen geklettert werden. Anschließend erfolgt das Abseilen zurück zum Wandfuß oder – wie im Verdon – der Ausstieg zum Parkplatz. Das Durchsteigen längerer Routen, in denen dann auch mal weniger schöne oder leichtere Seillängen sich mit den Höhepunkten der Tour abwechseln, wo der Wegfindung nicht selten entscheidende Bedeutung zukommt, und die Beachtung des Wetters und der allgemeinen Verhältnisse – das hat an Reiz offenbar verloren. Der hervorragend kletternde Sohn eines Freundes liebt gerade diese Konzentration aufs Wesentliche: Wozu lange Anstiege oder fader Leerlauf, argumentiert er logisch, wenn doch die Sportkletterrouten geballten Genuß vom Feinsten versprechen. Auch das ist neue Bescheidenheit.

Aber wir selbst müssen nicht mit Steinen werfen. Sicher, das höchste der Klettergefühle vermittelt mir immer noch eine große, „klassische" Wand, von denen es im Alpenraum noch so viele für mich zum Durchsteigen gibt, daß ich mich jetzt schon pensionieren lassen müßte, um alle Wünsche zu befriedigen. Aber wie oft bin auch ich vor und nach Südostasien schon in Arco gewesen! Während ich dort denen zusehe, die sich an vergangenen Ausscheidungs- und Finalkletterrouten versuchen, kehren meine Gedanken noch einmal zu dem einzigen Wettkampf zurück, den ich selbst live miterlebt habe.

Bei den 1. Internationalen Deutschen Sportkletterm eisterschaften, von denen ich gerade noch das Super-Finale mitbekam, vibrierte die Halle vor Begeisterung und Anteilnahme für die Helden und Heldinnen unten in der Arena. Bei welchem Sport gibt es das sonst? Tausende von Zuschauern verfolgen ein Geschehen, bei dem die allermeisten von ihnen ebenso hätten mitmachen können (wenn nur die Griffe größer und zahlreicher wären). Kein Zweifel, Klettern als Wettkampf ist Zuschauersport, zumal sich im Fernsehen die Pausen zwischen den einzelnen Auftritten wunderbar mit Werbespots füllen ließen (in den USA mit ein Kriterium für die Vermarktungsfähigkeit einer Sportart). Vielleicht läßt es sich auch als Wettsport ausbauen. Wo gewettet wird, fließt schließlich Geld. Fast wäre einige Monate später Stefan Glowacz vor einem Millionenpublikum Wettkönig geworden, wäre da nicht der blinde Bub gewesen, der so sicher Automarken ertasten konnte. Aber die Begehung des Riesendaches war eine Super-Leistung, gekrönt von einem Mini-Swing.

Die neue Vielseitigkeit

Apropos Swing. Noch so eine „Sportart", die uns die letzten Jahre beschert haben. Kontrollierter, aber gesteigerter Nervenkitzel. Die eigenen Grenzen erfahren und – wenn möglich – erweitern.

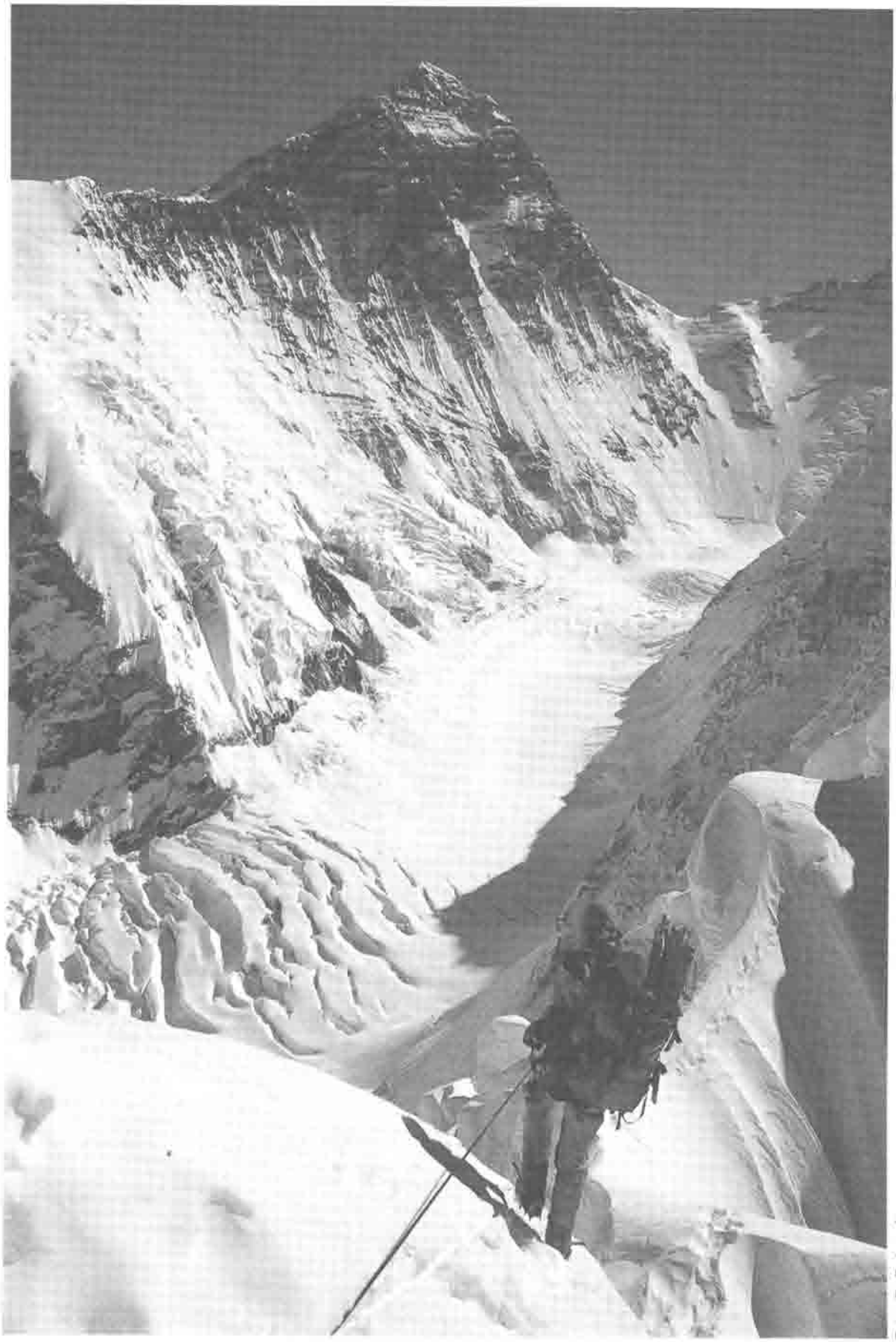
Seite 134: Die 1989 erstellte Kletteranlage der Münchner Alpenvereinssektionen in Thalkirchen erfreut sich großer Beliebtheit

Auch dank verbesserter Seile, die den einkalkulierten Sturz im Zusammenhang mit besseren Haken zur Routine werden ließen. Unsere gewiß nicht reizarme Zeit wird auf immer neue Reize zum Herausfordern von Grenzerlebnissen abgeklopft. Was läßt sich an neuen Erlebnisbereichen entdecken und gegebenenfalls vermarkten? Das Tollste an gesicherten Nervenkitzeln ist für mich derzeit der Sprung vom Turm kopfüber in die Tiefe, aufgefangen von Gummiseilen. Die wenigsten wissen wahrscheinlich, woher dieser „Spaß" am Pseudo-Selbstmord stammt: von einem Volksstamm auf einer Insel im Südpazifik. Zu den Initiationsriten der jungen Männer gehörte der Mutsprung in die Tiefe, an den Füßen gehalten von einer Liane. Gar nicht so selten kam es vor, daß der Strang riß.
Arco ist ein gutes Beispiel für die neue Vielseitigkeit der Bergsteiger. Nach dem täglichen Klettern radeln wir gern noch über tausend Höhenmeter in Richtung Monte Stivo, von dessen Gipfelhängen die Gleitschirmflieger herabschweben, um – wenn sie es können – direkt neben ihrem Zelt auf dem Camping-Platz zu landen. Der Verleih von Mountain-Bikes ist in Arco zur Selbstverständlichkeit geworden. Zum Surfen bleibt kaum noch Zeit. Wie sind wir arm dran, daß wir uns einschränken müssen, nicht alles „mitnehmen" können!
Das Aneinanderreihen unterschiedlicher Sportarten ist heute zweifellos modern. Wer erinnert sich nicht an die Entstehung der Triathlons: Da diskutierten ein paar Leute, welcher von drei harten Wettbewerben der allerhärteste sei. Das Ergebnis war bekanntlich, daß alle drei aneinandergehängt wurden zum berühmten „Ironman"-Wettbewerb in Hawaii, den freilich auch viele Frauen schon absolviert haben.

Foto: M. Sturm

Die Unlust am großen Risiko

Die Enchaînements sind eine alpine Konsequenz dieser Entwicklung zum Vorantreiben der Grenzen. Sie sind eine weitere Spielform, die von den Franzosen ausging, wie ja überhaupt in den letzten Jahren gerade von unserem westlichen Nachbarn immer wieder starke Impulse kamen, wenn es um neue Herausforderungen ging. Bei uns haben sich die Enchaînements, das Durchsteigen möglichst vieler Wände hintereinander, eigentlich nicht durchgesetzt. Ich kenne hier keine vergleichbare Leistung, wie sie von Protagonisten wie Christophe Profit vollbracht wurden. Da werden die drei berühmtesten Nordwände allein im Winter an einem Tag durchstiegen, als ganztägige Show von den französischen Medien begleitet. Selbstverständlich erfolgte der Transport von Wand zu Wand im Hubschrauber. Der Österreicher Thomas Bubendorfer griff zum selben umstrittenen Hilfsmittel bei seinem sommerlichen Dolomiten-Pendant. Vom Stil her im Grunde noch beeindruckender war die in die Tat umgesetzte Idee zweier Innsbrucker, die bei der Durchsteigung von Marmolada-Süd-, Schrammacher- und Laliderer-Nordwand innerhalb von 24 Stunden selbst mit ihrem Auto von Wand zu Wand fuhren. Helikopter hin, Auto her, als Umweltsünden müssen beide Formen der Fortbewegung gelten. Sollten wir vielleicht wieder – wie die Bergsteiger der unmittelbaren Nachkriegszeit, jedoch aus anderen Gründen – mit dem Radl ins Gebirge fahren?
Große Winterbegehungen scheinen hierzulande nicht länger zum Trend zu gehören. Das Image der harten, extremen Männer mit ihren „Nordwandgesichtern" ist verblaßt. Sind wir selbst bequemer, weil älter geworden? Ein sonniger, schneearmer Winter wie der vergangene hätte uns früher geradezu ins Gebirge getrieben, zum Sammeln immer neuer „Winter"-Begehungen. Im gletscherlosen Japan ist die Hochzeit des Bergsteigens der Winter, der dank sibirischer Einflüsse in den Bergen dort immer noch schneereich und grimmig ist. Dort trainieren sie für den Himalaya, ihrem größten Ziel als Bergsteiger.
Schon lange zählen wir (als Nation) nicht mehr zur Elite im Expeditionsgeschehen, mit einer charakteristischen Ausnahme: Der Rotpunktpionier Kurt Albert und sein Freund Wolfgang Güllich haben am Trangoturm im Karakorum mit „Eternal Flame" neue Maßstäbe im freien Klettern in diesen Höhen gesetzt. Die Übertragung des Sportkletterns von den Klettergärten über alpine Wände in die großen Gebirge der Welt ist eine logische Entwicklung unter alpin orientierten Kletterern, zu denen an vorderster Front z. B. auch Michel Piola gehört. Die gebotenen Leistungen sind bewundernswert, doch das Risiko ist vergleichsweise gering.
Heute wird bei uns die Besteigung der großen Weltgipfel immer mehr zu einer Angelegenheit für jedermann und -frau, solange 6–8 Wochen Urlaub und 15000 bis 20000 DM und mehr lockergemacht werden können. Jeder der Achttausender wird heute von kommerziell orientierten Expeditions- und Trekkingveranstaltern angeboten.
Ich denke, der geringe Reiz, den gefährliche und entbehrungsreiche Expeditionen ausüben, liegt daran, daß wir in erster Linie an berufliche und vergleichbare Selbstverwirklichung denken, in der riskante, monatelange Expeditionen keinen Platz mehr haben. Kein Wunder, wenn es gerade immer wieder Bergsteiger aus Polen, Jugoslawien, der Tschechoslowakei sind, die den Mangel an beruflicher Entfaltungsmöglichkeit durch außergewöhnliche superalpinistische Leistungen, die zudem patriotisch gefärbt werden können, im Himalaya oder Karakorum ausgleichen.
Doch bei aller Bewunderung für gewagte neue Anstiege oder superschnelle Alleinbegehungen auf Achttausender oder existenzbedrohende, aber spektakuläre Aktionen, die im eigenen Land weite Medien-Beachtung finden mögen und geprägt sind von Konsequenzen aus der Entwicklung zu Profitum, durch das unter dem Druck der Medien immer wagemutigere und sensationellere Aktionen ausgeführt werden – entscheidend ist immer noch der Satz: „Das Wesen des Lebens ist existieren." Diese Erfahrung des Jean-Marc Boivin war vermutlich seine letzte – nach seinem mißglückten Sprung neben dem tausend Meter hohen Salto Angel in Venezuela.
Ich sitze bei Brioche und Cappuccino im Café am Domplatz von Arco. Draußen lockt blauer Himmel. Nachher werden wir eine schwere Route an der Anticima des Colodri gehen. Ich freue mich, wieder hier zu sein, wo ich die Lust am Klettern mit den vielen anderen schönen Dingen des Lebens verbinden kann.



Tiefblick vom Nuptse-Nordwestgrat auf den Khumbu-Gletscher, darüber der Gipfel des Everest, rechts darunter der Südsattel (s. S. 139/140)

Foto: R. Dujmovits

Alpinismus International

Bedeutende Unternehmungen 1989

Chronik von Dieter Elsner

Die Reihenfolge der Chronik entspricht der alphabetischen Reihenfolge der Kontinente, deren Gebirgsgruppen wiederum geographisch unterteilt sind.
Der Berichtszeitraum erfaßt das Kalenderjahr 1989, einschließlich der Winterexpeditionen 89/90 in Nepal.
Die Chronik erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.
Für das Zustandekommen der vorliegenden Chronik danken wir allen Expeditionsbergsteigern, die ihre Berichte zur Verfügung stellten.
Ganz besonderer Dank gilt Adams Carter, Redakteur des American Alpine Journal und Jósef Nyka, „Taternik"-Redakteur, Warschau.

Abkürzungen

AAJ	American Alpine Journal
Bgst.	Der Bergsteiger
CL	Climbing
DAV Mt.	DAV Mitteilungen
M	Mountain
RP	Rotpunkt

AMERIKA (Nord)

Alaska

Mt. McKinley, 6194 m
Während einer Winterbesteigung des höchsten Berges Nordamerikas verloren drei sehr erfahrene Himalaya-Bergsteiger aus Japan ihr Leben. Ende Februar verschwanden N. Yamada, T. Saegusa und K. Komatsu. Yamada z. B. bestieg 9 verschiedene Achttausender, den Everest dreimal. Er hatte den Plan, die höchsten Gipfel der Kontinente im Winter zu besteigen.
Am 13. März wurden die Körper der drei Bergsteiger auf einem Rettungsflug gefunden. J. Nyka
Für den Alaska-Interessierten sei wieder auf die umfassende Chronik im AAJ hingewiesen, in der alle Besteigungen in Alaska aufgeführt sind.

AMERIKA (Süd)

Peru

Cordillera Blanca

Taulliraju
Die Neuseeländer P. Sykes und L. Clay wiederholten vom 5.–10. Juli die Fowler-Watts-Route an der Südwestwand mit einer Variante zu Beginn.

Huantsan Oeste
Vom 20.–25. Juli kletterten vier Franzosen eine neue Route an der Südwestwand.

Ocshapalca, Tsurup, Alpamayo, Cayesh
Eine kleine spanische Gruppe konnte im Juni und Juli einige interessante Besteigungen durchführen. J. Amils und T. Casas kletterten u. a. die Südwestwand des Alpamayo, Ende Juni wiederholten sie am Tsurup die Spanier-Route von 1982.
Zusammen mit J. Sunyer und A. Obregon kletterten sie an der Südwand des Ocshapalca eine neue Route, die am Ende sehr steile Passagen (85° und 90°) aufweist.
Mitte Juli durchstiegen die Spanier noch die Nordwestwand des Cayesh auf der Briten-Route von 1986. AAJ, 1990, S. 187–190

Tocllaraju, 6032 m
Zwei Peruaner konnten erstmals die Südwestwand durchsteigen (Gipfel: 21. Juli). AAJ, 1990, S. 190

Cordillera Vilcanota

Colque Cruz V, 5965 m, Colque Cruz VI, 5980 m
Eine kleine englische Mannschaft war im Juli erfolgreich. S. Cooke und J. Morgan konnten die Nordostwand des Colque VI auf einer neuen direkten Linie durchsteigen (am Ende 70–90° steil).
Die beiden bestiegen anschließend zusammen mit C. Halstead, T. Dickinson und J. Hall den bis dahin noch jungfräulichen Colque Cruz V. Der Anstieg erfolgte von einem Biwak auf dem Gletscher am Fuß der Nordwand.
AAJ, 1990, S. 192

Bolivien

Cordillera Apolobamba

Cololo, 5915 m, Palomani Grande, 5677 m
D. Tyson, P. Holt und D. Woodcock konnten im August den Nordgrat des Cololo und den Südwestgrat des Palomi Grande erstmals begehen.
AAJ, 1990, S. 193–194

Cordillera Real

Huayna Potosi, 6088 m
Am 28. Juli kletterten die beiden Österreicher E. Gatt und M. Wolf durch den rechten Teil der 1000 m hohen Westwad. Die Schwierigkeiten im Fels liegen bei IV+, die Steilheit im Eis betrug 65°. Am Abend biwakierten sie in der Nähe des Gipfels, den sie am 29. erreichten. Sie nannten die Route „Tiroler Sporn". J. Nyka

Im September führten die Franzosen Y. Astier und P. Gabarrou einige Erstbegehungen am Condoriri und Huayna Potosi aus. In der Westwand des Condoriri durchkletterten sie zwei sehr schwierige Couloirs. Am 19. September durchstiegen sie den zentralen Teil der Westwand des Huayna Potosi auf einer direkten Linie. AAJ, 1990, S. 195–200

Argentinien

Patagonien

Aguja de la Silla, Aguja Bifida
Der Schweizer P. Lüthi und der Argentinier H. Bresba kletterten erstmals über den Ostpfeiler (Gipfel: 21. Februar) der Aguja de la Silla. Danach durchstiegen sie erstmals die 750 m hohe Nordwand der Aguja Bifida (Schwierigkeiten: VI+, A1). AAJ, 1990, S. 206

Aguja Poincenot, Aguja Guillaumet
D. Anker und M. Piola eröffneten in der Ostwand der Aguja Poincenot eine neue Route, ebenso in der Südostwand der Aguja Guillaumet.
AAJ, 1990, S. 208

Cerro Stanhardt
Die Italiener M. Giarolli, E. Salvaterra und E. Orlandi kletterten eine sehr schwierige neue Route durch die 1200 m hohe Westwand (Gipfel am 22. September). AAJ, 1990, S. 210

Cerro Torre
In der Saison 89/90 erreichten mehrere Bergsteiger aus der Schweiz, Österreich, Deutschland und der Tschechoslowakei den Gipfel.
AAJ, 1990, S. 205

Fitz Roy
Die beiden Österreicher T. Bonaface und G. Dünser kletterten die Führe Supercanaleta (Gipfel: 9. Januar).
In der Saison 89/90 waren Argentinier, Brasilianer, Schweizer und Koreaner am Normalweg erfolgreich.

San Valentin
Ein vierköpfiges Team aus Italien führte die erste Winterbegehung des höchsten Gipfels Patagoniens durch. Sie wählten den Westgrat und erreichten den Gipfel am 7. August. AAJ, 1990, S. 204

Torre Innominata
Am 5. Januar wiederholten der Argentinier C. Dominguez und der Schweizer P. Lüthi die Route der Erstbegeher.
Die Schweizer D. Anker und M. Piola kletterten eine neue Route am Nordpfeiler (6. Januar).

ANTARKTIS

Tyree, Shinn, Vinson Massiv
M. Stump führte eine eindrucksvolle Solo-Erstbegehung der ca. 900 m hohen Westwand des Tyree durch. Der Neuseeländer R. Hall wiederholte die Chouinard-Route am Mt. Shinn ebenfalls im Alleingang. Im Dezember begingen G. Tabin, K. Wengen und K. Kammler die Normalroute auf den Mt. Vinson mit einer sichereren Variante. Auch Tabin gehört jetzt zu den Bergsteigern, die die höchsten Gipfel aller Kontinente (einschließlich der Carstenz-Pyramide) bestiegen haben.
AAJ, 1990, S. 213

ASIEN

Im Jahre 1989 waren im Himalaya und Karakorum etwa 350 Expeditionen mit über 3000 Teilnehmern unterwegs. Rund die Hälfte ließ sich dabei von den magischen Achttausendern verlocken. In der Vormonsun-Saison besuchten Nepal 46 Mannschaften, 17 mit Erfolg. Außergewöhnlich waren die Erfolge am Jannu und an den Gipfeln des Kangchenjunga. In den Sommermonaten standen die Berge in Pakistan, Indien und China im Mittelpunkt. Von den 38 Expeditionen im Karakorum konnten nur acht den Gipfel erreichen. Der K 2 mußte bereits das dritte Jahr ohne eine Besteigung bleiben. Größere Erfolge brachten Unternehmungen an den niedrigeren Gipfeln. Herausragend die Leistung von W. Güllich und K. Albert bei ihrer neuen Route am Nameless Tower.
Eine augenfällige Erscheinung im Jahr 89 waren Kletterfahrten an Gipfeln, die unter der 6000 m-Grenze liegen. Für diese Gipfel ist in Pakistan kein langwieriges Genehmigungsverfahren notwendig. Nun ein kleiner Abstecher nach Indien, wo ca. 200 Expeditionen tätig waren, davon etwa 70 aus dem Ausland. Endlich glückte die erste Besteigung des Hagshu (6330 m).
Im Herbst kehrt wieder Nepal ins Blickfeld. Von den rund 50 Expeditionen konnten 28 ihre Ziele erreichen. Die Saison stand erneut im Zeichen jugoslawischer Bergsteiger (s. Gangapurna, Shisha Pangma).
Glanzlicht der Nachmonsun-Saison war zweifelsohne die Begehung der Makalu-Südwand durch P. Beghin.
Leider forderte das Jahr 89 zahlreiche Opfer, in Nepal und Pakistan haben 30 Bergsteiger und Sherpas ihr Leben verloren. Fast zwei Drittel aller Unfälle sind durch Lawinen verursacht worden. Die Polen haben auf dem Lho-La-Paß und an der Lhotse-Südwand ihre Spitzenalpinisten, darunter Jerzy Kukuczka, verloren.
J. Nyka

Sikkim Himalaya

Kangchenjunga Himal

Jannu, 7710 m
Der jugoslawische Bergsteiger Tomo Česen setzte neue Maßstäbe im Himalaya-Bergsteigen. Er durchstieg die 2800 m hohe Nordwand des Jannu „solo on sight". Česen führte die Besteigung am 27. und 28. April aus, wobei er knapp 24 Stunden in der Wand war.
Der untere Teil war nicht sehr schwierig, ca. 50–55°, der mittlere Teil wies kombiniertes Gelände und Fels bis VI auf. Senkrechte Eispassagen wechselten mit glatten Granitplatten. Am eindrucksvollsten war der obere Teil zwischen 7000 m und 7500 m, welchen er mit der berühmten Route „No siesta" in der Nordwand der Grandes Jorasses verglich. In diesem Bereich hatte Česen Felsschwierigkeiten von VI und VI+ zu meistern, dazu zwei kurze technische Stellen und einen Pendelquergang.
Für den Abstieg am 28. und 29. April über den Ostgrat und die Japaner-Route von 1976 benötigte Česen 18 Stunden. Diese Besteigung zählt sicher zu den kühnsten Unternehmungen in der Geschichte des Himalaya-Bergsteigens.
Bgst. 5, 1990, S. 46–77, J. Nyka

Kangchenjunga, 8586 m
Im April und Mai konnte eine starke sowjetische Mannschaft (Leiter: E. Myslovsky) mehrere Besteigungen aller vier Gipfel des Kangchenjunga-Massivs durchführen. Darunter waren auch zwei Überschreitungen des gesamten Massivs.
Am 18. und 21. Mai erreichten sechs Amerikaner den dritthöchsten Gipfel der Erde. Die Besteigungen wurden von der Nordseite ausgeführt. Zuvor waren fünf Lager errichtet worden.

J. Nyka
AAJ, 1990, S. 213–215

Yalungkang, 8450 m
Der Südkoreaner Kang-Ho erreichte mit den Sherpas A. Dawa und Gombu über den Südostgrat (Standardroute) am 13. Oktober den Gipfel.
M 131, 1990, S. 5

Ohmi Kangri, 6829 m
Eine 10-köpfige amerikanisch-nepalesische Expedition war an diesem Berg nahe an der tibetischen Grenze erfolgreich. Nach der Errichtung von drei Hochlagern erreichten die Sherpas D. Nuru und M. Gyalzen mit dem Amerikaner J. Harris am 9. Mai den Gipfel
AAJ, 1990, S. 217–218

Nepal Himalaya

Barun Himal

Baruntse, 7129 m
M. Siegenthaler von einer Schweizer Expedition erreichte den Gipfel am 23. Oktober über den Südostgrat. AAJ, 1990, S. 220

Kanchungtse, 7678 m
Der Engländer V. Saunders und der Amerikaner St. Sustad konnten die Westwand erstmals durchsteigen. Am 27. Oktober starteten die beiden auf 6500 m und erreichten nach 18 Stunden einen Nebengipfel (7600 m). Sie hatten schwieriges kombiniertes Gelände zu bewältigen, u. a. zwei Seillängen im schottischen Grad V. Nach einem unangenehmen Biwak erfolgte der Abstieg im Schneesturm. M 131, 1990, S. 5

Makalu, 8463 m
Eine französische Kleinexpedition unter der Leitung von Pierre Beghin hatte sich die Zweitbegehung der 2500 m hohen Südwand des Makalu auf der Jugoslawen-Route von 1975 zum Ziel gesetzt.
Die untere Hälfte der Wand, zwischen 6000 und 7300 m wurde auf einer neuen, direkten Variante begangen.
Am 2. Oktober brachen M. Cadot, A. Ghersen und Beghin zum Gipfelanstieg auf. Nach 24 Stunden erreichten sie eine Höhe von 7200 m. Cadot und Ghersen mußten umkehren, Beghin setzte den Aufstieg alleine fort. Auf 8000 m mußte er Stellen mit dem Schwierigkeitsgrad V+ klettern. Am 6. Oktober stand Beghin glücklich auf dem Gipfel.
Der Abstieg erfolgte über die Normalroute, wodurch sich eine großartige Überschreitung ergab. Diese Unternehmung zählt ohne Zweifel zu den ganz großen Leistungen im Himalaya-Bergsteigen. J. Nyka

Khumbu Himal

Cho Oyu, 8201 m
Die beiden Spanierinnen Magda Nos und Monica Verge konnten zusammen mit dem Sherpa Ang Phuri am 19. September den Gipfel erreichen. 11 der 14 Achttausender sind von Frauen bestiegen, Kangchenjunga, Lhotse und Makalu warten noch auf die ersten weiblichen Besuche.
J. Nyka

Der Amerikaner Carlos Buhler und der Spanier Martin Zabaleta erreichten den Gipfel über die „Zakopane-Route" am 8. April. Die Besteigung erfolgte im Alpinstil. J. Nyka

Everest, 8848 m
Fünf polnische Bergsteiger einer 19-köpfigen internationalen Expedition kamen bei einem Lawinenunfall am Westgrat ums Leben. Am 24. Mai erreichten E. Chrobak (Leiter der Expedition) und A. Marciniak den Gipfel über das Hornbein Couloir. Das Unglück ereignete sich am 27. Mai westlich des Lho La Passes. Eine Lawine verschüttete sechs Bergsteiger, nur Marciniak blieb unverletzt; er fand alle seine Begleiter, drei waren bereits gestorben, zwei weitere überlebten die folgende Nacht nicht. In einer dramatischen Rettungsaktion konnte Marciniak am 1. Juni gerettet werden.
Die Opfer waren die sehr erfahrenen Himalaya-Bergsteiger E. Chrobak, Z. A. Heinrich, M. Dasal, M. Gardzielewski und W. Otreba. J. Nyka

Auf der Südcol-Route waren Bergsteiger mehrerer Nationen erfolgreich.
AAJ, 1990, S. 230–232

Kusum Kanguru, 6367 m
Die Schweizer R. und U. Homberger und C. Jaggi führten eine schnelle Begehung dieses Berges durch. AAJ, 1990, S. 221

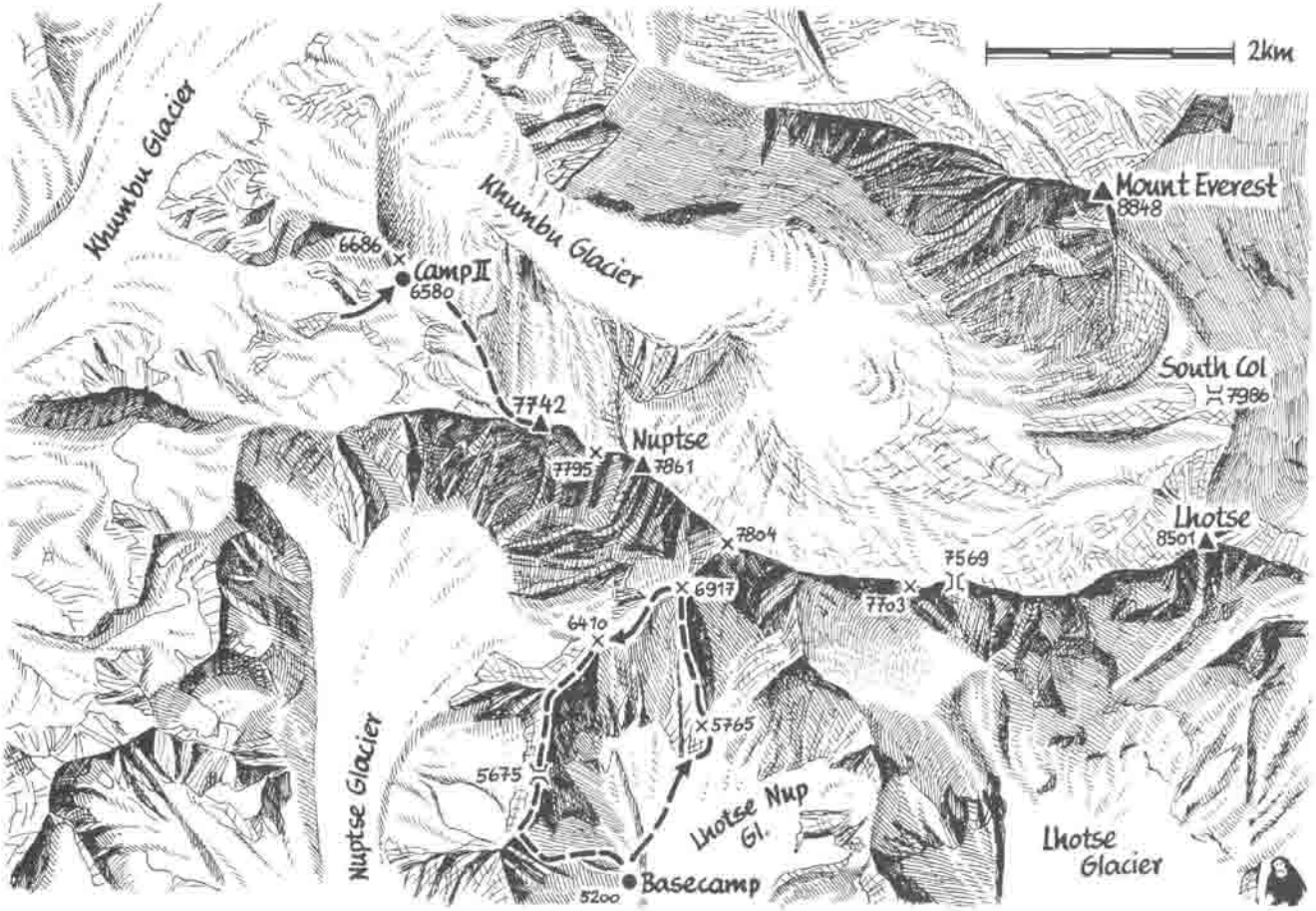
Lhotse, 8511 m, Everest, 8848 m
Der Jugoslawe V. Groselj erreichte am 15. April den Gipfel des Lhotse, nachdem sein Partner S. Bocic am gelben Band umgedreht war. Am 10. Mai konnten dann beide zusammen mit Iljevski und zwei Sherpas den Everest besteigen. Ilijevski ist tragischerweise beim Abstieg verschollen. Für Groselj war es der neunte Achttausender. Bocic stand 1979 bei der Erstbegehung des vollständigen Westgrates schon einmal auf dem Gipfel. AAJ, 1990, S. 224

Lhotse
Die 20. Besteigung wurde vom Südkoreaner Young-Ho ausgeführt, er wählte im Herbst den Normalanstieg über das Western Cwm und die Westflanke.
M 131, 1990, S. 5

Der bekannte und erfolgreiche polnische Höhenbergsteiger Jerzy Kukuczka ist am 24. Oktober an der Südwand tödlich verunglückt. Nach einem Biwak in 8300 m brachen Kukuczka und sein Partner Ryszard Pawlowski bei gutem Wetter Richtung Gipfel auf. Ca. 50 m oberhalb des Biwaks stürzte Kukuczka, das dünne Seil, mit dem ihn Pawlowski sicherte, riß, so daß Kukuczka bis an den Wandfuß (5400 m) fiel. Pawlowski konnte unverletzt absteigen und erreichte nach drei Tagen das Basislager. Kukuczka bestieg ebenso wie R. Messner alle 14 Achttausender, jedoch alle (Ausnahme: Lhotse) entweder auf neuen Routen oder erstmals im Winter. J. Nyka

Lhotse Shar, 8386 m
Einer südkoreanischen Expedition gelang die siebte Besteigung des Lhotse Shar. Zwischen dem 4. September und dem 3. Oktober wurden fünf Lager errichtet. Einen Tag später erreichten Chun-Sik Kwun mit den Sherpas Ringji und Wangchu den Gipfel. J. Nyka

Nuptse, Nordwestgipfel, 7742 m
Im Rahmen der Baden-Badener Nuptse-Expedition gelang Ralf Dujmovits ein bemerkenswerter Alleingang. Am 2.11. konnte Dujmovits von seinem Biwakzelt auf 7050 m aus den Nordwestgipfel des Nuptse errei-



Zeichnung: S. Schrank

chen. Dies war die vierte Besteigung dieses Gipfels (s. S. 157 ff). Zuvor hatten A. Dick, H. Netzer, T. Simon, T. Stöger und R. Dujmovits Lager I auf 5950 m und Lager II auf 6580 m am Nordwestgrat errichtet.
Die Schwierigkeiten im Fels erreichten den V. Grad, im Eis und Firn waren senkrechte Passagen zu überwinden.
Der Verbindungsgrat vom Nordwestgipfel zum Hauptgipfel ist immer noch ohne Begehung. R. Dujmovits

Nuptse, Südpfeiler, 6917 m
Nach siebentägiger Kletterei konnte eine italienisch-kanadische Mannschaft im Mai den Gipfel des Nuptse Südpfeilers erreichen, der zuvor bereits mehrfach versucht wurde. Der Pfeiler ist 1800 m hoch, im Fels wurden Schwierigkeiten bis zum unteren siebten Grad geklettert und das Eis war bis zu 90° steil. Am 13. Mai standen K. Walde, E. Rosso, P. Arbic und J. Elsinger auf dem Pfeilergipfel.
Drei weitere Tage waren für das Abseilen bzw. den Abstieg nötig.
K. Walde

Pumori, 7161 m
Zahlreiche Bergsteiger aus verschiedenen Nationen erreichten den Gipfel; im Vormonsun war eine reine Frauenexpedition aus England am Südwestgrat erfolgreich. AAJ, 1990 S. 234–236

Rolwaling Himal
Kwangde, 6187 m
In der Frühjahrssaison durchstieg der Amerikaner M. Kearney in vier Tagen im Alleingang die Hongo-Seite des Kwangde. Die Route ist dem Steinschlag stark ausgesetzt.
M 130, 1989, S. 7

Ebenfalls in der Vormonsun-Periode konnten A. Lowe und S. Swenson eine neue Route über den Nordpfeiler begehen. Sie benötigten drei Tage für den Anstieg (im Fels bis 5.10) und einen Tag für das Abseilen.
AAJ, 1990, S. 221–222

Langtang Himal
Langtang Lirung, 7245 m
Am Südostgrat war eine deutsch-schweizerische Mannschaft und ein britisch-irisches Team erfolgreich. Der Gipfel wurde jeweils am 10., 11. und 12. November erreicht.
M 131, 1990, S. 5

Shisha Pangma, 8027 m
Erfolgreich war die von Tone Skarja geleitete zehnköpfige jugoslawische Shisha Pangma-Expedition. Im Rahmen der Akklimatisation glückte einer Seilschaft die Erstbesteigung des Nyanang Ri (7110 m) südlich der Shisha Pangma. Am 12. Oktober standen St. Belak, F. Bence, P. Kozjek und A. Stremfelj auf dem Gipfel, sie führten die Besteigung während drei Tagen im Alpinstil durch.
Das Hauptziel der Mannschaft war jedoch der mächtige Zentralpfeiler der 2100 m hohen Südwestwand der Shisha Pangma. Er wurde vom 17. bis 19. Oktober durch Kozjek und Stremfelj im Alpinstil durchstiegen. Die neue Route ist die derzeit schwierigste an der Shisha Pangma und weist im Fels Schwierigkeiten von IV und V auf. Vom 18. bis 20. Oktober stiegen Bence und Groselj weiter rechts durch die Wand. Für Groselj war dies bereits der achte Achttausender.
J. Nyka

Gurkha Himal
Himalchuli West, 7540 m
Eine internationale Gruppe war am Südwestgrat erfolgreich. Oberhalb des Basislagers (4400 m) wurden drei Lager errichtet. Am 30. Mai erreichten P. Bayne (Australien) und J. Gangdal (Norwegen) den Gipfel, nachdem sie in einer Schneehöhle auf 7000 m biwakiert hatten. Einen Tag später folgten C. Mercer (Australien) und R. Brice (Neuseeland).
Dies war vermutlich die erste vollständige Begehung des Südwestgrates und die zweite Besteigung des Gipfels. Die erste Besteigung führten Japaner im Jahr 78 durch.
J. Nyka

Seite 140: Die beiden Anstiegsrouten zum Nuptse-Nordwestgipfel und zum Gipfel des Nuptse-Südpfeilers mit dem Abstieg über die Engländerroute

Manaslu, 8163 m
Eine internationale Expedition (Leiter: B. Chamoux) bestieg den Gipfel über die Messner-Route. Neun Bergsteiger erreichten zwischen dem 9. und dem 12. Mai den Gipfel. Für Chamoux war es der siebte Achttausender.

M 128, 1989

Annapurna Himal

Annapurna I, 8091 m
Eine bulgarische Mannschaft konnte eine Besteigung über die Holländer-Rippe ausführen. Drei Bergsteiger erreichten am 28. Oktober den Gipfel. Tragischerweise verunglückten beim Abstieg ein Gipfelgänger und ein weiterer Bergsteiger, der zu den anderen gestoßen ist, tödlich.

J. Nyka

Annapurna II, 7937 m, Annapurna IV, 7525 m
Der Young Nam University Alpine Club organisierte eine Expedition, die sich die Ersteigung der beiden Gipfel über den Westgrat zum Ziel setzte. Am 20. September erreichten zwei Mitglieder den Gipfel der Annapurna IV, einen Tag später standen zwei weitere Bergsteiger auf der Annapurna II (5. Besteigung).
Tragischerweise sind die beiden nach einem Notbiwak beim Abstieg verschollen.

J. Nyka

Gangapurna, 7455 m
Ein kleines Team aus Kroatien setzte sich die noch unbestiegene Nordwand zum Ziel. Nach zwei Tagen harter Arbeit erreichten Kolar und Mihev den Gipfel (1. Oktober).

J. Nyka

Tilitso, 7134 m
Eine französische Expedition war im April am Tilitso tätig. R. Laot erreichte am 23. April den Gipfel.

AAJ, 1990, S. 246–247

Dhaulagiri Himal

Churen Himal, 7371 m
Einem britischen Team gelang unter der Leitung von Ch. Evans die dritte Besteigung des Zentralgipfels. Evans, Ch. Burt, H. Chaplin und R. Pyves erreichten über die Südwestwand und den anschließenden Westgrat am 27. Oktober den Gipfel.

M 131, 1990, S. 5

Dhampus, 6012 m
Drei Mitglieder einer japanischen Mannschaft kletterten am 15. Oktober durch die Südwestwand und den anschließenden Westgrat auf den Gipfel.

AAJ, 1990, S. 251

Dhaulagiri I, 8167 m
F. Destefani und S. Martini erreichten als Mitglieder einer italienischen Expedition am 11. Mai über die Normalroute den Gipfel. Für beide war es der achte Achttausender. Am 17. Mai konnte S. Inhöger von einer österreichischen Expedition den Gipfel erreichen.

AAJ, 1990, S. 252–253

Jumla Himal

Kanjeralwa, 6612 m
Eine französische Mannschaft bestieg den Berg erstmals von Norden. Ende September erreichten sieben Bergsteiger den Gipfel.

M 131, 1990, S. 5

Winterexpeditionen 89/90 in Nepal

Im Winter 89/90 waren 17 Expeditionen, die meist unter einem sehr unglücklichen Stern standen, in den Bergen Nepals unterwegs: fünf Sherpas und vier ausländische Expeditionsbergsteiger verloren ihr Leben.

Langsisa Ri, 6427 m
Ein südkoreanisches Team konnte die achte Besteigung durchführen. K. Bo-Youl und der Sherpa D. Tshering standen am 14. Dezember auf dem Gipfel.

M 132, 1990, S. 11

Langtang Lirung, 7245 m
Eine andere südkoreanische Expedition war am Südwestgrat erfolgreich. Zwei Koreaner und ein Nepali konnten am 9. Dezember die sechste Besteigung ausführen.

M 132, 1990, S. 11

Tawoche, 6542 m, Lobuje-East, 6020 m
Die „British Winter Tawoche Expedition 1989" mit dem deutschen Arzt Jörg Schneider war im Dezember erfolgreich. Vom 7.–12. konnte die Seilschaft D. Etherington-Schneider den Ostgrat erstmals begehen. Die Schwierigkeiten im Fels lagen bei IV–V, die Steilheit im Eis bei 60°. Der Gipfel wurde am 11. Dezember nach drei Biwaks erreicht.
Einige Tage später durchstieg die gleiche Seilschaft das Ostwand-Couloir des Lobuje-East.
R. Chippendale und R. Emerson durchstiegen vom 15.–19. Dezember die Südostwand des Tawoche (Japanisches Couloir).

J. Schneider

Yalungkang, 8505 m
Ein Teilnehmer einer südkoreanischen Mannschaft erreichte am 20. Dezember mit zwei Sherpas den Gipfel. Kurz nach der Gipfelmeldung über Funk brach der Kontakt ab und die drei sind nicht mehr aufgetaucht. Der Leiter vermutet, daß die drei in die riesige Nordwand gestürzt sind.

M 132, 1990, S. 10

Garhwal Himalaya

Nanda-Devi-Gruppe

Chaudhara, 6510 m
Ein Team aus Bombay führte die zweite Besteigung dieses Berges aus. In der schwierigen Westwand wurden vier Lager errichtet. Am 8. Juni erreichten drei Bergsteiger den Gipfel.

M 130, 1989, S. 7

Nanda Ghunti, 6309 m
Eine britische Mannschaft unter der Leitung von I. Teasdale konnte im September diesen Gipfel besteigen.

AAJ, 1990, S. 257

Nanda Kot, 6861 m
Eine indische Expedition bestieg den Nanda Kot.

AAJ, 1990, S. 257

Kamet-Gruppe

Abi Gamin, 7355 m
Eine indische Militärexpedition war erfolgreich, am 1. Juli erreichten mehrere Mitglieder den Gipfel.

AAJ, 1990, S. 258

Kamet, 7756, Abi Gamin, 7355 m
Fünf Mitglieder einer indischen Expedition konnten nach der Errichtung von fünf Hochlagern am 19. September den Gipfel des Kamet erreichen. Zwei Mitglieder standen am 20. September auf dem Abi Gamin.
AAJ, 1990, S. 257–258

Kharchakund, 6612 m
Eine italienische Mannschaft unter der Leitung von L. Cattaneo war am Westgrat erfolgreich. Nach Errichtung von drei Lagern wurde der Gipfel am 15. August von drei, am 17. von zwei Bergsteigern erreicht.

AAJ, 1990, S. 265

Satopanth, 7075 m
Im September waren eine polnische und eine österreichische Expedition mit Schweizer Beteiligung am Normalweg erfolgreich.

AAJ, 1990, S. 264

Gangotri-Gruppe

Bhagirathi I, 6857 m
Im September konnte eine japanische Expedition den Nordgrat erstmals begehen. Vier Lager wurden errichtet. T. Sakae und K. Saito erreichten den Gipfel am 20. September.

AAJ, 1990, S. 265

Bhagirathi II, 6512 m
Die beiden Briten MacNae und G. Thomas konnten eine schnelle Besteigung über die Ostwand ausführen.

M 131, 1990, S. 6

Bhagirathi III, 6454 m
Drei Koreaner schafften die dritte Begehung der Schottenroute über den Südwestpfeiler des Bhagirathi III. Die Koreaner benötigten für die 1400 m hohe Wand 13 Tage, die Kletterei erfolgte im September.
Die von B. Barton und A. Fyffe 1982 erschlossene Route wurde ebenfalls im September von zwei Neuseeländern in sieben Tagen wiederholt.

J. Nyka

Bhrigupanth, 6772 m
Ein indisches Team bestieg diesen Berg über die Nordwestwand, für die es 15 Tage benötigte.

AAJ, 1990, S. 268

Gangotri I, 6672 m
Im Juli konnten zwei Mitglieder einer Expedition aus Bombay den Gipfel des Gangotri I erreichen.

AAJ, 1990, S. 269

Joggin I, 6465 m, Joggin II, 6311 m, Joggin III, 6116 m
Alle drei Joggin-Gipfel konnten im August von einer indischen Mannschaft bestiegen werden.

AAJ, 1990, S. 269

Parvati Parbat, 6450 m
Die Spanier X. Gonsalves und J. Sorious durchstiegen die Südostwand erstmals; den Gipfel erreichten sie am 18. Mai.

M 130, 1989, S. 7

Shivling, 6543 m
D. Jenkins, A. Weiss und Ch. Warner bestiegen den Shivling im September über den Südwestgrat und die anschließende Südwand. Vom 11. bis zum 17. waren die drei am Berg, erreicht wurde der Westgipfel.

AAJ, 1990, S. 266–267

Kishtwar Himalaya

Hagshu, 6330 m
Eine fünfköpfige britische Mannschaft konnte diesen Gipfel erstmals besteigen. K. Hopper und M. Holliday erreichten den Gipfel am 16. September, nachdem sie drei Tage in der Ostwand geklettert sind.

AAJ, 1990, S. 276

Panjab Himalaya

Spiti-Lahul-Kulu-Gruppe

C. B. 13, 6264 m, K. R. 3, 6151 m, Phabrang, 6172 m
Alle drei Gipfel wurden von japanischen Mannschaften im August bestiegen. Am Phabrang wurden die Ost- und die Südostwand durchstiegen.

M 130, 1989, S. 7

Gyagar, 6400 m
Eine indische Gruppe bestieg erstmals den Gipfel nahe an der tibetischen Grenze. Nach einem neuntägigen Anmarsch zum Basislager konnte der Gipfel am 1. Juli über den Südgrat erreicht werden.
In diesem Gebiet existieren noch einige unbestiegene Gipfel, der interessanteste dürfte der 6794 m hohe Gyah sein.

J. Nyka

Indrasan, 6221 m
Diesen selten besuchten Berg bestiegen sechs Franzosen und zwei Inder über den Nordostgrat (Gipfel am 21. Juni).

M 130, 1989, S. 7

Kulu Pumori, 6553 m, Shigri Parbat, 6526 m
Eine indische Expedition konnte beide Gipfel im August besteigen.

AAJ, 1990, S. 270

Menthosa, 6443 m
Eine kleine Gruppe aus Bombay bestieg den Berg über die Normalroute.

M 131, 1990, S. 5

Mulkila IV, 6517 m
Eine Expedition aus Kalkutta bestieg den Berg im August, am 22. erreichten zwei Bergsteiger den Gipfel.

AAJ, 1990, S. 270

Nun-Kun-Gruppe

Nun, 7135, Kun, 7077 m
Mehrere Bergsteiger aus verschiedenen Nationen erreichten im August beide Gipfel.

AAJ, 1990, S. 273–274

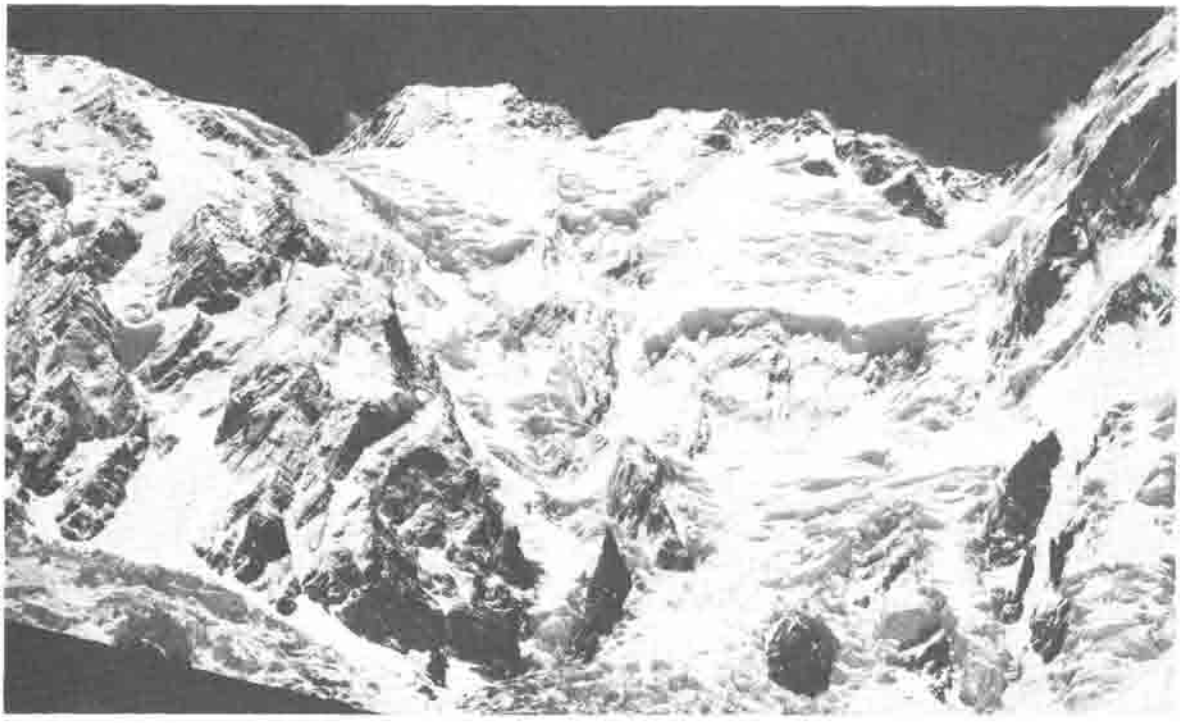


Foto: E. Gundelach

Die Diamirflanke des Nanga Parbat im Neuschnee. Der einzige Gipfelerfolg im Sommer '89 an diesem Berg gelang dem Konstanzer Dr. Ekkert Gundelach zusammen mit zwei pakistanischen Bergsteigern

White Needle, 6600 m
Am 20. Juli erreichte eine spanische Mannschaft den Gipfel über den Ostgrat. AAJ, 1990, S. 275

Kashmir Himalaya

Nanga Parbat-Gruppe

Nanga Parbat, 8125 m
Im Sommer 89 gab es am Nanga Parbat nur einen Gipfelerfolg, obwohl mehrere Anstiege versucht wurden. Dr. Ekkert Gundelach konnte über die Kinshofer-Route den Gipfel erreichen. Nach sehr schlechtem Wetter mit viel Neuschnee im Juni und Anfang Juli begann Gundelach am 9. Juli mit dem Aufstieg, am 12. Juli erreichten zwei Pakistani nach Gundelach ebenfalls das Biwak auf 7350 m. Am nächsten Tag stiegen alle gemeinsam über die Westflanke in Verlängerung der Mummery-Rippe auf den Gipfel, den sie um 17 Uhr erreichten.
Der Abstieg erfolgte in zwei Tagen bei sehr schlechtem Wetter.
Dr. E. Gundelach

Karakorum

Rimo Mustagh

Mamostong Kangri, 7516 m
Eine indische Expedition führte die dritte Besteigung aus. Sie wählte als Anstieg die Route der Erstersteiger (1984) über den Mamostong und den Thangman Gletscher und den steilen Ostgrat. Von Mitte Juli bis Anfang August wurden vier Lager errichtet, am 10. August standen sechs Bergsteiger auf dem Gipfel.
J. Nyka

Rimo II, 7373 m, Rimo IV, 7169 m
Eine internationale Expedition konnte im Juli an den Rimo-Gipfeln Besteigungen durchführen. Der Amerikaner S. Sustad und der Brite N. Kekus konnten den Rimo II über den Westpfeiler und den anschließenden Nordgrat (erste Begehung) besteigen.
Der Rimo IV wurde von drei indischen Bergsteigern über die sanfte Südseite erreicht. Der indische Leiter untersagte nach deren Rückkehr weitere Besteigungsversuche. M 130, 1989, S. 8

Baltoro Mustagh

Gasherbrum I, 8068 m
Obwohl eine japanische Expedition nicht erfolgreich war, muß sie doch zu den bedeutenden Unternehmungen gerechnet werden, da die Gasherbrums erstmals von der unbekannten chinesischen Seite angegangen wurden. Ziel der Expedition (Leiter: H. Yashimawa) war der Nordostgrat, der über den langen und schwierigen Sagan-Gletscher erreicht wurde. Am Grat wurde auf 6100 m ein letztes Lager errichtet; von dort scheiterten mehrere Versuche am Grat Richtung Gipfel. Am 9. August wurde die Expedition abgebrochen. Die Mannschaft sammelte jedoch wertvolle Informationen von der Nordseite der Gasherbrum-Gruppe. Der Zugang zu den Bergen scheint von China erheblich langwieriger und komplizierter zu sein als von der pakistanischen Seite.
J. Nyka

Von einer internationalen Gruppe konnte ein Japaner mit seiner Frau und einem Nepali den Gipfel erreichen. Tragischerweise verunglückte der Nepali beim Abstieg tödlich. AAJ, 1990, S. 282

Gasherbrum II, 8035 m
Eine britische Frauen-Expedition (Leiterin: R. Lampard) war im Juli erfolgreich. Die Expeditionsleiterin und – als Gast aus Polen – Wanda Rutkiewicz standen am 12. Juli auf dem Gipfel. Die Polin konnte damit ihren fünften Gipfel über 8000 m besteigen. J. Nyka

Eine kleine Schweizer Gruppe und eine spanische Mannschaft waren am Normalweg erfolgreich. AAJ, 1990, S. 283

Nameless Tower, 6158 m
Eine kleine deutsche Expedition konnte in der Südwand links der Jugoslawen-Route eine Neutour eröffnen. Mit von der Partie waren Kurt Albert, Wolfgang Güllich, Christoph Stiegler und Milan Sykora. Am 18. September erreichten Albert und Stiegler über die Jugoslawen-Route den Gipfel.
Danach arbeiteten Albert und Güllich weiter an ihrer Neutour „Eternal Flame", die sie in der zweiten Septemberhälfte vollendeten. Es ergibt sich eine 29-Seillängen-Route vorwiegend in den Schwierigkeitsgraden VII, VIII und IX—; sie dürfte wohl zur Zeit die schwierigste Felsroute im gesamten Karakorum sein (s. S. 145 ff). RP 1, 1990, S. 16–27

Eine spanische Mannschaft war an diesem kühnen Granitturm ebenfalls erfolgreich. Ihre neue Route verläuft zwischen der Route der Erstbegeher von 1976 und der Route der schweizerisch-französischen Mannschaft von 1987. Die Spanier verbrachten 19 Nächte in der Wand und kletterten 36 Seillängen. Am 9. August erreichten M. A. Gallego, J. L. Clavel, C. Ros und J. Seiquer den Gipfel. AAJ, 1990, S. 285

P 5866 (Thunmo), Baltoro Cathedral
Der Amerikaner James Beyer konnte an einem Gipfel (Thunmo, 5866 m) der Baltoro Cathedral im Alleingang eine neue 54-Seillängen-Route klettern. In den 13 Tagen, die er am Berg war, hatte er im Fels Schwierigkeiten von 5.10 d und A 4+ und im Eis eine Steilheit bis zu 80° zu überwinden. 98 % der Route konnte er in freier Kletterei absolvieren.
AAJ, 1990, S. 288

Uli Biaho, 6295 m
Eine neuseeländische Expedition konnte im Juli den Gipfel des Uli Biaho erreichen. AAJ, 1990, S. 289

Panmah Mustagh

Choktoi Gletscher Region
Eine baskische Mannschaft war in der Choktoi Gletscher Region tätig, wo noch sehr interessante Erstbegehungsmöglichkeiten warten. J. Lazkano und J. Mugarra wählten für eine Besteigung einen ca. 6100 m hohen Felsturm nordöstlich des berühmten Ogre (Baintha Brakk). Sie kletterten durch eine 800 m hohe Wand mit den Schwierigkeiten 6a+ und A3+. J. Nyka

Rakaposhi-Kette

Diran, 7257 m
Im Juli war eine japanische Mannschaft am Nordgrat erfolgreich. Dieser Grat wurde 1985 von einer österreichischen Gruppe im Abstieg begangen. Am 11. Juli erreichten fünf Japaner den höchsten Punkt.
AAJ, 1990, S. 292

Shifkitin Sar, ca. 5800 m
Eine kleine holländische Mannschaft hat diesen Berg im Gebiet des Malangutti-Gletschers (Shimshal Valley) im September erstmals bestiegen. 1986 war er bereits von einer irischen Gruppe versucht worden.
J. Nyka

Spantik, 7027 m
Eine Expedition des Summit Club unter der Leitung von A. Hasenkopf war am Normalweg erfolgreich. DAV

Lupghar-Gruppe

Lupke Lawo Brakk, 6590 m
Im Juli war eine britische Mannschaft am Westgrat erfolgreich. Sechs Bergsteiger waren insgesamt sieben Tage am Berg, sie erreichten den Westgipfel am 29. Juli. M 130, 1989, S. 8

Sowjetunion

Pamir

Pik Leipzig, 5725 m
Im sowjetischen Pamir gibt es immer noch Gipfel, die nur ganz wenige Besteigungen aufweisen oder gar unbestiegen sind. Bergsteiger aus der DDR machten einen solchen Berg in der Nähe des Pik Lenin ausfindig und erstiegen ihn über das Plateau 5100 m vom Atschik-Tasch-Gletscher aus. Am 9. August erreichten R. Brummer, W. Hempel, E. Klinger und S. Wittig den Gipfel.
Klinger und Brummer durchstiegen anschließend die Nordwand des Pik Mir. J. Nyka

Tien Shan

Khan Tengri, 6995 m
Die Tschechoslowaken J. Nezerka und Z. Demjan durchstiegen die 3000 m hohe kombinierte Nordwand erstmals im Alpinstil. Sie stiegen am 20. Juli in die Wand ein (Schwierigkeiten im Fels: V, im Eis bis zu 80°) und erreichten am 26. den Gipfel. AAJ, 1990, S. 311

China

Changtse, 7580 m
Eine chinesische Expedition bestieg zusammen mit Bergsteigern aus Hongkong den Changtse über den Nordostgrat. Am 20. Juli wurde der Gipfel erreicht. AAJ, 1990, S. 304

Cholpanlik Mustagh, 6524 m
Eine japanische Mannschaft konnte nach Errichtung von vier Lagern den Gipfel erreichen. Am 14. August waren drei Mitglieder am Ziel.
AAJ, 1990, S. 310

Kongur, 7719 m
Der stattliche und rätselhafte Kongur im westchinesischen Sinkiang wurde erstmals im Jahre 1981 von einem starken britischen Team unter der Leitung von Chris Bonington erstiegen. Der Anstieg erfolgte über den langen West- und Südwestgrat. Zur gleichen Zeit war damals ein japanisches Team auf der Nordseite tätig.
Im Sommer 89 schlug am Nordfuß des Kongur eine neue japanische Gruppe ihr Basislager auf. Bis 6250 m wurden drei Lager errichtet und die Route mit Fixseilen versehen. Oberhalb erfolgte die Besteigung im Alpinstil, am 11. Juli erreichten neun Bergsteiger den Gipfel.
Dies war die zweite Besteigung des Kongur. J. Nyka

Nyanchhen Thangiha Central Peak, 7117 m
Eine Mannschaft aus Österreich konnte diesen Gipfel erstmals besteigen. Vom Basislager am Eingang zum Pali Sui Valley auf 4800 m aus wurde der Südsüdwestgrat angegangen, drei Lager wurden errichtet. Am 28. Juli erreichten W. Axt, T. Fritsche, G. und W. Hönlinger und H. Schnutt den höchsten Punkt. AAJ, 1990, S. 30

Siguang Ri, 7308 m
Dieser Berg, der ca. fünf bis sechs Kilometer nordöstlich des Cho Oyu liegt, wurde von einer japanischen Expedition erstiegen. Zwei Lager wurden errichtet (6100 m und 6800 m); am 21. April erreichten zwei, einen Tag später vier Bergsteiger den Gipfel. AAJ, 1990, S. 305–307

Ulagh Mustagh, 6987 m
Einer japanisch-chinesischen Expedition gelang die zweite Besteigung des Ulagh Mustagh. Am 31. August standen sechs Bergsteiger auf dem Gipfel. AAJ, 1990, S. 310

Xuelian Feng, Südgipfel, 6527 m
Ein japanisches Team führte die erste Besteigung des Südgipfels durch. Zwei Bergsteiger erreichten diesen am 14. Juli. AAJ, 1990, S. 309

„Plötzlich zeigt der Atlas wieder weiße Flecken“

Trango '89 – „Eternal Flame“

Wolfgang Güllich/Kurt Albert (Fotos)

Hört man vom Bergsteigen im Himalaya, klingen Superlative im Ohr. Stets ist vom Höchsten die Rede in jeder nur denkbaren Form: an Leistung, Strapazen, Empfindungen etc. Unzählige Nonplusultras ohne Einschränkung. Was verwunderts, daß nun Meister Messner selbst ein rigoroses Fazit zieht: „Der Himalaya ist abgehakt – höher hinaus geht's nicht mehr... die Herausforderung liegt in der Weite.“
Zumal jetzt auch noch sein letztes denkbares Ziel, die „allerletzte Herausforderung“ in dieser Region, die Lhotse-Südwand, mit Tomo Česen ihren Bezwinger gefunden hat.

Noch ein Triumph und dann der Abstieg?
Ist das Höhenbergsteigen ausgelutscht?
Resümee – einfach bitter.
Der „Gröbaz“* nickt, müde ist er im bergsteigerischen Motivationsloch – hinterm Horizont geht's nicht mehr weiter.
Viele Jahre an magischen Achttausendern – die enorme Konzentration auf eine Zahl – im (Be-)Grenzbereich von 14 Bergen. Allein das Höchste schwer genug, prägten eine arrogante Bergsportphilosophie.

„Eigentlich stiefeln wir im Schnee“

Provoziert von solcher Anschauung bekennt der Achttausender-Spezialist Doug Scott offen: „Wir stehen noch am Anfang. Eigentlich stiefeln wir noch im Schnee. Das sportliche Niveau ist durchaus vergleichbar mit dem der dreißiger Jahre in den Alpen. Die schwierigsten Passagen übertreffen die einer Matterhorn-Nordwand wohl nicht.“ Selbst wenn man in solcher Beurteilung englisches Understatement berücksichtigt, verbleibt ein Spielraum an Kletterentwicklung von fünf Jahrzehnten.
Wojciech Kurtyka, selbst in diesen Höhen „zuhause“, schlägt in die gleiche Kerbe – noch etwas differenzierter. Er unterteilt die Beanspruchung auf dem Dach der Welt in konditionelle, psychische und technische: „Viele Leute haben eine passable Kondition und nehmen ein hohes Risiko auf sich. Mittenrein in die objektiven Gefahren, um steiles, technisch anspruchsvolles Gelände zu meiden. Dort jedoch wäre das Neuland, wohin man auch schaut. – Selten jedoch an Achttausendern, – die sind zu flach.“ Für die angloorientierten Steiger stellt die hiesige Grenze zur Besteigungswürdigkeit auffälligerweise keine mentale Bürde dar. Die 8000 Meter in englischen Feet sind eine so ungerade Zahl und als Herausforderung somit gar zu konstruiert, daß sie dort es besser gleich sein lassen, ihre Ziele dem zu unterwerfen. So verschwenden sie ihre Gelder und Energien oft an den Gipfeln „knapp darunter“. So mancher munkelt, daß bei entsprechender Unvoreingenommenheit die eigentlichen Rekorde da zu finden sind. Wo technische Finesse die reine Konditionsbolzerei ergänzt.

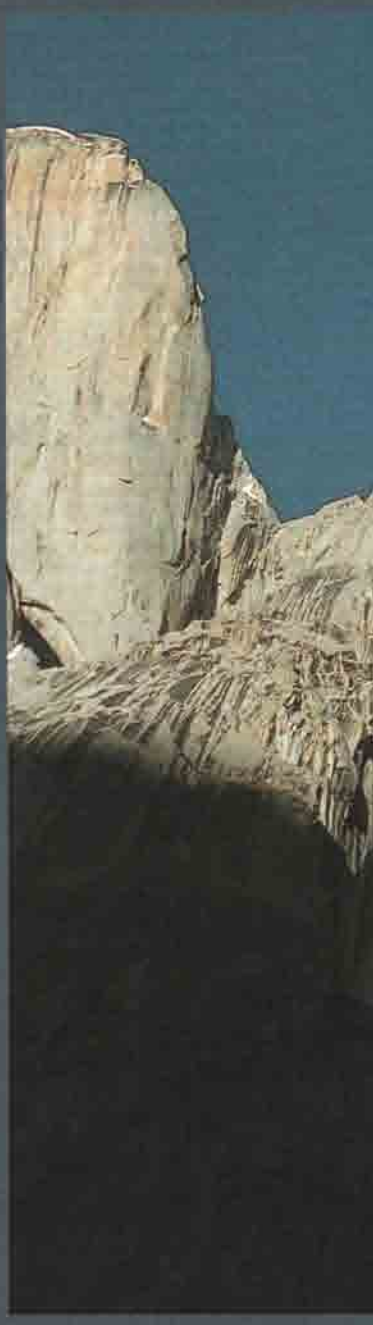
Als „State of the Art“ im Himalayaklettern gelten u.a. Gasherbrum 4-Westwand und die Jannu-Nordwand. Auch die Norwegerroute am Trangoturm gehört dazu. Ein Jeff Lowe versucht sich immer wieder am Nuptse-Südpfeiler. Oft scheitert er mit Achselzucken. Er akzeptiert den Ausdruck „Herausforderung“: geringe Erfolgsaussichten... Hut ab vor solcher Sportlichkeit! Eine wesentlich bessere Chance am Nachbarn Everest läßt ihn kalt.

Erhard Loretan war dort schon oben. Nach Akklimatisationszeit sprintete er im sauerstoffgedrosselten Laufschritt in gerade mal 30 Stunden vom Basislager zum Gipfel, und glitt hernach in 4 Stunden auf dem Hosenboden wieder nach unten. Auch wenn Kurtyka auf diesen Weltrekord im Hinternrutschen etwas neidisch ist, sind beide ein gutes Team – das Team: eingespielt, leistungsstark und phantasievoll. So war's auch mal mit Kukuczka. Seine Achttausender-Besessenheit jedoch hat sie entzweit. „Kein Vorwurf, – die Ideen waren zu verschieden“, Wojciech: „Nach dem Changabang war alles anders. Mit Alex McIntyre tagelang in dieser gigantischen, steilen Felswand. Eigentlich war's Selbstüberschätzung – völlig neu: lange Route, extremes Klettern, keine Fixseile. Jederzeit darauf gefaßt zu scheitern – umzudrehen – bis zum Punkt, wo's nicht mehr möglich war – und dann der Zwang durchzuhalten – bis zum Gipfel.“ So ein Erlebnis verändert. Der Weg zurück zum monotonen Schneehatsch war verstellt. Seitdem gelten für ihn auch die verschwiegenen Himalaya-Seitentäler mit ihren namenlosen Gipfeln als erkundungswürdig.

* Größter Bergsteiger aller Zeiten.

Neuland

Namenlos



Oben: Am Lagerfeuer
Darüber: Bei Vollmond im Couloir „fast schon Genuß . . .“

Rechts oben: Der Nameless Tower; links im Profil die SW-Kante
Unten: Beim Basislager

Viele gibt's, solcher Gipfel ohne Namen – Ziele wie Sand am Meer – aber nur ein einziger heißt auch so. Warum? Keiner weiß es. Er ist das Felswahrzeichen der Region, ein Postkartenberg, der himalayische Zuckerhut: Nameless Tower. Man vermutet, daß die Bezeichnung noch aus einer hochnäsigen Erschließungsepoche stammt. Der erfolgreiche Ostwandbezwinger Kurtyka urteilt: „Am meisten hat mich erstaunt, daß der ‚Nameless' weit anstrengender war als jeder Achttausender bisher. Solch ein Bigwall beansprucht zweifellos vielseitigere körperliche Fähigkeiten als ein hoher Gipfel; außerdem ist die Taktik des Unternehmens weitaus komplizierter."
Der Laie jedenfalls resultiert: Leistung scheint heute eine Frage der Definition zu sein – das Gipfelglück allein nicht mehr das Höchste auf Erden, sondern der Weg dorthin der neue Maßstab.

Klettern kann hier kein Spiel sein

Weitsichtig, weil kenntnisreich, hatte Reinhard Karl schon vor vielen Jahren erkannt, daß die Besteigung des Mt. Everest wohl mehr Menschen möglich sei, als die Lösung des 5-Meter-Boulderproblems „Midnight Lightning" im Yosemite-Tal. Mit solch extremen Beobachtungen provozierte er gern, wollte positiv anstoßen, zum Denken anregen. Das war ihm wichtig, dem alpinen Romantiker mit Sportlerseele. Vor 10 Jahren, auf dem Weg zum K2, sah er die Trangotürme: „Es heißt, diese Berge seien die Zukunft von Yosemite . . . – vielleicht als Foto, auf dem Sofa liegend betrachtet . . . – der El Capitan ist dagegen nur ein Turngerüst für Traumtänzer – . . . Klettern kann hier kein Spiel sein! . . ."
Zwar ist die heutige Form der Felsakrobatik hochspezialisierter Leistungssport. – „The Art of Suffering" jedoch betreiben andere: „Nicht auszudenken, was diese überzüchteten Felsfachleutchen von einem Windhauch im Gebirge davontragen würden – einen sakrischen Schnupfen mit Sicherheit. Und bei 10 Grad Kälte, Eis und Schnee sitzen die Knaben in der Kneipe oder maximal im Kraftraum" – so jedenfalls ist die landläufige Meinung. Indes, dem Sportklettern können in der Tat neue Impulse nicht schaden. Die Entwicklungskurve dieser Disziplin zeigt steil nach oben, explodierte in wenigen Jahren in den 11. Grad. Derzeit jedoch verflacht die Kurve, muß sie zwangsläufig. Die Höchstleistungen nehmen in der Masse, aber kaum an der Spitze zu. Die Kombination aus Freiklettern und Höhenbergsteigen könnte ein Ausweg und zusätzlich kreativer Akzent sein. – Rotpunkt an den Weltbergen. Plötzlich zeigt der Atlas wieder weiße Flecken. Da ist der Pionier gefragt. Wieviel ist der Schwierigkeitsgrad 10, unter idealen Voraussetzungen oder in einer klimatisierten Halle bezwungen, im Hochgebirge noch wert? Viele glaubten, die Antwort schon zu kennen.

Please inform Allah

„Please inform Allah" – mit PIA nach Pakistan. Die Initialen der Fluggesellschaft verbürgen sich für hohe Sicherheit – „Perhaps It Arrives" – in Rawalpindi, jener feuchtschwülen Millionenmetropole, die den ambitionierten Expeditionskandidaten statt bäriger Bergluft erst mal britische Bürokratie schnuppern läßt. Denn wenn die Pakistanis etwas mit Hingabe von den Engländern übernommen haben, ist es die Bedienung von Stempeln.
So vergeht eine Woche, bis man endlich die Audienz beim Minister höchstpersönlich bekommt, um sich die rechtliche Belehrung einzuholen: „Pakistan is a wonderful land . . . a paradise on earth . . .". Hier wird auch der Begleitoffizier bestimmt, der die Expedition bis zum (bitteren) Ende babysitten soll. Nur um Haaresbreite verpassen wir die Zuteilung der ersten weiblichen Offiziersbegleitung: „So ein Pech aber auch!"
Wir sind zu viert: Milan Sykora, Christoph Stiegler, Kurt Albert und ich kennen uns schon lange – keine buntgemischte Gruppe also. Die Harmonie im zwischenmenschlichen Bereich war unser Kriterium, sportliche Befähigung natürlich auch. Mit Milan, dem Freikletterpionier, selbst derzeit im 10. Grad tätig, und Christoph, dem erfahrenen Allroundkombinierer – was sollte da noch schiefgehen?
Die Tage vergehen mit Provianteinkaufen und Teestündchen beim Teppichhändler, der stets den neuesten Klatsch und Tratsch aus der Alpinszene auf Lager hat. Jeder hat seine kleinen Aufgabenbereiche. Ganz oben auf der Liste steht das Organisieren von Brennstoff fürs Basislager. Milan kommt leichenblaß zurück. Eindrucksvoll wurde ihm über hunderten von offenen Kerosinkanistern mit glühenden Zigaretten moslemischer Fatalismus demonstriert. Die Nahrungsumstellung kann Probleme machen. Harmlos wirkende Speisen haben's oft in sich. Biologisch dynamische Kost mit kräftiger Jauchedüngung – für den experimentierfreudigen Magen entpuppt sie sich als kulinarisches Selbstmordkommando. Nachts spricht die „Stimme Pakistans" aus Christoph. Kurt beneidet ihn darum aufrichtig, denn solche Akustik wäre bei ihm in die Hosen gegangen.

Inschallah

Der Karakorum-Highway gilt in Pakistan als achtes Weltwunder. Beeindruckend ist er schon. Mit Highway jedoch etwas großzügig getauft. In den zwei Tagen in Richtung chinesische Grenze atmet man nochmal sein Körpergewicht in Staub. Unser Reisebus weist unübersehbare technische Mängel auf. Vor allem bei den Reifen – da fehlen ganze Stücke im Profil. „Kein Grund zur Unruhe, dafür sind die Fahrer um so härtere Burschen!" Daran besteht kein Zweifel. Nach wenigen Kilometern glimmen bereits mit Heroin aromatisierte Zigaretten. Tatsächlich platzt ein Reifen, vom Fahrer jedoch nicht bemerkt. Die Stimmung steigt mit Bauchtanzmusik aus dem Recorder. Schon sehr bald verirrt sich die ölverschmierte Hand des Beifahrers auf Milans Oberschenkel. Der reklamiert die saubere Hose. Die Hand wird zurückgezogen mit der Versicherung ehrvoller Gefühle.
Gegen Abend steigt bei Chilas eine Polizeieskorte zu, die den kapitalistischen Trek vor „dangerous people – maybe kidnapping – no problem" schützen soll. Kurz darauf ist bei Gilgit ist die Reise vorzeitig zu Ende. Der Highway ist „blocked" und auf einer Strecke von 50 Kilometern einfach im Indus verschwunden.

Wir sind zum Warten verurteilt. Besteht da ein Zusammenhang von „Inschallah" – wenn Allah will – und pakistanischer Arbeitsmoral? Die Zeit läuft davon und vergeht trotz Klimmzügen und Mango-juice „ätzend" langsam. Wir spüren den Zynismus über der Tür des Parkhotels: „Feel at home" – wünscht die Inschrift. Nach 10 Tagen die Weiterfahrt und bereits die nächste Zwangspause: Skardu feiert den Moharam, jenen hochheiligen schiitischen Feiertag, der alles, was sich Mann und gläubig nennt, zu Ehren der Toten auf die Straße treibt, um sich dort in der Menge blutigen Selbstgeißelungen hinzugeben. Aufgepeitscht durch fanatische Sprechchöre zieht eine Männermasse durch die Straßen, trommelt sich mit der vollen Wucht der eigenen Faust auf die Brust oder schlägt sich im Wechsel in Messern endende Ketten über die Schultern: bis die Ersten, nicht ganz so Zähen, blutend am Boden liegen und die Prozession in der Moschee und einer Andacht endet.

Nachdem Sirdar, unser Trägerführer, ausge„feiert" hat, können wir die Trägerfrage angehen. In sieben Tagen der Beschäftigung ein Vierteljahresgehalt zu verdienen, ist für viele verlockend. Etliche bekannte Gesichter sind darunter. „You Trango again?" Wir nicken. Die dreißig, die wir auswählen, kennen den Weg. Nach Jeepgeholper und zwei Tagen Marsch durch Wüstenregion erreicht man Askole. Immer dieser Durst! Jedes Rinnsal ist garantiert die Kanalisation höhergelegener Ortschaften – kein Trinkwasser. Der Zusammenhang von Gesundheit und Hygiene ist hier weitgehend unbekannt. Unser „Expeditionsarzt" hat alle Hände voll zu tun. Nur gut, daß er sich mit medizinischer Wissenschaft noch vier Wochen vor unserer Abreise beschäftigen konnte. Die Mär von der Immunisierung der Einheimischen gegen alle möglichen Bakterien gehört ins Reich der Fabel. In langen Schlangen stehen sie mit schlimmen Infektionen zur Behandlung an. Wir beobachten Christophs Diagnosen interessiert. – In fünf Wochen wieder an seinen ganzen Patienten vorbei nach Hause zu marschieren, hinterläßt ein mulmiges Gefühl. Die Träger ersteigern sich zwei mickrige Ziegen zu einem Schweinepreis, wobei die lauffaulen Geschöpfe nicht als Marschproviant, sondern als saftige Ziel-Aussicht dienen sollen und deshalb konsequent bis zum Schlachtfest am Fuß des Baltorogletschers mitgeschleift werden. Von da bis zum Basislager begeistert Geröll, Stein und Eis in allen Variationen bei 30 Grad im Schatten. Die Landschaft ist überwältigend. Fünftausender und Sechstausender flankieren den Weg. Trotzdem stiert man auf seinen Pfad, rutscht und hatscht und irgendwann ist dieser Gerölltrott auch im Kopf. Sechs Stunden alleine, keine Ablenkung, keine Flucht – man versumpft komplett in Gedanken. Fragt sich: warum dieser Wahnsinnsaufwand? Brauch' ich das, um ein Abenteuer zu erleben? Früher war der „thrill" doch schon zu spüren, wenn ich in die Südpfalz gedüst bin, um neue Sandsteinfelsen aufzutun. Was ist eskaliert? Was hat sich seitdem verselbständigt?

Die Gedanken an all die schönen Dinge daheim sind wie ein warmes Bad. Plötzlich sehnt man sich nach den Menschen, die einem etwas bedeuten. Freut sich. – Die Erkenntnis, wie schön das Leben ist, beflügelt total. Und man ist dankbar, offen und wie „reingewaschen" für alles, was jetzt kommt.

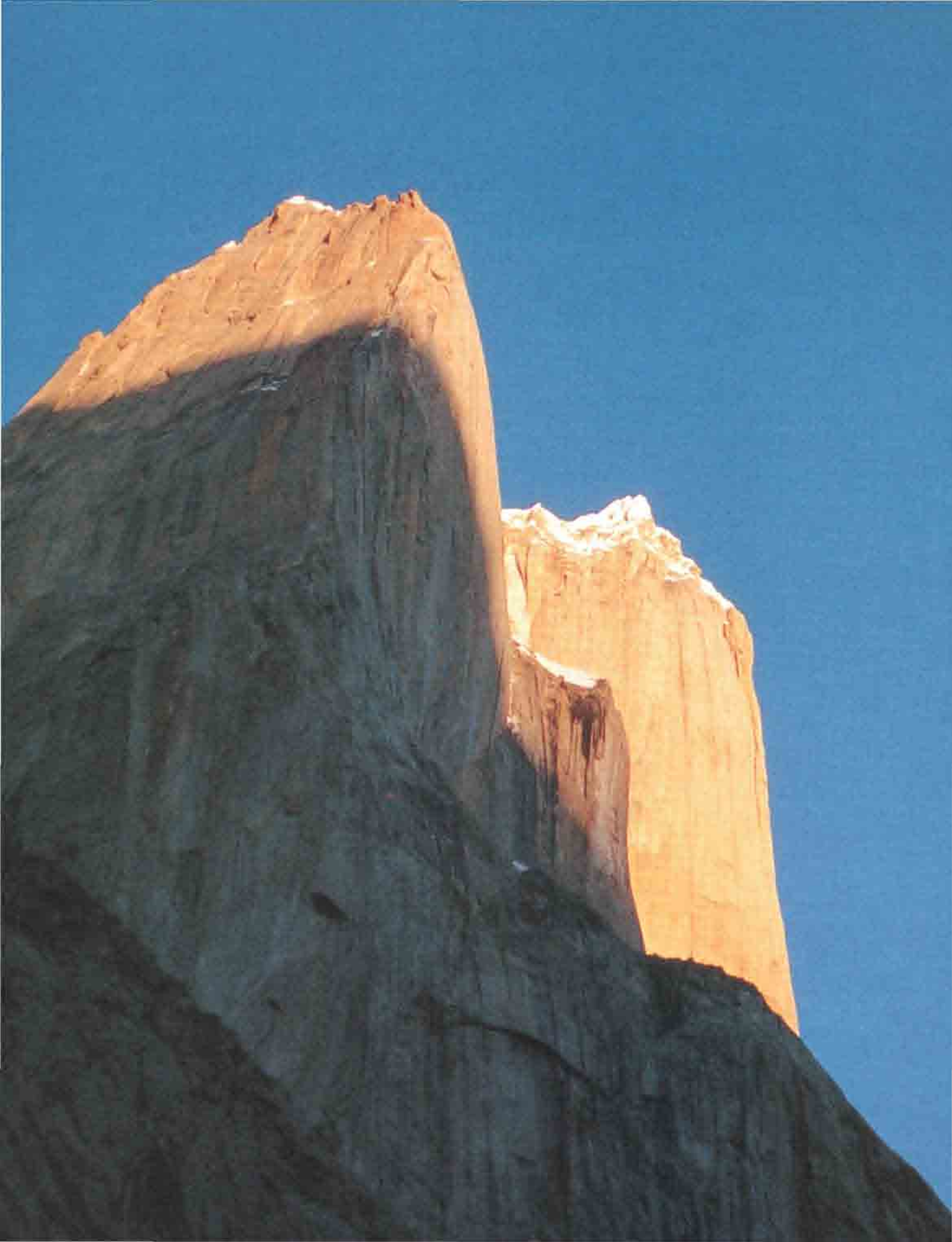
Pro Jahr nur 40 Felsen

Das Basislager in 4000 Meter Höhe und das Karakorum von der wildesten Seite. Vorne Gletscher, hinten schroffer Fels. Steinschlag heißt das Schreckenswort, das jedem zu jeder Zeit eine Gänsehaut verpaßt. Der Platz ist günstig, aber ist er auch sicher? Einiges hat sich im Vergleich zum Vorjahr verändert. Die zweite Cathedrale bröckelt vor sich hin – wirft Felsbrocken in Hausgröße ab und treibt Staubwolken herüber. Nachts sieht man die Funken und jeder liegt hellwach mit Riesenohren im Schlafsack und traut sich nicht den Walkman aufzusetzen, weil man sprungbereit sein muß für das Geräusch, welches das große Chaos ankündigt. Tagsüber wird endlos diskutiert, ob das Basislager nicht doch vielleicht besser dort oben auf dem Dunge-Gletscher. . .? Aber erste Erkundungen zeigen recht schnell: Dunge – nein danke! Und außerdem sind es pro Jahr nur 40 Felsen, die den Lagerplatz erreichen. Also was soll's. Man gewöhnt sich dran. Nur dem Begleitoffizier geht's schlagartig sauschlecht, und er schickt sich eiligst an, den Trägern hinterher zu spurten. Zu dessen Entsetzen hinterläßt er den Koch mit dem Auftrag, jetzt eben für die Deutschen zu kochen. – Das tut er dann auch gründlich. Am Morgen begrüßt er mich ahnungsvoll: „Leader You no good, me no good, go back to hospital." Kleine Manipulationen am Essen können in dieser gottverdammten Wildnis den Willen schnell brechen. Tags darauf bietet er einen Handel an: den Erfolg am Berg blanco zu bestätigen, um stattdessen mit uns Urlaub im Hunzaland zu machen.

Wir lachen . . . nur das Wetter macht uns Sorgen, denn es schneit herunter bis ins Basislager, und das bedeutet vereiste Felswände, bedeutet das „Aus" für die geplante Pionieraktion. Von 35 Expeditionen im Sommer '89 waren nur drei erfolgreich, weil der Monsun einen Strich durch die Rechnung machte. Erstmals bescherte er durch Ozonloch oder sonstige Einflüsse auch dem Gebirge einen wahren Schnee- und Regensegen. Und den verhinderten Gipfelstürmern ein tatenloses Rumsitzen in irgendwelchen Basecamps – für 6 bis 8 Wochen.

Jedem sein Lagerleben. Und dazu stets die „baratas" vom Lagerkoch. Der pakistanische „Pfannkuchen" zu jeder Mahlzeit ist unumgänglich. Um so mehr, als mitgebrachte Delikatessen wie Stapel von Schokolade längst einem Heißhungeranfall zum Opfer gefallen sind. Und Christoph, der zum Erstaunen aller Erdnußbutter aus seiner Tonne fischt, besteht allzu hartherzig auf vernünftiger Rationierung. Was bleibt, ist die Beschränkung auf geistige Genüsse – durch die Musik zum Beispiel. Der eine hat sie per Walkman im Ohr, der andere pfeift sich 'ne Strophe selber vor. . .

Oft sind die Gedanken bei den Ereignissen des Vorjahres. Bernd Arnolds Rettungsaktion zeichnet sich vor dem geistigen Auge besonders klar ab. Eine Gedenktafel in Zeltnähe mahnt die Tragödie der beiden Norweger an in der monumentalen Felsbastion des Trango-Nordostpfeilers. In unvorstellbaren 23 Tagen haben sie auf ihrer Route die 1800 Meter in senkrechtem, kompaktem Granit durchsiegen. Den „Bigwall", der auf der Erde seinesgleichen sucht. Vollbrachten ein physisches und psychisches Bra-



vourstück bis zur Sekunde der Unachtsamkeit. Während der dreitägigen Abseilmanöver ist es passiert – das Unglück. „Verflucht, ein einziger mieser Standplatz!"
Ich schließe die Augen und sehe Hans Christian Dorseth vor 10 Jahren mit mir im Yosemite klettern. Was war er doch für ein sympathischer, lebenslustiger Typ. Solche Emotionen machen weich und zerbrechlich, bedrücken, bremsen den eigenen Elan. Man steuert nicht blind in ein solches Unternehmen, sondern wägt ab.

Ziel mit Risiko

Das, was man sich daheim vorgenommen hat, und der Preis, der hier zu bezahlen ist. Die Frage: Ist es das wert? wird jeden Tag aufs neue bezweifelt. Dann ermutigt man sich gegenseitig. Zweihundert Meter Seil, 100 Felshaken, jede Menge Karabiner, Bohrhaken, Klemmkeile, Hochlagernahrung usw. So es das Wetter zuläßt, muß dringend Lager I und II aufgebaut werden – als Biwakbleibe und Materialdepot –, vor allem aber als Rückzugsmöglichkeit vor den gefürchteten Wetterstürzen. Wie oft wir dafür die zwei Stunden über den Dunge-Gletscher marschieren, zählen wir nicht, auch nicht die Flüche, weil jede Ausrüstung in doppelter Ausführung nach oben geschleift werden muß (für Fels und Eis), wohl aber die Schritte: 6500 vom Basislager zum Eiscouloir.
In dieser 800-Meter-Rinne ist blankes, oft mürbes Eis, bis zu 45° steil, zeitweise mit Schneeauflage. Die Steigeisen stollen, und man muß höllisch aufpassen, weil man im Kopf schon die Route oben am Trango Tower ausspinnt, versucht, dort bereits jede Information zu erhaschen: Und je näher man an dieses Riesenmonster von Granitzapfen hinkrabbelt, mit den 20 kg Gepäck, desto enger wird der Horizont wenn man hinaufblickt. So wie im Kopf – wo sich fast alles auf diese eine Linie konzentriert, die man im Fels gesehen hat und jetzt „nur" noch mit dem Körper nachvollziehen muß.
Auf 5400 Meter Höhe zum ersten Mal der Komplettaustausch der Ausrüstung. Raus aus den vorgewärmten Bergschuhen, raus aus den Handschuhen. Zum Klettern braucht man Bewegungsfreiheit – jedes Klamott schränkt ein, ist Ballast. 200 Meter kompakter Fels sind es bis zum Schneeband. 5 Seillängen, meistens Grad 7. Klettertechnisch kein Problem. Aber wenn der Schatten kommt, sinken die Temperaturen gen Null, frieren die

Links: Der Nordostpfeiler des Großen Trangoturms –: „Ich schließe die Augen und sehe Hans Christian Dorseth vor 10 Jahren mit mir im Yosemite klettern..."

Finger am eisgekühlten Granit fest, kriecht die Kälte durch die Hosen – und die Füße in den Reibungskletterschuhen machen keinen Muckser mehr.

Am Fuß des Zuckerhuts geknabbert

Noch wurde erst am Fuß des himalayischen Zuckerhuts geknabbert. Es fehlt das Lager auf der Südschulter, das die Bezwingung der eigentlichen Trangoroute zum Gipfel ermöglichen soll. Wegen der Sonne und der Stunden, in denen sie das freie Klettern am Fels erlaubt, war die Wahl für's Premiereklettern auf den Südwestpfeiler gefallen. Der Zustieg jedoch frißt enorm viel Zeit. Und die zählt hier am meisten. Jedes Schönwetter muß genutzt werden. Oft begleiten uns die Wolken schon am Morgen. Dann beginnt es leicht zu schneien. Wir verzögern die Entscheidung und kommen kaum mehr runter. Die Spur des Vordermanns ist im Nu verschneit. Die Spaltengefahr erhöht sich mit jedem Schritt. Es ist absolut nichts mehr zu sehen, man tastet sich blind und betend im Eis hinab, ahnt nur, welche Gefahr droht. Horcht ins Nichts und ist sensibilisiert für jedes Knacken im Schnee, denn es könnte die Anrißstelle eines Lawinenfeldes sein. An Schlaf in Lager I ist nicht zu denken. Wir liegen in den Biwaksäcken und horchen nurmehr auf das Knistern der Schneekristalle. Die Felsinsel im Eiscouloir wird zur Zeitbombe. Wer trifft die Entscheidung? Kurz nach Mitternacht gibt Kurt das Kommando: Rückzug! Das heißt, drei Stunden mit Stirnlampe von Spalt zu Spalt den Dunge-Gletscher runter.

Winterlandschaft, Märchentraum

Der verheerende Wettersturz hat die Wand total vereist und zwingt zu radikalen Ruhetagen. Uns beschert das Basislager Geborgenheit, erholsame Stunden. Ganz anders empfindet Khan die Atmosphäre. Der Koch zeigt bedrohlich depressive Anwandlungen. Wir befürchten das „Shining Syndrom", daß er uns in diesem engen Loch von Lager dem Verfolgungswahn verfällt. Auch ein liebevoll aufgemalter Kalender auf dem Zelt kann seine Laune nicht heben. Am 25. des Monats sollen die Träger kommen. Der Stichtag liegt in fernen 3 Wochen. Als er aus seinem Zelt kriecht, bricht's aus ihm heraus: „I am your cook and not your woman!" – Wie bitte? Kurt krieche jede Nacht in sein Zelt, um ihn zu vergewaltigen. Da herrscht erst mal sprachlose Stille. Wir unterstellen einen schlechten Traum. Unter Tränen empört er sich über diesen Zustand – seit Wochen? Das hätten wir sicher bemerkt, können so Kurt getrost ein Alibi geben. Uns bleibt keine andere Wahl, als das arme „Opfer" auszuzahlen. Seiner psychologischen Betreuung fühlen wir uns nicht gewachsen. Wir schweben selbst im Nirgendwo, ohne Zeit und Wochentag, ohne geistige Verbindung mehr mit zuhause. Hier lebt man in einem Vakuum, in einer abstrakten Welt aus Grundbedürfnissen und Gedanken, die ununterbrochen um den Berg, um die Route kreisen. Zweifel oder Heimweh sind tödlich. Sie schwächen körperlich.

Milan geht es schlecht. Und jeder versteht's, als er uns gesteht: „Ich will hier nur wieder lebendig raus und meine Freundin wiedersehen."
In solchen Momenten entwickelt man eine ganz enorme Beziehung zu bestimmten Liedchen. Im Vorjahr waren die Ramones mit „To tough to die" gewesen. Nun wird der Song meist überspult, wohl aus Aberglauben und Angst vorm Frevel. Wir schwimmen auf der sentimental erotischen Welle der Bangles. „Eternal Flame" trifft exakt unsere Stimmung. Unzählige Male am Tag läuft das über den Recorder. Dazu fressen wir rein, was geht. Mampfen die Kohlehydrate und verschlingen Speisen, die wir daheim nicht mal anrühren würden. Haben selbst den Widerwillen vor diesen enormen Fettmengen verloren. Die Landeskost scheint ihren Sinn zu haben. Und unsere Gier nach Suppen und Elektrolytgetränken ist grenzenlos. Wir schlemmen und schlafen. Der Wettergott trutschelt unentschlossen vor sich hin. Und die Frage nach der Vollendung der Expedition wird von Tag zu Tag banger. Der Himmel lichtet sich, und sofort brechen wir auf. Erstmal hüfttief durch die Neuschneemassen wühlen. Der Einstieg ist problematisch geworden. Der ständige Wechsel von Fels und Eis macht das Vorankommen mühsam. Wie's der Teufel will, steht man nämlich ständig mit Steigeisen im Fels und mit Reibungsschuhen im Eis. Trotzdem erreichen wir die Schulter.

800 Meter kompakte Felswand

Doch hier geht's an die letzten und eigentlichen 800 Meter kompakter Felswand. Die Schwierigkeit beim Freiklettern ist, daß der Fels den Bewegungsrhythmus vorgibt. Da gibt's keine beliebigen Verschnaufpausen wie im Schnee. Mal ist Maximalkraft, dann wieder Kraftausdauer zu bringen. Die Felsstruktur bestimmt die Rastpositionen, und selbst darauf gibt es niemals eine Erholung im Sinne von vollständiger Regeneration. Man kann sich ja nicht ins Seil reinhängen, wenn man Rotpunkt klettern will. Auch gibt's kein langes Ausprobieren und Rumdoktern, denn das kostet Kraft. Und Kraft bedeutet Sicherheit. Oft muß man in den Bereich der totalen Erschöpfung gehen – im oberen „Achter" auf 6000 Meter – schnappt ganz schön nach Luft – und muß gleichzeitig höllisch aufpassen, nicht völlig auf der letzten Reserve zu sein. Denn vor einem liegen nicht nur fünf Seillängen am Stück, sondern über zwanzig! Wäre man streng und legte „fair means"-Maßstäbe, die Kriterien des hilfsmittellosen Bergsteigens, zugrunde, gäbe es am Nameless (Trango) nur eine einzige Route. Am „Normalweg" kommt man in 6 Seillängen um den achten Grad nicht herum. Kein Gipfel im Elbsandsteingebirge muß in der Kurzetappe im Bereich solcher Spitzenschwierigkeit erstiegen werden. – Wie war das nochmal mit dem „schwierigsten Berg der Welt"?
Der Weg des geringsten Widerstandes am Trango ist die Jugoslawenroute. Sie war der Freikletteranfang. Warum's nicht viel früher zumindest versucht wurde . . . kann man sich denn einer solchen Herausforderung entziehen? Der Motor des Sports ist die Progression. Fürs Abenteuer gilt das gleiche.

Mit dem Fernglas tasten wir jetzt die glatten Plattenschüsse am Südwestpfeiler ab. Mit bloßem Auge sind die Strukturen weiter oben überhaupt nicht mehr erkennbar.
„Ein Fingerriß wie ‚Equinox', wäre das nicht toll?, der neunte Grad ist hier bestimmt machbar." Der Optimismus ist berechtigt: Ein feines Rißsystem zieht geradewegs zum Gipfel. Vielleicht ist die Route sogar ausschließlich mit Klemmkeilen zu sichern. – Zuviel Adrenalin im Blut. Nachts leiden wir unter unserer Übermotivation – und können kaum schlafen. Tausend Gedanken beschäftigen bis in den frühen Morgen, und dann muß man, gefangen im unseligen Tagesrhythmus, um vier wieder aufstehen.

„Eternal Flame" – wie sonst?

Aber heute lohnt sich's. Nach herrlichem Sonnenaufgang glüht die Wand über uns rot im ersten Morgenlicht. Der ganze Berg 'ne Flamme – mit Feuer, das auch uns verbrennt, die projektierte Linie endlich mit dem Körper nachzuvollziehen. Die Route hat längst ihren Namen: „Eternal Flame" – wie sonst?
„Close your eyes" trällert Kurt so vor sich hin, und es blitzt dabei der routinierte AV-Hüttenunterhalter „leadvocal" mit Gitarre durch. Eine grifflose Platte trennt uns vom Beginn des Einstiegsrisses. Sie ist glatt und in freier Kletterei unüberwindbar – sie macht uns schmerzlich bewußt, daß wir doch bloß „federlose Zweifüßler" sind. Wir stehen vor der Entscheidung: Abbruch des Unternehmens und sofortige Heimreise oder Pendelquergang.

Die Wahl ist leicht! Im folgenden Hundert-Meter-Riß mag auch gar keine Reue wegen der Beugung der Kletterregeln aufkommen.

„Give me your hand" – alles ist verziehen. V-Fingerrisse, Piaz, überhängende Hand- und Faustrisse: alle 8. Die Kletterschwierigkeit ist so kontinuierlich, daß am Tag nur drei Seillängen gelingen. Jede einzelne Passage hat Identität, ist einer Benennung würdig. Und so stehen die Strophen aus dem Lied beziehungsreich Pate.
„Do you feel my heart beating" wird nur mit Micro-Klemmkeilen gesichert. – In „Controlled burning" geht's an die Reserven. – Wir diskutieren, wie man die seichten Hangelrippen „Do you feel the same" absichern soll. Und entscheiden uns für das einzig Vernünftige: erstmal technisch hinauf, um dann im Abseilen vier Bohrhaken als Zwischensicherung anzubringen. Das Resultat bestätigt unseren Schritt zur Klettergartenmethode, wir sind uns einig, schon leichtere 9er geklettert zu sein.
Und während winzige Risse und Spältchen die ganze Phantasie für den nächsten Bewegungsschachzug beanspruchen, tut sich permanent was am Wetterhimmel, worauf man aber ja nicht hypersensibel reagieren darf, indem man Panik kriegt, nicht mehr rechtzeitig abseilen zu können. Die Kombination aus Sportklettern und Höhenbergsteigen ist eine brutale Mischung aus einerseits sturer Abgebrühtheit gegen Kälte, Wind und Wetter und andererseits höchster Feinsinnigkeit für komplizierte Bewegung und kreative Routenlösung.

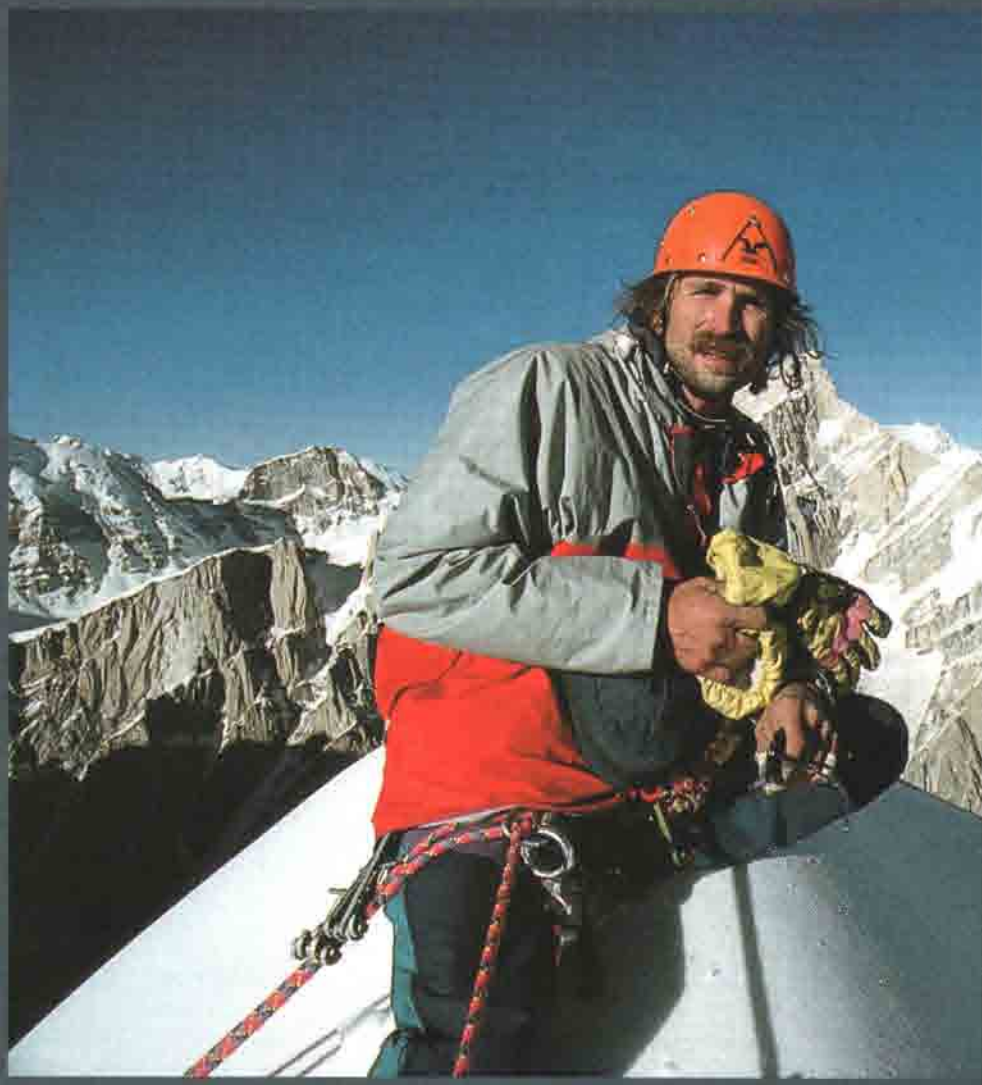
Es schneit mal wieder, trotzdem warten wir und müssen bald eingestehen: Es war die totale Selbstüberschätzung, zu sagen, wir gehen von hier nicht mehr runter ins Basecamp. Abstieg: Das bedeutet nach einem üppigen Klettertag nochmal 6 Überstunden. Die Trainingswissenschaft würde zwei Erholungstage empfehlen. Doch den Zeitplan macht allein das Wetter. Wir genehmigen uns einen Sonntag bis um 5 Uhr abends.

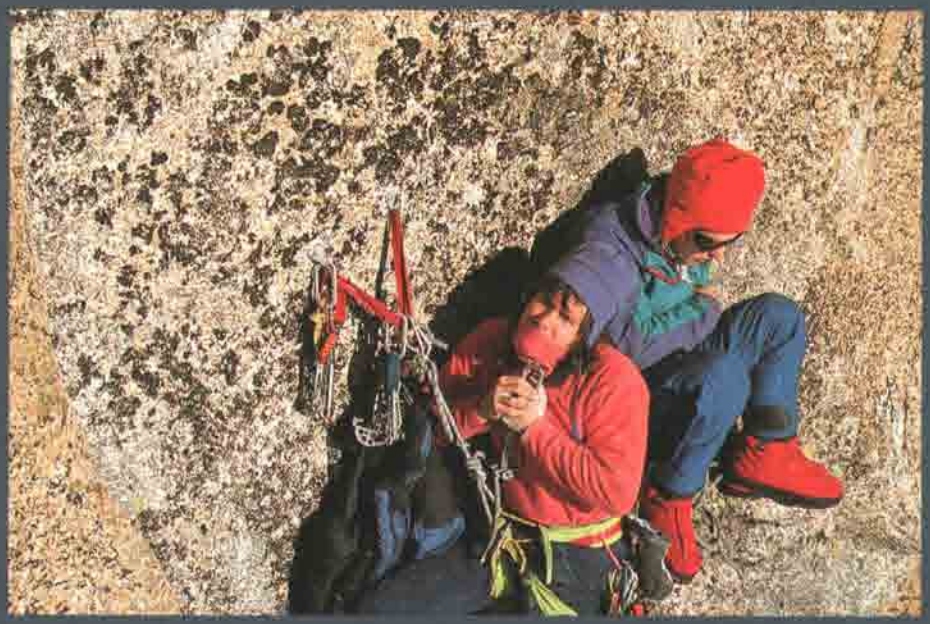
Bei Vollmond im Couloir, das ist schon fast Genuß. Kein Spuren, kein Einsinken, man läuft wie auf den Stufen des Empire State Buildings hinauf. Ab Mitternacht verflüchtigt sich jedoch die romantische Beflügelung und die Realität samt ihrer schweren Glieder kehrt zurück. „Professor" Albert hält sich nur noch wach, indem er pausenlos einen seiner sinnigen Sprüche repetiert: „Alles hat ein Ende, nur die Wurst hat zwei." Nachts um halb zwei erreichen wir das Lager und haben vorsorglich noch die Portaledges (nylonbespannte Aluminiumgestelle) zum Biwakieren an der senkrechten Wand mitgeschleift. Wir sind alle fertig, völlig ausgepumpt. Die Leidensfähigkeit wird hier auf eine harte Probe gestellt. Milan geht's besonders schlecht. Er kämpft mit elenden Kopfschmerzen und Erbrechen bis zum Blutspucken. Die Frage stellt sich: Ab wann darf man, muß man aufgeben? Milan will mittags ins Basislager zurück. Er ist der typische Fall des Pechvogels, der in keiner Erfolgschronik auftauchen wird, obwohl er ganz wesentlich dazu beigetragen hat, daß andere darin stehen. Jeder wird ihn fragen, ob er oben am Gipfel war, und keiner wird sich klarmachen, daß es sein Einsatz war, der das Team nicht hat untergehen lassen. Wir haben ihn bewußt nicht nur nach seinen sportlichen Fähigkeiten ausgewählt. Milan war wichtig für unsere Gemeinschaft, für einen positiven Teamgeist.

Beim ersten Licht erreichen wir den Umkehrpunkt und steigen gleich weiter. „Am I only dreaming", „It's meant to be" sollen jetzt „eternal" werden. Der Granit ist wie in Joshua Tree (Yosemite). Welchen Rat hätte dort wohl Lokalmatador Ron Kauk für die Lösung einer solchen Passage? „Smear or disappear" (Reib oder Sturz). Weiter oben bleibt keine Zeit zu zaudern: „If indoubt – run it out!" (falls im Zweifel, kletter hoch). Die Situation spitzt sich zu: „Edging skills or hospital bills" (Trittechnik oder Krankenrechnung) – dann krallt sich der Cliffhänger an die Felsoberfläche. Es folgen einige bange Minuten bis der Bohrhaken sitzt.

Ich atme auf – der ist wie eine Lebensversicherung. Ich hangel' ein Stück weg – da passierts: Ich stürze, falle ins Seil und schlage auf einem kleinen Vorsprung auf – so schnell geht das – spüre nur einen verrückten Schmerz im Knöchel. Und bin im selben Moment stinkwütend auf mich selbst, auf meine Unvorsichtigkeit. „Jetzt mach ich kurzen Prozeß", denk ich, und muß feststellen, daß nichts mehr geht. Das Bein ist nicht belastbar. In einem rasenden Tempo spielt das Hirn alle Rückzugsmöglichkeiten durch. Panik will aufkommen. „Wie komm' ich aus dieser gottverdammten Höhe wieder runter?" Wir seilen ab ins Biwak – was dem Bein fehlt, bleiben Vermutungen: Knöchelbruch, Prellung oder Bänderriß. Letzteres wird einen Monat später der Orthopäde diagnostizieren: Abriß der Innenbänder – eine

Rechts: Kurt Albert auf dem Gipfel des Nameless Tower, den er unterdessen bereits dreimal bestiegen hat. Rechts daneben: Wolfgang Güllich bei der Rückkehr vom Nameless Tower

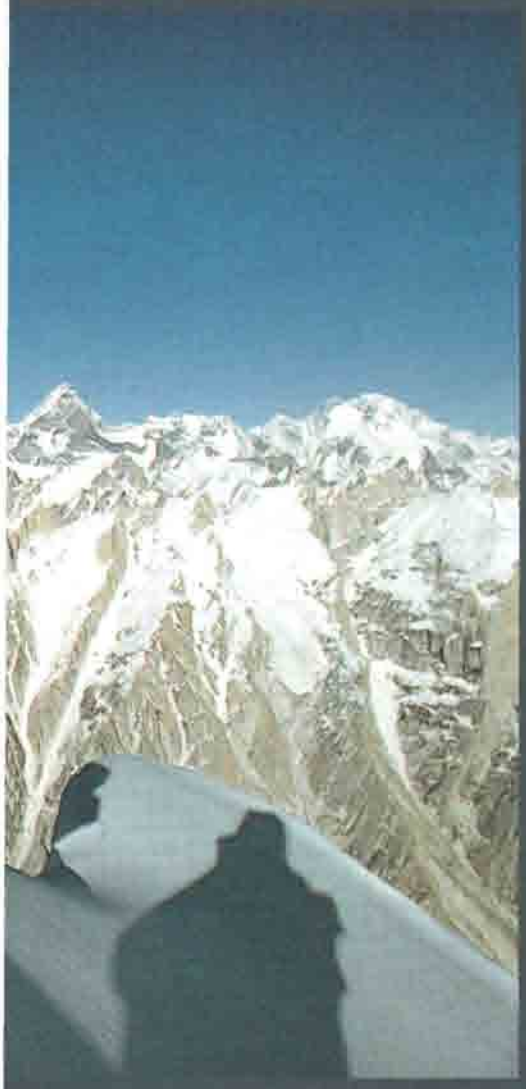




Oben und rechts: In der Sonnenwand des Nameless Tower

Trango

„Kann man sich denn einer solchen Herausforderung entziehen?"



Oben: Wolfgang Güllich im Biwak am Trangoturm
Links: Bange Minuten bis der Bohrhaken sitzt

schöne Bescherung. Zu dem Zeitpunkt jedoch macht nicht heiß, was man nicht weiß. Ich klammere mich an die Hoffnung einer Prellung.
„Stiegi" sitzt auf Kohlen, er hat nur mehr zwei Tage Zeit, kann nicht beliebig verlängern wie Kurt und ich. Topfit durch den unbändigen Willen, diese 48 Stunden erfolgreich zu beenden, bricht er mit Kurt zum „Jetzt oder Nie" auf. „Success" heißt fortan das Zauberwort: Einsatz ist gut. Erfolg besser. Und der Gipfel eben das Höchste. Weil jetzt nur noch „the top of Trango" zählt, queren die beiden hinüber zur Jugoslawenroute – die Kurt und ich vom Vorjahr her kennen. Auf den allerletzten Drücker sozusagen steht Christoph also am Nachmittag mit Kurt und in den Augen Tränen auf dem winzigen Schneefeld des Trango-Gipfels, Höhe: 6257 Meter.

Der Mensch hält einfach viel mehr aus...

K2 und Broad Peak sind zum Greifen nah, der Baltorokessel liegt dem Sieger zu Füßen. Ich beschäftige mich währenddessen auf vier Quadratmetern Lagerplatz mit Eisbeuteln und Testhumpeleien. Alles zieht im Kopf vorbei. Träume, Wünsche, Pläne, alles, was man ein Jahr gepflegt und ausgebaut hat. Ist dann hin- und hergerissen. Schaut nach oben und sieht diese phantastische Linie an diesem Klotz von Fels – deine „eternal flame" – so nah und dennoch in weiter Ferne durch eine Sekunde Unachtsamkeit. Ich erschrecke, weil ich im Hinterkopf bereits neue Pläne fürs nächste Jahr entdecke. Noch einmal diesen Aufwand? Gibt es da nicht diese Mobilisationsschemen, die besagen, daß man durch Höchstmotivierung noch fast ein Drittel des Leistungsvermögens mobil machen kann. Dabei denk' ich an Doug Scott, der sich vom Ogre auf den Knien von zwei gebrochenen Beinen in sieben Tagen zurück ins Basislager geschleppt hat. – Der Mensch hält einfach viel mehr aus als er vermutet...
Christoph steigt ab. Glückstrahlend und in anderen Sphären. Seine Hinterlassenschaft: ein straffer Tapeverband mit Placeboeffekt und „Viel Glück! Macht's gut!"
Kurt, der Superkumpel, überläßt die Entscheidung „was nun?" vollkommen dem kaputten Bein. Ich bin dankbar, daß er keinerlei Druck ausübt. Aber wir wissen beide: Es muß sein! Früh um fünf steigen wir erneut ein. Einigen harten Seillängen folgen sieben Meter technische Kletterei. Ein Makel, ein Schönheitsfehler – „I believe it's meant to be" soll er heißen –, der zugunsten der Linienführung in Kauf genommen wird. Ein schmaler Hand- und Fingerriß entpuppt sich als Schlüssel der Route. Der Test: „Say my name." Kurt zögert – neun minus auf 6000 Meter – ihm sei's entschuldigt – er hechelt sich die Lunge raus. Mit jedem erfolgreichen Meter ist mein Fuß zurückgedrängt. Die vollkommene Fixierung aufs Ziel ist die beste Ablenkung – endorphiner Wirkung sei Dank – denn auch die Finger haben langsam den Rest. Bei einem Sturz hat sie Kurt enthäutet. Im Nu ist alles mit Blut verschmiert. – „Ease the pain".
Kältebehandlung: Von einer Sekunde auf die andere bricht ein Höhensturm los. Ich sichere Kurt und bin mir der Lage voll bewußt. Das Risiko, hier auf windiger Höhe zu stehen und zu frieren, sieht ganz eindeutig aus. Wir wollen diesen „Schatz" erobern – das hier ist der Preis! Da kommt ein Gefühl auf, keine Angst zu haben – vielleicht nicht einmal vor dem Sterben. – „Ich habe mein Leben so intensiv und ausgefüllt erlebt. Durfte soviel sehen an Menschen und Ländern. Durfte in die hintersten Winkel meines Bewußtseins schauen, indem ich mich bewußt in Extremsituationen brachte. Hab' mich dadurch dermaßen kennengelernt, daß ich alles, was jetzt noch kommt, als Geschenk ansehe. Und mich darüber freuen werde, so wie ich mich jetzt freue, wenn ich wieder mit beiden Beinen am Boden stehe. – Die Angst vor dem Tod ist nicht groß. Aber ich werde mein Leben hartnäckig verteidigen."
Kurt ruft Stand, setzt solide Bohrhaken und wir ziehen uns ins Biwak zurück. Der Sturm wächst sich aus zum Orkan. Wenn's jetzt Schnee gibt, sitzen wir in der Falle. Wir fressen wie die Tiere. Stopfen uns rein, was noch da ist. Wir brauchen jetzt alle Energien. Dann dösen wir vor uns hin. Mitten in der Nacht lupft Kurt die Plane: „sternenklar". Aus dem schwarzen Loch der Hoffnungslosigkeit beginnt das Herz zu hüpfen. „I don't wonna loose this feeling" – uns liegt schon die letzte Zeile des Bangles-Songs auf den Lippen. Als die herabsausende Zwischensicherung mir gehörig auf die Finger schlägt. Es war die einzige. Acht Meter über mir werden Kurts Griffwechsel immer unruhiger. Sowas kostet Kraft. Um zu haften, benötigen die Schuhsohlen auf der strukturlosen Granitplatte einen enormen Anpreßdruck. Blind tastet er am Gurt. Ein „Freund" in der Not ist mehr wert als alle Schätze dieser Erde. Mit lahmen Armen hämmert er ihn in den V-Spalt, klinkt das Seil ein – stürzt. Der Friend hält. Kurts überraschter Kommentar: „Das war knapp!" Mathematisch präzise beweisbar: Der Friend klemmt an zwei Segmenten. Es bleibt keine Zeit, sich jetzt mit den möglichen Folgen des Zwischenfalls zu beschäftigen. „Reden wir später drüber, im Basislager, bei einer gemütlichen Tasse Kaffee." Kurt zieht wieder los. Das mag ich so an ihm, er ist nie nachtragend – auch nicht dem Schicksal. Die letzte Seillänge ist unsere „FLAM(M)E", ist der Zuckerguß auf der Torte. Unmittelbar an der Pfeilerkante klettert man 2000 Meter ausgesetzt über dem Dunge-Gletscher. Ein zufriedener Blick von hier oben streichelt die Route. Ist sie nicht vergleichbar mit der Kombination aus Großer Zinne-Direttissima und Westlicher Zinne-Schweizerweg? Tatsächlich trifft dies auf die rein klettertechnische Beanspruchung zu.
Dann hasten wir die letzten 40 leichten Meter, an den alten Fixseilen des Erstbegehers Boysen vorbei, zum Gipfel. „Ich bin in Höchststimmung", schreibt Kurt in sein Tagebuch. Kein kräftiger Schulterschlag, keine Sektkorken. Wir sind so fertig und schauen uns bloß an. Wir zwei, wie begossene Pudel stehen wir da und dürfen das gemeinsam erleben, den Höhepunkt. Die „Eternal Flame", sie ist im Kasten.
Dann geht's ans Abseilen. Das bedeutet nochmals Schwerstarbeit – alles muß mit nach unten und zurück in die Heimat. Seile, Zelte, Gaskartuschen usw., damit wir dem Minister auch aufrecht ins Auge blicken können, wenn er uns erneut in Empfang nimmt und verkündet: „Pakistan is a beautiful place... a paradise on earth."

Wechselbäder der Gefühle am Nuptse NW-Grat

Baden-Badener Nuptse Expedition '89

Ralf Dujmovits
(Text und Fotos)

Dreieinhalb Monate sind nun schon vergangen, seit uns die Überzivilisation hier wieder hat. Einen jeden von uns fünf hat das Monster „Frankfurter Flughafen" in seine kleine Welt entlassen. Zunächst in die Welt seiner Freunde, die das ausmachen, was „Daheim" heißt. Trotz zweieinhalb gemeinsam verlebter Monate hat doch jeder von uns sein eigenes Unterwegssein ganz verschieden mitgebracht.
Nach der Freude der gesunden Heimkehr und des Wiedersehens heißt es sich wieder einfinden. Einfinden in das, was auch ohne uns weitergegangen ist. Jeden von uns trifft es anders, mehr oder weniger erfreulich und mitreißend, oder auch traurig und enttäuschend. Alle hat nach den Tagen des Angekommen-Seins und des Luftholens wieder die Realität des „Wenn-es-heiß-ist-willst-Du-kalt" und „Ist-es-kalt-willst-Du-heiß" eingeholt. Wiedermal habe ich merken müssen, ruhige Zufriedenheit auf Dauer zu finden, ist ein aussichtsloses Unternehmen.
Die dreieinhalb Monate des Zurückseins waren genauso mit Hochs und Tiefs versehen wie die zweieinhalb Monate der Expedition. Nur in einem anderen Lebensbereich. Die Expedition des Hierseins war mindestens genauso spannend, und es ist vor allem noch Tag für Tag eine echte Expedition ins Unbekannte. Einziger Unterschied mag sein, daß diese Hierseins-Expedition durch eine Himalaya-Expedition wieder spürbarer und intensiver wird. Mit den Augen eines Berufsbergführers gesehen war unser Tun in Nepal jedoch fast genauso normal wie die 14 Tage Jahresurlaub vieler anderer. Ich möchte mir und anderen nichts vormachen.

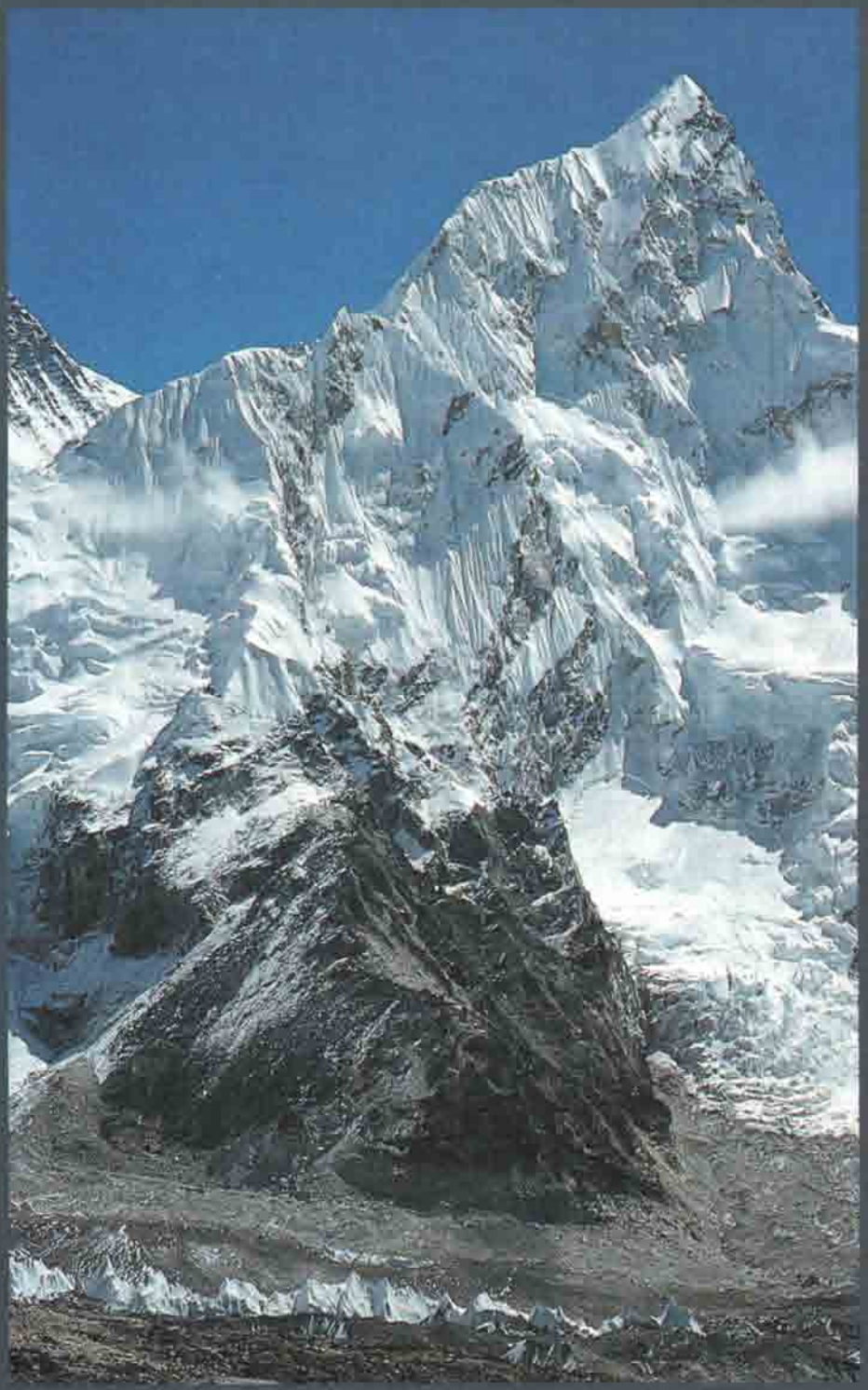
Das Ziel

Unser Ziel in Nepal war der NW-Grat des 7868 m hohen Nuptse zu dessen NW-Gipfel (7742 m). Dieser Grat bildet den Auftakt zu einer der längsten denkbaren Gratüberschreitungen im Himalaya. Das Dreigestirn Nuptse-Lhotse-Everest hat die Form eines gewaltigen Hufeisens. Bisher ist an diesem Überhufeisen an jedem Schenkel der Anfang gemacht. Am Everest ist dies vom Lho La ausgehend der Westgrat mit anschließendem Abstieg über den SO-Grat zum Südsattel. Am zweiten Schenkel des Hufeisens steht der Nuptse. Der NW-Gipfel wurde bisher dreimal über den NW-Grat erreicht. Die Fortsetzung bildet der noch unbegangene Verbindungsgrat vom NW-Gipfel zum Hauptgipfel des Nuptse. Vielleicht ist dies für uns möglich.
Wir sind angekommen. Hier im Basislager endet das Jahr des intensiven Vorbereitens, Planens, Organisierens, Bettelns. Der Kampf mit der nepalesischen Bürokratie zwecks Genehmigung, Walkie-Talkie-Permit und vielem mehr. Den Endpunkt unseres 11tägigen Anmarschs haben Andreas, unser Sirdar Sonam und ich in sicherem Abstand vom Nuptse-Vorbau nach zweistündigem Umherstapfen auf dem Khumbugletscher gemeinsam ausgesucht. Fast idyllisch, unser Basislager. In Richtung Pumori durch 40 m hohe Penitentes (Büßerschnee) abgegrenzt, in Richtung Nuptse total offen, der Blick, der uns noch beständig Nackensteife verursachen wird. 2500 m über uns der NW-Gipfel des Nuptse. Drei Stunden später kommen Hajo, Thomas, Belen und Tomi gemeinsam mit den schwer beladenen Yaks und deren tibetischen Treibern an. Es kann losgehen.
Fast vier Jahre liegt mein erster Kontakt mit dem Nuptse zurück. Auf dem Trekking-Gipfel Kala Patar angekommen, stand die Riesenarena damals unfaßbar vor mir: der Pumori, die schlanke Gestalt des perfekten Berges schlechthin, danach wie auf einer Kette aufgereiht der Lingtren, der zerrissene Kamm des Khumbutse, der Changtse, schon in Tibet, und dann als höchster der Everest. Nur dessen letzte tausend Meter überragen den NW-Gipfel des Nuptse. Zum ersten Mal bin ich gefesselt von diesem markanten Grat, der so scharf und klar, elegant geschwungen, ohne große Umwege nach oben leitet. Eine der faszinierensten Berggestalten, die ich bis dahin gesehen hatte. Eine Idee wurde wach in mir. Im Laufe der Jahre ist die Idee zum Traum, zum Wunsch, zur treibenden Kraft meines Planens und später zum Motor für einen gewaltigen Trainingsaufwand geworden. Ein großes, neues Ziel stand da vor mir, erst schwach und kaum spürbar ziehend, aber mir die Gewißheit gebend, daß ich zurückkommen würde.
Um den Traum jedoch bis zu Ende träumen zu können, heißt es zunächst mal schlichtweg abwarten und Tee trinken. Hier im Basislager lassen wir uns erstmal Zeit. Kleine Plattformen entstehen auf den eisigen Wellenkämmen des Gletschers, unser kleines Lager mit fließend eiskaltem Wasser nimmt Form an. Sogar ein geräumiges Steinhaus entsteht. Koch- und Wohnecke inbegriffen. Dank der tatkräftigen Mithilfe unserer nepalesischen Be-

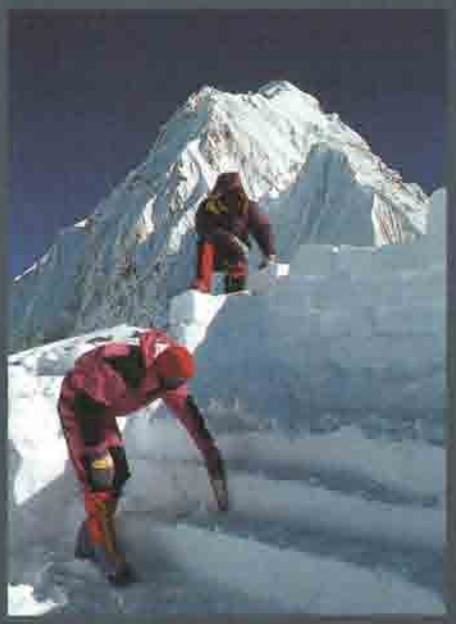
Aufbruch

Zum Nuptse

Oben: Träger und Mannschaft (darüber) im Basislager Rechts: Unterwegs zum Berg



Der Nuptse: links im Profil der NW-Grat; der Zustieg zu diesem erfolgte über den Fels-Eispfeiler in Fallinie des markanten Gratabsatzes ganz links



Oben: Bauarbeit an einem Gratlager

gleiter ist es richtig gemütlich geworden. Vor allem zum Ende der Expedition hin war dies so wichtig. Aufgrund der Kälte war es draußen, sogar untertags, kaum auszuhalten. In den ausgiebigen Baupausen hauchte Hajo auf unserer mitgebrachten Gitarre dem Lager erst richtig Leben ein. Bei Filterkaffe und Amaretto-geschwängertem Quarkdessert „Banane" läßt es sich sogar richtig gut leben.
Am dritten Tag nach unserer Ankunft im Basislager geht's zum ersten Mal los (4. 10. 1989). Den Gletscher queren und dann eine steile Geröll-Rinne mit grundlosem Neuschnee hinauf. Am Beginn des ersten Steilaufschwungs finden wir alte Fixseile von einer früheren Expedition. Da die Seile gut erhalten sind, und wir Fixseile sparen wollen, verbringen wir den Rest des Tages mit Tiefschneebohren hangaufwärts, immer den, einen dreiviertel Meter tief eingeschneiten, Seilen folgend. Am Gipfel des Pfeilervorbaus auf 5700 m machen wir nach einigen ausgesetzten Stellen Depot. Der Weiterweg zur ersten Lagermöglichkeit sieht knackig und lang aus. Kombiniertes Gelände, viel rauf und runter – aber machbar. Heute sind wir nicht weit gekommen. Trotzdem sind wir zufrieden. Müde schmeißen wir unsere Monster-Rucksäche auf die Schneehaube des Pfeilerkopfs. Pause. Vesper – zwei Büchsen Fisch sind leer. „Du, es ist Funkzeit", erinnert sich Hajo. „Wir sollten uns melden." „Hier Nuptse-Basecamp", knarrt Andis Stimme kurz darauf aus dem Basislager herauf. „Hier Pumori Basecamp", meldet sich fast gleichzeitig unser Südtiroler Bergführerkollege, der Holzer Sepp von drüben am Fuße des Pumpori. „Du Ralf, es ist was Furchtbares passiert. Bei uns am Pumori hat eine Lawine vier Spanier mit hinunter genommen. Alle tot. Die Freundin des einen ist gemeinsam mit dem fünften spanischen Expeditionsteilnehmer total erledigt bei uns." Per Funk bitte ich Belen, meine Freundin aus Spanien, und Andreas, der auch im Basislager geblieben ist, gemeinsam ins Pumori-Basecamp zu gehen, um zumindest beim Übersetzen helfen zu können. Sie machen sich sofort auf den Weg. Ich hab' das Gefühl, der Fisch wollte wieder in die Büchse. Ich schaue Hajo an, ihm scheint es ähnlich zu gehen. Am Boden zerstört treten wir den Abstieg an. Erste Zweifel nagen. Für die Spanier ist ihr Bergtraum zum Alptraum geworden. Wie nahe beides beisammen liegt, wie hoch und tief diese täglichen Hochs und Tiefs sein können. Das extremere Himalayabergsteigen macht dies immer wieder mit brutaler Härte deutlich. Am nächsten Tag mittags kommen Belen und Andi vom Pumori-Basislager zurück. Es war die traurigste Kaffeerunde während der Expedition.

Am Beginn des Eispfeilers

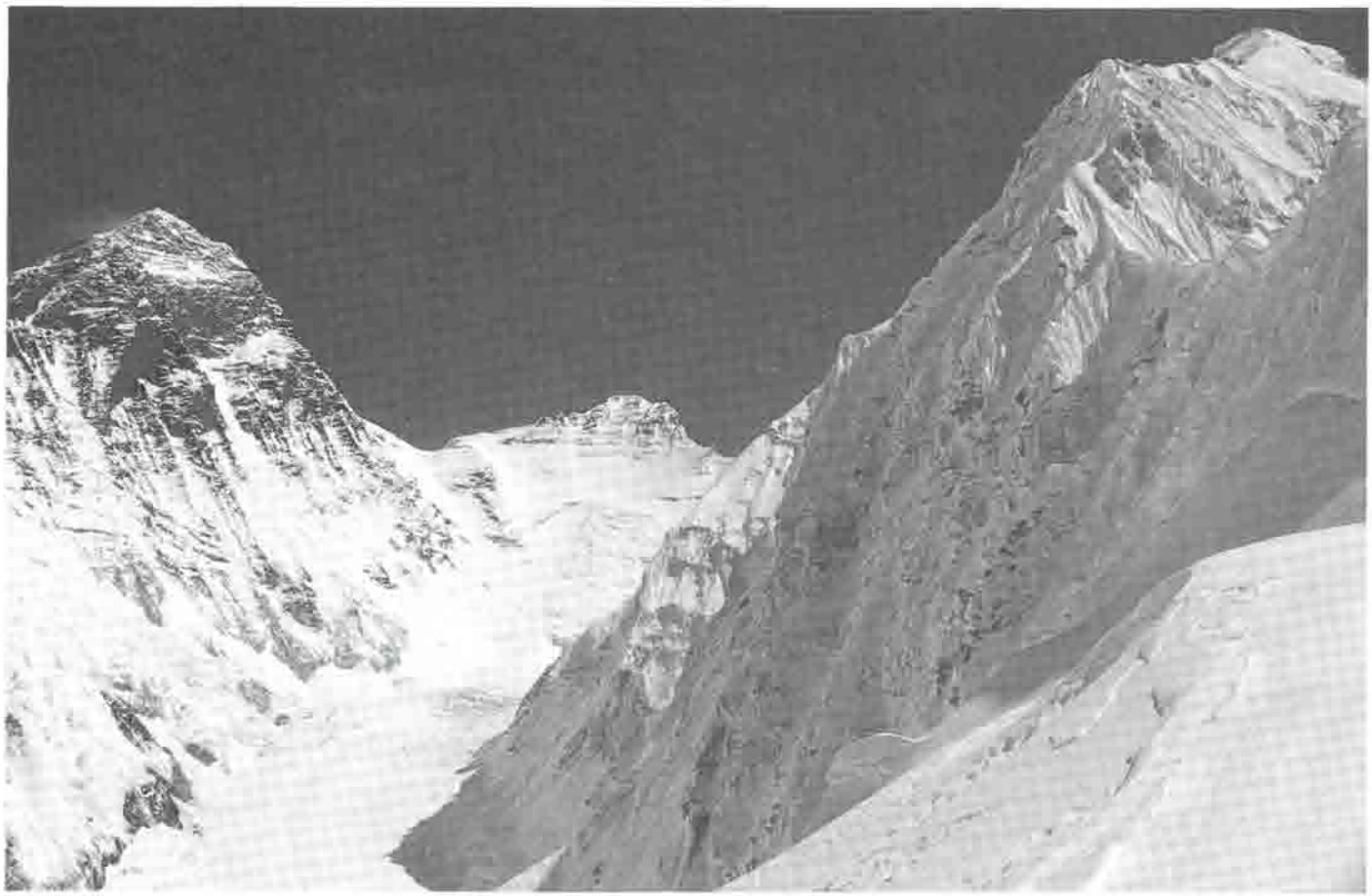
Wieder einen Tag später haben wir fast unser geplantes Lager I erreicht. Jede Menge kombinierten Geländes hat uns ordentlich zu schaffen gemacht. Ein total vereister, enger Kamin verlangt von Hajo alles. Wir sind am Beginn des Eispfeilers, der uns zum Grat bringen soll. Wir transportieren noch einige Lasten zum Pfeilerfuß. Die Fixseile sind hier zu Ende, das kombinierte Auf und Ab auch. Von nun an geht's bergauf. Die Stimmung beim Abstieg ins Basislager ist das totale Gegenteil wie beim letzten Abstieg. Im Lager angekommen, setzt es den nächsten Dämpfer. Der Pole Kukuczka ist in der Lhotse-Südwand, kaum 3 km Luftlinie von hier, tödlich abgestürzt. Wie wird es wohl weitergehen?
Wir wollen versuchen, unseren Auf- und Abstieg über den Pfeiler zum Grat so sicher wie möglich zu machen. Fehler wollen wir uns keine erlauben. Wie alle Expeditionen, die hier unterwegs sind. Die Schnee- und Eisverhältnisse sind alles andere als gut.

So basteln wir auch ein paar Tage hin, bis unser zweites Lager auf 6580 m am Grat entstehen kann. Der Pfeiler ist ordentlich steil. Wir teilen uns das Vorsteigen ohne große Umschweife bestens auf. Erst ist von mir viel Kondition beim Spuren verlangt, danach muß sich Hajo die ersten senkrechten Meter hinaufgraben. So in 50 m Entfernung vom letzten Standplatz, ohne hundertprozentige Zwischensicherung, ist das Ganze doch nicht so todsicher, wie wir uns das gewünscht hatten. Als er die erste große Wächte durchbohrt, fällt uns ein Riesenfelsblock vom Herzen. Wir sind am Anfang der gewaltigen, sichelförmigen Wächte, die den oberen Teil des Eispfeilers begrenzt. Es heißt aufpassen, nur nicht zu weit auf die Wächte raus. Wir kommen gut voran. Zum Ende des Pfeilers hat Andreas seinen großen Tag: vereistes, kombiniertes Gelände führt in recht schwieriger Kletterei fast senkrecht nach oben. Hajo und ich können nachkommen. Mit den schweren Rucksäcken ist das eine teuflische Schinderei, vor allem, wenn an der verzwicktesten Kletterstelle wegen eines Knotens im Fixseil die Steigklemme umgehängt werden muß. Es wird weniger steil, flacher, eben. Wir sind auf 6600 m auf dem Grat angekommen. Der Ausblick haut uns fast um. 1000 m tiefer liegt das berühmte Western Cwm, darüber erhebt sich der massige, dunkelbraune Gipfelaufbau des Everest mit seiner fast 2000 m hohen SW-Wand. Zum Greifen nah. Daneben der Lhotse. Die rechte Begrenzung des Hufeisens bildet unser Weiterweg. Wächten und Grattürme so weit das Auge reicht. Das Herz fällt mir ein wenig in die Tasche. Es sieht lang aus.

Wächten und Grattürme so weit das Auge reicht

Und wir sind eine kleine Mannschaft, dazu werden die anderen durch Erkältungen und Bronchitis gebeutelt. Ich fühle mich glücklicherweise sauwohl. Viel dazu beigetragen hat sicher meine Freundin Belen, die die ersten 14 Tage mit uns im Basislager war. In der Geborgenheit des gemütlichen Basislagerzeltes sich ganz fallen lassen zu können, ganz abschalten zu können, hat mir doch viel an psychischer Kraft gegeben. Später war dies eine so wichtige Voraussetzung für alles weitere. Ich begleite Belen am Ende ihrer Zeit bei uns noch auf den Kala Patar und bis zu den ersten grünen Wiesen. Bei ihrem Abschied läßt sie eine tiefe Leere in mir zurück. Sie hat versucht, mir Unbesorgtheit und Vertrauen zu zeigen. Ich weiß, daß sie sich Sorgen machen wird, und trotzdem spüre ich zutiefst, daß sie an meine Er-

Unten:
Am Nuptsegrat;
mit den Gipfelpunkten
des großen Hufeisens
Everest und Lhotse
(von links; siehe dazu auch
die Skizze von Seite 140)



fahrung und mein Können glaubt. Das setzt doch ein wenig Kraft an Stelle der Leere.
Im Basislager zurück, macht uns mehr und mehr die dauernde Kälte zu schaffen, Tomi, Thomas und Andi sind ziemlich angeschlagen. Nur zu dritt sägen wir Tage später Lager II aus dem Grat. Wie es am Mt. McKinley in Alaska üblich ist, haben wir auch hier Fuchsschwänze mitgebracht und sägen große Blöcke aus dem zementharten Schnee. Die zwei Meter hohe Mauer soll unsere Zelte vor dem permanenten Sturm hier oben schützen. 1½ Tage später hat der Wind die Mauer fast völlig wegerodiert. Ein bizarrer Gartenzaun war entstanden. Unser Sägetag war der letzte sturmfreie Tag am Grat. Unerbittlich zischt der Höhensturm von Nepal nach Tibet, Stunde für Stunde, Tag für Tag. Das nagt an den Nerven und der Kraft. Auch der Grat selbst zeigt uns ordentlich seine Wächtenzähne. Ein erster, 100 m hoher Gendarm hält uns einen ganzen Tag auf. Immer wieder müssen wir aus einer Riffelfirnrinne in die nächste queren. Die Ränder der Rinne laufen nach oben zusammen und werden danach überhängend. Also heißt es, an den Rand der Rinne, mit der auf das Eisbeil aufgeschraubten Schaufel einhändig den überhängenden Wächtenrand abgraben und wie ein Hochseilartist in die nächste Rinne queren. Wunderschöne, furchtbare Gebilde, diese Riffelfirnrinnen, aber in dieser Steilheit was vom anspruchsvollsten, was ich bisher kennengelernt habe.
Thomas hat erstmal die Nase voll, mit Hajo machen wir nunmehr zu zweit weiter. Abends kocht jeder von uns beiden in einem Zelt in Lager II, draußen donnert die nicht endenwollende Büffelherde über die Zelte. Wir können uns nur durch Zubrüllen verständigen, obwohl die Zelte keine 20 Zentimeter auseinanderstehen. Recht ergiebig sind diese Gespräche nicht; sie sind mehr durch Zweifel als durch Zuversicht gekennzeichnet.
Am nächsten Tag kommen wir über ein flaches, unheimlich ausgesetztes Gratstück bis zum Lager III der beiden vorangegangenen Expeditionen. Lange Querungen unterhalb der möglichen Wächtenabbruchlinie in steilstem Gelände machen das Vorankommen nicht gerade zügig. Trotzdem sind wir beide guter Dinge. Wir haben uns erst vor einem Jahr kennengelernt. Tiefe Freundschaft und großes gegenseitiges Vertrauen empfinde ich Hajo gegenüber. Nur so sind diese Umstände hier oben zu verkraften. Keiner ist der Chef, jeder führt, jeder entscheidet im Augenblick der Führung für beide. Anders kann ich mir nicht vorstellen, in solchem Gelände unterwegs zu sein.
Als wir an diesem Nachmittag zu unserem Lager II absteigen, hat der Wind nicht viel von unserer Schneemauer übriggelas-

Über saugender Tiefe

Ausgesetzt

Oben und rechts:
Am Zustiegspfeiler zum Nuptse-NW-Grat

Oben: Querung in der Flanke unterm Wächengrat

Links: Im felsigen Teil des Zustiegs-pfeilers

sen. Für den nächsten Tag nehmen wir uns nur eine Restaurierung der Mauer vor, um danach ins Basislager abzusteigen.
Drei Tage später sind wir wieder zu zweit zurück. Tomi, Thomas und Andi geht es immer noch schlecht. Andi mußte wegen seiner Angina sogar bis ganz nach Pheriche absteigen. So basteln wir einen Tag weiter und kommen sogar bis auf halbe Strecke zu unserem geplanten Lager III. Wir versichern aus Sicherheitsgründen fast den ganzen Aufstieg, um den Abstieg so sicher wie möglich zu machen. Nach einer schlechten Nacht in Lager II entscheidet sich Hajo abzusteigen. Ich möchte zumindest noch die 7000 m-Grenze erreichen. Wieder einer dieser zehrenden Abschiede.

Depot vor der „Haifischflosse"

Mit einem Riesenrucksack voller Fixiermaterial geht's zunächst zum Ende der Fixseile. Es ist saukalt, obwohl ich ziemlich Gas gebe. Am Ende der Fixseile geht es erst 200 m im Schatten eine nach oben steiler werdende Eisrinne seitlich des Grates hinauf. Nach oben mündet sie wieder in eine dieser vielen Riffelfirnrinnen. Hoffentlich erwische ich eine mit Ausgang. Es wird steiler und steiler, 80° zum Schluß. Oben sehe ich die Sonne auf den Grat scheinen. Völlig erledigt und durchgefroren, ohne jedes Gefühl in den Händen, wühle ich mich durch die obligate Schlußwächte auf den Grat hinaus. Sonne. Auftauen im Windschatten eines Felszackens. Über steiles, kombiniertes Gelände geht's weiter. Schon jetzt im Aufstieg bringe ich Firnanker und Haken an, um im Abstieg schneller abseilen zu können. Der Grat ist unheimlich ausgesetzt. Ich mogle mich von einer Wächte zur anderen. Auf einer kurzen Grateinsattelung, vor der von uns so getauften Haifischflosse, mache ich Depot. 7050 m. Knapp 2000 Höhenmeter tiefer sehe ich unser Basislager. 4 Stunden später, es ist fast dunkel, sitz' ich mit den anderen wieder in unserem Basislagerhäuschen. Die Wärme des Riesenberges Spaghetti Bolognese läßt mich wieder aufleben. Gigantischere Kontraste, die das Leben so intensiv verspüren lassen, find' ich nirgends so eindrücklich wie hier in diesen Bergen. Vor Stunden noch extremste Konzentration auf jede Bewegung, jetzt sich einfach im Kreise der Freunde in die Ecke fallenlassen zu können und an nichts anderes denken zu müssen als an den Berg Spaghetti im Teller.
Kaum ist Hajo am nächsten Tag ins Tal abgestiegen um seine Bronchitis auszukurieren, kommt Andi aus Pheriche zurück, es geht ihm glücklicherweise wieder besser. Nach einem weiteren Ruhetag für Andi kommt auch bei ihm wieder Zuversicht für den Gipfel auf. Also wieder die 1400 Höhenmeter hinauf ins Lager II. Wir versichern am Folgetag den Grat mit Fixseilen bis zu der Stelle, wo ich auf 7050 m Depot gemacht habe. Es wird ein furchtbar kalter Tag. Trotz maximaler Ausrüstung frieren wir uns beide die Finger an. Der Sturm wird unerträglich. Wir entscheiden uns, sofort wieder die 2000 Meter ins Basislager abzusteigen. Traurig und enttäuscht, allmählich schwinden die Chancen auf einen Gipfelerfolg dahin. Anderntags steigen Hajo und Thomas wieder zu Lager II auf. Sie sind zu erledigt, um oben weitermachen zu können und kommen sofort wieder zurück. Totale Untergangsstimmung macht sich breit. Jeder Tag von morgens bis abends stahlblauer Himmel mit verschwenderisch schönen Sonnenuntergängen. Aber hunderte von Metern ziehen die Schneefahnen von morgens bis abends am Everest und am Nuptse in den Himmel. Ich sitze den halben Tag am Fernglas; am späten Nachmittag hab' ich jeden Meter nach dem Depot zum NW-Gipfel mindestens fünfmal in Gedanken hin und her geklettert. Morgen wollen es Andreas und ich nochmals versuchen. Zm achten Mal steige ich diesen Schinder von Vorbau hinauf und über den Eispfeiler zur Aussichtskanzel unseres Lagers II. Nachts orgelt der Wind wieder in voller Stärke. Obwohl Andi abends guter Dinge war, höre ich morgens aus seiner Stimme heraus, daß er nicht weitermachen will. Er möchte mich trotzdem bis zum Depot auf 7050 m begleiten, dann aber Schluß machen. Ich möchte jedoch nicht, daß er mich aus reiner Freundschaft heraus nochmal dort hinauf begleitet. Er hätte keinen Funken Freude daran. Wir sprechen lange miteinander. Er sucht beim Bergsteigen doch mehr das lockere Leben als diesen Kampf mit sich und den Unbilden der Natur. Wir kennen uns lange, haben viel gemeinsam unternommen. Am Walkerpfeiler haben wir zusammen biwakiert. Jetzt will er nicht mehr, hat keine Lust, sich nochmals die Finger anzufrieren. Er will hinunter, ich will hinauf. Beim Abschied liegen wir uns in den Armen und weinen. Ich kann seine Entscheidung voll akzeptieren, bin ihm keine Sekunde böse. Aber ich möchte auch nicht nochmals hinunter und nochmals hoffen, daß sich ein anderer mit zum Gipfel durchbeißt. Oft war ich in den Alpen oder den Bergen Südamerikas alleine unterwegs, ich fühle mich auf der Höhe meiner Leistungsfähigkeit. Warum also nicht alleine gehen.

Ist es alleine möglich?

Was für drei Tage alleine notwendig ist, hab' ich schnell im Rucksack verstaut. Einige Male schaue ich zu Andreas zurück. Auch er packt zusammen und steigt daraufhin ab. Eine grenzenlose Anspannung schiebe ich vor mir den NW-Grat hinauf. Schon früh am Nachmittag bin ich am Depot angekommen. Bevor ich mein Biwakzelt aufstelle, bringe ich noch 200 m Fixseil für den nächsten Morgen an. Zwei kurze, fast senkrechte Steilaufschwünge machen mir ganz schön zu schaffen, wieder heißt es, mit einer Hand am Eisbeil hängend, mit der anderen die Wächte abschlagen und queren. Um 15.00 Uhr bin ich am Biwakplatz zurück und schaufle eine kleine Plattform aus dem Wächtengrat heraus. Das Graben hier ist nochmals ordentlich anstrengend. Bei diesem Sturm dann auch noch das Zelt alleine aufzustellen, gibt mir fast den Rest. Bevor ich im Zelt bin, hat der Wind schon genügend Schnee hineingeblasen, daß ich ausreichend Tee damit kochen kann. „Wie wird es morgen gehen?", „Ist es alleine möglich?" ist die Dauerfrage. Das Schneeschmelzen und Kochen geht fast automatisch. Ich schneide mir noch fünf 10 m lange Fixseilstücke zurecht, um die steilsten Stellen morgen im Abstieg wieder abseilen zu können. Ich esse und trinke an diesem Abend für zwei, mehr geht wirk-

lich nicht rein. Akklimatisiert bin ich optimal, siebenmal stand ich im vergangenen Sommer auf Gipfeln höher als 6000 m. Immer mit Gästen. Diesmal wird es doch auch alleine klappen. Auch wenn es diesmal bis fast auf 8000 m rauf geht. Es wird knackig kalt. Durch einen Spalt im Reißverschluß sehe ich drüben auf fast gleicher Höhe den Gipfel des Pumori in den letzten Sonnenstrahlen. Ich schlafe fast 10 Stunden.

2. November 1989: Um fünf Uhr früh fang' ich an Schnee zu schmelzen. Ich trinke was reingeht. Beim Pinkeln werden mir zum ersten Mal die Finger gefühllos. Strahlend blauer Himmel, die Büffelherde ist wieder unterwegs. Mein erster Versuch, die Steigeisen vor dem Zelt anzulegen, ist ohne Erfolg. Also wieder ins Zelt, die Schuhe nochmals ausziehen und über dem Kocher anheizen, dabei die Finger aufwärmen. Der zweite Versuch loszuklettern ist mit Erfolg gekrönt. Alles ist warm und durchblutet. Der Riesenventilator ist auf volle Leistung aufgedreht. Um 8.45 Uhr komme ich vom Zelt weg. Gut, daß ich gestern noch 200 m Fixseile angebracht habe. Auf 7200 m wird der Grat etwas flacher, in einer Spalte im Grat bin ich sogar etwas geschützt und kann auch einige Schlucke trinken. Lange, nicht endenwollende Querungen unterhalb der erhofften Wächtenabrißkante folgen. Ich komme gut voran. Kurz vor dem abschließenden Gipfelhang macht ein kleiner Gratturm die ganze Sache nochmals spannend. An meinem letzten Firnanker kann ich mich auf der anderen Seite 20 m abseilen. Das Seil steht waagrecht in den Himmel. Ich fixiere es unten, damit ich es im Abstieg wieder benutzen kann. Als ich mir mit dem Handschuh über das Gesicht fahre, fehlt jegliches Gefühl. Unter der Neoprenmaske ist die Nase völlig steif und gefühllos. „Große Kacke." „Zurück?" Durch massieren versuche ich zu retten, was zu retten ist. Die letzten 100 m zum Gipfel gehen flott. Oben geht es noch zwei Gipfel weiter, bis der richtige NW-Gipfel erreicht ist. Teils im Stehen, teils im Knieen komme ich oben an. 13.15 Uhr. Nuptse-NW-Gipfel, 7742 m.

Fast eben kann ich zum Südsattel des Everest hinüberschauen. Der Gipfel selbst immer noch 1000 m höher. Minutenlang kniee ich am Gipfel, an ein Stehen ist wegen des Sturmes nicht zu denken. Während mir die Tränen unter der Brille hervorlaufen, mache ich einige Fotos. Grenzenlose Einsamkeit hier oben am Ziel meines jahrelangen Dauertraumes. Den Erfolg in diesen Minuten nicht teilen zu können, macht diesen Gipfel besonders schwer. Kein Vergleich mit der unermeßlichen Freude, die ich bei vergangenen Touren gemeinsam mit Freunden oder Gästen auf den Gipfeln schwerer oder langer Routen teilen konnte. Eigentlich ein trauriger Gipfel. Vielleicht ist es auch zu kalt und zu windig, vielleicht habe ich auch zu sehr Angst wegen meiner Nase. Vielleicht auch die enttäuschende Einsicht, das zweite gesteckte große Ziel der Expedition, die Überschreitung zum Hauptgipfel, nicht durchführen zu können. Der Verbindungsgrat wird weiter unbegangen bleiben, machbar sieht er aus.

Eine und eine halbe Stunde später bin ich wieder am Biwakzelt. Mit der Konzentration bin ich am Ende, körperlich hätte ich vielleicht noch die Kraft, ins wärmere und gemütlichere Lager II abzusteigen, aber ich zwinge mich, im Lager III zu bleiben, auch wenn es erst 15.00 Uhr ist. In dieser Höhe, diese Schwierigkeiten alleine zu klettern, hat mich bis an die Grenze meiner Konzentrationsfähigkeit gefordert. Zudem muß ich unbedingt was für die Nase tun. Als ich im Zelt den Kocher anbrenne, freue ich mich zum ersten Mal. Kann mich trotz der Kälte entspannen und zufrieden sein. Um 15.00 Uhr spreche ich über Funk mit dem Basislager. Wie wichtig diese Stimme, dieser menschliche Kontakt in dieser Einsamkeit da oben ist, merke ich erst in diesem Augenblick. Selten zuvor hat mich der Kontakt zu jemandem so bewegt. Danke Tomi.

Die Nacht geht ziemlich schlaflos vorüber, ich träume von abgefrorenen schwarzen Nasen, Menschen, die abstürzen und Wächten, die abbrechen. Morgens bin ich froh, als das erste Licht kommt. Erst mit der ersten Sonne packe ich zusammen. Es sind doch etliche Kilo, die im Rucksack stecken. Keiner der anderen will mehr den Gipfel versuchen. Also alles mitnehmen. Heute brauche ich lange, bis ich im Basislager bin. Müde und ausgehöhlt komme ich unten an. Sonam, unser Sirdar, kommt mir über den Gletscher entgegen und nimmt mir die letzten Minuten den Rucksack ab. Es erscheint mir wie Wochen, die vergangen sind, seit ich das Basislager verlassen habe, wie die Landung nach einem Ausflug ins All. Die Begrüßung haut mich um. Eine Gipfel-Tutti-Frutti-Torte haben alle zusammen gebacken. Thomas ist ins Tal gelaufen um Bier zu kaufen. Vom Ende der Gipfel-Party weiß ich nicht mehr viel.

Wir haben eine gute Expedition verlebt. Es war vor allem eine Expedition in die Möglichkeiten der Wechselbäder der Gefühlswelt. Zu fünft ist man keine Kleingruppe mehr mit allen ihren Vorteilen, aber auch noch keine große Gruppe, die zumeist einen ausgesprochenen Gruppenführer braucht. Bei unserer Gruppengröße konnten noch alle aufkommenden Probleme in der Gruppe besprochen werden. Jeder kennt jeden, jeder ist gleich.

So möchte ich auch meinen persönlichen Erfolg eher im Licht einer ausgesprochenen Gruppenleistung sehen. Ohne die Hilfe jedes einzelnen wäre ich nicht so weit hinaufgekommen. Wir sind als Freunde und Kameraden von zu Hause weg und als solche auch wieder nach Hause gekommen. Nach fast drei intensivst gemeinsam verlebten Monaten sehe ich dies als eigentlichen Expeditionserfolg an. Danke an alle.

Facts

Baden-Badener Nuptse-Expedition '89:
Teilnehmer: Andreas Dick, Ralf Dujmovits, Hajo Netzer, Thomas Simon, Thomas Stöger.
Expedition im klassischen Expeditionsstil, jedoch ohne Hilfe von Hochträgern (Sirdar Sonam Tsering Sherpa stieg einmal bis Lager II auf).
B.C. 5250 m, L I 5950 m, L II 6580 m, L III 7050 m.
4. Besteigung des Nuptse-NW-Gipfels (7742 m).
Schwierigkeiten: Im Fels bis V, in Eis und Firn bis 90°
Der Nuptse-Hauptgipfel hat zwei Besteigungen, der Verbindungsgrat NW-Gipfel-Hauptgipfel ist noch immer ohne Begehung.

Rechts: Am Nuptse-NW-Grat, Blick auf Everest (li) und – fast hinterm Nuptse versteckt – Lhotse
Unten: Everest und Lhotse vom Gipfelgrat des Nuptse

Links: Das Gratlager bei der „Haifischflosse"
Darüber: Am Gipfelgrat des Nuptse

Luftig und weitgespannt

Hohe Eisstege

Himalaya

Vor ein paar Jahren waren die Bergsteiger überglücklich, wenn sie dem üblichen Patagonien-Wetter überhaupt einen Gipfel abluchsen konnten. Doch inzwischen werden annähernd alle Verrücktheiten, die der Mensch in den Alpen ausprobiert hat, auch an den Bergen der südlichen Spitze Südamerikas erfolgreich angewendet. Marco Pedrini klettert mutterseelenallein auf die Nadel des Cerro Torre, Thomas Bubendorfer kommt leider etwas zu spät und klettert daher nicht auf den Torre, sondern auf den Fitz Roy. Wolfgang Müller und Hans Kammerlander flitzen am „schwierigsten Berg der Erde" in einem Tag hinauf und hinunter (in Patagonien sind die Tage lang), und schließlich wird der Traum eines jeden Patagonien-Kletterers verwirklicht: Drei Allgäuer starten doch tatsächlich vom Gipfel des Cerro Torre mit dem Gleitschirm und kommen wohlbehalten unten an! Nicht genug damit. Die Brüder Pinn kletterten vorher schon auf den Mt. Fitz Roy und bewältigten den Abstieg ebenfalls mit dem Schirm.

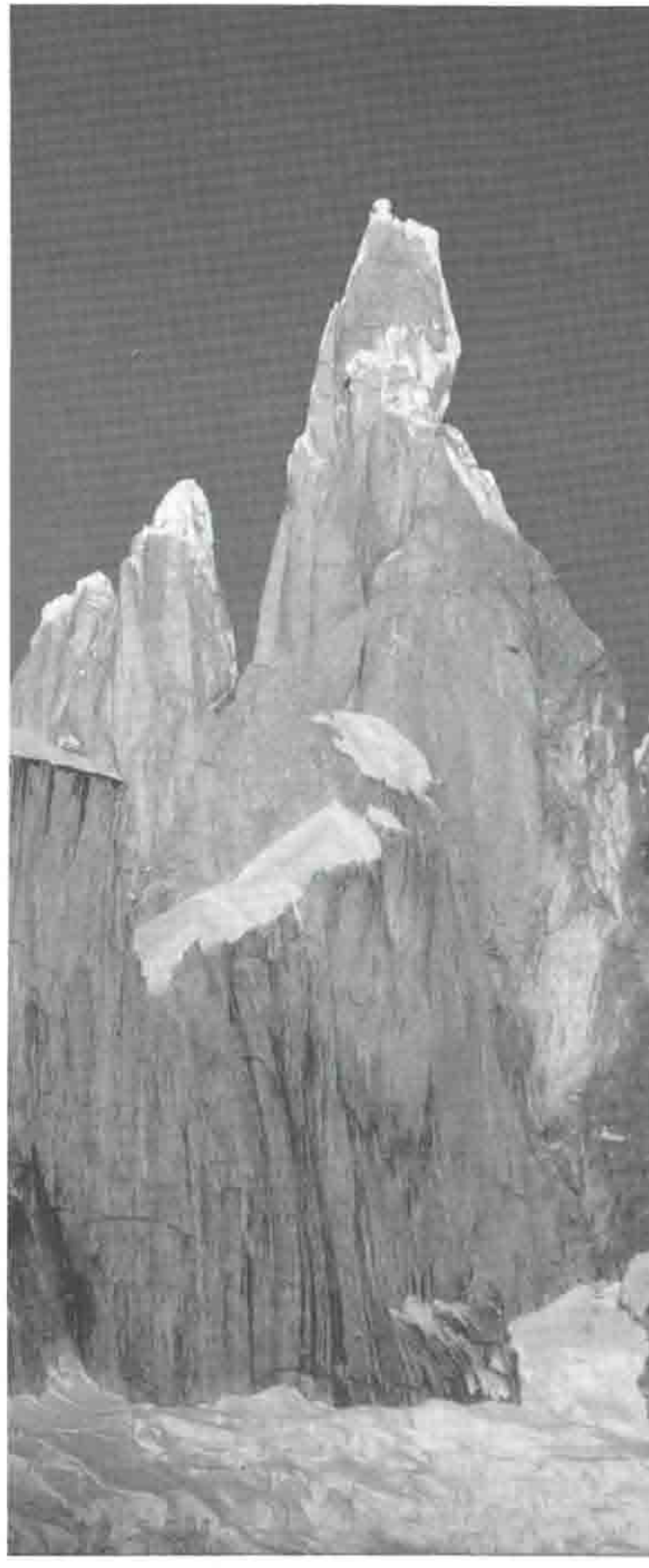
Da gehört schon eine Portion Selbstvertrauen dazu, sich auch nur die geringste Chance auszurechnen, daß man gerade in einer jener wenigen Stunden des Jahres am Gipfel steht, in der mal kein böiger, kalter Wind vom Inlandeis um den Turm wirbelt, und für diesen äußerst unwahrscheinlichen Fall seinen kiloschweren Gleitschirm über die tagelange Kletterei mitschleppt. Sobald die patagonische „Normalbrise" bläst, kann das Fluggerät im Rucksack bleiben und, höchstens als Biwaksack genutzt, wieder eintausendvierhundert Meter abgeseilt werden.

Dies hat auch unser Autor erfahren müssen. Und was macht er, als er die Möglichkeit bekommt, in einem argentinischen Militärhubschrauber mitzufliegen? Wir erfahren es auf den folgenden Seiten.

Wer will es den Allgäuern verübeln, daß sie diese aberwitzige Chance, sich auf dem Gipfel des Cerro Torre absetzen zu lassen, wahrgenommen haben? Wenn das argentinische Militär sowieso ständig Präsenz gegen angeblich unfreundlich gesonnenes chilenisches Militär weit jenseits des Hielo Continental zeigt und sowieso dauernd herumfliegt? Etwas anders ist die Situation da doch einzuschätzen als bei „Enchainements", die nur per Hubschraubertransport zu bewältigen sind.

Wenn ich auch froh bin, wenn dieser Irrweg des (Helicopter-) Alpinismus bald zu Ende geht,so habe ich doch volles Verständnis für die jungen Bergsteiger in diesem besonderen Fall. Die Lage, in die sie sich begeben haben, bleibt immer noch äußerst pikant.

Karl Schrag



Der Cerro Torre (Patagonien) – ein Tummelplatz für Windspieler?

(zum folgenden Beitrag)

Hattrick am Ende der Welt

Mit dem Gleitschirm am Fitz Roy, Cerro Torre und Aconcagua

Matthias Pinn
(Text und Fotos)

Europa, Amsterdam – Südamerika, Rio Gallegos. Fünf Tage für 20000 Kilometer. Wir steigen aus der klapprigen Propellermaschine: in Calafate, am 70. Längen- und 50. Breitengrad, an der Grenze zwischen Chile und Argentinien, an der Südspitze Amerikas, im windreichen Land, das seinen Namen von Magellan im 16. Jahrhundert erhielt, in „Patagonien". Der Sprung nach Südamerika ist reibungslos geglückt. Hier sind wir also, in einem der entlegensten Flughäfen der Welt. Wo der ständige Wind einem die Zähne aus dem Mund bläst. Wo drei Tage schönes Wetter so selten sind wie die Chance, eine gesetzte Zahl auf dem Roulettetisch zu gewinnen.

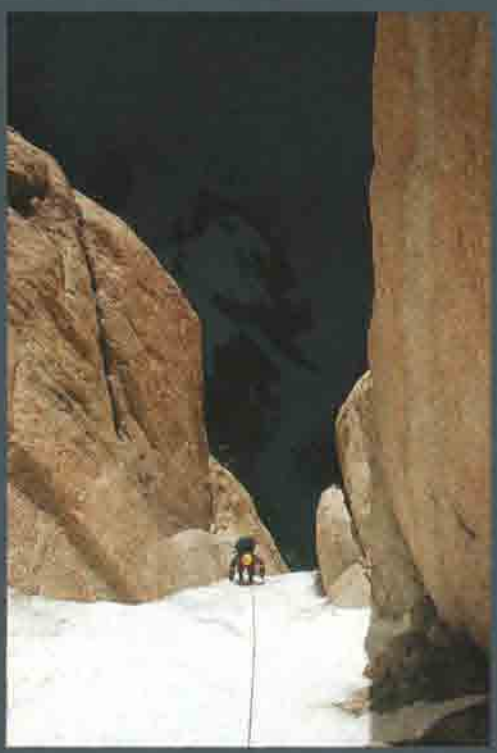
Ein scharfer Westwind fährt mir durch die Faserpelzjacke, während Michael und Uwe sich um eine Fahrgelegenheit umsehen. Sie können nach stundenlangem Suchen einen „Pick-up" für morgen organisieren, der uns die restlichen Kilometer bis zur Hosteria fährt. Wir fahren auf der Ruta National in die patagonische Wüste. Das südliche Ende der Anden, das Rückgrat Südamerikas, taucht plötzlich auf. Nach sechs Stunden Staubschlucken und Schotterpiste hält der Chevrolet an der Estanzia. Gleich am ersten Tag freie Sicht. Der Fitz Roy steht eindrucksvoll wie ein Markstein in der Pampa. Der geheimnisvolle Cerro Torre (Bergturm) versteckt sich hinter wirbelartigen Nebeln. Ein gutes Omen?

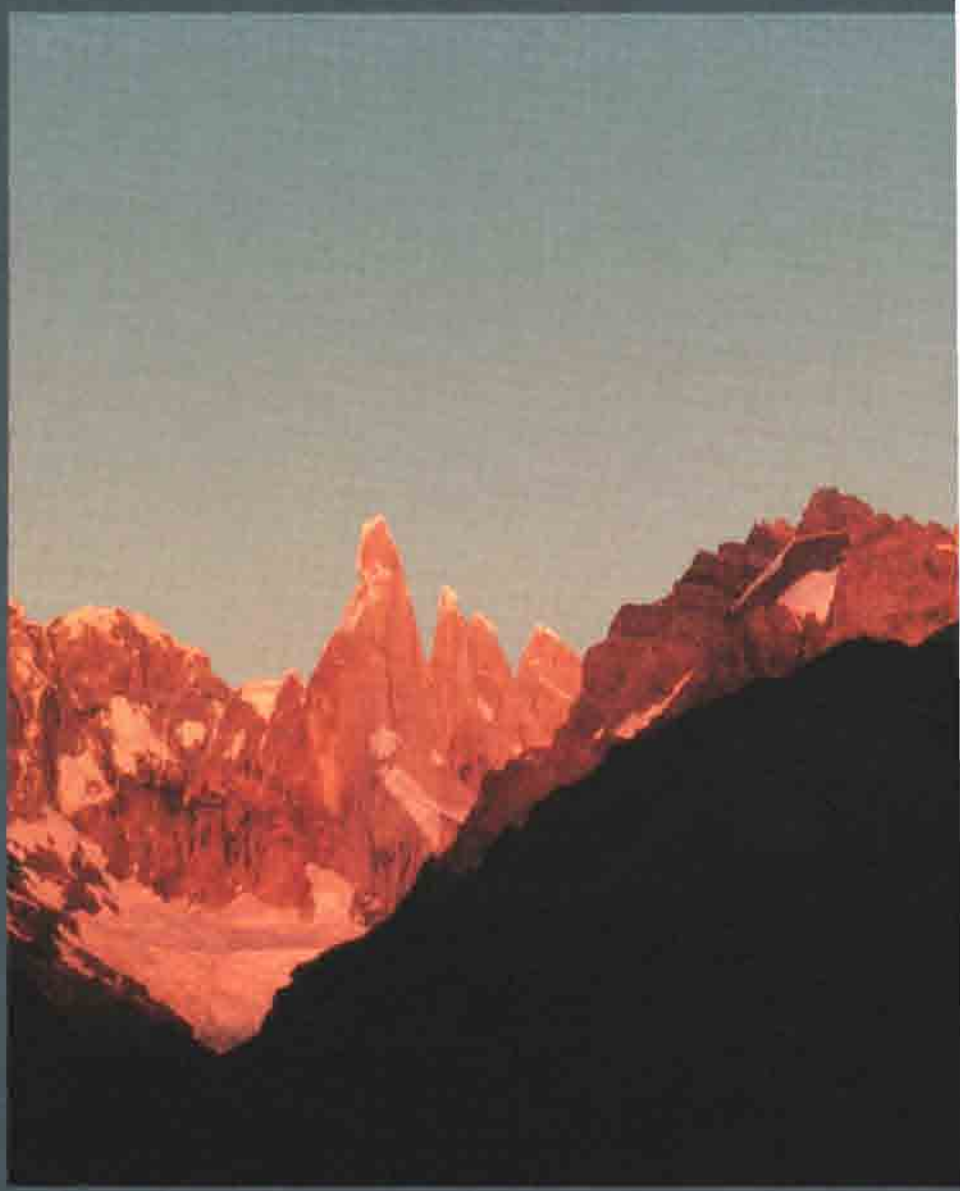
Die Roulettekugel rollt...

Bei Sonnenschein tragen wir unser Material für die ersten 14 Tage zum 12 Kilometer entfernten Basislager am Lago Torre. Unser Auftrieb ist grenzenlos. Das Torrelager steht. Die Roulettekugel rollt, es kann gesetzt werden.
Nach zwei Wochen Pazifikwetter – Regen, Schneefall, Sturm – starten wir um 6 Uhr morgens unseren ersten Versuch. Vom Lager bis zum Einstieg trennen uns fünfeinhalb Stunden Fußmarsch. Wie eine Rakete steht der Cerro Torre vor uns. Eine senkrechte Herausforderung, das Ende der horizontalen Welt. Wir wühlen uns im knietiefen Neuschnee, die Folge der vergangenen Sturmtage, zum Einstieg der Maestri-Route. Plötzlich, wie aus dem Nichts, taucht eine Wolkenwalze vom Hielo Continental alles in ein undurchsichtiges Grau. – Wir stehen im Cerro-Torre-Nebelpilz. Es fängt zu schneien an. Wieder unten am Gletscher, deponieren wir unsere Ausrüstung unter einem Stein und flüchten ins schützende Zelt. Zwei Tage später laufen wir wieder zum Torre. Das Wetter sieht wie so oft vielversprechend aus. Um am nächsten Tag einen Vorsprung zu gewinnen, steigen wir noch am späten Nachmittag in den Pfeiler ein. Nach vier Seillängen überrascht uns die Nacht. Das letzte Licht läßt uns gerade noch eine Leiste aus dem Eis modellieren. Wir schützen uns mit dem Gleitschirm gegen die Kälte. Um 2 Uhr nachts frischt der Wind auf. Dunkle Wolkenballen umhüllen den Gipfelpilz. Graupelkörner springen wie Tennisbälle über die eisverkrusteten Granitplatten. Wieder Rückzug – wir seilen ab. Zwei Tage Schneesturm ersticken jede Tätigkeit. In der Nacht zum dritten ist es sternenklar. Wolkenloser Himmel und eine trügerische Windstille lassen uns, als ob der Berg morgen nicht mehr stehen würde, zum Einstieg rennen. Urplötzlich, bei klarem Himmel, überfällt uns ein Sturm wie in einem Windkanal.
In den südlichen Breiten wehen die Winde von Westen her über die Anden und bringen mit Feuchtigkeit beladene Luft vom Pazifik heran. Vorher vollkommene Windstille, Sekunden später orkanartige Böen mit 200 km/h. Wir verkriechen uns unter einen Stein und warten, bis es hell wird. Kurz nach Sonnenaufgang hält der starke Wind unvermindert an. Faustgroße Steine bringt die unruhige Luft aus dem Gleichgewicht, sie folgen, als wenn Leben in ihnen wäre, der Schwerkraft und kommen erst in Gletscherspalten zur Ruhe. Wie von der Riesenhand eines Zyklopen werden wir aus dem Gleichgewicht gebracht.
Wir kommen uns vor wie ein Virus, das vom Antikörper „Wind" aus der noch unzerstörten Wildnis vertrieben wird.
Warten, warten und nochmals warten. Wir sitzen tagelang in einer der steinzeitähnlichen Baumhütten. Klimmzüge ziehen, Holzhacken, Hammelkeulen zerkleinern und braten, zur Verdauung Schachspielen bestimmen unseren Tagesrhythmus. Das Feuer in der Hütte brennt, wärmt, strahlt Gemütlichkeit aus. Es regnet. An einigen Stellen tropft es durch das Dach mit der Regelmäßigkeit unseres, wegen der erzwungenen Untätigkeit verlangsamten Herzschlages.
Plötzlich ist das Wetter wieder schön und fast wolkenlos. Doch der Patagoniensturm bläst immer noch zu stark. Riesige Staubfahnen kommen vom Gletscher, werden wie von einem überdi-

Windspieler vogelgleich frei

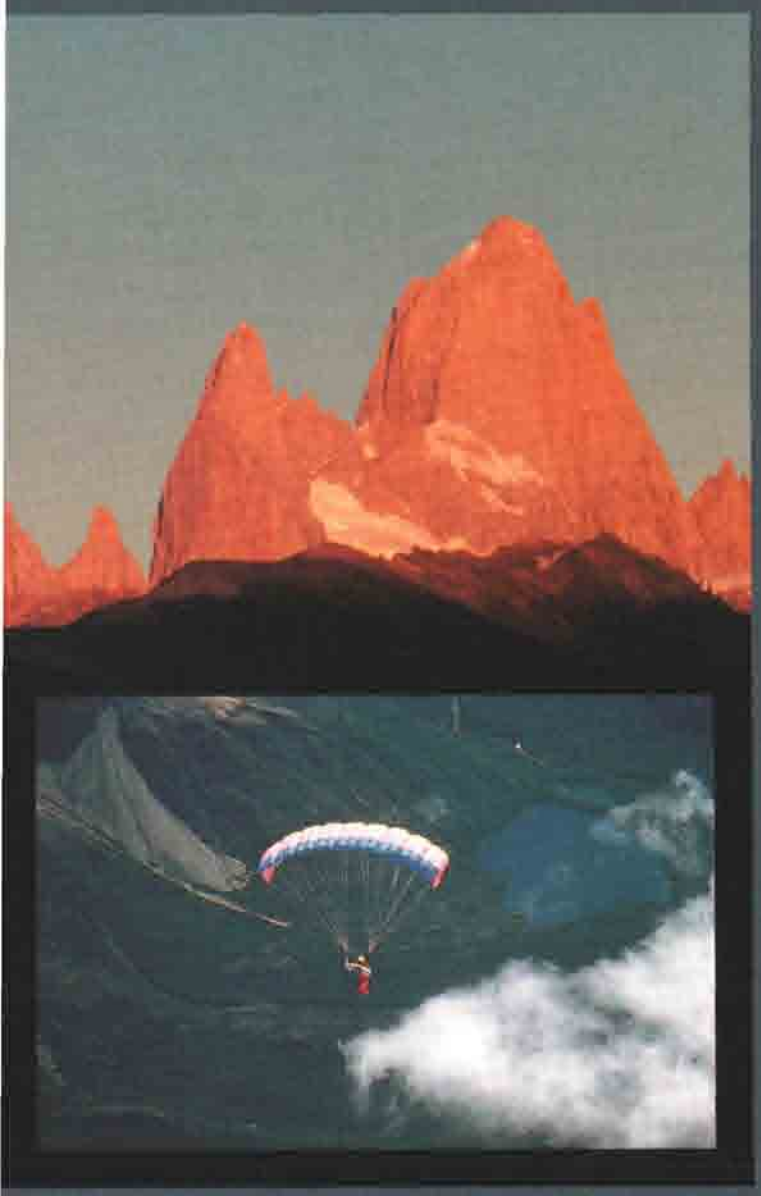
und doch zur Erde gehörend





Oben: In der „Supercanaleta" am Fitz Roy Rechts: Die Gruppe des Cerro Torre (links) und des Fitz Roy (rechts)

Links und unten: Start aus einer Schneerinne kurz unterhalb des Fitz-Roy-Gipfels



Kleines Bild links: Flug nach Start vom Fitz Roy

mensionalen Staubsauger in die Pampa hinausgesogen. Wir sind uns einig, bei diesen Verhältnissen kommen wir nicht einmal in die Nähe des Turmes.
Ich plaudere mit einigen jugoslawischen „Glücksspielern", die eine Erstbegehung am Torre frei durchstiegen haben. Sie hatten in drei Monaten sechs schöne Tage! Sie meinen: Wenn so starker Wind bläst, wird es gut, ganz gut oder schlecht.

Fitz Roy – zur richtigen Zeit am richtigen Ort

Wir hoffen auf das Mögliche-Unmögliche: auf blauen Himmel und Windstille. Am nächsten Morgen gutes Wetter. Vielleicht eine stabile Hochdrucklage? Wir denken uns schon gar nichts mehr dabei. Es wird ja doch ins Gegenteil umschlagen. Startschuß zu unserem insgesamt sechsten, aber ersten Angriff am Fitz Roy, wenigstens bis zum Einstieg. Wenn das Wetter gut bleibt, wenn...! Wenn und Aber gibt es in Patagonien nicht. Hier zählt nur die Gleichung: zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein. Gemütlich laufen wir zum Fuß des „Chalten" (Vulkan). So wird der Fitz Roy wegen seines ständigen Wolkenkranzes auch genannt. Auf dem Torregletscher holen wir aus unserem Materialdepot die Gleitschirme, Steigeisen, Karabiner, einige Eiweißriegel, für jeden zwei Liter Flüssigkeit und viel Motivation.

Links von uns ragen Cerro Torre, Torre Egger und Cerro Stanhardt schlank und scharf wie Fangzähne in den Morgenhimmel, leuchten wie drei brennende Kerzen, während wir das Zustiegscouloir zur Supercanaleta schräg nach links oben queren. Um 10 Uhr vormittags liegt der Bergschrund hinter uns, 1800 Meter kombiniertes Gelände vor uns. Die Eisverhältnisse sind geradezu ideal. Schnell kommen wir die ersten 1400 Meter seilfrei im Schlund des Fitz Roy höher. Doch dann: Große Wolkenfetzen kommen vom Pazifik, prallen gegen den Cerro Torre, fallen wie ein Wasserfall auf den Gletscher, lösen sich dann einfach auf. Es werden immer mehr. Immer dichter, schwärzer, bedrohlicher drücken sie zum Fitz Roy heran. Ein Schneesturm? Aus der Traum vom Gipfel?
Wir klettern weiter. Nach den Wochen im Torrelager hatten wir ein Gefühl, ja einen Instinkt für das Wetter hier entwickelt. Wichtiger als der Höhenmesser blieben bei der Entscheidung die Form der Wolken über dem Hielo Continental, die Farbnuancen des Sonnenaufganges. Unser Einsatz hieß: bei noch schlechtem Wetter einsteigen, Klettern, ein Biwak und am nächsten Tag bei gutem Wetter am Gipfel sein.
Nur für Sekunden bricht die Sonne durch die rasende Wolkendecke, läßt für kurze Momente Hoffnung aufkommen. Dann wieder dunkler Schatten. Einziger objektiver Vorteil der Wolkenwand: völlig eliminierter Steinschlag. Denn das tief eingeschnittene Couloir wirkt wie ein Kanal, in dem sich Neuschneelawinen und von der Sonne gelöste Steine sammeln und wie durch eine Bobbahn zum Bergschrund donnern, alles mit sich reißend, was sich in ihr befindet. Oben am Grat heult ein infernalischer Sturm, als ob zehn Jumbos gleichzeitig über den Gipfel flögen. Das Supercouloir verengt sich zu einem schmalen Trichter aus altem Wassereis. Es fängt leicht zu graupeln an. Wir sind am Ende der Eisrinne, der Eiskletterei. Im senkrechten rauhen Granit klettern wir äußerst schwierig in einem Quergang nach rechts. Ich bin bereits fünf Meter ohne Zwischensicherung geklettert, plötzlich ein überhängender Bauch ohne jegliche Fixiermöglichkeit: die linke Hand in einem Riß verklemmt, tastet die rechte eine Nische nach verborgenen Griffen ab, nichts. Die Unterarme werden steinhart, der schwere Rucksack zieht nach hinten. Es wird kritisch. Ein Pendelsturz steht bevor. Mit dem Willen der Verzweiflung kann ich einen Friend in dem Riß verklemmen. Alles okay, rufe ich zu Michael und klettere auf Reibung einige Meter weiter zum Stand. – Nachkommen!
Die Sonne taucht unter den Horizont. Wir kuscheln uns in die Paraglider und biwakieren. Starke Windböen drücken das Ripstop-Nylon ins Gesicht. Die Kälte durchdringt die Gleitschirm-Goretexschicht. Die ganze Nacht stürmt es. An Schlaf ist nicht zu denken. Nur kurze Momente dösen wir vor uns hin. Es wird langsam hell. Der Wind ist immer noch sehr stark. Es pfeift am Gipfel wie auf einer Kirchenorgel. Doch wir wagen es kaum zu glauben, es ist wolkenlos. Wir klettern am Fitz Roy, drei Seillängen unter dem Supercanaleta-Ausstieg, und der Himmel ist dunstfrei! Wie in Trance packen wir zusammen und rennen die letzten Meter zum Gipfel. Wir sind oben, auf dem höchsten Granitzapfen in Patagonien, wo alle Linien zusammenlaufen, 3441 Meter! Heute ist mein Geburtstag. Der Cerro Torre-Gipfel liegt unter uns. Die Sicht ist unübertrefflich klar. Nach 16 Tagen Sturm, Schneefall, Kälte – Feuerlandnormalwetter – stehen wir auf dem Fitz Roy.
Unser ursprünglicher Plan war, vom Chaltengipfel nach Norden zu starten, um auf dem Torregletscher zu landen. Doch der Höhensturm macht dieses Vorhaben zunichte. Wir haben uns schon damit abgefunden, über die Argentinierroute abzuseilen und suchen deren Ausstieg. Plötzlich sehen wir, wie aus der patagonischen Steppe Thermikwolken aufsteigen. Kurz unterhalb des Gipfels sehe ich eine zehn Meter breite Schneerinne, 40 Grad steil, mit Granitblöcken durchsetzt. Sofort ist uns klar, das muß unser Startplatz sein. Wir beschließen zu fliegen. Die Leewalze des aus Norden kommenden Windes rückt bis auf 50 Meter zu uns heran. Dann thermischer Aufwind. Die Thermik wird so stark, daß das Lee nicht mehr im Wirkungsbereich unseres Startplatzes ist. Michael versucht zwei Starts. Der Schirm steht sauber im Aufwind. Weiße Nebelfetzen steigen aus der Wüste herauf, machen die Aufwinde sichtbar. Die Kondenswolken bleiben wie riesige Schneefahnen auf der Leeseite des Fitz Roy hängen, hüllen uns ein. Michael legt seinen Schirm exakt aus. Er wartet, bis ein leichter Aufwind das Starten ermöglicht. Wir sind beide psychisch angespannt. Plötzlich steht der Wind in der Flanke. Michael hebt beide Hände, die Leinen spannen sich. Ein kurzer Zug, der Schirm explodiert, steht im Thermikaufwind. Er läuft los. Fünf, sechs konzentrierte Schritte, die Fluggeschwindigkeit ist erreicht. Er hebt ab und fliegt. Eine unglaubliche Erleichterung kommt in uns auf. Gleitschirmfliegen in Patagonien ist doch möglich. Nach 30minütigem Flug landen wir in der Piedra del Fraille nahe dem Fitz-Roy-Camp.

Cerro Torre – 1200 Meter Abseilen in der kalten Hölle Patagoniens

Am späten Nachmittag laufen wir müde, aber gut genährt zur Hosteria und gleich weiter ins Torrelager. Physisch ausgelaugt schlüpfen wir in unsere Schlafsäcke und sind sofort in einer anderen Welt.

24 Stunden später, 12 Uhr mittags: Das Wetter ist immer noch gut. Wir marschieren, diesmal zu dritt, zum Biwakplatz in den Steinhöhlen unterhalb des Cerro Torre. Es ist die ganze Nacht sternenklar und windstill. Um drei Uhr weckt uns das Piepsen der Armbanduhr. Mit schweren Rucksäcken steigen wir über den Gletscher zu den Eishöhlen. Die letzte sturmfreie Oase vor dem Pfeiler. Am frühen Morgen sind wir am Einstieg zum Südwestpfeiler. Der Himmel ist clean. Es ist windstill. Ein Wetter wie in Hawaii. Nach fünf vergeblichen Versuchen: einmal in der Wand biwakiert – Rückzug; einmal am Einstieg – Rückzug; dreimal kamen wir nicht einmal in die Nähe des Bergschrundes. Nun können wir endlich in der lang ersehnten Sonne klettern. Der Pfeiler schießt 1200 Meter senkrecht in den patagonischen Himmel. Über vertikale Risse und Verschneidungen, zwischendurch ausgesetzte Eiskletterei, kommen wir zum Beginn des 90-Meter-Querganges. Eine Hakengalerie rostfreier Stahlstifte leitet schräg rechts nach oben. Ein Kamin mit dünnem Wassereis verlangt gefühlvolles Berühren der zerbrechlichen Eisgebilde. Michael tastet sich vorsichtig nach oben. Eissplitter spritzen an uns vorbei. Er entschwindet unseren Blicken. Urplötzlich das Kommando: Stand! Uwe und ich jümaren am Fixseil nach oben. Die Zeit läuft uns zwischen den Handschuhen davon. Filmarbeiten kosten uns mindestens einen Tag. Die Nacht bricht herein. Wir biwakieren zu dritt auf einem abschüssigen Vorsprung, der gerade ausreicht, um auf einer Arschbacke zu sitzen. Wenn du einschläfst, rutschst du auf dem Schnee langsam in deine Selbstsicherung. Plötzlich wachst du auf, bemerkst, wie deine Füße über dem Abgrund baumeln. Schließlich verdrängt doch, wenn auch langsam, das erste Morgenlicht die nicht endenwollende Nacht. Die Sonne taucht über dem Lago Viedma auf, verwandelt den See in geschmolzenes Gold. Nur langsam kommt unser kaltes, zähflüssiges Blut in Bewegung. Um den Kreislauf in Schwung zu bringen, jümaren wir die erste Seillänge zum gestrigen Umkehrpunkt. Die steifen Körper werden langsam warm. Die Sonne gewinnt an Kraft. Das Wetter ist noch gut und scheint zu halten. Die Steigeisen greifen gut im gefrorenen Firn. So kommen wir zügig über kombiniertes Gelände und zum Teil überhängende Wandstellen zum Gipfel der großen Schuppe. Hier beginnt die Gipfelwand.

Plötzlich kein Licht mehr. Eine Sonnenfinsternis? Es wird dunkel. Nein, das kann nicht sein, es ist doch erst zwei Uhr nachmittags. Ich blicke in den Himmel und erkenne die Ursache. Tiefschwarze Wolken ziehen mit hoher Geschwindigkeit vom Inlandeis über die Fitz-Roy-Gruppe. Wind kommt auf. Wir klettern noch schneller. Jeder Handgriff sitzt. Die Karabiner in die Haken einhängen, die Bandleiter dazu, Füße in die Schlaufen, aufrichten, das Seil einklinken, ein Meter Höhe gewonnen. Tausendmal Karabiner einhängen, Trittleiter einhängen, aufrichten, durchatmen und ausruhen. Nach fünf Seillängen erreichen wir den Kompressor von Maestri.

Die letzten zwanzig Meter: Links und rechts kragen die Eispilze weit ins Leere hinaus, trotzen der Schwerkraft, hängen wie Fallbeile über uns. Der Ausstieg verläuft genau zwischendurch. Ab hier fehlen die Bohrhaken. Jim Bridwell, der erste Wiederholer dieser Route, ersetzte sie durch kurze Stahlnieten, die er mit dünnen Reepschnüren umwickelte. Die moralische Schlüsselstelle: ein Einser-Stopperklemmkeil, in einer winzigen Schuppe verankert. Ganz vorsichtig Bandleiter belasten, ausatmen, die Augen fixieren das Klemmgerät. Es scheint zu halten. Ich belaste den Stopper voll. Wenn er nachgibt, flieg' ich mindestens 10 Meter. Die dünnen, verwitterten Schlingen würden die Wucht eines Sturzes nicht halten. Plötzlich verspüre ich doch ein Nachgeben. Ich zucke zusammen wie vom Blitz getroffen. Ich stürze. Gedankenfetzen schießen durch meinen Kopf. Die Schlingen reißen, sie werden unweigerlich reißen. Mindestens fünf Sicherungen werden nicht halten. Ich fliege bis zum Kompressor – ein Alptraum. Es blieb ein Alptraum. Ich hatte Glück. Der Keil hat gehalten. Er ist nur um drei Millimeter nachgerutscht, hat sich neu verkeilt. Ich hänge schnell die Bandleiter in der nächsten Niete ein und atme tief durch. Die letzten Meter an diffizilen Schlingen in der Gipfelwand. Dann der Ausstieg. Plötzlich das Ende. Zum letzten Mal die Bandleiter einhängen. Dann aufrecht stehen, einfach weglaufen. 3208 Meter. Der Berg hört oben einfach auf. Wir kommen uns vor wie auf einem riesigen Stecknadelkopf. Der Gipfel des „schwierigsten" Berges der Erde?

Die Atmosphäre wird unruhig. Der Wind nimmt schlagartig zu. Sehr schnell verhüllen die jagenden Nebel jegliche Sicht. Bei diesem Sturm können wir unmöglich starten. Wir beschließen, eine Nacht zu warten. Wenn es sich bis morgen nicht bessert, seilen wir ab. Im Windschatten des Gipfeleispilzes hacken wir uns eine Höhle aus dem Eis. Wir erleben schlaflos eine endlose Nacht, in der uns der Patagoniensturm (Pampero) bis auf das Mark auskühlt. Wir pressen uns aneinander, um ein wenig Wärme zu erhalten. Der Wind heult, als stünden Wölfe auf dem Gipfelpilz. Dann – das Dunkel der Nacht wird langsam vom Licht verdrängt. Ausgekühlt, steif und ungelenk versuchen wir die ersten Handgriffe zu tun. Die Sonne sollte um diese Zeit am Horizont ihr Farbenspiel geben. Stattdessen: Wolkenfetzen, Schneetreiben, Sturm, Finsternis. Kurze Momente reißt es auf. Wir können für Sekunden den Torregletscher erkennen. Dann wieder alles weißgrau. Es wird wieder dunkel. Es ist überhaupt nicht hell geworden. Der Sturm läßt die Nähe von Kap Horn spüren. Die Wolkendecke verdichtet sich. Es fängt waagrecht zu schneien an. Die Entscheidung ist gefallen. Wir müssen abseilen. Ein Start mit dem Gleitschirm wäre wie ein Flug in einer Gewitterwolke, die dich mit 10 Meter Steigen pro Sekunde in den Himmel zieht.

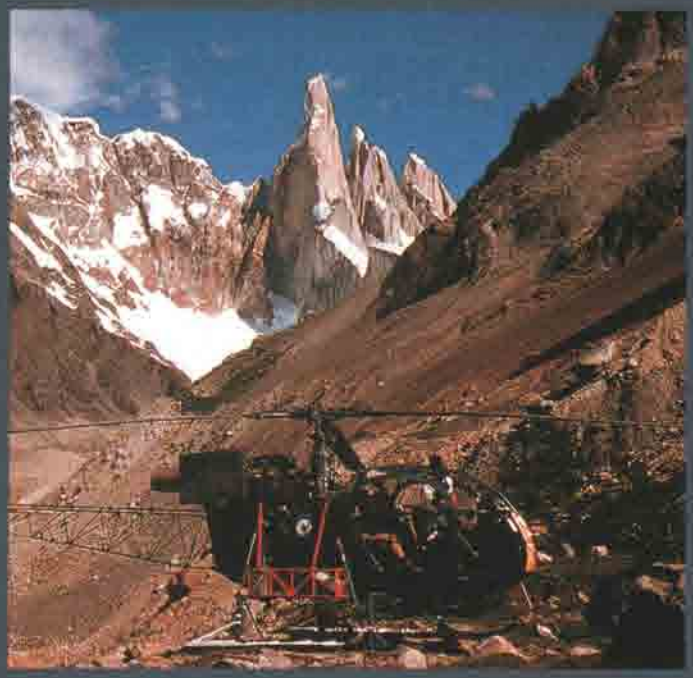
Abwechselnd fahren wir am 50-Meter-Seil in den Abgrund. Sehr schnell ist alles vereist. Die Fixseile am 90-Meter-Quergang sind so dick wie ein Drahtseil einer Seilbahn.

Gestern: Sonne, Wärme, Windstille, trockener Fels und Schwitzen.

Heute: Schnee, Kälte, Sturm, Lawinen, Frieren.

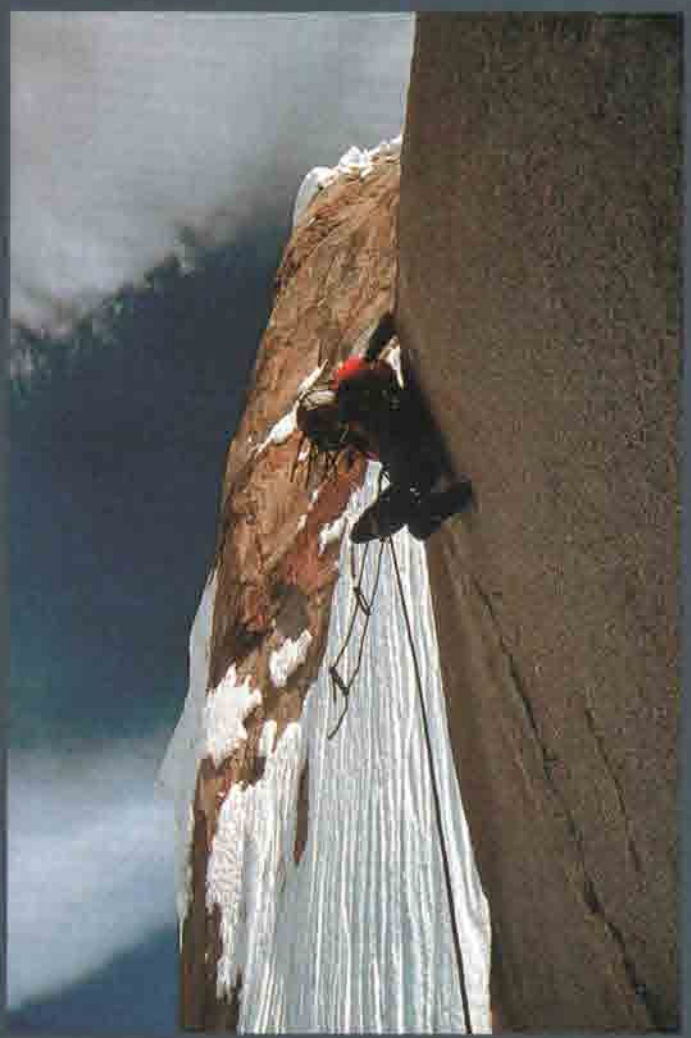
Rechts:
Der Gipfel
des Cerro Torre
von der
Pilotenkanzel
des Hub-
schraubers
aus gesehen

Rechte Seite:
Start mit
dem Gleitschirm
vom Gipfel-
pilz des
Cerro Torre



Oben: Der Militär-
hubschrauber,
startbereit für
den 30-Minuten-Flug
zum Torre-Gipfel

Rechts: Auf her-
kömmliche Art
zum Berg:
technische Kletterei
in der Gipfelwand
des Cerro Torre



Flugwetter

Flugchancen

Flug-Joint-Ventures

Lockerschneelawinen rauschen wie Wasserfälle über die Wand, über uns. Der Wind am Südwestpfeiler wirbelt die Lawinen wieder hoch. Für Minuten totale Finsternis. Du siehst nichts mehr. Das völlige Chaos. Nach zehn Metern Abseilfahrt ist keine Verständigung mehr möglich. Seile fixieren. Der erste fährt wie im Gleitschirmstallflug (sehr schneller Höhenabbau mit dem Gleitschirm) in die Tiefe, macht Stand. Dann die beiden anderen. Zu dritt hängen wir an drei Bohrhaken in den senkrechten Granitplatten, während Michael das Seil abzieht und ich es für die nächsten 50 Meter durchziehe. 1200 Meter Abseilen in der kalten Hölle Patagoniens. Am Einstieg sind wir ziemlich geschafft, aber glücklich, Cerro Torre und Fitz Roy innerhalb von vier Tagen bestiegen zu haben. Es ist schon fast dunkel, als wir an den Steinhöhlen ankommen – ein weiteres Biwak. Am nächsten Morgen wie zum Hohn strahlend blauer Himmel und starke Höhenwinde, wir hätten auch heute nicht fliegen können. Das entspannende Waldleben hat uns wieder.

„. . . und doch noch zur Erde zu gehören"

Kurze Zeit später treffen wir zwei argentinische Militärpiloten, die in Patagonien Materialflüge durchzuführen hatten. Sie waren ganz begeistert, als wir sie fragten: „Hallo, can you us put down with the Helicopter on the top from Cerro Torre?" Nach kurzen Verhandlungen waren sie damit einverstanden, uns abzusetzen. Um 7 Uhr morgens, wie vereinbart, näherkommende Rotorengeräusche. Sie kamen. Der Helicopter flog am Basislager vorbei in das Tal zwischen Torre und Fitz Roy, um die Windverhältnisse zu erkunden, ob ein Anflug auf den Gipfel überhaupt möglich war. Plötzlich kommen sie zurück und setzen zur Landung an, der Wind war also gut. Silvia Metzeltin und Gino Buscaini, erfahrene Patagonienkenner aus Italien, wünschen uns viel Glück – Wetterglück. Wir verladen das Gepäck und steigen ein. Langsam läuft die Maschine an, hebt ab und beginnt den Steigflug. In weitem Bogen fliegen wir den Gletscherkessel aus. Ein grandioser Blick. Rechts 2000 Meter Fitz Roy, links 2000 Meter Cerro Torre, der Helicopter in halber Gipfelhöhe in der Mitte. Nach 25minütigem Flug ist die Gipfelhöhe erreicht. Wir fliegen den höchsten Punkt von Norden an. Langsam schweben wir dem Gipfel näher. In zehn Meter Höhe über dem Eispilz bleibt die Maschine kurz stehen. Plötzlich starkes Schütteln und Vibrationen; der Pilot kann den Helicopter nicht ruhig halten. Eine Böe hat uns erwischt – durchstarten. Erst beim dritten Anflug ist der Wind gut. Die Piloten drücken die Maschine auf den Eisgipfel. Ich sitze an der linken Tür, kann als erster aussteigen. Es überkommt mich ein Gefühl, wie es wohl Neil Armstrong bei seinem ersten Schritt auf dem Mond erlebt haben muß. Ich stehe allein auf dem Riesenchampignon. Der Helicopter muß ein weiteres Mal durchstarten. Michael und Uwe sind noch in der Maschine. Vier Minuten später setzt sie wieder zur Landung an. Diesmal ist es windstill. Ruhig steht der Hubschrauber in der Luft, die Kufen zwei Zentimeter im Preßschnee des Pilzes versenkt. In Sekundenschnelle laden wir das Gepäck aus. Alles okay. Er startet. Ein Handzeichen an die Piloten, es war ein perfekter Flug. Nach drei Minuten verstummen die Rotorengeräusche. Es ist vollkommen ruhig, zu ruhig? Wir sind von der Außenwelt abgeschnitten. Weit draußen in der Pampa ließ hohe Schichtbewölkung keine Sonneneinstrahlung zu. So konnte sich die Landmasse nicht aufheizen. In entgegengesetzter Richtung, über dem Hielo Continental, riß die Wolkendecke plötzlich ab. Ein Strich, wie ein Kondensstreifen, bildete die Begrenzung der dünnen Wolkenschicht. Dahinter strahlend blauer Himmel. Es kamen keine Wolken nach. Die geringe Windbewegung schob die graue Masse in die Pampa hinaus. Wir wußten, wenn sich die Steppe am Vormittag nicht aufheizt, dann kommt keine starke Windbewegung auf. Gegen 9 Uhr war die Wolkengrenze hinter die Linie: Sonne – Cerro-Torre-Gipfel gewandert. Gleißendes Sonnenlicht, 25 Grad Wärme, idealer Startwind, Torregipfel – der totale Wahnsinn!

Ohne zu zögern probieren wir die ersten Aufziehversuche. Der Gleitschirm steht minutenlang im konstanten Gegenwind. Michael baut seinen „fliegenden Biwaksack" auf. Der Wind ist gut. Er konzentriert sich auf den Start, wartet den günstigsten Moment ab. Plötzlich die Worte: „Ich starte!" Der Paraglider füllt sich, steht, kippt nicht ab. Zehn schnelle Schritte, ein Sprung und Michael schwebt in der patagonischen Luft. Der erste Gleitschirmstart vom „schwierigsten Berg der Erde" ist geglückt. Lange schauen wir ihm nach. Dann legen auch wir die Gleitschirme aus. Plötzlich starke atmosphärische Bewegungen, die Luft wird labil. Ich versuche einen Start mit Seilsicherung. Doch das Stück Stoff wird hochgerissen, einmal um die eigene Achse gedreht und deformiert auf den Gipfelpilz zurückgeworfen. Es wäre tödlich, jetzt zu starten. Wir warten bis kurz nach Sonnenuntergang. Doch der Wind ist immer noch zu stark. Uwe und ich entschließen uns, ein zweites Mal auf dem Gipfel zu biwakieren. Wenn sich das Wetter verschlechtert, müssen wir noch einmal abseilen. Wir sitzen wie auf heißen Kohlen – im wahrsten Sinn des psychischen und physischen Befindens, denn wir haben Schlafsäcke und ein Zelt dabei. Ich schlafe die ganze Nacht durch. Um 4.30 Uhr wird es hell. Wir trauen uns kaum aus dem Zelt zu äugen. Doch heute haben wir Glück. Die Sonne geht auf. Nur schwache Altostratusstreifen verschleiern die frühe Morgensonne. Der Gipfelpilz leuchtet goldgelb. Es ist windstill. Wir warten bis 10 Uhr, bis sich die Luft erwärmt. Jetzt scheint alles zu passen. Ich entschließe mich zu starten.

Nur zeitweise kommt ein leichter Aufwind. Jetzt heißt es volle Konzentration. Jede Bewegung nochmals im Geiste durchspielen. Es muß einfach alles passen. Jeder versucht, auf seine Art mit der Angst fertigzuwerden. Ein kleiner Patzer, und du fliegst in neun Sekunden 1000 vertikale Meter. Wir reden kein Wort. Wir meditieren. Es ist absolut still. Ich versuche mich ruhig zu halten. Das Dreiecksverhältnis du, der Berg und der Paraglider sind eine Einheit. Jede Unebenheit in der acht Meter langen Startbahn ist im Gedächtnis gespeichert. Dann, die Windfahne bewegt sich. Die Herzfrequenz steigt. Ein Adrenalinstoß stärkt dich körperlich und seelisch. Du bist hellwach. Der Hauch verstärkt sich zu einer zarten Brise, genau in Startrichtung. Er bleibt konstant. Alles paßt. In die strapazierten Körper kommt Spannung. Die Arme sind nach oben gestreckt. Ein letzter Wort-

Unten: Bei sehr starkem Wind am Südgipfel des Aconcagua

Darunter: Landung auf Plaza de Mulas

wechsel: „Okay, ich starte." Ein Zug an den Leinen. Die letzte Hemmschwelle ist überwunden. Die Kappenmäuler schnappen nach Luft. Der Schirm bläht sich auf. Die Kalotte steigt im Leinenradius nach oben. Ein schneller Blick in den Himmel, sämtliche Kammern sind gefüllt. Ich laufe los. Der Schirm nimmt Fahrt auf. Der Abbruch kommt schnell näher. Rien ne va plus – nichts geht mehr, wenn du einen Fehler machst. Der rechte Fuß auf dem Rand des Pilzes, der andere bereits in der Luft. Ein Sprung, ich hänge im Gurtzeug, geschafft. Senkrecht bricht das Gelände ab. 1500 Meter Tiefe unter uns, unbegrenzt über uns – die totale Freiheit.

Die Luft ist konstant. Kein Durchsacken nach dem Start. So weit draußen in der Luft zu hängen und doch noch zur Erde zu gehören! Solche Gefühle zu erreichen, gelingt nicht oft im Leben. Ein seltenes Glück, ein Höhepunkt, an dem man sich plötzlich bewußt wird, etwas sehr Wertvolles zu besitzen.
Nach 20 Flugminuten landen wir sanft zwischen zwei Spalten auf dem Torregletscher. Die körperliche und geistige Entspannung nimmt uns jede Energie. Wir bleiben noch einige Zeit an der Hosteria und genießen die herrlichen Tage des patagoni-

schen Herbstes. Dann heißt es Abschied nehmen vom Torrelager. Vom Leben im Wald, wo dir die Vögel noch aus der Hand fressen. Wo du eins bist mit der Natur. Das Wetter ist immer noch gut. Drei Wochen Sonnenschein an einem Stück. Der Superherbst 1988 in Feuerland geht zu Ende. Wir sitzen im Bus nach Calafate und schauen zurück auf die vom Wind trockengeblasenen, eisumhüllten Granittürme. Wir haben das Roulettespiel, im richtigen Moment am richtigen Ort zu sein, gewonnen.

Aconcagua – der Flug zählt mehr als der Hauptgipfel

30 Stunden später sitzen wir in Mendoza, dem Ausgangspunkt zum höchsten Berg Südamerikas, bei 30 Grad im Schatten. Der Bus bringt uns nach Punta de Vacas, einen argentinischen Militärstützpunkt. Mit dem Gendarmeriekommandanten werden wir einig, daß die Militärmulis unser Gepäck bis ins Basislager tragen. Nach 40 Kilometern Fußmarsch kommen wir im Basecamp Plaza de Mulas auf 4200 Meter an. Das Wetter ist traumhaft. Zwei Tage später steigen wir zum Nido de Condoles auf. Grober Vulkanschotterstein, wie in einer Kiesgrube, mit einigen Büßerschneefeldern durchsetzt, kennzeichnet die flachen Nordhänge des Aconcagua. Um 13 Uhr erreichen wir 5600 Meter. Wir fühlen uns topfit. Trotzdem drehen wir um und beginnen den Abstieg. Schnell aufziehende Cumulonimbuswolken hüllen den Berg ein. Schneefall setzt ein. Wir haben keine Sicht zum Basislager und müssen abwarten. Zwei Stunden später reißt es auf. Die Sonne brennt auf die Westflanke. Der Wind dreht urplötzlich. Blitzschnell legen wir die Gleitschirme aus, heben ab und fliegen bis Plaza de Mulas. Basislager-Alltag: Schneeschmelzen, Teekochen – Teekochen, Schneeschmelzen und Trinken, Trinken, Trinken.

Nach mehrtägigem Schlechtwetter steigen wir wieder auf und kommen gut voran. Der Akklimatisationsmarsch hat sich amortisiert. Vier Stunden später stehen wir ein zweites Mal auf dem Nido de Condoles. Am späten Nachmittag erreichen wir das „Rifugio Berlin", unser Tagesziel – Biwak. Wir beginnen um 3 Uhr morgens mit dem Kochen und Füllen der Trinkflaschen. Im Lichtkegel der Stirnlampen tasten wir uns in das Dunkel der Nacht. Der gefallene Neuschnee läßt kein zügiges Vorwärtskommen zu. Bis zu den Knien versinken wir wie in Treibsand im grundlosen Pulverschnee. Es ist kalt, minus 20 Grad. Droben am Gipfelgrat bläst ein Strahlstromwind mit Geschwindigkeiten bis zu 240 km/h riesige Schneefahnen auf die Südseite. Ab 6500 Meter kommen wir immer stärker in die alles vernichtende Kraft der Höhenstürme. Wir lassen hier die Rucksäcke zurück, denn ein Flug vom Gipfel wäre vollkommen unmöglich. Auf der Nordseite, im Gipfelbereich, liegt grobes Blockwerk, mit einem halben Meter Neuschnee bedeckt. Bei jedem Schritt gibt einer dieser Steine unter dem Schnee nach. Wir kommen einen Meter vorwärts und rutschen zwei zurück. Die Luft wird merklich dünner, wir immer langsamer. Wir sind jetzt auf 6600 Meter und fühlen uns noch gut. Der Höhensturm verstärkt sich. Die Kordilleren im Norden lenken die östlichen Passatwinde ab, die vom Atlantik über den Amazonas wehen, während die Kordilleren im Süden die Gewalt der vom Pazifik kommenden Westwinde brechen. Sie überschütten die Hänge auf der Luvseite mit Niederschlägen und hinterlassen im Lee, im Regenschatten, eine Wüste.

Der Gipfel rückt näher. Wir müssen uns voll gegen den Wind stemmen. Stellenweise kriechen wir auf allen vieren. Dann plötzlich der Südgipfel. Hurrikanartige Böen blasen uns beinahe in die Südwand hinaus. Wir verzichten auf den Hauptgipfel und steigen zu unserem Rucksackdepot ab. Auf 6500 Meter schwächt sich der Wind soweit ab, daß ein Start möglich ist. Doch schnell ziehende Cumulonimbuswolken kommen näher. Wir dürfen keine Zeit mehr verlieren. Jetzt ist der Wind günstig. Sofort trägt uns der Schirm hinaus. Startüberhöhung in 6500 Meter. Plötzlich starkes Sinken. Wir geraten in eine Leewalze. Die Westflanke des Aconcagua kommt verdammt schnell näher. Wir ziehen an den Vordergurten, der Schirm taucht durch. Fünf Sekunden später sind wir draußen, daußen aus der Leewalze, haben noch genügend Höhe über Grund. Als wir über den Nido de Condoles hinausfliegen, reißt es uns mit fünf Meter Steigen pro Sekunde in den Himmel. Wir soaren (= Hangsegeln ohne Höhenverlust; d. Red.) an der Westseite des Aconcagua hin und her. Die Gewitterwolken kommen bedrohlich nahe heran. Kleine bunte Punkte, kaum zu erkennen: die Zelte im Basislager zeigen uns den Landeplatz. Ein paar Steilspiralen, und wir setzen gegen den Talwind im Lager auf 4200 Meter auf. Sofort werden wir von taiwanesischen, argentinischen und brasilianischen Expeditionen umringt. Eine halbe Stunde später schneit es.

Wären wir auf dem Hauptgipfel gewesen, hätten wir nicht fliegen können. Uns war der Flug mehr wert als ein Gipfelkreuz. Wir schlüpfen in unser Zelt und versinken in einen wohltuenden Schlaf.

Fakten:

Besteigung des Fitz Roy am 27. 1. 1988 innerhalb eines Tages durch die Brüder Matthias und Michael Pinn. Anschließend erster Gleitschirmflug vom Gipfel dieses Berges.

Am selben Tag vom Fitz-Roy-Camp ins Basislager des Cerro Torre marschiert. Ein Tag Ruhepause. Tags darauf mit Uwe Pässler Einstieg in die Maestri-Route am Cerro Torre. Nach einem Biwak (wegen langwieriger Filmarbeiten) wird der Gipfel des Cerro Torre erreicht (also 4 Tage nach dem Fitz Roy). Plötzliches Schlechtwetter mit Sturm läßt einen Start mit dem Gleitschirm unmöglich werden. Biwak auf dem Schneepilz, in der Hoffnung, am nächsten Tag fliegen zu können. Am nächsten Tag Abseilen im Schneesturm.

Eine Woche später setzt ein argentinischer Militärhelicopter die drei auf dem Gipfel des Cerro Torre ab. Der Flug mit dem Paraglider vom Gipfelpilz gelingt.

Kurze Zeit später wird auch noch der Flug aus 6500 Meter Höhe vom Aconcagua möglich. Landung auf Plaza de Mulas.

Berge im Urwald

Erlebnisse eines Bergsteigers auf einer biologischen Forschungsexpedition

Helmut Mägdefrau
(Text und Fotos)

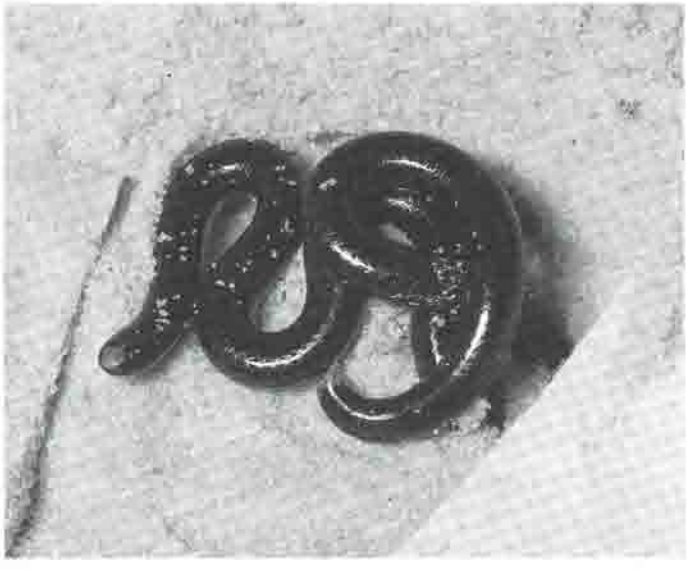
Rechts unten:
Eine Schlankblindschlange

Undurchdringbare Wildnis

Unzählige kleine Felstürme stehen vor uns. Es sind bizarre Gestalten aus dunklem Sandstein, die der Fluß im Laufe von Jahrmillionen herausgespült hat. Sie stehen so dicht beieinander, daß wir oben, etwa fünf Meter über dem rauschenden Wasser, von Turm zu Turm springen und so den Fluß überqueren wollen. Es ist wie auf den Mauern eines Labyrinths aus wassergefüllten Spalten. Von oben können wir den Irrgarten halbwegs überblicken und einen Weg zum anderen Ufer ansteuern, wo uns eine dichte Vegetation erwartet. Ein wildes Durcheinander von Bäumen, Sträuchern und Lianen verschlingt uns. Nach wenigen Metern tauchen auch hier die ersten Spalten auf, fast zugewachsen von der üppigen Pflanzendecke. Rechts und links wieder Felstürme – eine Landschaft wie ein Gletscherbruch, nur nicht so übersichtlich. Alles ist zugewachsen und die Spaltenbrücken bestehen hier aus vermoderndem Holz, Wurzeln und Schlingpflanzen, so daß zweihundert Meter Wegstrecke in einer Stunde eine gute Leistung sind. Auch wenn das Gelände nicht überall so schwierig zu überwinden ist, so wird uns doch klar, daß wir nicht aus eigener Kraft aus dieser Wildnis zurück in die Zivilisation kommen könnten. Aber das ist auch nicht das Ziel der Unternehmung.

Vor einer Woche brachte uns ein Hubschrauber in diese Wildnis auf den Gipfel eines Tafelberges, des Guaiquinima Tepuis. Er fliegt uns zu einigen Lagern auf dessen Hochfläche, die einer Großstadt wie München Platz bieten würde. Hier im Süden Venezuelas stehen über hundert solcher Tafelberge, deren Gipfelflächen durch bis zu 1500 Meter hohe Felswände vom Tieflandurwald getrennt sind. In der Abgeschiedenheit der seit Jahrmillionen isolierten Gipfelflächen konnten sich neue Tier- und Pflanzenformen entwickeln, aber auch alte Formen überleben, die im Tiefland bereits ausgestorben sind. Die Möglichkeit der Entdeckung unbekannter Pflanzen und Tiere ist der Grund für die gezielte Erforschung der Tafelberge durch venezolanische Organisationen. Die Schwierigkeiten liegen in der Abgeschiedenheit dieser Berge und deren Unzugänglichkeit. Die Gipfelflächen der großen „Tepuis" sind wild zerklüftet. Canyons, Dolinen und unzugängliche Höhlensysteme erschweren neben der dichten Vegetation eine Erkundung ungemein.

Unsere Aufgabe ist eine größtmögliche Erfassung der Tier- und



Pflanzenwelt des Guaiquinima Tepuis. Die Teilnehmer dieses von der venezolanischen Regierung unterstützten Unternehmens sind zur Hälfte Venezolaner, die übrigen kommen aus den USA und Europa. Jeder Teilnehmer hat sein eigenes Neuland vor Augen. In unserer Gruppe ist einer auf Bäume spezialisiert, zwei auf Flechten und zu dritt sind wir hinter Fröschen, Eidechsen und Schlangen her. Wir wollen die Tiere lebend fangen, um zuhause in aller Ruhe ihre Lebensgewohnheiten beobachten zu können. Hier oben am Berg ist die Zeit dafür zu knapp, wir müssen so viel verschiedene Tiere wie möglich einfangen.

Natur als Abenteuer

Die Aufgabe auf diesem Berg ist also klar. Trotzdem verlocken die Felsen immer wieder zum Klettern. Ich muß mich zurückhalten! In Anbetracht der überaus vielen mir unbekannten Tiere und Pflanzen fällt mir der Verzicht auf das Bergsteigen jedoch nicht schwer. Die Erkundung von Neuland ist immer ein Abenteuer, ganz gleich ob es sich um unbekannte Natur oder um un-

Auf dem Guaiquinima Tepuis

„Gipfelgeheimnisse"

Oben:
Schmetterling mit gläsernen Flügeln

Rechts:
Stegolepis squarrosa, eine nur auf dem Guaiqinima vorkommende Pflanzenart

Von oben:
Dornschwanzleguan
Darunter:
Kleiner (ca. 2 cm), quakender Laubfrosch

Von oben: die zerklüftete Gipfelfläche des Guaiquinima Tepuis; darunter: Laubfrosch (handtellergroß); ganz unten: ein (Klein-)Boa-Pärchen

Von oben: Schmetterlingsraupe; darunter: Brassolide (Spannweite ca. 15 cm);

ganz unten: Aga Kröte (Dreipfünder!)

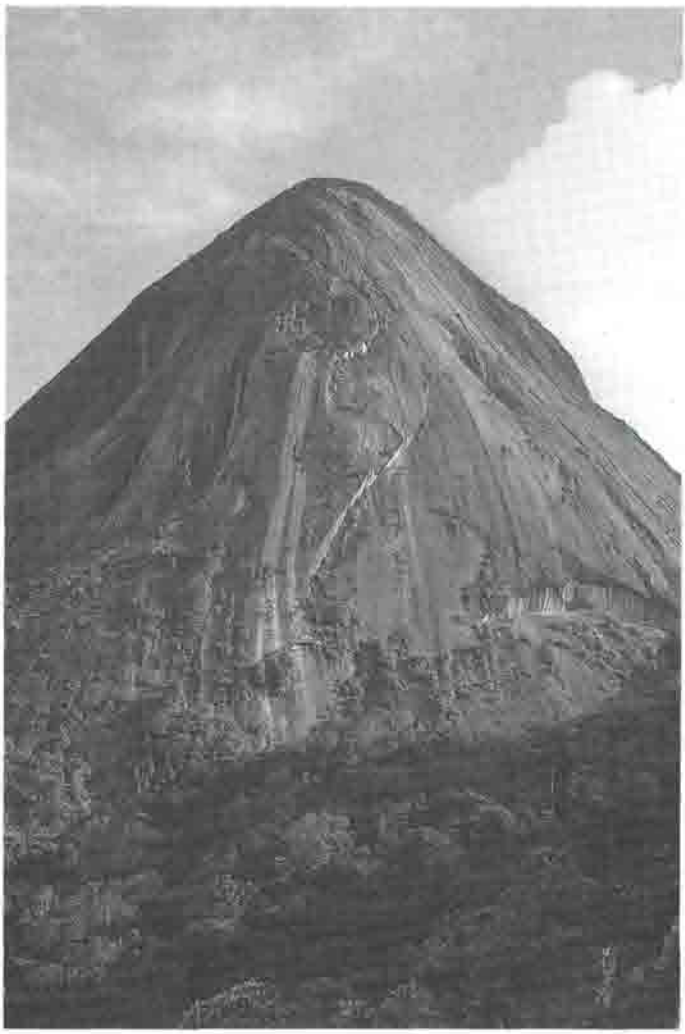
bekannte Felswände handelt. Nicht zu wissen, was die nächsten Schritte bringen werden, ist das Entscheidende für ein Abenteuer. Ein bisher unbekanntes Tier zu finden ist wie eine Erstbegehung. Zuhause, nach wochenlanger Literaturarbeit das vermeintlich neue Tier in einem alten Zeitschriftenartikel wiederzufinden, ist wie das Entdecken eines alten Hakens nach zwölf Seillängen einer „Erstbegehung".
Den manchmal mühevollen Weg durch die unbekannte Pflanzenwelt suchend, gilt unsere ganze Aufmerksamkeit allem was sich bewegt. Oft genug hören wir ein Rascheln im Laub, sehen aber nur noch den Schwanz einer Eidechse im Unterholz verschwinden. So mancher gut gemeinte Hechtsprung nach einem Tier endet als erfolgloser Bauchplatscher im feuchten Laub. Wir müssen schneller sein. In der schwülen Luft der Mittagszeit sind diese wechselwarmen Tiere optimal aufgeheizt und blitzschnell, wir aber langsam. So greifen wir zu einem Trick. Früh am Morgen, wenn den Echsen die Kälte der Nacht in den Knochen steckt und sie noch in ihrem Nachtquartier liegen, sind wir im Vorteil. Als Frühsport jeden Tag eine Stunde Steine wälzen, bis Hände und Rücken nicht mehr wollen. Einer hebt die Steine, der andere greift zu. So füllen sich langsam die Zelte. Kuppelzelte in Miniaturformat, die für Werbezwecke gebaut wurden und hier als Terrarien dienen, stehen hinter unserem großen Zelt, als hätte dieses Junge bekommen.
Neben Spinnen und Skorpionen für einen venezolanischen Teilnehmer, fangen wir unter den Steinen Eidechsen und sogar Schlangen. Winzige Schlangen, so groß wie Regenwürmer, vollkommen schwarz mit gelben Flecken an Kopf und Schwanz. Diese Schlangen ernähren sich ausschließlich von den Eiern und Larven der Ameisen und Termiten, sind fast blind und leben unterirdisch. Umso mehr bin ich erstaunt, als ich eines Tages zur Mittagszeit einen dieser „Würmer" an Felsen klettern sehe. Eine kleine Bergtour, die uns zur Abbruchkante des Tafelberges führen sollte, brachte damit auch eine biologische Neuigkeit. Der Berg mit seiner Landschaft fasziniert ebenso wie die Tier- und Pflanzenwelt: am Abbruch des Berges stehen, zusehen, wie die Wolken aus dem über tausend Meter tiefer liegenden Urwald langsam aber stetig die Felswand emporsteigen, bis sie schließlich das Gipfelplateau überspülen, hinausblicken und die leuchtend roten Papageien beim Segeln in den Aufwinden beobachten. Vögel, die wir nur kletternd aus Käfigen kennen, hätten wir nie für so begnadete Flieger gehalten.

Der Gefahr ins Auge schauen

Wieder unten in der Nähe des Lagers geht das Alltagsgeschäft weiter. Jeden Moment einen Frosch oder eine Schlange entdecken zu können, erfordert wieder die ganze Aufmerksamkeit. Mit dem Sehen allein ist es ja nicht getan, wir müssen die Tiere auch einfangen. Körperlich und geistig angespannt den Tag zu verbringen erinnert ans Klettern. Besonders deutlich wird die Parallele bei der Suche nach dem „Buschmeister", einer der größten Giftschlangen, die als nicht gerade ängstlich bekannt ist. Bei einer Wanderung entdeckte ich die alte, abgestreifte Haut eines solchen Tieres vor einem Nagetierbau. Hier also wohnt der Buschmeister. Ich werde wiederkommen und versuchen, ihn zu fangen. Dabei begleiten mich dieselben Gefühle wie auf dem Weg zu einer großen Westalpenwand. Ich kenne die Gefahr und suche trotzdem die Auseinandersetzung damit. Vier oder fünf Mal gehe ich zur Wohnung der Schlange. Nachts ist die Sache besonders spannend, da der Buschmeister, wie die Klapperschlangen, über ein Infrarot-Auge verfügt und so auch bei absoluter Dunkelheit sehen kann, ich aber nur den kleinen Blickwinkel der Stirnlampe zur Verfügung habe. Auch nachts ist er nicht vor seiner Wohnung anzutreffen. Es ist wie am Einstieg der Eiger-Nordwand bei Regen. Man weiß nicht, ob man sich über die nicht stattfindende Auseinandersetzung mit der Gefahr freuen soll oder nicht.
Die nächsten Tage bescheren uns nur eine bescheidene Jagdausbeute. Bei jedem Tier, das uns entkommt, beneiden wir die Botaniker, deren Pflanzen ja nicht davonlaufen können. Außerdem gibt es hier Pflanzen in Hülle und Fülle, aber nur wenige Tiere. Das hat einen guten Grund: wir sind in einem Schwarzwassergebiet. Das Wasser hier in den Bächen und Flüssen ist schwarz. Es sieht aus wie schwarzer Tee und schmeckt auch so – ungezuckert! Durch die gelösten Pflanzenstoffe ist es so sauer, daß nur wenige Insektenlarven darin leben können. Die Nahrungskette steht dadurch auf dünnen Beinen: wenig Mücken – wenig Frösche und Echsen – wenig Schlangen! So haben wir abends zwar keine Probleme mit Stechmücken, aber mit unserer Arbeit. Manchmal sind wir so erfolglos, daß die Tagesbeute aus einer einzigen Eidechse und zwei kleinen Fröschen besteht. An solchen Tagen wirkt der Fluß besonders anziehend. Baden und dabei den Durst löschen, abkühlen und waschen. Das alles geht im Fluß gleichzeitig und hebt die Laune.

Ohne Klettern geht es nicht

Vom Fluß aus sehen wir wieder die schönen Felsen, die das Tal rechts und links einrahmen. Die Landschaft erinnert an das Elbsandsteingebirge. 1,6 Milliarden Jahre alter Sandstein, von Wasser und Wind teils zu bizarren Gebilden erodiert, bietet durchaus lohnende Kletterziele. Eine halbe Stunde oberhalb des Lagers stellt eine etwa 30 Meter hohe Felswand mit vielen vorgelagerten Türmen die Begrenzung des Tales dar.
Eines Nachmittags kann ich der Versuchung nicht widerstehen und schlage mir mit der Machete einen Pfad zu den Felsen. Einige der Türme scheinen mir unschwer zu erklettern, obwohl die Wände senkrecht sind. Der Fels ist extrem rauh, fest und oft großgriffig erodiert. Mangels Ausrüstung bleibt das Klettern hier free solo und der erste Versuch entsprechend bescheiden. Eine kleine Wandstufe (geringe Fallhöhe) und ein kurzer Kamin (da kann man nicht rausfallen) führen mich auf der kürzeren Bergseite eines Turmes auf meinen ersten Gipfel. Den Ausblick hinunter aufs Lager genieße ich nur kurz, zu schön sind die anderen Türme. Beim nächsten Aufstieg zeigt mir ein kleiner Überhang, daß ich meiner Leistungsgrenze nahegekommen bin. Ich muß ja beim Aufstieg schon ans Abklettern denken! Und Abklet-



Links: Die Gipfelpyramide des Tamacuari an der Grenze zu Brasilien

tern bin ich nicht mehr gewohnt, zu sehr hat sich das Abseilen in den Alpen und Mittelgebirgen als die bequemere Alternative durchgesetzt. Etwas ungelenk und sehr langsam ertaste ich dann auch beim Abstieg die Tritte und Griffe, versuche die Bewegungen des Aufstiegs einfach umzukehren. Das, bis auf die Turnschuhe, hilfsmittelfreie Klettern im Urwald macht so viel Spaß, daß ich nach der zweiten Tour zum Lager gehe, um Karin, meine Begleiterin, zum Klettern zu „überreden".
Schon am nächsten Morgen sind wir wieder oben. Zu zweit macht die Kletterei noch mehr Spaß. Es läuft so gut, daß ich mich an eine Wand wage, durch die ich gestern nur in Gedanken hochgestiegen bin. Ein etwa acht Meter hoher Piazriß führt zu einer gut mit Griffen durchsetzten Wand, die direkt auf die höchste Erhebung führt. Die motivierende Wirkung von Karins kritischen Augen im Rücken ist nicht zu unterschätzen. Das angeborene Imponierverhalten läßt an keinen Rückzug mehr denken und mobilisiert die Kräfte. Es läuft besser als erwartet. Am Ende der Wand stoße ich auf ein Hornissennest. Aufgeregt krabbeln die gelb und braun geringelten Tierchen auf ihrem Nest herum. Es ist mir nicht ganz wohl, da ich an Karin ein paar Tage zuvor die Wirkung eines Stiches beobachten konnte. Hier oben, wo ich besser die Hände am Fels haben sollte, bevorzuge ich eine Schleife um das Nest und verzichte auf die elegantere Direktvariante. Durch diese Begegnung schienen mir alle Griffe auf die Hälfte zusammengeschrumpft zu sein. Meine Kletterpsyche ist also nicht stabil gegenüber Hornissen! Und sowas will ein Biologe sein? Trotz aller Selbstüberredungsversuche drängt es mich in Anbetracht der schwirrenden Flieger zu einem Abstieg auf der anderen Seite des Gipfels. Ein Baum bietet sich als Abstiegshilfe in eine Schlucht hinunter an. Ein Baum ohne die sonst häufigen Ameisen als Wachsoldaten, die in Verkennung der Absichten jeden Kletterer bedingungslos angreifen. Vom Fels hinüberspreizen und hinunterrutschen – schon sind zehn Meter geschafft. Weiter unten bricht die Schlucht aber mit einer überhängenden Wandstufe zum Boden hin ab. Hier zeigt sich der Vorteil des Urwaldes erneut. Ein weiterer Baum steht da, allerdings zwei Meter entfernt. Hinüberspreizen geht nicht. Der nötige Sprung aus der Felswand erfordert trotz der geringen Weite Überwindung. Erst nach dem dritten inneren Ruck hebe ich ab und knalle gegen den Baum. Beim Anblick der Tiefe war ich viel zu stark abgesprungen. Erneutes Abrutschen, dann stehe ich wieder in der Nähe des Einstiegs. Jetzt aber zufrieden.

Eigentlich ist diese Kletterei Zeitverschwendung, wir sollten ja Tiere fangen. Um das schlechte Gewissen zu beruhigen, bilden wir uns wenigstens ein, daß wir jetzt wieder mehr Auftrieb für die Jagd besitzen. In einer Hand die Machete, in der anderen die Schlangenzange, so streife ich mit Karin durchs Unterholz zurück ins Lager. Der Auftrieb ist tatsächlich größer.
Wir bringen beim „Echsen-Angeln" an den Felsen am Fluß mehr Geduld auf. Am Ende eines Stockes hängt ein Stück Zwirnfaden mit einer Zugschlinge. Diese Schlinge gilt es den Eidechsen um den Hals zu legen. Dies klingt einfach, ist aber mit vielen Problemchen verbunden. Zuerst müssen wir hinter den Tieren herklettern – Turm hinauf, Wand hinunter oder über einen schmalen Felsgrat entlang, und das mit möglichst ruhigen Bewegungen. Verglichen mit den flinken Echsen, die auch über meterbreite Spalten hinweg mitten in überhängende Felswände springen, sind wir trotz aller Bemühungen plumpe Bewegungstrottel. Sind wir endlich nahe genug an die Tiere herangekommen, so müssen wir in allen unmöglichen Körperhaltungen die Schlinge über deren Kopf führen. In der Praxis ist das mehr ein Zittern, das durch den kleinsten Windhauch zum Lotteriespiel degradiert wird. Geduld ist da gefragt, Geduld und nochmals Geduld. Und, auch wenn es noch so lange dauert, keinen Krampf im Arm bekommen, nicht zu stark zittern. Jede Beute ist so mit Anstrengung verbunden und manche Echsen scheinen für unsere Bemühungen nur ein müdes Lächeln übrig zu haben. Sie turnen um uns herum, schlecken hin und wieder an der Schlinge – bis es ernst wird. Dann sind sie mit zwei, drei Sprüngen in der nächsten Felsspalte verschwunden. Von den üblichen Fehlschlägen abgesehen, endet der Tag mit reichlich Beute.

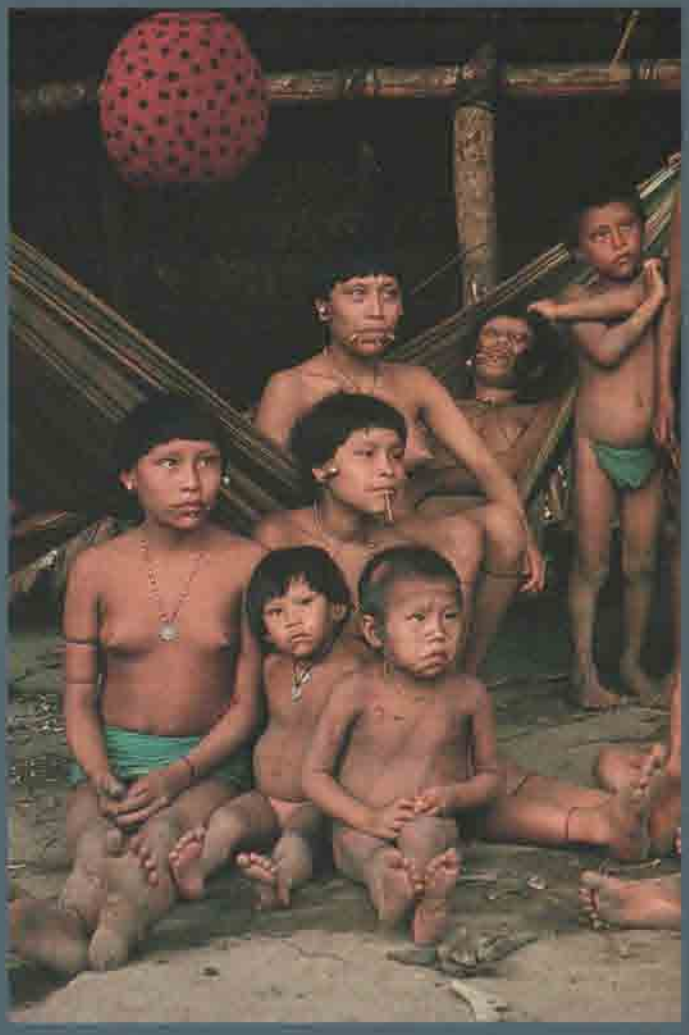
Ein Zuckerhut aus Granit

Die Kletterei am Morgen hat gut getan. Zufrieden liege ich in der Abendsonne auf den noch warmen Felsplatten vor unserem Zelt und denke zurück ans vergangene Jahr, als ich an der Grenze zu Brasilien an einem Traumberg unterwegs war. Wie der Zuckerhut von Rio hebt sich die Gipfelpyramide des Tama-

Zu Gast

bei den Yanomamis

ein Ausflug in die Steinzeit



Oben: Flußlandschaft

Darüber: Kaimanstücke auf dem Grillrost

Links: Der Lebensraum der Yanomami-Indianer – auf der linken Seite die Häuptlingsfamilie

Unten: Salto Angel, mit 990 m der höchste freie Wasserfall der Erde; etwa in Wandmitte fand Marc Boivin den Tod mit dem Gleitschirm

Ganz unten: rechts Fahrt im Baumboot; links ein Glattstirn-Kaiman

cuari 300 Meter aus dem Bergwald empor. Glattgeschliffener Granit, kein durchgehendes Rißsystem, kein Kamin, keine Verschneidung – ohne jegliche Kletterausrüstung also nicht zu erklettern, aber trotzdem wunderschön anzuschauen. Nur respektvoll hinaufblicken, sich der Begrenztheit der eigenen Leistungsfähigkeit bewußt werden.
Nur der Technik verdanken wir unsere Art des Bergsteigens. Kein Achttausender, kein Westalpengipfel, kein gefrorener Wasserfall wäre ohne die für uns selbstverständlichen technischen Errungenschaften erstiegen worden. Vielleicht ist es gerade dieser selbstverständliche Einsatz der Technik, der uns glauben macht, wir könnten uns immer über die von der Natur gesetzten Schranken hinwegsetzen.
Hier im Urwald erlebte ich zum ersten Mal die Bedeutung der Technik hautnah. Selbst in diesem Urwald, wo alles wächst und gedeiht, sind auf den Bergen keine Menschen anzutreffen. Den Menschen ist ohne technische Hilfen der Weg ins Gebirge versperrt. Den hier lebenden Yanomami-Indianern, die mangels Webtechnik so gut wie keine Bekleidung kennen, sind die Temperaturen der Nacht zu niedrig. Für sie sind die Berge unerreichbar.
Uns hat modernste Technik, der Hubschrauber mit Zelt und Schlafsack, mit Jacken und Schuhen, mit abgepackten Lebensmitteln für einige Tage auf einer schmalen Gratschulter des Berges abgesetzt. Wir können hier bequem leben, aber nur so lange der Hubschrauber als „Nabelschnur" unterwegs ist. Es ist nicht nur der Höhenunterschied, der uns von den Indianern unten im Tiefland des Siapa trennt, es ist auch die unterschiedlich entwickelte Technik, die unterschiedliche „Kulturstufe".

Zurück in die Steinzeit

Wir haben das Glück, ein ursprüngliches Yanomami-Dorf besuchen zu können, wie mit einer Zeitmaschine zurück in die Steinzeit zu gelangen. Ein Boot, mit dem Helikopter in dieses entlegene Flußgebiet des oberen Siapa eingeflogen, fährt uns flußab. Einige „zivilisierte" Indianer der Expeditionsmannschaft bedienen den Einbaum mit Außenbordmotor. Nach einer Stunde Fahrt hören wir plötzlich Stimmen. Indianer. Sie sitzen zu zweit in einem Stück Baumstamm, das nur ausgehöhlt ist. Das „Boot" hat auch keine Spitze, der Stamm ist außen nicht bearbeitet.

Den Yanomami ist die sonst weitverbreitete Technik des Baus von Einbäumen unbekannt. Ursprünglich sind sie ein Volk von Wanderern. Ein Wegenetz verbindet die einzelnen Dörfer.
Kurze Zeit später erreichen wir das Dorf. Beim Durchfahren der unmittelbar vor dem Dorf liegenden Stromschnellen bricht die Dämmerung herein. Nur mit Unterstützung der hilfsbereiten Dorfbewohner erreichen wir in der Dunkelheit das Ufer. Dem allgemeinen Gemurmel folgend erreichen wir den großen Rundbau – das Dorf. Ein schräges Dach umgibt einen freien Platz mit etwa 30 Metern Durchmesser. Durch einen kleinen Eingang sehen wir in der Finsternis nichts außer den zwei dutzend Feuerstellen der einzelnen Familien.

Nächtliches Zwischenspiel

Für mich und zwei unserer Indianer war diese kurze Begegnung nur der erste, flüchtige Kontakt zu den Yanomami. Wie verabredet, wollen wir die Nacht zur Jagd nach nachtaktiven Fröschen und Schlangen nutzen und morgen wieder zurückkehren. Mein anfänglich schlechtes Gewissen, den Indianern regelmäßig die Nachtruhe zu stehlen, ist schon lange verflogen. Sie sind ihrerseits froh, in mir eine Ausrede für ihre Jagdgelüste zu haben, mit mir die Kontrollsphäre des Expeditionsleiters verlassen zu dürfen. In Anbetracht der gespenstischen Szenerie im nächtlichen Lager der als kriegerisch bekannten Yanomami handeln meine Begleiter schnell. Als vertrauensbildende Maßnahme wird uns der Bruder des Häuptlings begleiten, sozusagen als Pfand, falls unseren „Stammesbrüdern" etwas zustoßen sollte. Noch während unsere Gruppe vom Häuptling begrüßt wird, verabschiede ich mich mit Gonzales und Matteo, zwei „unserer" Indianer, und dem Bruder des Häuptlings ohne ein Wort durch die Hintertür.
Im aufkommenden Mondlicht fahren wir den Fluß hinauf, wobei die Indianer geschickt den Felsen und Bäumen im Wasser ausweichen. Im Schein meiner Stirnlampe leuchten im Ufergebüsch zwei Augen auf. Mein Puls steigt, aber die Indianer beruhigen mich: keine Schlange, „nur" ein Frosch, einer von vielen. Ich lerne wohl nie an den Licht reflektierenden Augen einen Frosch von einer Schlange, einem Krokodil oder einem Vogel zu unterscheiden. Nur wenn die Krokodile im Wasser liegen, erkenne auch ich sie. Aber nur daran, daß die Augen unmittelbar auf der Wasseroberfläche liegen. Nachdem wir an einigen kleinen Exemplaren vorbeigefahren sind, läßt Gonzales anhalten, er hat ein Krokodil von eineinhalb Metern Länge – Kochgröße – entdeckt. Der Motor ist aus. Vorsichtig wird gepaddelt, ohne die geringste Welle im Wasser zu erzeugen. Gonzales klemmt sich eine Taschenlampe unter das Kinn und legt die alte Schrotflinte an. Eine Gartenschlauchklemme hält den Lauf und ein Stück Radiergummi dient als Feder für den Abzug. Der Schuß mit diesem Prügel sitzt aber offensichtlich. Der zweite Indianer springt in den Fluß und tastet nach dem Krokodil. Wenn man weiß, wie bissig ein angeschossenes Krokodil ist, gehört viel Mut und Hunger dazu, um nachts im trüben Wasser des Flusses danach zu greifen.
Das Essen für einige Tage ist gesichert. Der Bruder des Häuptlings aus dem Yanomami-Dorf freut sich besonders über die Delikatesse, auch wenn er wegen des ihm unbekannten Knalls sichtlich verunsichert war. Sein Dorf besitzt noch keine Schußwaffen und mit Pfeil und Bogen sind die Panzerechsen nur schwer zu erbeuten. Das ist der Grund für die Häufigkeit der Krokodile in diesem Fluß. Das größte, das wir in dieser Nacht sehen, ist etwa viereinhalb Meter lang.
Culebra – Schlange – ruft mich Gonzales, und fährt zum Ufergebüsch. An den ins Wasser hängenden Zweigen ziehen wir uns in das Dickicht hinein. Demonstrativ macht Gonzales den Weg zur Spitze des Bootes frei. Schlangen zu fangen ist meine Aufgabe, davon will er nichts wissen. Im Schein der Lampe entdecke ich die Augen. Drei Meter über dem Wasser gleitet sie über die Äste. Wir haben sie auf ihrer Jagd nach schlafenden

Vögeln gestört. Mühsam klettere ich aus dem wackeligen Boot hinauf in die Äste. Die Spannung läßt nach, als ich das Tier aus der Nähe sehe. Es ist eine ungiftige, aber beißlustige Boa. Glücklicherweise kriecht sie nur langsam, fast gelangweilt, weiter. Ich hätte sonst keine Chance, sie mit der Zange zu greifen, denn klettertechnisch ist sie mir in dem wackeligen Geäst weit überlegen.

Besuch bei den Kriegern

Nach einer Nacht in unserem Lager und einem Frühstück aus Maniokfladen und Krokodilschwanzsuppe geht es wieder ins Indianerdorf. Als Gastgeschenk bringen wir das schwanzlose Reptil mit in den Rundbau. Laut und heftig gestikulierend erzählt der Bruder des Häuptlings seinen Stammesbrüdern die nächtliche Jagdgeschichte. Eine stürmische Begrüßung folgt. Der nur mit einer Schnur um den Bauch bekleidete Häuptling geht auf mich zu. Gegenseitiges Händeklatschen – dann folgt ein schmatzender Wangenkuß. Das alles versuche ich in gleicher Weise nachzumachen. Als er mir aber seinen Kautabak anbietet, den er aus seiner Unterlippe hervorholt, ist bei mir eine Sperre da. Schmerzen am Zahnfleisch vortäuschend lehne ich dankend ab. Ich hatte mir den ersten Kontakt zu diesen Indianern, die mit dieser Expedition die erste Bekanntschaft mit Bleichgesichtern machten, zurückhaltender vorgestellt. Dann weist er mir für die Nacht einen Platz für die Hängematte zu.

Die vorangegangene medizinische Hilfe durch die Expeditionsärzte hat die als kriegerisch bekannten Yanomami wohl freundlich gestimmt. Die griffbereit über den Hängematten im Dach steckenden Bögen und Pfeile bleiben unberührt. Gegenseitiges Beobachten bestimmt trotzdem die erste Zeit. Als Zeichen ersten Vertrauens kommen junge Männer, dann die vielen Kinder. Ungläubig zupfen sie an meinem Bart. So etwas kennen sie nicht. Sie reißen mir einige Haare aus und kleben sie sich mit Spucke an ihr Kinn. Lang anhaltendes Gelächter beginnt. Dabei entdecken sie meine Goldplomben an den Zähnen, die sie mir glücklicherweise nicht herausreißen wollen, nur anschauen. Für uns wird es besonders lustig, als die Indianer unter unseren Lebensmitteln die Spaghettis entdecken. So schöne, lange, runde Stäbchen sind fürs Essen viel zu schade, sie werden kurzerhand, als Ohren- oder Lippenpflock, zum Schmuckstück umfunktioniert.
Bei einem Rundgang zeigt mir der Häuptling die täglichen Gebrauchsgüter. Viele verschiedene, teils rot bemalte Körbe, wobei die großen, weitmaschigen von Männern, die kleineren, engmaschigen von Frauen geflochten werden. Die ursprünglichen Hängematten bestehen aus Palmfasern, die nur lose, der Länge nach, aufgespannt sind, so daß man nur quer darin liegen kann. Nur die Familie des Häuptlings und drei weitere, besser gestellte Familien haben Hängematten aus Stoff. Da den Yanomami die Webtechnik fremd ist, müssen diese von anderen Indianerstämmen gegen andere Kostbarkeiten, wie Schmuck aus Vogelbälgen, eingetauscht werden.

Besonderen Wert legt der Stammesfürst auf die Bananen, die grün geerntet werden und im Rundbau des Dorfes nachreifen. Er erklärt mir die fünf verschiedenen Sorten von Kochbananen. Jedesmal muß ich den Namen so oft aussprechen, bis ich den Klang des Wortes halbwegs richtig treffe. Beim zweiten Rundgang werde ich dann ausgefragt: Er deutet auf eine Banane, und ich muß die Sorte erkennen. Der Häuptling ist entsetzt von meiner Unkenntnis und gibt entkräftet auf – er hat die Bleichgesichter wohl für lernfähiger gehalten.
Die Yanomami haben aber auch ihrerseits Fertigkeiten verloren. So finde ich im Dorf nur noch Reste eines Lehmtopfes. Alle übrigen Töpfe sind aus Aluminium, eingetauscht von Indianern aus Brasilien. Das Flußgebiet des oberen Siapa ist auf dem Wasserweg nicht erreichbar, aus der Luft nur mit Hubschraubern. Die Verbindung zur Außenwelt führt, obwohl venezolanisches Staatsgebiet, nach Brasilien. Dies erkennt man auch am Halsschmuck der Indianer, der aus abgegriffenen brasilianischen Aluminiummünzen besteht.

Wir können nur hoffen, daß die Goldsucher aus Brasilien die Landesgrenze nicht überschreiten. Sie sind nicht nur eine direkte Bedrohung für die Yanomami, eines der letzten Naturvölker unserer Erde, sondern auch für die übrige Natur. Für die Goldgewinnung setzen sie große Mengen von Quecksilber ein, mit dem sie bereits ganze Flußsysteme vergiftet haben.

Abenteuer contra Naturschutz?

Tafelberge als Tummelplatz für Abenteurer, die dort ganze Berge durchziehende Höhlen mit Motordrachen durchfliegen, vorspringende Felskanzeln zur Befestigung von Hochseilen für Balanceakte hoch über dem Urwald verwenden oder, wie Jean-Marc Boivin, als Absprungplatz für Fallschirmsprünge auserwählen – ist dies eine Horrorvorstellung? Das wird es wohl nie werden. Zu wenige werden es sein, die die Anstrengungen und die Risiken für derartige Unternehmungen einzugehen bereit sind. Dafür wird aber jeder, der draußen oder zuhause am Bildschirm die Natur als Abenteuer erlebt, eher bereit sein, für den Schutz der Landschaft und der dort lebenden Menschen einzutreten. Der Abenteurer Rüdiger Nehberg hat z.B. seine Aufsehen erregende Atlantiküberquerung gezielt für seine Kampagne zum Schutz der Yanomami eingesetzt und ist sicher nicht zuletzt durch seinen engen Kontakt zur Natur auch überzeugter Naturschützer geworden!

Vielleicht sind spektakuläre Abenteuer in der Natur sogar nötig, um auch apathische Mitmenschen für diese Natur zu begeistern. Abenteuer als Naturnutz kann so sogar dem Naturschutz dienen. Jean-Marc Boivin, der französische Spitzenbergsteiger, der hier an den Bergen im Urwald bereits mehrfach zum Klettern unterwegs war, kann seine Begeisterung für diese Landschaft nicht mehr vermitteln, er stürzte beim Fallschirmsprung neben dem fast tausend Meter hohen Salto Angel am Auyan Tepui, dem höchsten freien Wasserfall der Erde, tödlich ab.

Im Ural; Blick übers Karatal: Der Ural ist die Grenze zwischen Europa und Asien. Doch ist dies eine geographische Grenze „nur", keine politische. Die in diesem Buch anklingenden Hoffnungen angesichts der innereuropäischen Öffnung der politischen Grenzen erweitert also auch folgende Schilderung des Thüringers Gerald Schöne auf eurasische Perspektiven.

Mit dem Rucksack im polaren Ural

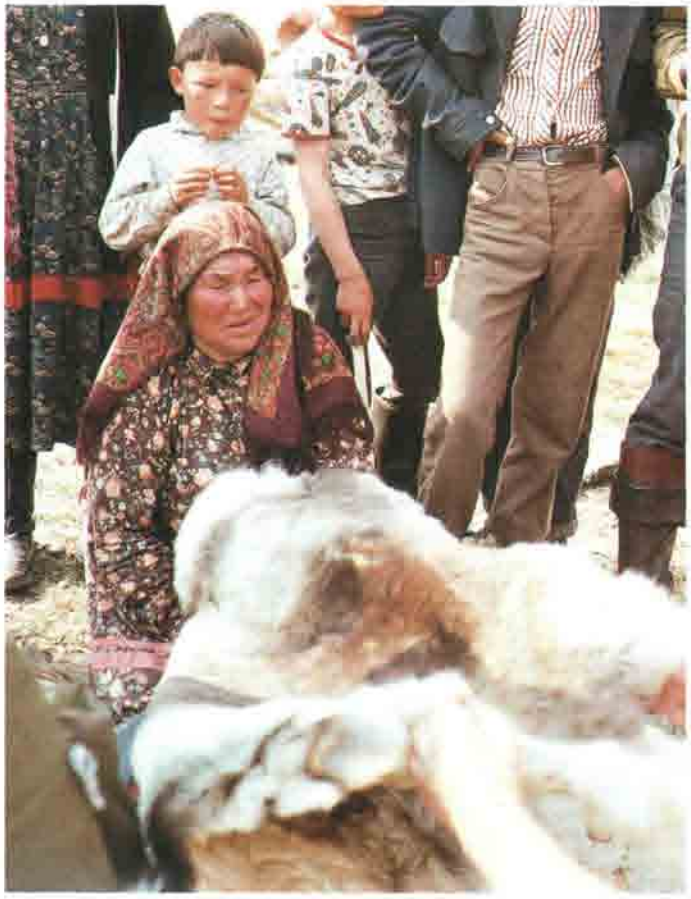
Eine Reise abseits der bekannten Touristenrouten

Gerald Schöne
(Text und Fotos)

Im Sommer des letzten Jahres hatte ich, gemeinsam mit drei Freunden, die seltene Gelegenheit, den polaren Ural nördlich des Polarkreises zu durchstreifen. Wir lernten eine eigenwillige Landschaft von herber Schönheit kennen, litten unter Myriaden von Mücken, quälten uns unter einer erbarmungslos brennenden Sonne durch morastigen Dauerfrostboden. In den Zelten der Nenzen und Chanten erlebten wir die Gastfreundschaft der Nomadenvölker des Nordens.
Auf einem selbstgefertigten Floß gelangten wir schließlich aus dem Uralgebirge wieder in die Nähe von Workuta, dem Ort, an dem unser Abenteuer begann. Es war eine Reise abseits der bekannten Touristenrouten.

Der Norden der Sowjetunion war bis vor kurzer Zeit eine für Ausländer gesperrte Zone. Heute ist manches einfacher geworden. Es gehört aber immer noch eine Portion Glück dazu, alle Hürden glücklich zu nehmen, um sein Traumziel zu erreichen.
Unsere Anreiseroute per Flugzeug führte von Berlin-Schönefeld nach Moskau. Drei Stunden benötigt eine TU 134 dann noch bis Workuta am Polarkreis. Angeflogen wird Workuta mehrmals am Tag von verschiedenen Städten der Sowjetunion. Eine andere Möglichkeit ist die Anreise mit der Eisenbahn von Moskau. Sicher hat diese Variante einen großen Reiz, durchfährt man doch in zwei Tagen interessante Klimate und kann sich in Ruhe auf den Hohen Norden einstellen. In Workuta muß man umsteigen und mit einem Personenzug nochmals 60 km bis Chal-Merju, einer Bergarbeitersiedlung, fahren. Von hier ging es endlich los, unserem Abenteuer entgegen.
Günstig ist es, alles Organisatorische wie Flugkarten, Platzkarten, Genehmigungen u. ä. bereits zu Hause zu erledigen. In der Sowjetunion können solche Dinge auf Grund des unvorstellbaren Bürokratismus und uns z. T. unverständlichen Bestimmungen Zeit und vor allem Nerven kosten. Aber immer, wenn man glaubt, jetzt geht gar nichts mehr, löst sich auf wunderbare Weise der Gordische Knoten.

Wer gern ohne festen Fahrplan reist, und wir haben diese Freiheit immer bevorzugt, kommt zwangsläufig sehr eng mit der Bevölkerung in Kontakt. Fast ausnahmslos wurde uns dabei echt russische Gastfreundschaft entgegengebracht. Selbstlose Hilfe haben wir oft erlebt, und so das Volk schätzen gelernt.



Oben: Marktszene am Polarkreis

Von Narten, Nenzen und Rentieren

Seit zwei Tagen sind wir in der weiten einsamen Tundra unterwegs, immer den Bergen des polaren Ural entgegen, die wir vom ersten Augenblick unseres Marsches in der Ferne sehen. Ungewohnt ist die Natur für uns Mitteleuropäer. Flach ist das Tundraland, damit ist ein ungehinderter Fernblick möglich. In den flachen Senken langgestreckte abflußlose Seen, Folge des Dauerfrostbodens, der das Wasser nicht versickern läßt.

Der Polygenboden besitzt nur eine spärliche Vegetation, einige Gräser, Rentiermoos, Zwergbirke, hier und da brusthohes Weidengestrüpp. Bäume gibt es nicht, sie können sich in einer Landschaft, über die Winterstürme ungehindert hinwegfegen, wohl auch nicht halten. So etwa muß zur letzten Eiszeit unsere Heimat ausgesehen haben, stelle ich mir im Geist vor.

Als wir die Kura, einen der Hauptflüsse des polaren Ural, erreichen, ist es bereits 22.00 Uhr. Ungemütlich ist es. Tiefhängende graue Regenwolken wälzen sich über die Tundra, durchnässen uns seit Stunden mit feinem, gleichmäßigem Regen. Ein kalter Wind tut sein Übriges. Wie gern hätten wir noch den Fluß gequert. In fünf bis sechs Kilometern Entfernung stehen, indianischen Tipis gleich, drei Nenzenzelte. Heller Rauch kräuselt aus den Rauchabzugsöffnungen, Wärme und heißen Tee versprechend. Die Erzählungen von Wustmann, Amundsen, Nansen, die ich als Kind verschlang, hier sind sie Realität.

Träume gehen bei diesem Anblick in Erfüllung. Der breite Fluß aber will uns heute Abend keine Chance zum Übersetzen geben. Doch der Zufall kommt zu Hilfe. Zuerst glauben wir an einen Irrtum, als in der Ferne eine Stimme zu hören ist. Bald aber taucht in der Senke ein Rentiergespann auf. Sechs Rentiere ziehen zwei Narten hinter sich her, das Ganze gesteuert von einem Nenzen, einem jungen Burschen, dessen aufmunternde Anfeuerungsrufe an die Tiere wir gehört hatten. Wer in der Tundra einen Fremden trifft, den fragt man nach dem Woher und Wohin.

So erfahren wir, daß er in das Lager am anderen Ufer will, und uns mitzunehmen sei kein Problem. Schnell sind unsere Kraxen auf den Narten verstaut und los geht es etwa 20 Minuten immer flußabwärts bis zu einem günstigen Übergang. Aus einem Gebüsch wird ein Schlauchboot geholt und damit zunächst das Gepäck und zwei Mann übergesetzt. Ein hartes Stück Arbeit, sind doch immerhin drei Fahrten gegen die starke Strömung notwendig. Zur letzten Fahrt wird das Schlauchboot hinter die Rentiere neben den ersten Narten gebunden. Ohne sich mit großen Erklärungen aufzuhalten, ein Blick zu uns als Zeichen – jetzt geht es los! – gibt der Nenze mit der Chorei, einer mehrere Meter langen Stange zum Lenken von Rentiergespannen, dem Leittier einen aufmunternden Schlag. Ich muß gestehen, in meiner Naivität glaubte ich, das Gespann geht erst ein Stück ins Wasser, wir steigen gemütlich ins Boot und dann erst geht es richtig los. Weit gefehlt! Die Rens stieben, kaum daß sie mit der Chorei berührt werden, wie von der Tarantel gestochen los, hinein in den Fluß. Während der Nenze schon im Boot hockt, stürzen wir hinterher und springen unter Aufbietung aller Kräfte in das Boot. Eng an eng knieen wir in dem für drei Personen viel zu kleinen Boot, das gefährlich schlingert und dabei voll Wasser schlägt, während unmittelbar vor uns die Rens gegen die Strömung ankämpfend schwimmen.

Am Ufer wird alles wieder verstaut, aus den Stiefeln schnell das Wasser geschüttet und schon geht es weiter. Nach einer Stunde flotten Marsches, wir gehen öfters leichten Trab, erreichen wir das Lager. Neugierig werden wir von den anwesenden Mitgliedern der Gruppe betrachtet, offen oder heimlich, je nach Temperament. Im Lager stehen drei Tschum, leichte transportable Zelte. Sie bestehen aus einem Stangengerüst, das mit Fellen abgedeckt wird. Einige Männer haben Hemdjacken aus Rentierfell mit Kapuze und angenähten Fäustlingen an, eine sogenannte Maliza, Frauen sind in einem Sach, einem Pelzmantel für Frauen, gekleidet. Lustig sehen die Zwei- bis Dreijährigen in diesen Pelzen aus. Einige Kinder beginnen zu weinen, als wir ins Lager kommen, was natürlich allgemeine Heiterkeit verursacht.

Bald sind wir in einem Tschum eingeladen. Drinnen im Halbdunkel sehen wir zunächst nicht viel, werden auf eine Seite dirigiert und können dort auf Rentierfellen Platz nehmen. Wie herrlich, endlich weich und warm zu sitzen und gemütlich die Beine auszustrecken. Langsam erkennen wir genauer unsere Umgebung. An den Seiten stehen Kisten mit Hausrat und allen möglichen Wirtschaftsgeräten. Die Mitte bildet ein Feuer, über dem im Moment unser Teewasser in einer riesigen Kanne kocht. An einem speziellen Rahmen ist ein Tuch mit dem Christenkreuz und darüber drei Ikonen angebracht. Auf unsere Frage bestätigen unsere Gastgeber ihren russisch-orthodoxen Glauben. Sicher aber ist auch heute der Schamanenkult, der Geisterglaube der vorchristlichen Zeit nicht völlig ausgestorben und Elemente des Schamanenglaubens in den christlichen Glauben eingeflossen, wie dies oft bei Naturvölkern zu beobachten ist.

Bei einem ausgiebigen Abendessen, dabei werden Unmengen Tee getrunken, unterhalten wir uns lange mit den Nenzen. Die Verständigung erfolgt in russischer Sprache. Fast alle beherrschen sie mehr oder weniger gut. Eine unbekannte Welt eröffnet sich uns. Die Zeit vergeht wie im Flug. Die Müdigkeit ist verflogen, lange könnten wir noch sitzen, fragen und erzählen. Nach 1.00 Uhr werden unsere Gastgeber unruhig. So bedanken wir uns und sagen Gute Nacht. Draußen wird uns die Unruhe klar. Das Lager wird abgebrochen, die Nenzen wollen mit ihrer Herde weiterziehen. Bei unserer Ankunft war uns das nicht bewußt geworden. Viele Narten sind bereits beladen und verschnürt und in einer bestimmten Ordnung aufgestellt. Ein Narten ist übrigens ein Transportschlitten, der von Rentieren gezogen wird. Auf dem aufgeweichten Boden ist es das seit Jahrhunderten bewährte Transportmittel der Nomaden des Nordens. Fuhrwerke haben hier keine Chance, sie würden sofort im Morast versinken. Einzig Kettenfahrzeuge behaupten sich in neuerer Zeit auf diesem Boden. Ihr Einsatz ist aber problematisch, hinterlassen sie doch in dem äußerst sensiblen Ökosystem der Tundra nur schwer heilende Wunden. Noch nach Jahren sieht man die Kettenspuren in der Landschaft.

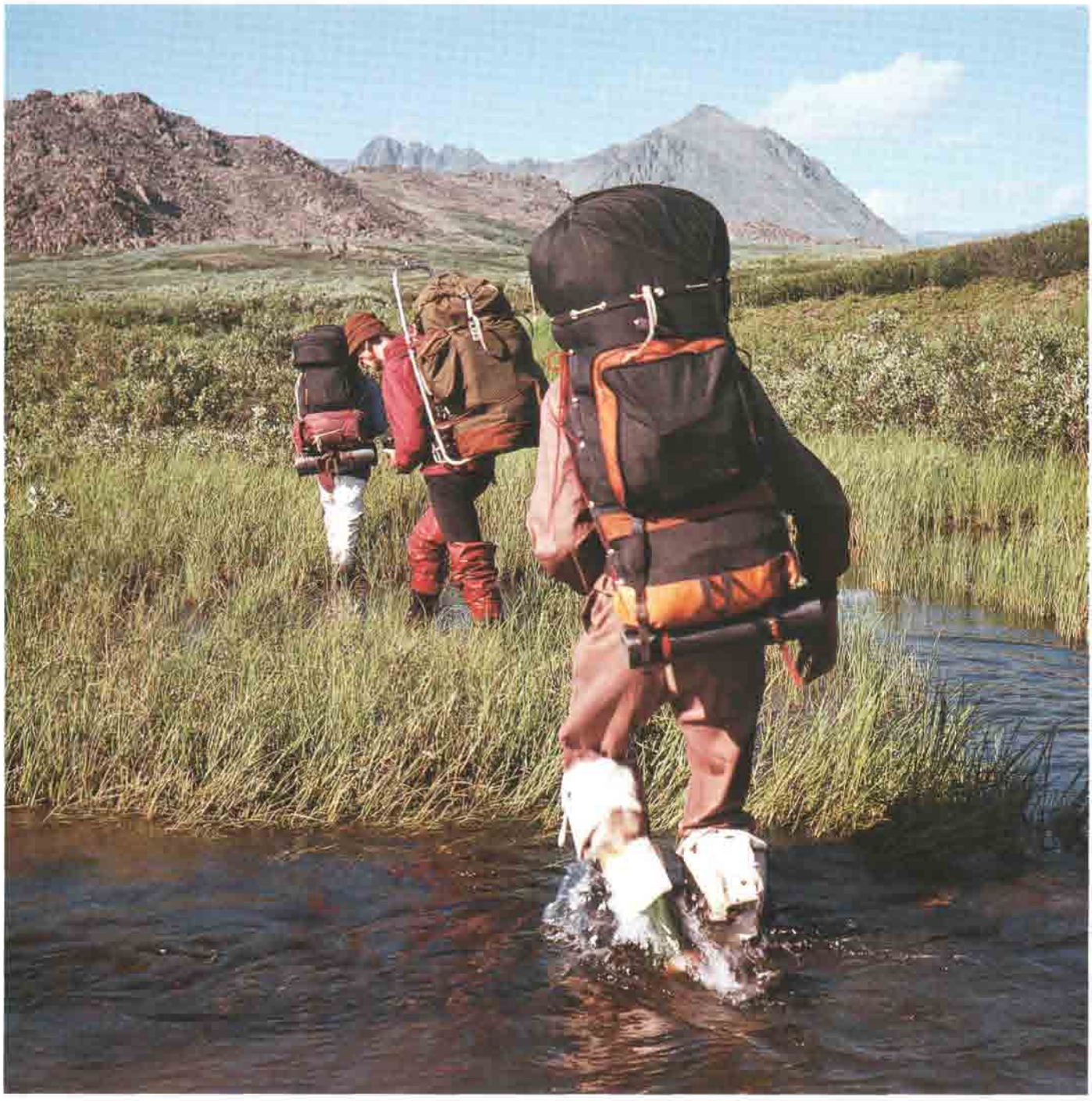
Nahe dem Lager bauen wir unsere Zelte auf. Als wir am späten Vormittag aus unseren Zelten kriechen, sind die Nenzen weitergezogen. Ihren Spuren folgen wir. Am Nachmittag haben wir ihr Lager wieder erreicht. Dort kommen wir gerade zurecht, um zu erleben, wie ein Rentier geschlachtet und sofort roh verzehrt wird. Während Albert dem Lagerältesten beim Häuten des Tieres tatkräftig zur Hand geht, fotographieren wir anderen. Mit dem Schlachten eines Hausschweines und des damit verbundenen Schlachtfestes, wie wir es in unseren Breiten gewöhnt sind, hat der Vorgang nur wenig zu tun. Das Ren wird im Rippenbereich aufgetrennt, die Innereien entnommen. Hier kann sich nun das Blut sammeln. Da hinein werden Herz, Niere, Leber und Rippenstückchen geschnitten. Über das Ganze gibt die Frau des Ältesten eine Handvoll Salz. Als diese Vorbereitungen abgeschlossen sind, versammelt sich die gesamte Sippe, gleich ob Männer, Frauen oder größere Kinder um das Tier. Eine festgelegte Rangordnung ist hier, im Gegensatz zu unserem Besuch am Vorabend im Zelt, nicht feststellbar. Alle sitzen gleichberechtigt um das Tier und langen kräftig zu, nachdem der Älteste sich mit seinem Messer ein Stück Fleisch abgeschnitten hat und mit sichtlichem Genuß zu verspeisen beginnt. Jeder langt nun zu und die Mienen verraten, wie gut es ihnen schmeckt. Dabei haben wir immer Angst, daß sich jemand die Nase abschneidet. Die Nenzen nehmen einen Batzen Fleisch in den Mund und schneiden mit einem scharfen Messer ein Stück mundgerecht, haarscharf unter der Nase, von unten nach oben ab. Für die Nenzen war es selbstverständlich, daß wir uns an dem Essen beteiligen, und ich muß sagen, rohes, noch warmes Rentierfleisch, in Blut getaucht, ist eine Gaumenfreude.
Für die Bewohner des Nordens ist die Aufnahme von rohem Fleisch notwendig, erhalten sie doch so lebenswichtige Minerale und Vitamine, die in dieser kargen Landschaft nur beschränkt zur Verfügung stehen. Nach diesem Erlebnis verabschieden wir uns bald von unseren freundlichen Gastgebern.

Wasserscheide zwischen Europa und Asien

„Alles freiwillig", schnauft Albert hinter mir, während ich wenig freundliche Worte über diesen sogenannten Paß verliere. Fast eben liegt der Übergang zwischen den beiden Flußsystemen vor uns und immer glaube ich, hinter der nächsten Bodenwelle muß die Quelle des Baches sein, den wir seit Stunden aufwärts ziehen. Noch eine Stunde anstrengender Marsch, dann verliert sich unser Bach, jetzt harmlos geworden, in einem weiten Sumpfgelände und wirklich, auf der anderen Seite dieses Moores fließt das Wasser in unsere Marschrichtung. Die Wasserscheide liegt hinter uns.
Der Rucksack läßt sich wieder leichter tragen, obwohl die fast vierzig Kilo nicht weniger drücken als vor wenigen Minuten. Und noch etwas läßt die Anstrengung vergessen: Hier oben haben wir die geographische Grenze zwischen Europa und Asien überschritten, die über den Kamm des Urals verläuft.
Bald findet sich ein günstiger Lagerplatz. Unsere beiden Zelte sind schnell aufgebaut und eingerichtet, während Albert, unser Koch, schon in den Töpfen rührt. Ein offenes Feuer ist heute Abend leider nicht möglich, so daß wir auf unseren Benzinkocher zurückgreifen.
Die Gebiete des polaren Urals jenseits des 67. Breitengrades sind ausgesprochen waldarm, brennbares Material findet sich nur wenig. Abhängig von verschiedenen Bedingungen, wie Boden- und Feuchtigkeitsverhältnisse, Böschungswinkel und Exposition, liegt die Waldgrenze bei 100–200 m ü. d. M. Wälder gibt es nur in den unteren Lagen der Gebirgsränder und in Bodenlagen tief eingeschnittener Täler. Als Brennmaterial haben wir sie nie benutzt, es wäre uns als Frevel vorgekommen. Mancher dieser Bäume hat, obwohl kaum über 10 m hoch und oftmals stark verkrüppelt, bis zu 300 Jahre auf dem Buckel. Keimfähige Samen werden selten gebildet, unter Umständen nur alle 100 Jahre. Diese werden zum größten Teil an Stellen verweht, wo keine oder schlechte Keimmöglichkeiten vorherrschen. Nur, wenn zwei Jahre hintereinander günstige Temperaturverhältnisse herrschen, haben die Sämlinge die Möglichkeit aufzuwachsen. Das Wachstum ist überaus langsam, oft nicht einmal 1 bis 2 cm im Jahr. Das Fällen der Bäume wirkt sich bei solch schwierigen Entwicklungsbedingungen ökologisch katastrophal aus. Unser Brennmaterial ist meist Zweigbirke und, wenn vorhanden, Weidengestrüpp, die immerhin bis in Höhen von 400 m ü. d. M. zu finden sind.
Wer nichts mehr zu tun, auch seine Fotographierwut befriedigt hat, sitzt an der „Küche" und wartet darauf, endlich den Löffel in die verführerisch duftende Suppe tauchen zu können. Vorläufig schlägt man, außer der Zeit, Dutzende der uns umschwirrenden Mücken tot. Es gibt für diese Plagegeister keinen treffenderen Ausdruck als den der „Geißel des Nordens". Nur mit Mückenöl, Moskitonetz und Nylonkleidung erwehrten wir uns einigermaßen dieser Quälgeister. Wir haben es längst aufgegeben, die in das Essen fliegenden Mücken herauszulesen. Ich zähle nach 10 Minuten ca. 100 im Suppentopf. Eine halbe Stunde kocht das Essen, nochmal 10 Minuten essen wir. Man kann sich ausrechnen, wie viele Mücken unser Mahl bereichern. Sicher ist diese Überlegung nicht für zarte Gemüter.

Am großen Hechtsee

Entlang des Pyrjach-Tonja, der erstaunlich schnell an Kraft gewinnt, vorbei an Felsklippen und Schwemmkegeln von imposanter Größe, marschieren wir am nächsten Tag weiter zum großen Hechtsee. Mit 13 km Länge, ca. 1 km Breite und einer Tiefe von beachtlichen 136 m ist er der größte See im polaren Ural. Im Gegensatz zu den meisten anderen Seen, die ihr Dasein der Vergletscherung der letzten Eiszeit verdanken, ist der Große Hechtsee das Ergebnis tektonischer Vorgänge. Das erklärt die relativ große Tiefe im Verhältnis zu anderen Seen, deren Tiefe kaum über 20 m reicht.
Ein Traum von Landschaft, vergleichbar mit den Fjorden Norwegens, bietet sich unseren Augen. Aus dem Azurblau des Sees steigen über eintausend Meter die Uralgipfel in den Himmel. Die Luft ist so klar, daß man am Ende des Sees die Gebäude der



dortigen geologischen Station sieht. Verzaubert genießen wir dieses Stück Natur.

Nach Stunden entschließen wir uns zum Weitermarsch. Meist im Wasser über große Blöcke balancierend, geht es am Steilufer des Sees entlang. Eine furchtbare Plackerei mit den schweren Rucksäcken. Immer wieder rutscht man auf den schmierigen Steinen aus. Stunde um Stunde vergeht mit nervtötendem eintönigem Laufen. Stumpfsinnig schaut jeder vor sich hin und versucht, möglichst kraftschonend vorwärts zu kommen.

Die Sonne brennt erbarmungslos, über 40° C machen mürbe. Bei jeder Bewegung schmerzt mein Rücken, ich weiß nicht mehr in welche Stellung ich den Rucksack noch bringen soll. Füße und Knie sind wie Gummi und schmerzen. Hin und wieder fülle ich meinen Hut mit Wasser und stülpe ihn über den Kopf. Erfrischend rinnt es über Gesicht, Hals und Körper. Bei mir ist heute die Luft raus; leise fluche ich über Wickel, der mit seinen ellenlangen Beinen scheinbar mühelos weit vor uns herstiefelt. Ich ertappe mich bei dem Gedanken, sein Rucksackgewicht heimlich zu prüfen.

Immer wieder reißen wir uns hoch, beißen die Zähne zusammen. Wir wollen unbedingt das Ende des Sees heute noch erreichen. Da es nachts nicht dunkel wird, können wir zeitlich unbegrenzt laufen. Doch beim Überspringen algenbewachsener Steinblöcke stürzt Bruno unglücklich. Neben diversen Schrammen ist seine linke Augenbraue aufgeschlagen und blutet stark. An einen Weitermarsch ist nicht zu denken. Ein Lagerplatz ist

Seite 192:
Das Gehen
im unwegsamen
Sumpfgelände
kostet
viel Kraft

schnell gefunden. Hier ist trockenes Schwemmholz für ein Feuer in Menge vorhanden. Bald lodert ein Lagerfeuer, und es wird einem wieder wohl, auch wenn der Rauch in den Augen beißt. Vergessen ist die Mühsal des Tages. Still genießen wir die Mitternachtsstimmung der Polarzone. Taghell ist es jetzt um Mitternacht. Gegen 23.00 Uhr verglüht das letzte Rot der untergehenden Sonne an den Bergkuppen, gegen 1.00 Uhr früh schiebt sich die Sonnenscheibe schon wieder über den Horizont. Nur wenige Mücken umsummen uns, das Plätschern eines Fisches, hin und wieder das ferne Dröhnen der Düsenmaschinen sind die einzigen Geräusche. Jeder ist in sich gekehrt, hängt seinen Gedanken nach, überwältigt von der Stimmung dieser Polarnacht. „Wo kommen wir über den Fluß", ruft Albert dem Mann am gegenüberliegenden Ufer zu. Der dirigiert uns, wortkarg und mit wenigen Gesten flußabwärts zu einer Furt, wenige Dutzend Meter unterhalb des Ausflusses des Hechtsees.
Offensichtlich queren hier aber nur Kettenfahrzeuge. Die schaffen die Durchquerung mühelos. Für uns ist es ein Problem. Eiskalt ist das Wasser, 7 ° C messe ich später, das uns fast bis zur Hüfte reicht und mit seiner starken Strömung umzureißen droht. Uns gegenseitig stützend und nur mit Mühe der Strömung standhaltend gelangen wir glücklich ans andere Ufer. Wir atmen auf. Hier erwartet uns ein nicht eben kleiner Schäferhund. Gegenseitiges Mißtrauen ist bald abgebaut, und mit Hingabe beschnuppert er unsere Rucksäcke, hat bald mit seiner Nase in deren Tiefen unsere Würste geortet. Für alle Fälle hebt er sein Bein und markiert die Kraxen als sein Revier.
In der Zwischenzeit sind wir mit dem, wie sich bald herausstellt, Chef des Geologenbasislagers, das hier am See-Ende steht und das wir bereits seit eineinhalb Tagen sehen, ins Gespräch gekommen. Während unsere nassen Sachen im Freien trocknen, sitzen wir im Gemeinschaftsraum und erzählen bei Tee, getrocknetem Brot und frischem Lachs. Das zartrosa Fleisch des Fisches, leicht gesalzen und roh verzehrt, schmeckt fabelhaft. Wir langen kräftig zu, lassen es uns schmecken. Wer in der Einsamkeit lebt, ist für Besuche dankbar, ist es doch eine der seltenen Abwechslungen im täglichen Allerlei. Wir müssen ausgiebig berichten von unserem Woher und Wohin. Er wiederum erzählt von seinem Leben. Seit 30 Jahren ist er im Norden, hat in den Kohleminen Workutas gearbeitet und betreut seit 10 Jahren diese Station, die sommers wie winters arbeitet. Man sieht ihm die Härte des Lebens hier oben jenseits des Polarkreises an. Wind und Wetter haben seine Haut gegerbt, im Gesicht tiefe Furchen eingegraben. Die Finger sind nur noch Stummel. Man merkt ihm dieses Handicap kaum an, wenn er am Ofen mit Geschirr und Töpfen hantiert. Er verliert kein Wort darüber, wir fragen nicht danach. Möglich ein Arbeitsunfall in der Mine oder, wahrscheinlicher, erfrorene Finger. Erst am Abend setzen wir unseren Weg, herzlich verabschiedet und mit guten Tips versehen, fort.
Bis Mitternacht sind wir noch unterwegs in einer begeisternden Bergwelt. Die Sonne steht um 22.30 Uhr noch immer über dem Horizont, beleuchtet mit einem faszinierenden Farbenspiel Berge und Gletscher. Unter uns fällt das Tal der Tschutscha steil nach Osten ab. Der Fluß verliert sich im Dunst der Ferne, dort wo sich die endlose sibirische Tiefebene dehnt. Bilder, die sich uns ins Gedächtnis prägen. An ein Essen im Freien ist heute nicht zu denken. Wie verrückt umschwirren uns tausende Mücken, die uns ins Zelt treiben. Draußen geben diese Plagegeister keine Ruhe. In Massen fliegen sie auf das Zelt, man glaubt, es regnet. Der hohe sirrende Ton ist lauter und bissiger als sonst, gleichsam drohend. Im Zelt haben wir endlich Ruhe und fühlen uns geborgen. Nach dem langen, anstrengenden Tag schlafen wir bald ein.

Nomaden zwischen zwei Welten

Seit Stunden quälen wir uns unter einer erbarmungslos brennenden Sonne durch die flimmernde Hitze des polaren Ural. Ströme von Schweiß rinnen den Körper hinab, brennen in den Augen und schmecken salzig auf den Lippen. Nirgendwo ein Baum, um sich im Schatten ein wenig zu erholen und Kraft zu schöpfen. In den Stiefeln steht förmlich das Wasser, die Hosenbeine bis hinauf zum Oberschenkel sind vom Schwitzen völlig durchweicht. Nie hätte ich hier solche Hitze erwartet.
Völlig überraschend tauchen in einiger Entfernung mehrere Kinder auf. Unsere Stimmung steigt sofort. In der Nähe muß ein Nomadenlager sein. Das erklärt auch das Zusammentreffen mit einigen Rentieren vor einer Stunde. Wir hatten sie für wilde Rens gehalten. Bald tauchen fünf Tschums vor uns auf. Von den Kindern sind wir natürlich angekündigt. Als wir im Lager eintreffen, müssen wir viele Hände schütteln. Wir erfahren schnell, daß es sich hier um Chanten handelt, ein weiteres Nomadenvolk. Wir werden ins Lager eingeladen, dürfen alles besichtigen und fotographieren, erleben, wie ein neuer Narten gebaut, Zelte demontiert werden, können uns im Lassowerfen versuchen, probieren die urtümlichen Handbohrmaschinen aus usw. Bei ausgiebigem Essen und Trinken erfahren wir viel über das Leben dieser Rentiernomaden. Besonders stolz sind die Chanten, daß sie ganzjährig im Tschum leben, also keine festen Unterkünfte haben, im Gegensatz z. B. zu den Nenzen, die wir trafen. Ziehen sie im Sommer zu den Weidegründen im Ural, so sind sie im Winter in der Obebene, wo die Taigawälder Schutz vor den unerbittlichen Schneestürmen bieten.
Die gesellschaftliche Organisation der Hirten ist heute kein Familienverband mehr, eine sogenannte partilineare Großfamilie, wie das in früherer Zeit üblich war. Die Herden sind heute im Besitz von Kollektivwirtschaften. Unsere Gastgeber begleiten sie mit fünf Familien. Die Kinder sind nur während der Ferien bei ihren Eltern, die übrige Zeit des Jahres aber in den Schulinternaten untergebracht. Die Rentierherde umfaßte über eintausend Tiere, mit denen die Hirten sich auf ständiger Wanderschaft in einem bestimmten Gebiet befinden. Wie lange man an einem Ort verbleibt, hängt vom momentanen Futterangebot ab.
Noch heute bestimmt das Ren die gesamte Lebensweise, wenn auch nicht mehr so ausschließlich wie in der Vergangenheit. Es liefert den größten Teil der Nahrung und ist die Grundlage für Kleidung, Schlafsäcke, Schuhe, Schmuck und andere Gebrauchsgegenstände. Knochen, Geweihe und Sehnen werden zu vielerlei Dingen verarbeitet. Und als Zugtier der Lastschlitten

ist das Ren unentbehrlich. Ergänzend zur Dominanz des Rens gibt es in geringem Umfang die Jagd und den Fischfang sowie das Sammeln von Wildfrüchten. Am reich gedeckten Tisch, an den wir bald eingeladen werden, finden wir neben dem traditionellen Rentierfleisch auch uns sehr bekanntes wie getrocknetes Brot, eine Art Gebäck, Marmelade, Büchsenfisch, Zucker, Büchsenmilch, Butter u. a. Das Kofferradio ist ebenso vorhanden wie stabile Textilkleidung und Gummistiefel, selbst ein Fahrrad sah ich.

Der Kontakt zur Außenwelt erfolgt in diesen riesigen Weiten mit dem Hubschrauber. Nötige medizinische, veterinärmedizinische Betreuung und Transporte aller Art wird auf diese Weise bewerkstelligt. Auch die Kinder werden mit dem Hubschrauber zur Schule geflogen. Durch diesen Kontakt mit einer anderen, weniger strapazierenden Welt gibt es bei den Nomaden Nachwuchsprobleme. Wenige der Jugendlichen wollen zurück zum entbehrungsreichen Nomadenleben. Es dürfte selten sein, daß Fremde, so wie wir es kennenlernten, ein Russe, in eine Nomadenfamilie einheiratet, zum Rentierhirten wird und ein zufriedenes Leben führt. Sicher geht auch hier im hohen Norden der Sowjetunion das klassische Wandernomadentum langsam zu Ende. Immer mehr wird man seßhaft werden und zu anderen Formen der Weidewirtschaft übergehen. Im Winter werden die Menschen in festen Gebäuden wohnen, so wie die Nenzen, die wir trafen. Mit Bedauern scheiden wir von unseren freundlichen Gastgebern. Ihr Angebot, einige Zeit mit ihnen zu ziehen, können wir nicht annehmen, uns treibt die knappe Zeit eines viel zu kurzen Urlaubs vorwärts.

Zwangsaufenthalt am Jugan-Lor. Für die uns umgebende Landschaft mit dem Jugan-Lor-See, der eingebettet in einer wilden Felslandschaft vor uns liegt, haben wir kein Auge. In sehr kurzen Abständen verschwindet mal der eine, mal der andere hinter dem Gebäude der verlassenen meteorologischen Station, wo wir unser Lager aufgeschlagen haben. Einen Tag lang beutelt uns ein böser Durchfall, bis wir einigermaßen wieder Ruhe haben. Zusätzlich quält mich eine handtellergroße Blase am Fußballen. So hat die Pause wenigstens für mich etwas Gutes und ich kann meinen Fuß pflegen, war doch der gestrige Marsch eine Qual für mich. Lange Pausen können wir uns aber nicht leisten. Unerbittlich neigt sich unser Urlaub dem Ende zu. So verzichten wir auch auf einen Aufstieg zum Jugan-Gletscher, den größten im polaren Ural. Wie alle anderen Gletscher liegt er weit unter der klimatischen Schneegrenze, genährt vom angewehten Schnee der Winterstürme.

Noch etwas schwach auf den Beinen marschieren wir abends, nachdem die größte Tageshitze vorüber ist, weiter. Wieder geht es durch reißende Flüsse, durch Bäche, wir quälen uns durch Sümpfe, versinken bis zu den Knien im Morast. Der Kraftverschleiß bei solchen Wegstrecken ist enorm. Dazu Mücken, nasse Stiefel, nasse Kleidung. In diesem Gelände treffen wir auf eine seltene Naturerscheinung der Zwergstrauchtundra, auf sogenannte Palsen. Es handelt sich dabei um aufgewölbte Torfhügel mit der beachtlichen Höhe von ca. 5 m. Um solche Hügel aufzutürmen, ist Bodeneis, also Dauerfrostboden nötig, sie sind also an bestimmte Umgebungsbedingungen gebunden.

Mit dem Floß zurück

Noch zwei lange Tagesmärsche, dann erreichen wir die Ussa, den Fluß, auf dem wir mit einem Floß aus dem Gebirge flößen wollen. Ein für unser Vorhaben günstiger Platz ist nach einigem Suchen gefunden. Unser Floß haben wir im Rucksack mitgeschleppt, zwei Schwimmkörper, Gummischläuche, 4 m lang, mit einem Durchmesser von 60 cm. Diese Schläuche werden mit einem Holzgestell verbunden. Das Holz ist in der Nähe unseres Lagers reichlich vorhanden. Wir schlagen einige Stangen, die für unsere Zwecke geeignet sind, bemühen uns dabei, den hier vorhandenen lockeren Wald nicht zu schädigen. Nach einem Tag steht unser Floß. Man muß sich darunter einen Katamaran vorstellen. Unsere Kraxen sind schnell befestigt und bald treiben wir in der Strömung dahin. Unsere Hoffnung, nach den Anstrengungen der letzten Wochen einige Tage bequem den Raum zu überbrücken, bläst das Wetter davon. Drei Tage paddeln wir flußab gegen kalte Regenböen an. Nur selten gewährt uns das Wetter Ruhe, geht es gut vorwärts. Dann haben wir Muse, die Rauhfußbussardpärchen zu beobachten, die in kurzen Abständen in den Uferfelsen nisten. Ihre Horste, meist mit 2–4 Jungen besetzt, sind gut zu erkennen. Kommen wir einem Horst zu nahe, werden die Alten unruhig, fliegen Scheinangriffe über unsere Köpfe hinweg, ihre angstvollen Rufe hört man weit über die Tundra.

Hin und wieder treibt uns eine starke Strömung über Steilstufen. Einmal rauschen wir im Wildwasser durch ein Felsentor. Da kann der Wind blasen wie er will, rasend schnell geht es dann vorwärts. Nach solchen Freuden ist es schwer, wieder zum Paddel greifen zu müssen, sich damit gegen die Böen stemmend. Geht es gar nicht mehr vorwärts, trotz aller Mühen, treideln wir das Floß am Ufer entlang. Es ist keine Methode, gut und schnell vorwärts zu kommen, hat aber den Vorteil, nicht frieren zu müssen.

Am dritten Tag treffen wir völlig überraschend auf einen fast fertiggestellten Staudamm, der in keiner uns zugänglichen Karte verzeichnet ist. Von hier kann uns am nächsten Morgen ein Bus nach Workuta bringen.

Den letzten Abend genießen wir noch einmal am Lagerfeuer. Unsere Zelte stehen auf den Uferfelsen der Ussa. Von hier geht unser Blick über die weiten Flächen der Tundra hin zu den Bergen des Urals.

Ich kann mich nicht losreißen von diesem Bild. Während die Freunde bereits im Zelt schnarchen, durchstreife ich noch einmal die Tundra, fühle ihren weichen moorigen Boden unter den Füßen, atme den kalten Nordwind in vollen Zügen. Noch einmal sehe ich den Sonnenball über die Berge steigen, die Uralkette und die Tundra in ein kaltes Licht tauchen.

Lange stehe ich, schaue gefesselt diesem Naturschauspiel zu. Er fällt mir schwer, der Abschied vom Polarkreis, der mir in wenigen Tagen so viel gegeben hat.

Während ich langsam ins Zelt krieche, habe ich die Gewißheit – ich komme wieder.

Die richtige Spur halten

Naturschutz im Spannungsfeld unserer Zeit

Fritz März

Naturschutz ist ein altes Anliegen des Alpenvereins, wohlgemerkt aktiver, praktischer Naturschutz. Schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts finden wir in den Annalen entsprechende Aktivitäten vermerkt. So z.B. 1884 einen respektablen Guldenbetrag für Aufforstungen im Vinschgau.
Im Grunde genommen handelte es sich damals schon um Maßnahmen und Bestrebungen, die heute noch brandaktuell sind, um praktischen Naturschutz. Genau zu Beginn des Jahrhunderts, im Jahre 1900, erfolgte denn auch konsequenterweise als Instrument für den Naturschutz, um die Bestrebungen in dem immer höchst föderativen Alpenverein besser bündeln zu können, die Gründung des Vereins zum Schutz der Bergwelt, wie er sich heute nennt.
Ich habe aber heute nicht die Absicht, über die Geschichte des Naturschutzes im Alpenverein zu schreiben, so reizvoll das Thema an sich wäre. Der Alpenverein ist ein Bergsteigerverein. Es ist kein Wunder, daß sich ein Bergsteigerverein von Anfang an mit dem Naturschutz beschäftigt hat. Wer sich ständig draußen in der Bergwelt mitten in der Natur befindet, die Natur mit Füßen und Händen, ja mit allen Sinnen erfühlt, sie sich Schritt für Schritt, Meter für Meter, oft Zentimeter für Zentimeter erobert, besser gesagt sogar, erwirbt, im Goetheschen Sinne erwirbt – „Erwirb es, um es zu besitzen" – der muß sich zwangsläufig mit Naturschutzproblemen befassen, der muß sich einfach engagieren für die Natur, wenn sie bedroht ist, er muß zu ihrem Schützer werden. Der Alpenverein kann mit Fug und Recht als einer der ältesten, wenn nicht gar als der älteste Naturschutzverein betrachtet werden.
Wenn heute Naturschutz, Umweltschutz zumindest in aller Munde ist, so hat das über 100 Jahre alte Engagement des Alpenvereins sicher auch daran mitgewirkt. Und wenn heute das Wort Umweltschutz allgemein gebraucht wird und Naturschutz nur ein Teil davon sein soll, so muß uns das keineswegs zu einer Umfirmierung zwingen.

„Zwei-Kulturen-Gesellschaft"

In der Wochenzeitung „Die Zeit" (vom 14. 02. 1988) hat der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler Joseph Huber in einem blitzgescheiten Aufsatz mit dem Titel „Mondraketen gegen Mütterzentren" das Problem der „Zwei-Kulturen-Gesellschaft" aufgezeigt. Natürlich vereinfacht so ein Modell, aber es zeigt eine Trennungslinie im Spannungsfeld unserer Zeit auf. Auf der einen Seite, meint Huber, befänden sich beispielsweise Ingenieure, Chemiker, Manager, Finanz- und Kaufleute, zur anderen Seite gehörten Lehrer und sonstige Erzieher, Seelsorger, Soziologen, vielfach auch Angehörige der sogenannten Kulturberufe. Die Antipoden seien die Ingenieure einerseits und die Sozialarbeiter andererseits, deren Weltbilder einander diametral entgegengesetzt seien. Die einen seien technikzentriert, ihre Haltung expertokratisch, karriere- und statusbewußt, heute auch ökologisch sensibilisiert, aber mehr utilitaristisch als naturfromm. Man schlachtet eben die Kuh nicht, von deren Milch man lebt, man will lediglich das System verbessern.
Auf der Seite der sozialen Berufe, wenn man das so vereinfachen darf, gäbe man sich betont technikkritisch, ich meine manchmal technikfeindlich. Produktivität sei nicht mehr gefragt, die Frage, wer das bezahlen soll, nicht interessant. Die einen seien exponiert, der Marktkonkurrenz ausgesetzt, die anderen befänden sich im geschützten Sektor, wo Planstellenwirtschaft herrsche. Jede der beiden Kulturen lebe in ihrer Teilwelt, die fehlenden Erfahrungen vom Rest der Welt würden durch vage Eindrücke und Vorurteile ersetzt. Doch im Grunde handelten Markt-Modernisten und Sozialstaats-Solidaristen wie siamesische Zwillinge, die wissen, daß sie einander brauchen.
Das mag alles vereinfachend sein, doch meine ich, dieses Axiom bestätigt sich ganz auffällig auf dem Gebiet des heutigen Natur- und Umweltschutzes. Da scheinen sich oft genug nicht nur zwei Kulturen, sondern sogar zwei Welten gegenüberzustehen. Das verspüren wir im eigenen Bereich, das merken wir auch innerhalb des Alpenvereins. Und doch ist das Zusammenwirken beider Kulturen für die Zukunft unserer Zivilisation, für unser Weiterleben unabdingbar! Die Probleme des Umweltschutzes können nur mit den Möglichkeiten der modernen Technik und mit Hilfe einer starken Wirtschaft gelöst werden. Wir im Alpenverein beschäftigen uns mit dem Alpenraum, und genau dort haben wir ein Paradebeispiel, nämlich das Problem des Transitverkehrs durch die Alpen. Seit der Römerzeit, ja eigentlich schon seit früherer Zeit sind die Alpen das größte Verkehrshindernis Europas. Doch war dieses Verkehrshindernis immer schon eine Existenzgrundlage der Bevölkerung in den vom

„Sind die Eisenbahnen in ihrer heutigen Form meist noch Gebilde des 19. Jahrhunderts, so mögen Autobahnen Ausdruck des 20. sein. Gefragt aber ist die Technik des 21. Jahrhunderts..." (Unten: Inntal-Autobahn)

Transitverkehr berührten Tälern: denn dieser Verkehr brachte Verdienstmöglichkeiten für Wirte, Hufschmiede und viele andere. Seit dem Bau der Eisenbahn und erst recht seit dem Aufkommen des modernen Straßenverkehrs hat sich das geändert. Der Verkehr von der einen Alpenseite zu der anderen hat heute einen Umfang angenommen, der sich zur unerträglichen Belastung der Anwohner entwickelte, ganz abgesehen von den Immissionen, die die Wälder, ja mittlerweile streckenweise schon die ganze Flora schädigen. Hinzu kommt die Belastung des Ziel- und Quellverkehrs im Alpenraum selbst.

Ohne Technik keine Problemlösungen

Der Alpentransitverkehr spielt sich teilweise heute noch auf Straßen aus der Postkutschenzeit ab. Die europäische Einigung des Jahres 1993 wird eine Zunahme der Belastung bringen. Da werden alle gutgemeinten Vorschläge und Rezepte zur Verminderung des Alpentransits nicht helfen. Helfen kann nur moderne Technik. Sind die Eisenbahnen in ihrer heutigen Form meist noch Gebilde des 19. Jahrhunderts, so mögen Autobahnen Ausdruck des 20. sein. Gefragt aber ist die Technik des 21. Jahrhunderts. Der Kanaltunnel zwischen Dover und Calais mag ein Lehrlingsstück sein und hoffentlich bald auch der Brennertunnel. Doch damit ist es nicht genug! Der europäische Wirtschaftsraum braucht für sein größtes Verkehrshindernis eine Lösung, die technisch und wirtschaftlich auf dem höchsten Stand ist. Güter und Menschen, die auf die andere Seite der Alpen sollen und wollen, müssen diese schnell, ohne Beeinträchtigung der Alpenbevölkerung und unter Schonung der Alpennatur erreichen. Das bedeutet riesige Tunnels für den modernen Schienenverkehr. Denn die Fachleute sind sich einig, daß dafür nur die Schiene in Frage kommt. Vielleicht auch noch für bestimmte Güter die Pipeline. Mit kleinen Lösungen wird nichts erreicht. Der Brenner muß sehr bald unterfahren werden, doch dann wird das enge Eisacktal den Verkehr nicht mehr aufnehmen können, und im Unterinntal ist das Grollen in der Bevölkerung nicht mehr zu überhören. Die Schweizerische Bundesbahn hat mit ihrem NEAT-Projekt eine zukunftweisende Strategie vorgestellt. Die Ideen sind also bereits da.

Es versteht sich von selbst, daß derartige Vorhaben nur von einer starken, sagen wir es ruhig, kapitalistischen Wirtschaft getragen werden können. Das beste Beispiel erleben wir im Augenblick selbst mit: Die völlig desolate Planwirtschaft des Ostens war nie und nimmermehr imstande, die einfachsten Notwendigkeiten des Umweltschutzes zu lösen. Das Geld, das hier investiert werden muß, muß auch verdient werden. Da helfen auch gut gemeinte, offenbar von der Sozialseite kommende, aber wirtschaftlich falsche Vorschläge etwa einer marktnahen Produktion nichts. Die heutige Wirtschaft benötigt einen immer stärker werdenden, leistungsfähigen Verkehr und damit auch Transitverkehr durch die Alpen, und sie ist in der Lage, diesen umweltverträglich zu schaffen. Doch nur dann, wenn der „Schlot raucht", – gereinigt, entgiftet, versteht sich!

Foto: ÖFVW

Auch das Waldsterben im Alpenraum, dem gegenüber immer noch kein Entwarnungssignal gegeben werden kann, mag als Beispiel dienen, daß nur leistungsfähige, starke Technik im Verein mit einer entsprechenden Wirtschaft imstande ist, die mit dem Waldsterben zusammenhängenden Probleme zu lösen. Eine Technik, eine Wirtschaft, die sich der ökologischen Probleme bewußt ist, die bereit ist, diese zu lösen. Die Katalysatortechnik ist dazu ein Beispiel. Ein anderes wäre die Entwicklung geeigneter Recycling-Verfahren zur Lösung der ungeheuren Probleme mit unversorgten Abfallmaterialien.

Diskrepanz auch beim Naturschutz

Diesen oben geschilderten Dualismus, diese Diskrepanz erleben wir also auch auf dem Gebiet des Naturschutzes. Wir Bergsteiger jeglicher Spielform gehören zu den Naturnützern, wie die Bauern, die Jäger, wie die, die andere Natursportarten be-

treiben. Mag der Alpenverein auch zu den ältesten Naturschutzvereinen gehören, vielleicht sogar der älteste Naturschutzverein sein, die Politik des Natur- und Umweltschutzes wird heute von anderen gemacht, die Forderungen, was zu tun und was zu unterlassen ist, werden von anderen aufgestellt und vertreten – recht lautstark manchmal.
Daß diese Politik allzu häufig von Leuten gemacht wird, denen man zwar zugute halten muß, daß sie die Natur schützen wollen, die dennoch von ihr, zumindest von der Alpennatur, nicht viel oder manchmal sogar nichts verstehen, merkt man am Inhalt von Schlagworten wie „drei solche Winter, wie wir sie jetzt erlebt haben, tun den Alpen gut" oder an Behauptungen, daß die Skifahrer, wohlgemerkt Tourenskifahrer, die Alpen ruinieren, ganze Wälder abrasieren, die Bergsteiger einfach alles niedertrampeln, Mountainbiker den Rest über den Haufen fahren, und daß, was dann noch übrig bleibt, von den Schatten der Gleitschirmflieger zu Tode erschreckt wird. Durch das Verbreiten solcher Parolen, durch fortwährende Beeinflussung der Menschen über die Medien wird damit eine Verunsicherung, die letzten Endes gewollt ist, in einem nicht vertretbaren Maß erreicht. „Ja dürfen wir noch skifahren?" wird dann selbst im Alpenverein gefragt. Schulklassen, neuerdings auch Pfadfinder, werden dazu gebracht, auf Skifreizeiten zu verzichten, „um die Natur zu schonen". Es ist schon vorgekommen, sich anstelle der Skifreizeit einen Lichtbildervortrag halten zu lassen. Kletterer in den deutschen Mittelgebirgen werden reihenweise aus ihrem Paradies vertrieben. Mit dem Erlaß einer Verordnung über ein Naturschutzgebiet ist häufig von vornherein ein beinahe totales Betretungsverbot verbunden – was aber nicht verhindert, daß dort trotzdem überbreite Forststraßen gebaut werden können! Eine Banalität, gewiß. Doch von der höheren Sinnhaftigkeit derartigen Widersinns gläubig erfüllt zu sein, wird Ausübenden von Natursportarten immer häufiger und bedenkenloser zugemutet. Ich halte es darum für angebracht, einige solcher Banalitäten aufzuzeigen.

Sinn und Widersinn

Da gibt es zum Beispiel im nordalpinen Raum einen Oberforstdirektor, der sinngemäß nicht nur einmal gesagt, sondern sogar schriftlich fixiert hat, daß Bremsspuren von Mountainbikes – auf Forststraßen wohlbemerkt – viel schlimmer seien als solche von Traktoren und anderen Motorfahrzeugen. Und entsprechend schwere Erosionen seien deshalb der Radler wegen auch zu befürchten – auf Forststraßen wohlbemerkt! Daß in derselben Gebirgsgruppe Radler mit einer höheren Strafe zu rechnen haben, wenn sie auf gesperrten Forststraßen erwischt werden, als beim Querfeldeinradeln, ist zwar bemerkenswert konsequent. Doch welcher Software von Logik muß folgen, wer das nachvollziehen soll?
Daß im amtlichen Naturschutz die eine Hand (sprich: die Verbote verhängende Behörde in einem Bundesland) nicht weiß, was die andere tut, dafür mag es plausible Gründe geben. Der Interessenshorizont der Kletterer jedoch reicht weiter, sie klettern grenzüberschreitend. Was aber sollen sie halten davon, wenn behördlicherseits in Gebieten des Frankenjura bedingte Kletterlaubnis davon abhängig gemacht wird, daß die Routen mit Bohrhaken „saniert", daß vor allem gebohrte Abseilhaken gesetzt werden, während auf der Schwäbischen Alb als Begründung für Sperrungen herhalten muß, daß die Felsen zur Absicherung mit Haken angebohrt werden (was immerhin verhindert, daß unkontrolliert Normalhaken in Felsritzen gedroschen werden, wo sie tatsächlich Mikrobiotope beeinträchtigen, vor allem aber auch Sprengwirkung entwickeln könnten).
Schließlich ein drittes der schlechten Beispiele: Jedem Gleitschirm- und Drachenflieger ist klar, daß er nicht in zu geringer Höhe über Wildeinstände hinwegsegeln soll. Das könnte das Wild erschrecken, doch abgesehen davon auch der eigenen Sicherheit wenig förderlich sein. Aber auch wenn sie in großer Höhe schweben, dann erschrecken die Schatten der Schirme und Drachen das Wild, so lautete jedenfalls ein Argument zur Bekräftigung von Startverboten. Jeder wirklich naturverbundene und einigermaßen genauer Beobachtung fähige Mensch weiß allerdings, daß auch Wolken Schatten werfen, und zwar unterschiedlich dichte, große, schnell oder langsam ziehende. Wild, das von Wolkenschatten zwar nicht, wohl aber von Gleitschirmschatten erschreckt wird, müßte dazu also erstmal ein nach menschlichem Ermessen unvorstellbares Unterscheidungsvermögen entwickelt haben – und dies zu seinem Nachteil im Überlebenskampf! Spitzfindig? Immerhin ist unterdessen auch von Naturschutzseite bestätigt worden, daß jahrelange Beobachtung selbst an so stark beflogenen Bergen wie dem Unterberghorn bei Kössen keine Beeinträchtigung des Wilds (vornehmlich des Auerwilds) durch den Flugbetrieb habe erkennen lassen. Als Argument gegen Schirmgleiter und Drachenflieger war die behauptete Beeinträchtigung aber gut genug bislang. Das spricht zumindest für einen ziemlich schludrigen Umgang mit Argumenten, wenn's nur darum geht, Verbote oder Beschränkungen irgendwelcher Natursportarten zu „begründen".
Damit da kein falscher Eindruck entsteht: Wir behaupten keineswegs, daß der Mensch, der in der freien Natur Sport treibt, Erholung sucht, daß dieser Mensch keine Spuren in der Natur hinterlasse, keine Schäden anrichte. Wir dürfen das gewiß nicht bagatellisieren. Doch der Mensch kann den allergrößten Teil dieser Schäden verhindern, vorausgesetzt, er benimmt sich in der Natur richtig, übt seinen Sport oder was immer er auch dort tut rücksichtsvoll aus. Der Skifahrer, der sein Können dadurch zu beweisen sucht, daß er durch eine Schonung fährt, der Bergsteiger, der in erosionsgefährdetem Gelände querfeldein zu Tale jagt, obwohl ein Weg vorhanden ist, der Kletterer, der bis drei Minuten unter die Wand fahren will und seinen Wagen dann in einer Wiese parkt, schadet der Natur. Darüber hinaus schadet er sich letzten Endes selbst, weil er Argumente gegen sich liefert und dafür, sein Tun zu verbieten oder zumindest einzuschränken. Genauso handelt der Mountainbikefahrer, der rücksichtslos zu Tal donnert, obwohl in der nächsten Kurve eine Familie mit Kindern entgegenkommen kann, verantwortungslos. Wobei nebenbei bemerkt das Mountainbikefahren weniger ein Problem

des Naturschutzes, sondern vielmehr eines der Rücksichtnahme gegenüber dem Mitmenschen, ja einfach der Straßenverkehrsordnung im Gebirge ist.
Wir wollen also die Schäden, die entstehen, nicht bagatellisieren, wir wollen sie nach Möglichkeit vielmehr vermeiden. Ich meine, es ist die wichtigste Aufgabe des Alpenvereins auf dem Gebiet des Naturschutzes, die Bergsteiger, die sogenannten Naturnützer, Bergsteiger jeglicher Spielart zu sensibilisieren und anzuleiten, ihr Tun schonend auszuüben, ihnen beizubringen, wie man sich in der Natur richtig bewegt. Nicht nur deswegen, weil man sich sonst selbst das Wasser abgräbt, denn jeder, der sich in der Natur draußen bewegt, sollte sie ganz allgemein und überhaupt schützen, wo immer es möglich ist.
Der Alpenverein hat schon eine ganze Reihe von Verhaltensmaßregeln für richtiges, für schonendes Bergsteigen aufgestellt. Ich denke nur an Schlagworte wie „Sanft Klettern", „Aktion Blaupunkt", „Wald und Wild schonen", oder an die Abschneiderkampagne und die Mountainbikeregeln. Wir werden auf diesem Weg weitergehen, vor allem werden wir aber das richtige Verhalten und das Wissen um die Natur verstärkt in die Ausbildung einfließen lassen. Denn gerade beim Wissen um die Natur hapert es oft noch gewaltig. Leider muß man sagen, ist der Band Naturschutz immer noch derjenige, der von unserem Alpinlehrplan sich am schlechtesten verkauft.
Nur wenn es uns gelingt, alle Bergsteiger – gleich welche Spielform sie auch immer betreiben – zu diszipliniertem Verhalten zu bringen, Konflikte, so weit es nur geht, von vornherein zu vermeiden, werden wir unsere Existenz als Bergsteiger auch erhalten können.
Sicher, alle Spuren seiner Anwesenheit, und seien sie noch so sanft, kann der Mensch nicht tilgen, kann er nicht vermeiden. Aber weil er nun einmal ein Teil der Natur ist, sind diese vertretbar.

Dünnbrettbohrerei

Was ist die Motivation derer, denen unser Tun in der freien Natur ein Dorn im Auge ist, die uns hinausschützen wollen aus der Natur? Verwaltungen und Politiker und zum Teil auch kurzsichtige Naturschutzverbände neigen gern zur Dünnbrettbohrerei: Wenn es schwer durchsetzbar erscheint, weitere in Ihren Augen zerstörerische Vorhaben wie Autobahnen, Atomkraftwerke oder das Weiterbestehen einer Dreckschleuder von Kraftwerk zu verhindern, wächst nicht selten das Bedürfnis, einen Tätigkeitsnachweis in der Form des Hinausschützens kleiner Gruppen aus der Landschaft zu erbringen. Eine beliebte Spielart ist dabei das Aussprechen von Betretungsverboten gegenüber zur „Gefahr" hochstilisierten Natursportarten, wie z.B. dem Klettern.
Diese Einstellung führt manchmal zu grotesken Ergebnissen. Das geht so weit, daß die Alpenvereinsjugend einen Steinbruch, der als Müllkippe dient, säubert und die Natur dort in Ordnung bringt. Natürlich ist dieser Steinbruch dann ihr Klettergebiet, aber nur so lange, bis er unter Naturschutz gestellt wird und die Kletterer wieder hinausgeschützt sind. Aus dieser Gegend kann der Klettersport dann nur noch in Verbindung mit Ferntourismus betrieben werden.
Oder: Das Walberla-Fest (im Frankenjura) ist jahrhundertealt, viele Leute wollen es. Anderswo braucht man eine Straße (vielleicht auch nicht oder nicht so breit). Jedenfalls kann man weder das Volksfest noch den Straßenbau verhindern. So verbietet man halt den Start von Gleitschirmfliegern oder das Klettern. Damit man nur irgend etwas getan, irgend etwas verboten hat. Das ändert nur nichts daran, daß die Pilger zur Kirchweih auf dem Walberla garantiert mehr zertrampeln als die Kletterer, die dort – wenn sie klettern dürfen – ja kurz unterm Gipfel von gebohrten (!) Haken wieder abseilen müssen. Ganz abgesehen von den Fahrzeugen zur Anfuhr von Schießbuden, Speis' und Trank zur Erbauung der Walberla-Pilger; den nötigen Parkplätzen für diese. ... Aber lassen wir's genug sein!
Sicher gibt es für manche Verbote, für viele Einschränkungen gute Gründe. Und wenn diese stichhaltig sind, halten wir uns daran, schränken uns ein, schließen wir Kompromisse. Aber vieles ist nicht zu begründen.
Jedenfalls ist eine Begründung mehr als oberflächlich, die den Konflikt auf dem Rücken des vermeintlich Schwächsten auszutragen versucht. Eine andere Begründung geht allerdings tiefer. Ihr liegt die Überlegung zugrunde, wonach der Mensch die Natur allgemein so wenig wie möglich nutzen solle. Am besten wäre es, er bliebe überhaupt draußen aus der Natur. Deshalb wird eine neue Spielart von Natursport abgelehnt. Nicht etwa, weil sie erwiesenermaßen schädlich ist, sondern weil sie eine neue, zusätzliche Nutzung der Natur darstellt.

„Umwelt" ohne Menschen?

Unter dem Begriff Umwelt versteht man das, was um den Menschen herum ist, seine Umgebung. Er selbst ist nicht ein Teil dieser Umwelt. Das ist falsch, er ist ein Teil der Natur! Darum ist mir der Begriff Naturschutz lieber, weil er den Menschen als gleichberechtigten Teil der Natur mit einschließt. Das Schlagwort, die Natur braucht den Menschen nicht, kann zu falschen Schlüssen verleiten.
Diese Argumentation erfordert eine tiefergehende Auseinandersetzung. Wir leben in einer Zeit, in der Freizeit einen immer höheren Stellenwert genießt. Die Arbeitszeit ist kürzer geworden, der Kampf um die 35-Stunden-Woche scheint ausgestanden zu sein. Ob diese Verkürzung den Menschen nur Vorteile bringt, sei dahingestellt. Doch sie ist oder wird Realität, und wir müssen damit fertig werden. Auch ist die Arbeit anders geworden, meist körperlich leichter. Anstelle des Schmiedehammers wird der Computer bedient.
Was tun mit der freien Zeit? Zerstreuung, Zeitvertreib? Das kann man positiv sehen, aber auch negativ. Jedenfalls sind Schwarzarbeit, nur Fernsehen, Alkohol und vielleicht sogar Drogen kein Ersatz. Auf der anderen Seite ist Kulturkonsum und Weiterbildung alleine wohl auch nicht ausreichend, Sport, vor allem Sport, Bergsteigen in der freien Natur gehören unabdingbar dazu. Gerade weil der Mensch sich im Beruf körperlich nicht mehr

plagen muß, soll, ja muß er das in der Freizeit tun. Bevorzugt in den natürlichen Bewegungsformen. Dazu gehört Gehen, Laufen, Springen und auch Kletten. Ja, es ist zu fragen, ob nicht in der Entwicklung des Menschen der Sport an die Stelle der körperlichen Arbeit als eine Notwendigkeit tritt, die der angeborene Bewegungsdrang einfach erfordert. Jedenfalls muß die freie Natur dem Menschen zu seiner freien Bewegung erhalten bleiben. Für uns ist und bleibt das freie Betretungsrecht ein Credo, gehört dieses freie – nicht schrankenlose – Recht, in der Natur zu gehen, zu steigen, zu klettern, zum Grundkonsens.
Hier müssen wir sogar noch etwas tiefer schürfen. Der Mensch braucht seinen Lebensraum wie alle Pflanzen, wie alle Tiere. In einer Zeit, in der der Mensch sich physisch nicht oder kaum mehr müht und plagt, um sein Brot zu erwerben, in der er nicht mehr eingebettet ist in eine ganzheitliche Lebensform, muß er gerade deshalb die Natur physisch und psychisch erleben. Das gehört zu seinem Lebensraum. Bestreitet man ihm dieses Recht, nimmt man ihm seinen Lebensraum.
Genau das meinte Reinhold Messner kürzlich, nachdem er mit Arved Fuchs zusammen die Antarktis zu Fuß durchmessen hatte, als er sagte: „Die Welt geht zugrunde, wenn der Mensch nicht mehr zu Fuß geht!" Wobei unter zu Fuß gehen eben das physische und psychische Erleben der Natur zu verstehen ist. Und das gleiche ist gemeint, wenn ein Naturschutzreferent und Kletterer sagt: „Wir fordern einige – nicht zu wenige – Felsen aus gesellschaftlichen Gründen zum Klettern."

Nur partiell vernetztes Denken?

Von Naturschützern wird zu Recht immer wieder die Forderung nach vernetztem Denken erhoben. Man müsse wegkommen von der reinen Verhinderungsstrategie und die Dinge einer ganzheitlichen Betrachtungsweise unterziehen. Ich meine, solches Denken ist richtig, ja unbedingt notwendig in einer Zeit immer größerer Spezialisierung. Doch hat für manche „vernetztes Denken", oder was sie dafür gelten lassen, sich offensichtlich ausschließlich auf ökologische Belange zu beschränken. Als kürzlich ein Gutachten für ein Klettergebiet vorgestellt wurde und die Rede von allen möglichen Arten, Flechten, Farnen, Insekten, Schnecken war, sagte eine Zuhörerin spontan: „Mir fehlt die Art Mensch." Eben diese Art Mensch gehört in das vernetzte Denken mit einbezogen. Ihr notwendiger Lebensraum muß mit berücksichtigt werden.
Darum ist es wichtig, daß, wie wir z.B. im Tiroler Lechtal dies gefordert und auch erreicht haben, eine Gesamtdarstellung der Region erfolgt, ökologische und ökonomische Zusammenhänge gründlich untersucht werden. Die wirtschaftlichen Bedürfnisse des Menschen und die Notwendigkeiten, die Technik dafür entsprechend einzusetzen, dürfen nicht vernachlässigt werden, wenn die Forderung nach wirklich vernetztem Denken nicht bloß sich selbst entlarvende Redensart bleiben soll.
Wer die Natur liebt, schützt sie. Das ist beinahe eine Binsenweisheit. Aber um sie zu lieben, die Natur, muß ich sie kennenlernen. Ich habe eingangs auf diesen Zusammenhang hingewiesen. Der Verhaltensforscher Konrad Lorenz sagte, daß es eine Notwendigkeit für den Schutz der Natur sei, diese kennenzulernen, um sie zu schätzen und sie folglich zu schützen. Wie kann ich sie denn anders kennenlernen als durch persönliche Erfahrung, durch physisches und psychisches Erleben? Also darf man sie nicht dem Menschen verschließen.
Die Schulklasse, die, um vermeintlich die Natur zu schützen, auf ihre Skifreizeit verzichtet, handelt falsch. Sie verzichtet nämlich darauf, die Natur kennenzulernen. Richard Goedeke, langjähriger Jugendleiter des Alpenvereins, Lehrer und Kletterer, meinte dazu, daß die Erziehung zu lebensfrohen, aktiven Persönlichkeiten der beste Schutz vor Verlockungen, wie z.B. Drogen sei. Er habe immer ein gutes Gefühl gehabt, Jugendliche auch in außerschulischen Aktivitäten über das Hineinschnuppern in die Natursportart Klettern und Bergsteigen sowohl an genuine ganzheitliche Naturerfahrung als auch an vielfältige, interessante sportliche Herausforderungen heranzuführen. Solche Natursportarten würden Heranwachsende reizen und könnten damit Defizite einer nur zu oft als beengend, reglementiert und entschärft erlebten zivilisatorischen Umwelt ausgleichen.
Über die Vorteile der Ausübung des Sports in der Natur für die Volksgesundheit brauche ich mich hier nicht weiter auszulassen.

Kompromiß bedeutet nicht: Ja und Amen zu allem

Ich habe mehrfach von Kompromissen geschrieben. Das Leben besteht aus Kompromissen, die Geschichte der Menschheit beweist das. Vor allem Unfähigkeit zu Kompromissen hat zu schmerzlichen Erfahrungen geführt, zu Kriegen, zur Ausrottung ganzer Völker. Daß wir, der Alpenverein, kompromißbereit sind, brauche ich nicht zu wiederholen. Leider wird diese Bereitschaft sehr oft nicht honoriert. Häufig wird sie nur dazu ausgenutzt, die Schraube der Forderungen anzuziehen. Wenn auch Gott sei Dank einige positive Beispiele gegen diese Erfahrung stehen. Die negativen überwiegen leider. Ich muß feststellen, daß es Bereiche gibt, in denen unsere Kompromißbereitschaft sich den Grenzen nähert, und ich bitte die andere Seite sehr darum, diese Grenzen nicht unnötig ausloten zu wollen. Irgendwo und irgendwann kommt der Punkt, wo es nur noch ein Entweder-Oder gibt. Ein Kenner des Alpenvereins, in diesem Fall nicht des Deutschen Alpenvereins, stellte kürzlich fest: „Ich bin nicht sicher, ob der Alpenverein diese Spannung aushalten wird, zugleich ein Vertreter der Naturnützer und ein Verein der Naturschützer zu sein." Der Zweifel ist berechtigt, das zeigt bedrückend deutlich ein Blick auf manche Aktivitäten der Alpenvereine. Doch ich meine, es gibt eine klare Richtschnur: Der Alpenverein ist ein Bergsteigerverein. Wenn wir uns in Zweifelsfällen daran erinnern, uns daran halten, daß unser Zweck Bergsteigen heißt, daß unser Ziel der Weg ist, der Weg des Bergsteigers – den und dessen natürliches Umfeld wir ja erhalten wollen, wie schon mehrfach ausgeführt! – dann sind wir auf der richtigen Spur.

Fotos: R. Weiss (2)

Foto: Löbl Schreyer

Im Spannungsfeld zwischen Naturnutz und Naturschutz. Ganz oben: Stilfserjoch; darunter: Skitour im Gerlosgebiet; unten: Gemse im Winter

Streitkultur! Das ist ein Wort, das, wenn schon zwar noch keinen Spitzen-, so doch einen kaum abstiegsgefährdeten Platz erobert hat in der Hitliste derzeit „gängiger" Modewörter. Doch wie ist das Wort zu deuten?

Historisch – unter anderem an ein bekanntes Drama von Goethe erinnernd?

Künstlerisch-qualitativ – mit Blick auf richtungsweisend inszenierte Streitstücke auf (vereins-)politischer Bühne?

Entwicklungsgeschichtlich – als zivilisiertere Abwandlung der Hypothese, wonach „Krieg der Vater aller Dinge" sei?

Soziopsychologisch – als Möglichkeit, Überdruckmengen an Streitbedürfnis durch Ventile institutionalisierter und ritualisierter Kampfgelegenheiten abzulassen (in „Elefanten-" und ähnlichen Runden zum Beispiel).

Oder sollte mit dem Wort doch das Bemühen um Umgangsformen (und -töne) gemeint sein, die es zulassen, selbst strittigste Angelegenheiten rational, also auch mit Respekt vor den Argumenten der jeweiligen Gegenseite zu erörtern?

Der Alpenverein ist das recht bildhafte Modell einer „pluralistischen Gesellschaft": einer Gemeinschaft von Menschen also, die teils gleiche oder wenigstens verwandte, teils aber auch ziemlich gegensätzliche Interessen verfolgen – und nötigenfalls verfechten. Der Schluß liegt somit nahe, daß jegliche Deutung des Worts mehr oder weniger in Beziehung auch zum Alpenverein zu bringen ist.

Naturnutz und/oder Naturschutz ist der Interessenskonflikt überschrieben, der innerhalb des Alpenvereins gegenwärtig wie ein Flächenbrand um sich greift. Weshalb nicht nur ***ein*** *einblicksreicher Beobachter dazu neigt, die Frage eher pessimistisch zu beurteilen, ob der Verein „die Spannung aushalten wird, zugleich ein Vertreter der Naturnützer und ein Verein der Naturschützer zu sein" (s. S. 199).*

Wenn es aber richtig ist, daß nicht mehr „das alte Lagerdenken" der Lösung gesellschaftlicher Probleme von heute näherbringt, sondern allein die Bereitschaft, eigene Interessen zusammen, also in Abstimmung mit den Interessen anderer zu verfolgen (s. S. 64) – wenn das richtig ist, dann werden vermutlich nicht nur Angehörige des Alpenvereins derartige Spannungen aushalten müssen.

Ein wenig dem Spannungsfeld zwischen den Polen Naturnutz und Naturschutz sich auszusetzen, kann wohl auch den Lesern der beiden folgenden Beiträge nicht erspart bleiben. In diesen scheint gemeinsames, doch auch einander widersprechendes auf. Das ist uns bewußt. Von den Autoren steigt der eine – Innsbrucker, alpiner Lehrbuch- und Führerautor – mehr vom Standpunkt des Naturnützers aus ein ins Thema, der andere – Münchener, Naturschutzreferent des DAV – als Naturschützer. Beiden gemeinsam ist, daß sie als höchst aktive Bergsteiger und Skiläufer den spannungsreichen Konflikt mit sich selbst zuvorderst auszutragen haben.

Zu beurteilen aber, welcher der oben angebotenen Deutungen des Wortes Streitkultur zur Bewährung in Konfliktsituationen wie diesen der Vorzug zu geben ist, bleibt allen Betroffenen selbst überlassen – wer aber ist in dem oder jenem Zusammenhang nicht betroffen? *(d. Red.)*

Wieviel Umweltschutz verträgt der Verein – wieviel Umweltschutz braucht die Natur?

Was ein leidgeprüfter und kampferprobter bergsteigender Funktionär (und funktionierender Bergsteiger) schon immer wissen wollte

Heinz Röhle

Vorweg: Nach zehn Jahren aktiver Umweltschutzarbeit im DAV und manchmal recht gebeutelt von heftigen Auseinandersetzungen, muß ich mir mal was von der Seele schreiben. Dieser Beitrag befaßt sich also nicht mit konkreten Problemen wie Pistenbau oder Waldsterben. Vielmehr sollen die Aktivitäten des DAV unter Naturschutzgesichtspunkten kritisch beleuchtet und die zweifellos bestehenden Diskrepanzen zwischen Anspruch und Realität aufgezeigt werden. Abschließend wird die Notwendigkeit ganzheitlicher Betrachtungsweisen für die künftige Umweltschutzarbeit begründet.

Einiges zur Geschichte des Umweltschutzes im Alpenverein

Die Erhaltung der Natur ist als eines der zentralen Vereinsziele in der Satzung verankert. Abhängig vom aktuellen Geschehen nahm der Umweltschutz im Alpenverein einen unterschiedlichen Stellenwert ein. So wurde bereits vor Jahrzehnten heftig darüber diskutiert, wie die praktische Naturschutzarbeit auszusehen habe und ob der Naturschutz gleichrangig neben der Förderung des Bergsteigens, der Erschließung der Alpen und der Erweiterung der wissenschaftlichen Kenntnisse über die Hochgebirge stehe. Auf der Hauptversammlung 1927 wurde eine der bisherigen Aufgaben des Vereins, die Förderung der Erschließung, als erfüllt angesehen und der Naturschutz zum neuen Vereinsziel erhoben. Mit dem Einsetzen des Massentourismus und der verstärkten industriellen und energiewirtschaftlichen Nutzung der Alpen nach dem Zweiten Weltkrieg nahmen die ökologischen Probleme rasant zu. Diese Tatsache veranlaßte den Alpenverein zur Verabschiedung seines Grundsatzprogrammes auf der Hauptversammlung 1977, in dem die Leitlinien für die künftige Naturschutzarbeit festgeschrieben wurden. Damit waren die vereinsinternen Diskussionen über die Gestaltung der Naturschutzarbeit aber nur für kurze Zeit vom Tisch. Denn seit einigen Jahren geraten die Kletterer in den Mittelgebirgen verstärkt unter Beschuß. Ihnen wird vorgeworfen, gefährdete Pflanzen- und Tierarten aus ihren Rückzugsgebieten zu verdrängen und ausschließlich eigene Interessen zu verfolgen, ohne auf ökologische Erfordernisse zu achten. Auf einmal war das „sanfte", umweltfreundliche Bergsteigen bei Naturschützern nicht mehr gut angeschrieben. Dem Alpenverein wurde Doppelzüngigkeit vorgeworfen, und in manchen Sektionen stehen die Zeichen auf Sturm. Und wieder einmal wird die Diskussion um die Stoßrichtung der Naturschutzarbeit vom Zaun gebrochen.

Das Vollzugsdefizit im Verein

Wer fordert, muß auch handeln – aber – wer handelt, darf auch fordern

Glaubwürdig bleiben, das muß unsere Devise sein. Nicht nur die Finger in die Wunden anderer legen, sondern auch vor der eigenen Türe kehren. Nur wer sich selbst in die Pflicht nimmt, kann andere berechtigt kritisieren.

Auf dem Papier läßt sich das leicht verwirklichen. Unser Grundsatzprogramm ist randvoll mit Forderungen an Dritte. So fordern wir beispielsweise einen sofortigen Erschließungsstop, unterstreichen unser klares Nein zum Bau von Kernkraftwerken in den Alpen und mahnen die Umgestaltung der Verkehrspolitik und die Hinwendung zum transalpinen Schienenverkehr an. Nur an uns selbst richten wir vergleichsweise wenig Forderungen. Doch das ändert sich. Das Grundsatzprogramm wird in diesem „sensiblen" Bereich ergänzt. Allerdings bleibt das beste Programm lediglich Makulatur, wenn es nicht die gebührende Beachtung findet. Und hier gibt es bedauerlicherweise ganz erhebliche Vollzugsdefizite zu beklagen. Und zwar nicht nur bei den Punkten, in denen wir Forderungen an Dritte richten und somit keinen unmittelbaren Einfluß auf die Durchsetzung der von uns vorgeschlagenen Maßnahmen haben. Wenngleich wir uns manchmal fragen müssen, ob wir die im Grundsatzprogramm festgeschriebenen Standpunkte immer mit der notwendigen Deutlichkeit vorgetragen haben oder ob unsere Äußerungen aufgrund falschverstandener politischer Rücksichtnahme an Trennschärfe verloren. Auch in unseren ureigensten Aufgabenbereichen klafft manchmal eine bedenkliche Lücke zwischen Wunsch und Wirklichkeit, die im folgenden an einigen Beispielen aufgezeigt werden soll.

Grenzenlose Bergfreiheit – ein Schlagwort im Kreuzfeuer der Kritik

Bergsteigen und all seine Spielformen sind sanfte Natursportarten – im Regelfall. Die Skihochtour ist allemal umweltfreundli-

cher als der Pistenrummel und der Kletterer oder Bergradler schädigt die Natur weniger als der Moto-Cross-Fahrer. Daran hat sich auch in den letzten Jahren nichts geändert. Was sich geändert hat ist die Zahl der Bergsteiger, Kletterer und Skitourenläufer. Und das führt gebietsweise zu ganz erheblichen Problemen für Flora und Fauna. Wohlgemerkt: gebietsweise, nicht generell – Schwarzweiß-Malerei ist nicht angebracht. Der Alpenverein will weder – wie so mancher Sportsfreund behauptet – die Alpen oder die Klettergebiete in den Mittelgebirgen „zusperren", noch darf die Naturschutzarbeit als reine Alibifunktion zur Sicherung des ungehinderten Betretungsrechts der freien Natur verstanden werden. Wir werden uns daran gewöhnen müssen, daß in unserer weitgehend ausgeräumten Kulturlandschaft (das gilt für Deutschland mit seinem geringen Alpenanteil in wesentlich stärkerem Maße als für Österreich) verschiedene Interessensgruppen um den noch verbliebenen kläglichen Rest an ursprünglichen, ökologisch intakten Landschaftsteilen streiten. Am Beispiel der außeralpinen Kletergebiete läßt sich dieser Konflikt leicht veranschaulichen:

- Wir *Bergsteiger* brauchen die Felsen zum Training. Außerdem ist es nicht sinnvoll, jedes Wochenende Hunderte von Kilometern ins Gebirge zu fahren und damit das Verkehrsaufkommen zu erhöhen. Auch im Nahbereich unserer Wohnorte – das gilt vor allem für Mittel- und Norddeutschland – wollen wir unseren Sport ausüben.
- Die *ausschließlich am Naturschutz interessierten Personen* sehen in den meist abseits gelegenen und relativ unzugänglichen Felsgruppen und ihrem näheren Umfeld unverzichtbare Rückzugsgebiete für gefährdete Pflanzen- und Tierarten. Insofern ist es nur zu verständlich, wenn die Naturschützer um jeden intakten Quadratmeter Boden kämpfen. Die Tatsache, daß im Altmühltal durch den Kanal- und Straßenbau ungleich mehr Natur zerstört wurde als durch das Klettern, ist kein schlagendes Argument. Denn ein kleineres Übel kann nicht durch einen größeren, bereits begangenen Naturfrevel legitimiert werden.

Inmitten unserer vorwiegend von land- und forstwirtschaftlichen Monokulturen geprägten Landschaft gehören die Felspartien mit zu den letzten unberührten Lebensräumen. Sie beherbergen artenreiche und ökologisch stabile Wald- und Pflanzengesellschaften und tragen zur Erhaltung des Artenspektrums – und damit der genetischen Vielfalt – bei. Gemischte Wald- und Pflanzengesellschaften passen sich Änderungen der klimatischen Rahmenbedingungen leichter an und sind widerstandsfähiger gegenüber Naturkatastrophen. Sollten die Klimatologen recht haben und sich die Atmosphäre in den nächsten hundert Jahren global erwärmen, kann dies für Monokulturen fatale Folgen haben. In Pflanzengesellschaften mit einem breiten Artenspektrum werden die Auswirkungen nicht so gravierend sein, da aufgrund der hohen genetischen Vielfalt eine Anpassung (Selektion) an die veränderten Umweltbedingungen möglich ist.
Würden wir „Natursportler" diese Landschaftsteile vollständig nutzen, hätte das zwangsläufig die Vertreibung bzw. Ausrottung gefährdeter Arten zur Folge, die Rote Liste würde länger. Hier wird Kompromißbereitschaft verlangt – und zwar von beiden Seiten. Weder überzogene Forderungen nach Sperrungen noch das Pochen auf das vollkommen uneingeschränkte Betretungsrecht („wir lassen uns nicht hinausschützen") sind hilfreich. Begründete Sperrungen werden mehrheitlich akzeptiert, das haben einsichtige Kletterer vielerorts bewiesen. Darüber hinaus werden wir künftig Verhaltensregeln befolgen müssen, für die beispielsweise die Aktion „Blaupunkt" in Franken schon seit längerem mit wechselnder Resonanz die Werbetrommel rührt. Allerdings darf nicht vergessen werden, daß überzogene Sperrungen die Probleme in den noch offenen Gebieten verschärfen (Verdrängungseffekt) und gesprächsbereite Kletterer eher ins Lager der Hardliner überwechseln lassen. Schließlich – und dieser Aspekt wird vielfach unterschätzt – können junge Menschen nur dann Verständnis für die Umwelt aufbringen, wenn sie sich in ihrer Freizeit ab und zu dort bewegen dürfen. Diese Problematik gilt in ähnlicher Weise in stark frequentierten Skitourengebieten, wie z. B. dem Spitzingseegebiet in Deutschland oder der Wildschönau in Österreich, wo es zu erheblichen Interessenskonflikten kommt. Insbesondere das Befahren von Jungwäldern – was übrigens von den Forstgesetzen untersagt ist – oder die flächendeckende skitouristische Nutzung der Lebensräume gefährdeter Tierarten (in erster Linie Rauhfußhühner wie Auer- bzw. Birkwild) machte die lokal begrenzte Sperrung von Waldgebieten bzw. Wildeinständen notwendig. Allerdings ist der Skitourenfahrer mit Sicherheit nicht der Wald- und Wildschädling Nummer eins, denn waren da nicht noch andere Problemchen wie Luftverschmutzung, Transitverkehr, überhöhte Schalenwilddichte usw. . . .?
Im Spannungsfeld zwischen Ökologie und Sport wird das Dilemma des Alpenvereins, der Naturschützer und Naturnützer gleichermaßen ist, besonders augenfällig: Während wir fast geschlossen gegen technische Erschließungen (Pistenbau, Stauseeprojekte) mit dem Hinweis auf die Zerstörung wertvoller Landschaftsteile ins Feld ziehen und damit in der Öffentlichkeit nicht nur Freunde gewinnen, können sich manche unserer Mitglieder nicht damit abfinden, daß auch das Bergsteigen ab und zu zur Zerstörung unersetzlicher Lebensräume beiträgt. Ohne Zweifel tritt der Alpenverein auch künftig für die Freizügigkeit des Bergsteigens ein. Aber diese Freizügigkeit muß mit Verantwortungsbewußtsein gepaart sein und auch dem Schwächeren das Überleben gestatten. Selbst in den USA, was Freiheit angeht immer unser Vorbild, gibt es für bestimmte Landesteile, die Nationalparke, strikte Verhaltensregeln und Besucherkontingentierungen. Dort wird er bereits praktiziert, der staatlich reglementierte Naturgenuß mit Eintrittskarte. Wollen wir uns der Freiheit würdig erweisen, müssen wir – wenn es auch schwerfällt – unser Verhalten im Umgang mit der Natur ändern. Das heißt: Toleranz üben, Einsicht zeigen und bitte: Abstand nehmen von einer übertrieben anthropozentrischen Denkweise. Sonst werden auch bei uns die Eintrittskarten eingeführt. Aber wir müssen die Amerikaner ja nicht in allem nachahmen.

Bergsteigen als „Motorsport"

Bergsteigen ist, was wir nicht gerne wahrhaben wollen, in erster Linie Motorsport. Wir beschweren uns vehement über den Lkw-

Transitverkehr und fordern die Verlagerung der Gütertransporte auf die Bahn. Gleichzeitig verdrängen wir die Tatsache, daß ein erheblicher Teil der Verkehrsbelastungen von den Individualreisenden ausgeht – dazu zählen auch die Bergsteiger. Zur Anreise wird fast ausschließlich das Auto benutzt. Von sanftem, weil umweltfreundlichem und wenig energieintensivem Tourismus kann nur bei der eigentlichen bergsteigerischen Betätigung die Rede sein, jedoch nicht bei der Hin- und Rückfahrt. Ein Großteil der umweltrelevanten Begleiterscheinungen des Bergsteigens ließe sich durch Änderungen der Reisegewohnheiten und weniger konsumorientierte Einstellungen beim „Gipfel- bzw. Routensammeln" mildern. Gewiß, wir verfügen über mehr Freizeit als unsere Väter, wir sind mobiler und haben die finanziellen Möglichkeiten, oft und weit zu reisen. Trotz aller unbestrittenen Vorzüge der „Horizonterweiterung" stellt sich die Frage, ob weniger nicht manchmal mehr ist. An schönen Sommer- oder Wintertagen bezahlt man die Klettertour im Kaiser oder die Firnabfahrt vom Hocharn nicht selten mit stundenlangem, nervenaufreibendem Stop and Go auf den überfüllten Straßen. Der Erholungseffekt verpufft, die Natur hat das Nachsehen. Der Streß aus unserem Arbeitsumfeld, dem wir am Wochenende entfliehen wollen, holt uns unerbittlich ein. Bergsteiger sollten sich nicht zu schade sein, das Auto öfter stehen zu lassen und mit der Bahn – oder noch besser dem Fahrrad – ins Gebirge zu fahren. Zwar müssen dann manche ehrgeizigen Vorhaben gestrichen werden, wenngleich uns Hermann Buhl vor Augen geführt hat, was für hochkarätige Ziele ein gut konditionierter Bergsteiger radelnderweise angehen kann. Fairerweise sei zugegeben, daß dies dem nahe oder in den Alpen wohnenden Bergsteiger oder Kletterer natürlich leichter fällt als dem alpenfern beheimateten Bergfreund. Selbst Reisen in andere europäische Gebirge lassen sich sehr gut mit Bahn oder Fahrrad bewältigen, wenn man die Ausrüstung etwas reduziert, sich etwas mehr Zeit nimmt oder etwas weniger Touren einplant. Der Autor weiß, wovon er spricht, er hat Gebirge wie die Pyrenäen oder die Berge Griechenlands mit dem Fahrrad, z. T. in Kombination mit der Bahn, bereist und bestiegen. Ein positiver Effekt des Radfahrens ist neben dem ungleich intensiveren Landschaftserlebnis der unmittelbare Kontakt zur Bevölkerung. Im Auto – und das gilt vor allem für südliche Länder – sitzt man abgeschottet wie in einer Burg. Auf dem Fahrrad ist man leicht ansprechbar, Kontakte zur einheimischen Bevölkerung werden zur Regel, der Erlebniswert steigt. Ich will nicht für den generellen Verzicht auf das Auto plädieren, das wäre unrealistisch. Trotzdem sollten wir uns fragen, ob wir nicht häufiger als bisher das Auto stehen lassen können, es gibt weit umweltfreundlichere Formen des Transportes. Etwas suspekt erscheinen sie ja schon, die Zeitgenossen, die mit zwei Mountainbikes auf dem Autodach im Stau Richtung Gebirge stehen. Und schließlich – muß es unbedingt jedes Wochenende die Kletter- oder Skitour sein, wenn dazu drei- oder vierhundert Autobahnkilometer notwendig sind? Erst durch den Verzicht auf das Auto erkennt mancher eingefleischte Bergfex, daß es außerhalb des Gebirges reizvolle Landschaften gibt, deren Entdeckung lohnend ist. So hat auch die wohnortnahe Erholung ihre Vorteile, nicht nur für die Umwelt. Und wenn, wie durch die Errichtung der künstlichen Kletteranlage in Thalkirchen bei München geschehen, eine verkehrsgünstig gelegene und schnell erreichbare Trainingsmöglichkeit geschaffen wird, so ist das nur zu begrüßen.

Die Hüttenpolitik – Streitpunkt seit Jahrzehnten

Für manchen Vereinsfunktionär ein besonderes Reizthema und oft stundenlanges Diskussionsobjekt vieler Hauptversammlungen. Unstreitig ist, daß die Alpenvereinshütten zur touristischen Infrastruktur der Bergwelt gehören. Ohne Hütten (und ohne Wege) wären große Teile der Fels- und Gletscherregion nahezu „bergsteigerfrei". Hütten sind also notwendig, doch in welcher Form und mit welcher Ausstattung? Obwohl unser Grundsatzprogramm vor nunmehr dreizehn Jahren verabschiedet wurde, hat sich bisher nichts Grundlegendes getan. Zwar wurden vielerorts – nicht zuletzt auf behördlichen Druck – Maßnahmen zur umweltfreundlichen Ver- und Entsorgung ergriffen. Der Leitlinie des Grundsatzprogrammes, Hütten auf die einfachen Bedürfnisse der Bergsteiger auszurichten, wurde selten Rechnung getragen. Wenn man so manchen Hüttenumbau oder -ausbau kritisch unter die Lupe nimmt, wird man feststellen, daß der Trend allenthalben zu mehr Komfort und Bequemlichkeit geht. Sogar Nobelherbergen mit Kletterwand, Sauna und Auslastungsproblemen (die Schatzmeister werden aufstöhnen) kann der Alpenverein als repräsentative Demonstrationsobjekte vorzeigen. So ist es nicht verwunderlich, daß in jüngster Zeit auf einigen Hütten im Rahmen der Erneuerung der Energieversorgung Bestrebungen im Gange sind, Aggregate mit bis zu 100 Kilowatt Leistung zu installieren, und das in Höhenlagen von weit über 2000 Metern. Ich höre die Geschirrspülmaschine, den Waschvollautomaten und den Wäschetrockner bereits laufen und vernehme gleichzeitig das an den plätschernden Bergbach erinnernde Rauschen aus den Duschkabinen. Der Wunsch nach schlichten Hütten und einer stärkeren Berücksichtigung des Selbstversorgergedankens – von der Jugend seit Jahrzehnten vorgetragen – verhallt ungehört. Eine Komfortreduzierung (keine Duschen, einfaches Speisenangebot, ausschließlich Lager), zumindest auf den Hochgebirgshütten, würde die Umweltprobleme dieser Hütten und damit die für die Ver- und Entsorgung notwendigen Mittel sofort senken. Weniger Komfort bedeutet weniger Energie zur Versorgung, weniger Müll und Abwässer zur Entsorgung – und weniger Tagesgäste. Damit würde automatisch der Anteil der Bergsteiger an den Hüttenbesuchern zunehmen. Damit ich nicht falsch verstanden werde: Das Recht, ins Gebirge zu gehen, hat jeder. Aber es kann nicht Sinn der Sache sein, den von zu Hause gewohnten Komfort ins Hochgebirge zu verfrachten und damit zusätzlich Gäste auf die Hütten zu locken, die sich sonst nicht in die eher rauhen Regionen des ewigen Eises wagen würden. Spielen hier vielleicht finanzielle Erwägungen eine Rolle – am Schnitzel des Tagesgastes ist mehr verdient als am Teewasser des Bergsteigers??

Alpine Ausbildung und Fernreisen – Bergsteiger, quo vadis?

Klarer Fall – alpine Ausbildung muß sein. Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen. Deswegen kann die Existenz des

Ausbildungsreferates oder der Berg- und Skischule des Alpenvereins nicht grundsätzlich in Frage gestellt werden. Doch wo viel Licht ist, gibt's naturgemäß auch Schatten. Hiermit ist nicht der neudeutsche Name unserer Berg- und Skischule „Summit-Club" gemeint, bei dem ich zwangsläufig an leichtgeschürzte Yeti-Damen denke, die dem sonnenverbrannten Extremisten nach durchstiegener Everest-Südwand in der Gipfel-Eisbar den wohlverdienten Drink kredenzen. Vielmehr frage ich mich – den reich bebilderten Prospekt mit Fernreisen auf dem Tisch liegend – ob zwei Wochen Trekking und 5000 Höhenmeter in Nepal das Zurücklegen von mehr als 15000 Flugkilometern für Hin- und Rückflug rechtfertigen. Gegen organisierte Reisen, auch ins europäische Ausland, wird, bei umweltgerechter Wahl der Transportmittel und entsprechender Unterweisung durch den Reiseleiter, niemand ernsthafte Einwände haben. Aber muß es immer Übersee sein? Kann man nicht auch in Europa ganz gut radeln, statt in Pakistan mit dem Renner auf dem Karakorum-Highway entlangzudüsen oder von Kathmandu nach Lhasa mit dem Mountain-Bike zu strampeln? Sicher, solche Angebote sind die Highlights in einem Katalog und entzücken jeden wirtschaftlich Denkenden. Trotzdem sollten wir solche Abenteuer besser den Individualreisenden überlassen, die in weitaus geringerer Anzahl auftreten und sich, sofern sie Interesse für die fremde Kultur mitbringen, meist etwas einfühlsamer verhalten als gruppenreisende Pauschaltouristen. Müssen wir mit unseren Formen der Freizeitgestaltung unbedingt in die letzten Gebiete der Erde vordringen und dort die in Jahrhunderten gewachsenen Sozialstrukturen ebenso gründlich durcheinanderbringen wie bei uns die Umwelt? Und wenn ich beim weiteren Durchblättern des Kataloges erstaunt feststelle, daß der Interessierte sogar eine Reise in die Antarktis für nur 48000,– DM buchen kann (die allerdings mangels Nachfrage bisher nicht zustande kam), dann kommen mir doch allmählich Zweifel, ob sich diese Offerte eines Unternehmens, das mit dem Namenszusatz „Berg- und Skischule des DAV" wirbt, mit den hochgesteckten Umweltschutzzielen des Alpenvereins ohne weiteres vereinbaren läßt. Denn immerhin ist der DAV in Bayern anerkannter Naturschutzverband nach § 29 des Bundesnaturschutzgesetzes. Außerdem war da noch die bereits 1927 von unseren Großvätern in weiser Voraussicht beschlossene Erweiterung der Vereinsziele. Und worin die besondere Umweltverträglichkeit einer Antarktisreise liegen soll, konnte ich trotz intensivstem Nachdenken nicht herausfinden.

Wie soll's also weitergehen? Unsere Schwerpunkte in der alpinen Ausbildung müssen künftig durch ökologische Inhalte ergänzt werden. Nur wer über die grundlegenden Zusammenhänge im Naturhaushalt Bescheid weiß, der wird zu Verhaltensänderungen auf freiwilliger Basis bereit sein. Diesem Zweck dient der Aufbau eines Naturschutzlehrteams, das aus Berg- und Hochtourenführern besteht, die neben der nachgewiesenen alpinen Qualifikation über besondere ökologische Kenntnisse verfügen. Diese Ausbilder sollen als Fernziel im gesamten Kursprogramm, beginnend bei den Bergführer- und den Fachübungsleiterkursen, eingesetzt werden. Wünschenswert wäre es, wenn künftig jeder Ausbilder oder Leiter einer Führungstour neben alpinem Wissen aktuelle Probleme des Natur- und Umweltschutzes vermitteln könnte, die Nachfrage seitens der Teilnehmer ist zweifellos vorhanden. Und wer mehr von ökologischen Zusammenhängen versteht, jettet nicht ohne Gewissensbisse für eine Trekkingwoche in den Himalaya.

Die gesellschaftspolitische Verantwortung des Alpenvereins

Wie wir gesehen haben, gibt es in unserem Verein durchaus Aktivitäten, die mit den Erfordernissen des Natur- und Umweltschutzes nicht im Einklang stehen – oder hätte ich vielleicht treffender „auf Kriegsfuß stehen" formulieren müssen? Doch damit genug des Räsonierens über die ökologische Glaubwürdigkeit unseres bergsteigerischen Tuns. Im Folgenden soll der Frage nachgegangen werden, wie es um die öffentlichkeitswirksame Darstellung unserer umweltpolitischen Zielsetzungen bestellt ist. Gelingt es dem Alpenverein, seiner Verantwortung als Naturschutzverband gerecht zu werden und seine Forderungen so zu artikulieren, daß sie nicht ungehört verhallen?

Der Knackpunkt ist: Wie lautstark soll sich der Alpenverein in Umweltschutzfragen zu Wort melden? Dazu gibt es zwei grundverschiedene Meinungen in unserem Verein: Die einen befürworten den „konservativen" Kurs und betonen, der Alpenverein müsse sich auf seine ureigensten Interessensbereiche im alpinen Raum beschränken, umrissen mit dem schwer faßbaren Begriff der „alpenvereinsadäquaten" Betätigungen. Andere wiederum favorisieren eine inhaltliche Ausweitung der Naturschutzarbeit und plädieren für eine enge Kooperation mit den übrigen Umweltverbänden (Bund Naturschutz, Greenpeace, Robin Wood, Bund für Vogelschutz usw.). Diese eher dem Typ des „modernen Naturschützers" zuzurechnenden Vereinsmitglieder, die übrigens nicht nur der jüngeren Generation angehören, lehnen sich gern mal weiter aus dem Fenster und sind spontanen Aktionen nicht abgeneigt. Eine Verhaltensweise, die einigen Vereinsfunktionären schon schlaflose Nächte bereitet haben dürfte.

Verfolgt man die Diskussion der letzten Jahre aufmerksam, so läßt sich ein eindeutiger Trend im Umweltschutz feststellen: die Abwendung vom *sektoralen Naturschutz* und die Hinwendung zur *ganzheitlichen Sichtweise.* Unter sektoralem Naturschutz versteht man die räumliche oder inhaltliche Beschränkung der Aktivitäten, z. B. Engagement nur im Alpenraum oder Äußerungen nur zu Themenkreisen, die den Bergsteiger unmittelbar tangieren wie Lifterschließungen oder Hüttenfragen. Ganzheitlicher Naturschutz berücksichtigt die komplexen Zusammenhänge, deckt Ursache-Wirkungsketten auf und trägt der Tatsache Rechnung, daß Entstehung und Auswirkung umweltrelevanter Einflüsse nicht immer in enger räumlicher oder zeitlicher Nachbarschaft liegen: Luftschadstoffe wirken bekanntermaßen nicht nur im unmittelbaren Umfeld des Emittenten, sondern werden über große Entfernungen transportiert, z. B. in den Alpenraum oder in die Mittelgebirge. Andererseits werden heute freigesetzte Schadstoffe wie Fluorchlorkohlenwasserstoffe (FCKW) oder Stickoxide aufgrund der relativ geringen vertikalen Ausbrei-

tungsgeschwindigkeit in der Atmosphäre erst in Jahren oder Jahrzehnten in den oberen Luftschichten reagieren und, wie im Fall des Treibgases FCKW, selbst bei sofortigem Produktionsstop einen weiteren Abbau der Ozonschicht bewirken.
Vor nicht allzulanger Zeit mußten die Menschen die Auswirkungen umweltschädlichen Verhaltens am eigenen Leib erfahren. Wurde z. B. der Schutzwald über einem Bergdorf abgeholzt, so bekamen das die Bewohner spätestens im nächsten schneereichen Winter durch eine Verstärkung der Lawinentätigkeit zu spüren. Der Lebensraum war überschaubar, jeder kannte die Folgen seines Handelns und richtete sich danach. Heute stellt sich die Situation vollkommen gegensätzlich dar. Nur in den seltensten Fällen sind wir mit den Konsequenzen unseres Handelns unmittelbar konfrontiert. Der Verschmutzer eines Gewässers muß nicht als Fischer von den zurückgehenden Fangquoten sein Dasein fristen und der fröhliche, grün-alternative Graffiti-Sprüher wird durch das Treibgas, das seiner Spraydose entweicht, sicherlich nicht direkt geschädigt. Auch die, vielleicht nicht ganz ernst gemeinte Frage, die mir der Besitzer eines katalysatorlosen Sportwagens auf einer Diskussionsveranstaltung entgegenhielt, dokumentiert dieses mangelnde Verständnis der Zusammenhänge: „Schon viele Sportwagenfahrer sind an Bäumen gestorben, aber bitte, zeigen Sie mir den Baum, der gestorben ist, weil ich einen Sportwagen fahre?" Was will man da entgegnen?
Diese Beispiele sollen zeigen, daß sektoraler Naturschutz nicht mehr zeitgemäß ist und die komplexen, länderübergreifenden Umweltprobleme nicht lösen kann. Natürlich geht man mit der Beschränkung auf sektoralen Naturschutz Schwierigkeiten aus dem Weg. Politiker honorieren dieses Verhalten häufig, da sektorale Naturschutzanliegen, wie z. B. die Begrünung von Erosionsherden an Steilhängen oder so provokant anmutende Forderungen wie die Aussperrung des Inividualverkehrs aus einem landschaftlich wertvollen Talbereich, keine grundsätzlichen Fragestellungen aufwerfen und somit einfacher zu befriedigen sind. Das soll nicht heißen, daß derartige Forderungen überflüssig wären, ganz im Gegenteil. Nur dürfen sie nicht allein in den Raum gestellt werden. Was beispielsweise nützt die lokale Verkehrsberuhigung im Gebirge, wenn andererseits der überbordende Transitverkehr durch seine Emissionen Wald, Vegetation und Boden in den Alpen schädigt und durch seinen Lärm die Gesundheit der einheimischen Bevölkerung beeinträchtigt. Nicht umsonst haben sich in Tirol engagierte Bürgerbewegungen gebildet (Wipptal), die die Politiker zu einem Umdenken bei der Verkehrsplanung zwangen: Die Einführung des Nachtfahrverbotes für nicht abgas- und lärmreduzierte Lastkraftwagen und die beschleunigte Verlagerung des Transportes auf die Schiene sind das Resultat des Protestes breiter Bevölkerungsschichten und der letzten Wahlen. Das hohe Transitaufkommen (egal ob auf Schiene oder Straße) wiederum ist zu einem erheblichen Teil auf unsere arbeitsteiligen Wirtschaftsstrukturen zurückzuführen. Da der Transport – gemessen an den tatsächlichen volkswirtschaftlichen Kosten – unerhört billig ist, wird bei der Erzeugung eines Produktes jeder Arbeitsschritt an dem Ort und in dem Land vorgenommen, wo die geringsten Kosten entstehen. So kann es durchaus passieren, daß ein Produkt, bevor es den Endverbraucher erreicht, zwei oder dreimal über den Brenner kutschiert wird. Mit der Öffnung des gemeinsamen Marktes 1992 wird dieser Trend sicher zunehmen, dazu muß man kein Hellseher sein.
Es stellt sich also die Frage, welche Naturschutzaktivitäten der Alpenverein in Zukunft entwickeln soll. Über den ersten Bereich, die Fortführung der konkreten Projektarbeit und die Sanierung von Schäden vor Ort, wird es innerhalb des Vereines kaum Dissonanzen geben. Zu diesem Arbeitsfeld zähle ich Maßnahmen zur umweltfreundlichen Ver- und Entsorgung von Hütten, Landschaftsreparaturen kleineren Stils (Abschneiderbegrünung usw.), Aufklärungsarbeit über umweltfreundliche Formen des Bergsteigens, Mitarbeit bei Raumordnungs- sowie Planfeststellungsverfahren und ähnliches mehr. Daß diese Aktivitäten auch künftig einen hohen Stellenwert haben werden, steht außer Frage. Doch müssen die konkreten, projektbezogenen Maßnahmen eingebettet werden in die ökologische Gesamtschau. Dies erfordert die Loslösung vom ausschließlich sektoralen Naturschutz und eine Hinwendung zur ganzheitlichen Sicht, was im Alpenverein stets Grundsatzdiskussionen hervorrief und an zwei Beispielen – Waldsterben und Kernenergie – erläutert werden soll.

Waldsterben

Erste Ansätze einer ganzheitlichen Sichtweise entwickelte der Alpenverein bei seinem Kampf gegen das Waldsterben. Die Vereinsgremien mußten sich auf einmal mit Phänomenen befassen, die, wie verschiedene Szenarien zeigten, bedrohliche Formen für den Lebensraum Alpen annehmen können. Die neue Dimension des Waldsterbens lag vor allem darin, daß

- der exakte wissenschaftliche Nachweis der Kausalzusammenhänge bisher nicht gelang,
- die vermuteten Ursachen z. T. weit außerhalb des Alpenraumes lokalisiert sind und deren Bekämpfung Engagement in Bereichen erforderte, für die man sich nicht unbedingt kompetent fühlte und
- das Sterben der Wälder ein schleichender Prozeß ist, der sich nicht von heute auf morgen vollzieht und deswegen nicht schlagartig zu stoppen ist.

Vor allem der letztgenannte Punkt zeigt, daß langfristige Strategien zur Lösung komplexer Probleme entwickelt werden müssen. Hier greift das probate Motto *„Sachverhalt erkannt – Konzept formuliert – Problem gelöst"* nicht, das den Politikern schnelle und publikumswirksame Erfolge innerhalb kürzester Zeit garantiert. Zwar konnte die Wissenschaft bis heute keine detaillierten Erklärungsansätze für die im Ökosystem Wald ablaufenden Reaktionsmechanismen anbieten, was bei der komplexen Fragestellung letztendlich nicht verwundert – im Gegensatz zu physikalischen Erscheinungen müssen hier vernetzte Strukturen mit mehreren tausend Einflußgrößen modelliert werden. Unsere Kenntnisse über die Folgen der Luft- und Bodenverschmutzung belegen aber zweifelsfrei, daß diese Vorgänge zu einer irreversiblen Veränderung der Ökosysteme führen können. Am deutlichsten wird dies auf karbonatfreien Böden mit ge-

ringer Pufferkapazität (Bayerischer Wald, Fichtelgebirge, Erzgebirge, Harz). Auf diesen Standorten erreicht die Bodenversauerung bei entsprechend hohen Schadstoffeinträgen in kurzer Zeit Werte (Erzgebirge), die herkömmlichen Waldbau unmöglich machen – es entwickelt sich die sogenannte Säuresteppe. Die Veränderung des Bodenchemismus ist kurzfristig nicht umkehrbar und wirkt sich auch nachteilig auf Quantität und Qualität der Grundwasserspende aus. Dringender Handlungsbedarf besteht also.
Bei der Bekämpfung des Waldsterbens versuchte der Alpenverein zum ersten Mal über den eigenen Schatten zu springen und sich zu einem komplexen Problemkreis umfassend zu äußern. So mußte zum einen durch eindeutige Stellungnahmen zur Luftreinhaltung Position bezogen werden (Ursachenbekämpfung). Zum anderen mußten gleichzeitig Maßnahmen zur Sanierung (Verjüngung überalterter Schutzwälder, Reduzierung überhöhter Wildbestände) angemahnt werden. Daß derartige Forderungen nicht in allen Schichten unserer Gesellschaft auf offene Ohren stoßen würden, war voraussehbar. Deswegen wurde in den Vereinsgremien manchmal heftig über die weitere Vorgehensweise diskutiert, Beschlüsse zu umstrittenen Sachverhalten (Tempolimit) fielen oft ziemlich wachsweich aus.

Kernenergie
Führte schon die Bekämpfung des Waldsterbens im Verein zu einer spannungsgeladenen Atmosphäre, zeigte die kurze, aber besonders vehemente Auseinandersetzung über die Kernenergie die Grenzen der „erlaubten" Äußerungen in einem doch eher konservativen Verein auf. Was war passiert? Kurz nach dem *GAU* in Tschernobyl besetzten mehrere Jugendliche verschiedener Alpenvereinssektionen einen zur DDR gehörenden Streifen der innerdeutschen Grenze, um gegen die energetische Nutzung der Atomkraft in *Ost und West* zu demonstrieren. Diese Spontanaktion führte zu hektischen Reaktionen auf Sektions- und Dachverbandsebene, die demonstrierenden Jugendlichen wurden von der Vereinsspitze abgekanzelt. Ursächlich für die heftigen Reaktionen waren neben der Brisanz des Themas Zeit und Ort der Aktion. Sicher, der Alpenverein versteht sich nicht unbedingt als Agitationsclub, doch außergewöhnliche Ereignisse erfordern außergewöhnliche Reaktionen. Nach dem ersten **G**rößten **A**nzunehmenden **U**nfall in einem Atomkraftwerk – die verheerenden Folgen für Hunderttausende in der Ukraine werden erst heute offenkundig – hätte man wesentlich mehr Verständnis für die friedliche Aktion besorgter Jugendlicher aufbringen müssen. Denn trotz der Beteuerung von Experten war das eingetreten, was statistisch wenig wahrscheinlich ist und deswegen meist in die ferne Zukunft verlegt wird.

Anforderungen an die künftige Umweltschutzarbeit

Die Beispiele Waldsterben und Kernenergie zeigen, wie schwer Organisationen wie dem Alpenverein die Behandlung komplexer Probleme fällt. Die Liste derartiger Sachverhalte ließe sich beliebig fortführen. Viele Funktionäre empfehlen deshalb, von Stellungnahmen abzusehen, da man ja kein „Experte" oder nicht „kompetent" sei. Dem muß man entgegenhalten, daß es den umfassenden Experten nicht mehr gibt – das letzte Universalgenie war bekanntlich Leibniz. Jeder Experte übersieht heute nur ein eng begrenztes Sachgebiet und kann sich nur dazu wirklich kompetent äußern. Der Fachmann für Pflanzenphysiologie ist nicht zugleich Experte für Luftchemismus und der Experte für Reaktorsicherheit nicht zugleich Fachmann für radioaktive Niedrigststrahlung und deren Auswirkungen auf die menschliche Gesundheit und Erbmasse. Die Entscheidungsträger in der Politik sind ebenfalls keine Experten. Sie werden nur von Experten der verschiedensten Fachrichtungen beraten und vertrauen bei ihren Entscheidungen auf den gesunden Menschenverstand (hoffentlich). Insofern kann man den Funktionären des Apenvereins fehlenden Expertenstatus nicht vorwerfen. Auch sie können sich beraten lassen, um dann mit gesundem Menschenverstand Entscheidungen zu treffen.
Das Engagement für komplexe Fragestellungen wird meiner Meinung nach weitgehend von ethisch-moralischen Grundeinstellungen bestimmt. Ist man bereit, sich den ökologischen Herausforderungen zu stellen und mit kritischen Äußerungen oder Aktionen Zeichen zu setzen, selbst auf die Gefahr hin, auf Unverständnis oder Ablehnung zu stoßen? Oder schwimmt man lieber mit dem Strom, erschreckt durch die Komplexität und Fülle der Probleme und überläßt die Entscheidungen allein den Politikern, bei denen man nicht immer sicher sein kann, ob ihr Handeln nicht im wesentlichen vom nächsten Wahltermin bestimmt wird. Im Gegensatz zu politisch relevanten Zeiträumen – alle vier bis fünf Jahre wird gewählt – sind ökologisch relevante Zeiträume ungleich länger. Außerdem sind – im Gegensatz zur Politik – einmal eingeleitete Entwicklungen (Luftverschmutzung, Bodenvergiftung, radioaktive Verseuchung, Treibhauseffekt) nicht einfach abwählbar oder kurzfristig umkehrbar. Eine ökologische Fehlentscheidung verfolgt uns unter Umständen über Generationen. Politische Fehlentwicklungen lassen sich, wie die Ereignisse in Osteuropa belegen, bei entsprechendem Mut in kurzer Zeit korrigieren.
Die Umweltverbände fungieren in gewisser Hinsicht als Gegengewichte und Kontrollinstanzen unserer politisch-wirtschaftlichen Entscheidungsstrukturen. Verantwortungsvolles Handeln erfordert projektbezogenes Engagement ebenso wie eine ganzheitliche Sichtweise. Als Anwalt der Umwelt werden die Verbände nur stark sein, wenn sie sich nicht auseinanderdividieren lassen. Sie müssen Schulterschluß zeigen, eine Allianz bilden und gemeinsam vorgehen. Diesen Argumenten darf sich der Alpenverein nicht verschließen, wenn er weiter glaubhaft Umweltschutz betreiben will. Insofern bleibt die in der Überschrift gestellte erste Frage *„Wieviel Umweltschutz verträgt der Verein"* unbeantwortet – und zwar mangels Aktualität. Die zweite Frage *„Wieviel Umweltschutz braucht die Natur"* dagegen ist brennend aktuell. Ihre Beantwortung erfordert unkonventionelles Denken, die Loslösung von gültigen Schematas und vor allem Mut. Und Bergsteiger haben Mut!
Oder sollte ich mich da irren?

Kaputtnützen oder Hinausschützen?

Freizeit- und ökopädagogische Überlegungen zu den Aufgaben und Zielen des Alpenvereins

Rudolf Weiss

„Du spinnst!" Meine Frau liebt eine deutliche Sprache. „Schon die Überschrift: ‚Hinausschützen', das ist nicht einmal von dir. Das stammt doch vom großen Häuptling von der Praterinsel – und der hat Scherereien genug deswegen erlebt. Das reinste rote Tuch für die Grünen, die sehen darin den Gipfel der umweltschützerischen Uneinsichtigkeit! Na, und auf das ‚Kaputtnützen' brauchst du dir erst rechts nichts einzubilden. Wirst schon sehen: Jetzt werden auch noch die Tourengeher böse sein, weil sie meinen, du unterschiebst ihnen, daß sie die zarten Wipfelchen der jungen Bäume mit ihren Stahlkanten genußvoll absäbeln und die armen Bambis in bitterer Notzeit hohnlachend zu Tode hetzen; und alle anderen werden dich nicht mögen: die Bergradler, die Forst und Jagd so arg stören; die jungen Kletterer, die Felsen mit Magnesia verunzieren und Uhus vom Brutgeschäft aufscheuchen; die Gleitschirmflieger, die das Wild mit großen Vögeln verwechselt; die Rafter, die Fische erschrecken, und, und, und – alle halt, die gern einen Sport ausüben, den man nicht wie das umweltschonende Kegeln oder das nicht minder naturfreundliche Kartenspiel im Wirtshaus ausüben kann. Sag, hast du es nötig, dich mit *allen* anzulegen?"
Meine Frau hat recht. Schweigen ist besser. Man erspart sich Scherereien, Anpöbelungen und Unterstellungen, wenn man sich nicht anlegt mit Umweltnützern und Umweltschützern. Aber: Dem Alpenverein gehöre ich seit 44 Jahren an. Ich mag ihn. Sein Schicksal ist mir nicht gleichgültig. Mit Sorge sehe ich, wie die Spannungen innerhalb des Vereins wachsen, wie der Alpenverein in eine Identitätskrise schlittert. Kann er zugleich ein Verein der Umweltnützer und der Umweltschützer sein? Wie in einer Familie hilft es in solchen Fällen nicht, die Schwierigkeiten zu verdrängen und sich und anderen ein ungetrübtes Verhältnis vorzuspielen. Nein, nein: Die Probleme müssen ausgebreitet werden, auch wenn's dem einen oder anderen weh tut.

Von der Erschließung zum Schutz vor Übererschließung . . .

Vor etwas mehr als hundert Jahren hatten die Alpenvereine etwa 4000 Mitglieder. Heute dürften es rund 800000 sein. Wir sind zu einem Massenverein geworden. Geändert haben sich auch die *Ziele* des Vereins. Vom ursprünglichen Ziel, die Alpen zu erschließen, ist keine Rede mehr, dafür vom „Schutz vor Übererschließung". In diesem Sinne hat der Verein seine Ziele erweitert auf die „Erhaltung der Schönheit und Ursprünglichkeit der Bergwelt". Sie ist neben der Aufgabe, das Bergsteigen und Wandern im Gebirge zu fördern, ein Hauptziel.
Was heißt „Förderung des Bergsteigens"? Ich kann darunter die Erhaltung der Hütten und Wege verstehen; die Tätigkeit der Bergsteigerschulen und die Ausbildungsarbeit in den Sektionen; die Jugendarbeit auf verschiedenen Ebenen u. a. m. Folgt daraus ein Alpenverein als *Dienstleistungsbetrieb* mit bevorzugter Aufnahme der Mitglieder auf den Hütten, günstigem Nächtigungstarif, preiswertem Bergsteigeressen, Ermäßigungen bei Aufstiegshilfen (spätestens hier höre ich das erste „pfui"), Versicherung gegen Unfallfolgen, Alpenvereinskarten mit und ohne Skirouten? Auch ein Alpenverein als „Reisebüro" ist durch die Zielformulierung gedeckt. Der eine verkauft „Rom in vier Tagen" und „Griechenland in zwei Wochen", der andere das Zuckerhütl, das Matterhorn oder gar einen „Weltberg" – der DAV Summit Club macht's möglich: „Die Super-Topziele aber kommen erst. Vier Achttausender stehen 1990 im Programm. Neben Manaslu, 8163 m, Cho Oyu, 8201 m, und Dhaulagiri, 8167 m, wo der DAV Summit Club früher schon erfolgreich war, kommt nun der Broad Peak, 8047 m, hinzu. Alles zusammen ergibt das ein Programm, das keine Wünsche offenläßt. Ein richtiges Bergsteiger-Traumprogramm!"[1])
Der Alpenverein als Dienstleistungsbetrieb erscheint manchen Mitgliedern als Greuel, insbesondere wenn sie ihn – zu Unrecht – ausschließlich als solchen wahrnehmen. Ich verstehe es, wenn solche Mitglieder nach einer neuen ideologischen Grundlage für den Verein suchen. Mit missionarischem Eifer die Alpen zu erschließen, das war eine großartige Aufgabe – für die Vereinsgründer und zwei Generationen nach ihnen. Wenn man die große freizeitpädagogische Bedeutung der Förderung des Bergsteigens in unserem Verein, vor allem auch in der Jugendarbeit, nicht erkennt, bleibt tatsächlich nur die zweite Aufgabe, die „Erhaltung der Schönheit und Ursprünglichkeit der Bergwelt", der Umweltschutz, um das Bedürfnis nach „Höherem" zu stillen. Insbesondere junge Menschen – aber nicht nur sie! – brauchen Ideale, brauchen etwas, wofür es lohnt, sich mit ganzem Herzen einzusetzen. Vielen Menschen fehlen religiöse Bindungen, die einen Lebenssinn aufzeigen könnten. Sie finden ihn mitunter im

Umweltschutz. Diese Verflechtung von Vereinszielen mit grundsätzlichen Bedürfnissen nach Lebenssinn erklärt in manchen Fällen den fast religiösen Eifer des Handelns, leider auch Übertreibungen und Manipulationen in der Meinung, der hohe Zweck heilige die Mittel.

Wie „grün" ist der Alpenverein?

Die Ziele, die der Alpenverein in seinen Satzungen nennt, sind allgemein formuliert. Sie gestatten eine nahezu beliebige Ausdeutung, auch eine, die den Alpenverein in die Nähe grünalternativer Gruppierungen rückt. Für die „Einordnung" des Alpenvereins ist es deshalb entscheidend, wie das Verhältnis seiner Aufgaben – „Förderung des Bergsteigens" einerseits, „Erhaltung der Schönheit und Ursprünglichkeit der Bergwelt" andererseits – gewichtet wird.

Steht die Förderung des Bergsteigens an erster Stelle, wie es den Zielen des Alpenvereins entspricht? Man könnte daran zweifeln, wenn man z. B. den Bericht über die Hauptversammlung des ÖAV in Spittal an der Drau liest. Der Titel dieses Berichts lautet: „Alpenverein will Lkw-Nachtfahrverbot". Der Untertitel gibt sich auch nicht gerade bergsteigerisch: „ÖAV-Hauptversammlung bringt Fülle umweltpolitischer Anträge". Ja, und dann geht es nicht nur um das Nachtfahrverbot für Lastwagen, sondern auch um Tonnagebeschränkungen und den Eisenbahnausbau in der Form von Tunnellösungen. Es geht gegen eine „verfehlte Verkehrspolitik" und dem Nationalrat soll eine Petition bezüglich Abfallvermeidungs- und Wiederverwertungsbestimmungen zugeleitet werden. Innerhalb des Vereins beschäftigt man sich schwerpunktmäßig mit Fragen, wie der Verein zur Entlastung der Umwelt beitragen kann, insbesondere mit der Abwässerbeseitigung bei den Schutzhütten und deren Energieversorgung durch Solaranlagen. Gleichzeitig tritt man gegen den Bau von Kraftwerken (Stubaital, Dorfertal) ein und für einen weiteren Nationalpark (Niedere Tauern), damit auch die Steiermark ein großräumiges Naturschutzgebiet erhalte[2]).

Ist der Alpenverein wirklich so „grün"? Der Bericht über seine Hauptversammlung könnte ja der Bericht über eine Tagung einer Grün-Partei sein. Ein Jahr später, bei der Hauptversammlung des ÖAV in St. Pölten: Anträge, keine weiteren Alpentransversalen zu errichten und den Bahnverkehr auszubauen, fallen durch. Der Alpenverein möge sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern. Übrigens: Es gab auch schlechte Verlierer. Der Berichterstatter unterstellte den Vereinskameraden, sie sympathisierten mit Speditionsverbänden oder Automobilclubs[3]).

Wie „grün" ist der Alpenverein nun tatsächlich? Mit Umfragen läßt sich die Frage, wie die Mitglieder das Verhältnis „Förderung des Bergsteigens" gegenüber „Erhaltung der Ursprünglichkeit und Schönheit der Bergwelt" sehen, nicht so einfach beantworten. In Österreich haben (hochgerechnet, befragt wurde nur eine Stichprobe) 62% der Alpenvereinsmitglieder den Naturschutz als ein vorrangiges Vereinsziel angekreuzt[4]). Aber: Allgemeine Wertaussagen werden gerne anerkannt und bestätigt. Wer ist da nicht für den Naturschutz oder das Energiesparen? Auf der Handlungsebene sieht es meist ganz anders aus[5]). Das trifft bereits zu, wenn diese Handlungen nur vorgestellt werden. Im Jahre 1989 hat das österreichische Gallup-Institut 14–25jährige Österreicher befragt. Die jungen Menschen zeigten sich dabei überaus umweltbewußt: für 75% von ihnen standen „Umweltprobleme" an erster Stelle, „Kriegsangst" und „Arbeitslosigkeit" fanden sich mit 21% bzw. 13% weit abgeschlagen. Gegen umweltbelastende Großbauten waren immerhin noch 54%; für eine Benzinpreiserhöhung dagegen nur mehr 17%. Auch bei einer eigenen (nicht repräsentativen) Untersuchung an Studenten zeigte sich, daß zwar Umweltschutz bejaht wurde, aber nur eine Minderheit bereit wäre, deswegen einen höheren Benzinpreis zu bezahlen. Durch meine Tätigkeit als Lehrbeauftragter für Tourenskilauf am Sportinstitut der Universität Innsbruck treten alljährlich zahlreiche Studenten dem Alpenverein bei. Befragungen über die Gründe des Beitritts zeigen, daß die verbilligte Hüttennächtigung den Hauptanziehungspunkt bildet, gefolgt vom Wegenetz, das der Alpenverein geschaffen hat – durchwegs Bereiche, die in die „Förderung des Bergsteigens" fallen.

„Sind die Alpen noch zu retten?"

In diesem Abschnitt setze ich mich der Gefahr aus, endgültig als Unmensch und zynischer Umweltzerstörer abgestempelt zu werden. Ich gehe daran, das oberste Tabu anzukratzen, das „Waldsterben". Soweit ich die Alpen kenne, gibt es nämlich kein Waldsterben. Der Begriff ist m. E. inhaltlich falsch und psychologisch ungünstig. Inhaltlich falsch ist er, weil z. B. die „Tiroler Waldinventur 1989" zeigt, daß die „Sterberate" in den letzten fünf Jahren durchschnittlich bei 0,12% liegt (= 12 von 10000 Bäumen) und 2% der untersuchten Bäume stark geschädigt sind[6]). Die Schäden sind regional sehr unterschiedlich, im Außerfern etwa größer als in den „Transit-Bezirken". Das hängt damit zusammen, daß es für Waldschäden viele Ursachen gibt, die in einem verwickelten Zusammenspiel stehen.

Auch die gesamtösterreichische Waldzustandsinventur zeigt von 1985 auf 1988 eine Besserung der Waldschäden, ein Absinken mittlerer bis starker Kronenverlichtung von 4% auf 3,5%, ein Absinken schwacher Verlichtung von 22% auf 16% und sinngemäß ein Ansteigen des gesunden Baumbestandes von 74% auf 80,5%. Auch beim Nachwuchs geht es aufwärts: Die Schäden durch Wildverbiß nehmen nach der österreichischen Forstinventur ab[7]): Im Wirtschaftswald finden wir einen Rückgang von 60% (61–70) über 54% (71–80) auf 42% (81–85); im Schutzwald sind die Erfolge noch größer: Rückgang von 68% (61–70) über 43% (71–80) auf 32% (81–85).

Was heißt aber „sterben" oder (auch eine beliebte Formulierung): „im Sterben liegen"? Wer stirbt bzw. im Sterben liegt, der ist unrettbar verloren. Ich kann ihm nicht mehr helfen. Das trifft für den Wald – zu unserem Glück! – nicht zu. Diese Formulierung ist eine arge Übertreibung. Ich halte sie für psychologisch bedenklich, weil sie die Motivation, etwas gegen die Waldschäden zu tun, schwächt: einem Sterbenden kann man nur mehr

das Sterben erleichtern, retten kann man ihn nicht mehr – wozu also teure Medikamente und zeitraubende Behandlungen?
Ein Motivationsverlust kann auch durch die dauernde Ankündigung von Umweltkatastrophen erfolgen, die dann – wiederum: zu unserem Glück! – nicht eintreten. Übertreibungen dieser Art sind lernpsychologisch ungünstig. Drohungen, die nicht verwirklicht werden, verfehlen allmählich ihre Wirkung. Wenn es nun schon viele Jahre „fünf vor zwölf" ist und der Bergwald Jahr für Jahr stirbt, hat das eine ähnliche Wirkung wie die Drohung, dem Kind den geliebten Fernsehkonsum zu verbieten und es andererseits tagtäglich vor der Flimmerkiste sitzen zu lassen. Das Kind gewöhnt sich daran und die Drohung berührt es nicht mehr. Ähnliches gilt für die Alpen, die angeblich völlig „kaputtgenützt" und ebensowenig zu retten sind wie der Wald. Wenn ich den Buchtitel „Sind die Alpen noch zu retten?" lese, frage ich mich, wo der Verfasser und andere Pessimisten „die" Alpen kennengelernt haben. „Die" Alpen sind nicht kaputtgenützt. Der Buchtitel müßte richtig lauten: „Sind bestimmte, verhältnismäßig kleine Gebiete der Alpen, die übermäßig erschlossen wurden, noch zu retten?" Diese Überschrift wäre zwar wahr, aber sprachlich klobig und kaum werbewirksam. Da hält man es lieber mit den Übertreibungen.
Ich habe den Eindruck, daß Massen dorthin fahren, wo bekanntermaßen Massen sind, und dann verärgert feststellen, daß hier – Massen sind. Wenn jemand die Ursprünglichkeit der Alpen sucht, kann er sie auch finden. Er braucht nicht einmal eine besonders dicke Brieftasche, dafür aber eine gediegene alpine Ausbildung, eine gute Kondition, bescheidene Ansprüche an die Bequemlichkeit, und ein bißchen Phantasie. Mit dem Auto kann man nicht in das ursprüngliche Gebirge fahren, und mit der Seilbahn auch nicht. Wer die genannten Voraussetzungen nur teilweise mitbringt, der kann sich einen einheimischen Bergführer nehmen und ihm seine Wünsche mitteilen. Er wird tagelang keine geschundene Natur erblicken, nur (anstrengende) Ursprünglichkeit. Noch einmal: Man kann nicht Bequemlichkeiten erwarten, die nur bei Massenbesuch lohnen, gebahnte und markierte Wege, gepflegte Schutzhütten mit Betten, Bier und Schnitzel – und gleichzeitig unberührte Natur!
Wie kommt es zu diesem Pessimismus? Zum Teil läßt er sich durch Unerfahrenheit erklären. Viele Menschen kennen die Alpen nur von den großen Skistationen und den überfüllten Hütten her. Ich biete eine zusätzliche Erklärung an. Sie geht davon aus, daß wir in den Industriestaaten zu einem vor 50 oder gar 100 Jahren unvorstellbaren Wohlstand gelangt sind. Vor allem durch das Fernsehen werden wir mit dem Elend in anderen Gebieten konfrontiert. Das aufkeimende schlechte Gewissen müssen wir irgendwie bewältigen. Wir bewältigen es, indem wir uns einreden, daß es uns nur scheinbar gut gehe, in Wirklichkeit seien wir die eigentlichen Armen – bedroht von der Atomkraft, von Schadstoffen in der Luft, vom verseuchten Wasser, von der Chemie in den Lebensmitteln usf. Die „Selektivität der Wahrnehmung" bestätigt uns freundlicherweise die Richtigkeit unserer Auffassung: Wir nehmen weitgehend nicht wahr, was ist, sondern was wir wahrnehmen wollen: „Man sieht, was man sucht"[8]). Hält einem dann jemand vor Augen, daß es uns eigentlich recht gut gehe, gerät man in eine „Kognitive Dissonanz", in einen Widerspruch zwischen der gehätschelten Auffassung, man sei von allen Seiten her bedroht und daher im höchsten Maße bemitleidenswert, und etwa dem Befund, daß noch nie so viele Menschen ein so angenehmes Leben geführt hätten wie in unserer Zeit. In dieser Lage neigt man nicht zu einer realistischen Abwägung der Wahrscheinlichkeit vermeintlicher Bedrohungen, sondern zur Verteidigung bzw. zum Gegenangriff. Ein interessantes Beispiel dafür waren Leserbriefe, die Herrn von Lojewski geschrieben wurden, als er in den „Mitteilungen" des DAV gegen den Negativjournalismus auftrat und bescheiden darauf hinwies: „Aber: ich lebe!"[9])
Ich möchte nicht schönfärben. Natürlich gibt es Schäden, am Wald und anderswo. Wintersportgebiete bieten z. B. nach der Schneeschmelze häufig einen scheußlichen Anblick. Auch maße ich mir nicht an, ein Urteil zu fällen über die Gefährdung unserer Umwelt durch die Meeresverschmutzung oder den Raubbau an den tropischen Regenwäldern[10]). Hier war aber die Frage, ob die Alpen „noch zu retten" seien. Ich bin der Meinung, sie sind nicht, um beim Bild zu bleiben, „in Lebensgefahr". Aber: Wir müssen alles unternehmen, um zweifellos bestehende Schäden zu mildern oder zu beheben. Wogegen ich mich hier wende, das sind maßlose Übertreibungen, die nach meiner festen Überzeugung der Sache des Umweltschutzes nicht nützen, sondern schaden.

Schuld ist die Gewerkschaft!

Eine seltsame Kapitelüberschrift, nicht wahr? Aber machen wir uns klar: In früheren Zeiten ist man keineswegs liebevoller mit der Natur umgegangen als heute. Im Gegenteil! In dem Dorf, in dem ich meine Kindheit verbrachte, war die Abfallbeseitigung eine einfache Sache. Müll und Unrat wurden einfach in den Bach geworfen, im Vertrauen darauf, daß das nächste Hochwasser auch die hartnäckigsten Reste des Abfalls beseitigen werde. Das würde jedem gestandenen Umweltschützer unserer Tage mit Recht Zornesröte ins vollbärtige Antlitz treiben. Heute übertrifft in vielen Fremdenverkehrsorten die Zahl der Gästebetten die Zahl der Einheimischen um ein Vielfaches und die Abfälle (der wenigen Einheimischen wie der vielen Gäste) sind gefährlicher geworden. Umweltprobleme im Tourismus gibt es erst, seit es einen Massentourismus gibt. Wie ist es dazu gekommen?
Freizeit und Geld sind die Voraussetzungen des Tourismus. Deshalb gab es den Tourismus nicht immer bzw. nur für wenige Reiche. Diese Aussage ist unschwer zu begründen. Im Jahre 1833 verbot ein damals fortschrittliches Gesetz in England die Beschäftigung von Kindern unter 9 Jahren in Fabriken und begrenzte die Arbeitszeit für die Neun- bis Dreizehnjährigen auf 48, für die Dreizehn- bis Achtzehnjährigen auf 68 Wochenstunden. Bei uns, z. B. im Tiroler Bergbau, sah es nicht viel besser aus. Die Arbeitsbeanspruchung der Erwachsenen kann man sich unschwer vorstellen! In unserem Jahrhundert verbesserten sich die Verhältnisse sprunghaft: Zur Lebenszeit meines Vaters galt die 48-Stunden-Woche als großer Fortschritt; heute sind es

40 Stunden, für einige Wirtschaftszweige bereits 35, für andere werden sie diskutiert[11]). Die 30-Stunden-Woche steht zwar noch nicht vor der Tür, wird aber für eine absehbare Zukunft nicht ausgeschlossen.
Den meisten Menschen fehlte früher neben der Freizeit auch die *„freie Spitze"* des Einkommens, weil dieses Einkommen bestenfalls für die Befriedigung der notwendigsten Bedürfnisse reichte – Essen, Kleidung, ein Dach über dem Kopf. Die Gewerkschaften haben sich mit Erfolg bemüht, nicht nur die Arbeitszeit zu verringern, sondern auch die Einkommen zu erhöhen. Sie sind damit gewissermaßen die „ungewollten Väter des Massentourismus". Der Massentourismus aber begründete den Wohlstand im alpinen Raum. *Vielen* Leuten muß es gut gehen, damit das Tourismusgeschäft blüht. Ein John Ball oder ein Paul Grohmann, um zwei (vermögende) Erschließer der Dolomiten zu nennen, reichen da nicht aus. Mehr Geld bei mehr Freizeit – das ist also *die* Chance für alle Alpengebiete, in denen der Tourismus eine Rolle für den Wohlstand der Bevölkerung spielt. Diese Entwicklung geht weiter und damit auch der weitere Aufschwung des Fremdenverkehrs.
Aus der Schilderung ist zu ersehen, daß der Massentourismus nicht einfach abgelehnt werden kann. Müssen wir uns nicht darüber freuen, daß Reisen und Aufenthalte in den Alpen nicht einigen wenigen Begüterten möglich sind, sondern einer breiten Schicht unserer Bevölkerung? Ist der Ausdruck „Massen" nicht eine Abwertung, deren wir uns schämen müssen? Wie sollte eine Einschränkung des Zugangs erfolgen? Wer „darf" und aus welchem Grund, wer „darf nicht"? Es ist nicht zu leugnen: Der sogenannte „Massentourismus", so erfreulich seine Ursachen (mehr Geld und mehr Freizeit für viele Menschen) sind, bringt Probleme mit sich. Wir sollten ihn, meine ich, bejahen und uns bemühen, diese Probleme zu bewältigen. Das ist eine ganz andere Strategie als das Bemühen um Einschränkungen. Mein soziales Gewissen rührt sich z. B. ganz mächtig, wenn ich höre, dieser und jener Ort bemühe sich um einen „Qualitätstourismus", sprich: um weniger Gäste, die aber dafür wesentlich mehr Geld ausgeben. Das ist ein einfacher, aber kein empfehlenswerter Weg, der zudem das Problem nur verschiebt: dann gibt es halt weniger Skifahrer im teuren Zürs, dafür entsprechend mehr in St. Anton oder anderen Orten, die neben teuren Hotelbetten auch preisgünstige Privatzimmer anbieten.

„Harter" und „weicher" Tourismus: Da leben doch auch Menschen!

Die großen Skistationen mit ihrem Pisten- und sonstigen Wirbel sind „harter" Tourismus, der die Natur ungleich stärker belastet als Bergsteigen oder Skitouren, die dem „weichen Tourismus" zugerechnet werden und die Natur nur geringfügig abnützen. Ein paar Schwierigkeiten mit kämpferischen Umweltschützern in unserem Verein könnte ich mir ersparen, wenn ich nur den „weichen" Tourismus verteidigte. Ich wage es aber, für den „harten" Tourismus Verständnis zu äußern.
In den Alpentälern leben auch Menschen. Sie arbeiten hart und können doch kaum überleben oder gar jenen Lebensstandard erreichen, der für den durchschnittlichen Stadtbewohner selbstverständlich ist. Sie müssen auspendeln oder abwandern. Von der großartigen Natur, die sie umgibt, können sie nicht abbeißen. Ich glaube, die Bergbewohner haben ein Recht darauf, in ihren Bergen zu wohnen und dabei nicht auf ein notdürftiges Überleben unter mittelalterlichen Bedingungen angewiesen zu sein. Wer in einer bequemen Stadtwohnung lebt, womöglich in gesicherter Stellung und mit gutem Einkommen, der hat leicht vom Schutz der Alpen zu reden und Forderungen zu stellen.
Die Alpenbewohner *müssen* ihre Landschaft nützen, um im Tal überleben zu können. Sie haben nichts anderes. Genügt der sanfte Tourismus? Liebe Freunde im Alpenverein, erlaubt mir ein offenes Wort: Die sanften Touristen müssen Geld im Tal lassen, damit die Bewohner hier leben bleiben können. Von den Tagesnützern ihrer schönen Landschaft haben sie nichts, wenn sich diese im Kofferraum das Bier mitführen – weil es im großstädtischen Supermarkt billiger ist als im Alpengasthof Lisens. Viele sanfte Touristen hinterlassen den Talbewohnern nichts als die Abgase bei der An- und Abreise. Daß diese Menschen allmählich nicht mehr viel vom sanften Tourismus halten und auf den „harten" setzen, auf Seilbahnen und Pistenrummel, darüber bin ich nicht glücklich, kann es ihnen aber nicht verargen. Es liegt an uns allen, den sanften Tourismus im doppelten Wortsinn „erträglicher" für die Einheimischen zu gestalten.
Vielleicht helfen uns die Gewerkschaften, denen wir den Massentourismus verdanken, auch, seine Probleme zu bewältigen. Sanfter Tourismus braucht Zeit. Wenn jemand am Sonntag aus Bayern drei Stunden mit dem Auto ins Sellrain fährt, drei Stunden auf den Rietzer Grießkogel geht, mit hundert Tourenfreunden die Gipfeleinsamkeit und die Abfahrt genießt, und dann (weil's bei der Heimfahrt auf der Autobahn und an der Grenze staut) fünf Stunden im Auto sitzt, dann mag die Bergtour sanfter Tourismus gewesen sein, die Autofahrt war's sicherlich nicht. Noch mehr Freizeit, z. B. durch eine Vier-Tage-Woche, könnte – in Verbindung mit einem gewissen Umdenken, daß ich nämlich dann nicht den Zwang verspüre, drei Gipfel zu besteigen – zu einem echten sanften Tourismus führen. Denn: Zum sanften Tourismus gehört Muße anstatt Hetze. Habe ich drei Tage zur Verfügung, muß ich mit der Zeit nicht mehr knausern und kann mir sogar den nervenschonenden Luxus der Benützung öffentlicher Verkehrsmittel leisten.
Noch einmal: Der Tagestourismus belastet die Landschaft, ohne den Menschen zu bringen, was sie suchen. An- und Rückreise, womöglich im Schritt und mit Stau an der Grenze, fressen den Erholungswert der drei Anstiegsstunden wieder auf. Diese Form des Tourismus nützt auch der einheimischen Bevölkerung nicht, die ihn als Einnahmequelle braucht. Daher: Nächtigen, einkehren, Geld im Tal lassen – dann erhalten wir auch Verständnis für unser Anliegen des sanften Tourismus bei den Einheimischen. „Intakte Natur" wird bejaht, wenn man auch von ihr leben kann. Es ist schäbig, die Einheimischen nur als urige Staffage für die romantische Umgebung zu sehen und ihnen womöglich das elektrische Licht in den und die Autozufahrt zu den Bergbauern-

Foto: S. Weiss

Links: „Die Freude, einen Gipfel zu erreichen, ein Ziel, kommt vor der letzten großen Freude, der Abfahrt . . ." (Anstieg zum Piz Tresero, 3594 m, südliche Ortler Alpen)

höfen zu mißgönnen. Gewiß, die Landschaft rund um die Alpentäler gehört nicht ihren Bewohnern, aber, wenn man so spitzfindig sagen darf: sie gehört ihnen ein bißchen mehr als den Städtern, die ihre Unversehrtheit fordern, den „harten" Tourismus bekämpfen und vom „weichen" nur reden.

Ein Blick in die Zukunft . . .

In Ländern der dritten und vierten Welt hängt das Überleben davon ab, ob es gelingt, die Menschen mit Nahrung zu versorgen. In den Industriestaaten hängt (menschenwürdiges) Überleben von der Bewältigung der Freizeit ab. Sie haben, wie erwähnt, in einer kurzen Zeit – bezogen auf die Menschheitsgeschichte – einen unfaßbaren Wohlstand erreicht. Freizeit war so lange kein Problem, als sie in geringem Umfang zur Verfügung stand und zur Erholung von schwerer körperlicher Arbeit dienen mußte. Zudem gab es keine „freie Spitze" des Einkommens: es war gerade so viel da, um sich zu ernähren und zu kleiden. Die Gewerkschaften haben sich mit erfreulichem Erfolg bemüht, die Arbeitszeit zu verringern und die Einkommen zu erhöhen. Was geschieht aber mit dem Mehr an Geld in dem Mehr an Freizeit? Werden wir vor dem Fernsehschirm vertrotteln, werden wir willenlose Bälle der Konsumgüterwerbung? Oder wird es uns gelingen, die Freizeit zu bewältigen, sie aktiv und kreativ zu nützen?

Wir sind offenbar auf einem guten Weg. Die Freizeit wird nicht mehr passiv verbracht, die „3 F" – Fernsehen, Flaschenbier, Filzpantoffel – haben stark an Bedeutung verloren[12]).
Natürlich gibt es viele Möglichkeiten, Freizeit sinnvoll zu nützen – vom Lesen über das Schachspielen und Musizieren bis zum regelmäßigen Kegelabend. Sportarten, die in der Natur ausgeübt werden, kommt jedoch eine ganz besondere Bedeutung zu. Das liegt an und für sich auch im Interesse des Natur- und Umweltschutzes: Wie soll man Verständnis und Liebe zur Natur erlernen, wenn man sie nicht aus eigener Anschauung kennt? Es kann schon deshalb nicht Ziel sein, Menschen auszusperren, wohl aber, sie zum behutsamen, schonenden Umgang mit der Natur zu erziehen. Nun scheint mir aber das Bergsteigen Qualitäten zu haben, die es über andere Freizeitbeschäftigungen hinaushebt. Ich möchte das am Beispiel „Tourenskilauf" aufzeigen. Das Großartige an diesem Sport liegt m. E. darin, daß er den ganzen Menschen erfaßt: seinen Körper, sein Gemüt, seinen Verstand. Daß man zunächst einmal den Berg überhaupt findet, den man ersteigen möchte, verlangt eine erhebliche geistige Leistung: den sachgerechten Umgang mit der Landkarte, mitunter auch mit dem Höhenmesser und der Bussole. Andererseits vermittelt der Tourenskilauf deshalb nach jedem stärkeren Schneefall das Erlebnis einer Art „Erstbegehung"! Der Aufstieg bietet ein hervorragendes Organtraining. Die alpinen Gefahren verhindern dabei, daß der Verstand abgeschaltet werden kann: eine Spur sicher und ökonomisch anzulegen, verlangt einige Überlegungen. Das Gemüt kommt nicht zu kurz: Einsamkeit, Landschaftserlebnis schaffen tiefe und abwechslungsreiche Eindrücke. Die Freude, einen Gipfel zu erreichen, ein Ziel, kommt vor der letzten großen Freude, der Abfahrt. Ich weiß, es gibt den bösen Bruchharsch und den tiefen Sumpf. Bei geschickter Wahl der Höhe von Ausgangspunkt und Gipfel unter Einbezug der Aufstiegs- und Abfahrtsrichtung wird jedoch meist die Freude überwiegen[13]).
Dazu kommen Werte, wie sie vor allem der „Alpinismus als Lebensform" zu bieten hat. Wir lernen, Härten durchzustehen, denn eine Skitour kann man zumeist nicht wie ein Tennismatch abbrechen, wenn man keine Lust mehr hat. Wir lernen das „einfache Leben" wieder kennen, wenn auch zeitlich begrenzt, mit den einfachen, aber ganz stark empfundenen Freuden des Essen-Dürfens, Trinken-Dürfens, Ruhen-Dürfens. Da man Skitouren im allgemeinen nicht allein geht, kommen Werte der Kameradschaft dazu, der Hilfsbereitschaft. – Ich glaube, für die umfassenden Qualitäten des Bergsteigens als erfüllende Freizeitbeschäftigung gibt es keinen Ersatz. Die Erlebnisqualitäten etwa des Eisstockschießens können da nicht mithalten.
Von der anderen Seite betrachtet: Der Fremdenverkehr ist eine wichtige Lebensgrundlage für die Alpenbewohner. Nach dem bekannten Schweizer Tourismusforscher Jost Krippendorf stoppt er die Abwanderung aus den wirtschaftlich benachteiligten Bergtälern, schafft Arbeitsplätze, bringt Einkommen, finanziert die Infrastruktur, verbessert die Wohnverhältnisse, stützt die Landwirtschaft und trägt zur Landschaftspflege bei. Das alles steht natürlich in einem engen Zusammenhang: Weil

Seite 213: „Erwachsenen" Bäumen kann der Tourengeher gar keinen Schaden zufügen. Selbst bei dichterem Bestand als hier könnte er schlimmstenfalls ein dürres Ästchen knicken.

Arbeitsplätze geschaffen werden, kann man im Tal selbst das erforderliche Einkommen erzielen und braucht nicht auszupendeln oder gar abzuwandern. Bleibt aber mehr Geld im Tal, erhöhen sich auch die Steuereinnahmen für die Gemeinden, die sie für eine Verbesserung der Infrastruktur, z. B. in den Bau von Freizeitanlagen, Wanderwegen usf. verwenden können. Das höhere Einkommen der einheimischen Bevölkerung führt zum Bau von Häusern und zu höherem Standard bei den Wohnungen. Der Nebenerwerb durch den Tourismus erlaubt es dem Bergbauern, auf seinem Hof zu bleiben und Wiesen zu mähen oder zu beweiden, die er sonst aufgeben müßte. Daß der wirtschaftliche Aufschwung das Selbstbewußtsein und auch das Zugehörigkeitsgefühl („unser Tal") stärkt, ergibt sich ganz von selbst[14]).
Wie soll nun die Zukunft aussehen? Es gilt, die Vorteile und die zweifellos bestehenden Nachteile (z. B. „Wachstumskreisel", einseitige Wirtschaftsstruktur u. a. m.) gegeneinander abzuwägen. Vielleicht ergibt sich dann folgendes „Programm":
1. Förderung verdient vor allem der sanfte Tourismus. Er schont die Landschaft und schränkt die Abhängigkeit der Bevölkerung von auswärtigen Geldgebern ein. Selbst ein radikaler Umweltapostel wie Reinhold Messner meint, mit seiner Muskelkraft könne der Mensch der Natur gar nicht ernsthaft schaden.
2. Daraus ergibt sich, daß ein weiteres Wachstum der bestehenden „Hauptplätze" des Tourismus nicht wünschenswert wäre. In aller Freundschaft: Wer ohnehin schon gut verdient, muß den verhängnisvollen Wachstumskreisel nicht in Bewegung setzen.
3. Es gibt genügend Orte und Täler in den Alpen, die für den zu erwartenden weiteren Zustrom von Touristen „erschlossen" werden könnten – freilich nicht im Sinne der Verkabelung, des Straßenbaus und der Errichtung ganzer Wohnsilos. Für den „Sanften Tourismus" genügt ein behutsamer Ausbau bestehender Quartiermöglichkeiten, Wanderwege, Loipen usf. Für Südtirol könnte ich – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – als Beispiele nennen: Das Ultental, das Martelltal, das obere Passeiertal, das Pfitscher, Pfunderer, Antholzer oder Gsieser Tal, das Sarntal mit Pens und Durnholz, das Ridnaun- und das Pflerschtal – sie alle könnten durch einen behutsamen Ausbau des Tourismus gewinnen, ohne daß ein ernsthafter Schaden für die weitgehend unversehrte Landschaft eintreten müßte.
Wie wird es mit dem „harten" Tourismus weitergehen? Ich glaube, daß hier die Grenze gar nicht durch den Verschleiß an Landschaft und das „Kaputtnützen" gesetzt werden wird. Viel früher sind Probleme zu erwarten bei der Anreise mit dem Auto und beim Parken. Die Erziehung zum umweltfreundlicheren „Lang-Urlaub" wird vielleicht recht wirksam durch Sperren von Skigebieten für Tagesgäste und ähnliche Maßnahmen erfolgen.

Zurück zur Ausgangsfrage: Kaputtnützen oder Hinausschützen?

Umweltnützer und Umweltschützer müssen zu einem gemeinsamen Nenner finden, wenn sich nicht die eine oder die andere Gruppe grollend aus dem Verein entfernen soll. Dazu sind Zugeständnisse von beiden Seiten nötig.

Umweltnützer müssen einsehen . . .
. . . daß sich die Ziele des Alpenvereins gewandelt haben, daß Walter Schmidkunz nur mehr bedingt Recht hat, wenn er in seiner berühmten Wildschütz-Moritat meint:

> *„Denn auf den Bergen, ja, da wohnt die Freiheit.*
> *Ja, auf den Bergen ist es gar so schön,*
> *allwo auf grauenvolle Weise*
> *der Jennerwein zugrund' mußt geh'n."*

Die Freiheit des Umweltnützers unterliegt Beschränkungen. Diese Beschränkungen werden ihm einerseits durch den Gesetzgeber auferlegt, z. B. durch das Verbot, Aufforstungen oder Jungwald mit einer Bewuchshöhe unter 3 m zu befahren, andererseits durch die moralische Verpflichtung, selbst alle Maßnahmen zu treffen, um Schäden zu vermeiden. Für den Tourenskilauf, mit dem ich beruflich besonders verbunden bin, könnte das bedeuten: im Zweifelsfalle, z. B. um Schäden am natürlichen Nachwuchs zu vermeiden oder in unbekanntem Gebiet, eine der (reichlich vorhandenen) Forststraßen anstatt der Waldschneise zu benützen; bei zu geringer Schneelage – wie am Beginn des Winters in den letzten Jahren – auf Skitouren zu verzichten oder doch die Ziele ganz bewußt nicht nur an den Kritierien der Sicherheit und des Skigenusses, sondern auch des Umweltschutzes auszuwählen; den Einständen des Wildes aus dem Wege zu gehen, das Wild nicht zu erschrecken und zu beunruhigen.
Ich sagte, der Tourismus, der sich nur der eigenen Muskelkraft bedient, könne die Natur nicht ernstlich schädigen. Das stimmt nur mehr zum Teil, wenn sich – an Wochenenden – große Massen von Bergsteigern wie die Lemminge auf bestimmte Gipfel zubewegen. (Ich bin überzeugt, daß mindestens 90% der Bergsteiger höchstens 10% der Alpengipfel besteigen.) Wenn sich diese Menschenschlangen oberhalb der Waldregion bewegen, richten sie keinen Schaden an. Weiter unten bringen sie Probleme für die Natur, mehr jedoch für Bauern bzw. Grundbesitzer, wenn sie Zufahrten zu Höfen verparken, Zäune niederreißen, in Hütten einbrechen usf. In solchen Fällen werden zusätzliche Einschränkungen erfolgen oder Entschädigungen geleistet werden müssen.
Mit Recht werden sich anständige Tourengeher dagegen verwahren, mit Rowdies in einen Topf geworfen zu werden. Das Problem ist aber grundsätzlicher und Umweltnützer werden vielleicht schon in naher Zukunft einsehen müssen, daß Natur zwar jedem zur Verfügung steht, daß sie aber nicht kostenlos zu haben ist. Warum sollte man nicht einen angemessenen Beitrag dafür bezahlen, daß man über die Wiese oder durch den Wald eines Bauern aufsteigt oder abfährt? Wenn das durch ganze Scharen von Erholungsuchenden geschieht, sind Schäden unvermeidbar, selbst wenn es sich nicht um die angeführten Rowdies handelt. Der Bauer fragt sich mit Recht, warum er die Kosten tragen soll, während ein anderer, über dessen Grund eine Piste führt, vom Liftbetreiber entschädigt wird. Auch Schäden, die der sanfte Tourismus stiftet, müssen abgegolten werden. Dieser Beitrag wird vermutlich nur von Tagesgästen eingehoben werden, ähnlich wie seit 1989 in manchen Orten Tirols eine „Loipengebühr" zu berappen ist. Das halte ich als einen Anreiz zu

Foto: R. Weiss

längeren Aufenthalten (aus Umweltschutz- und freizeitpädagogischen Gründen ungleich günstiger) für vorteilhaft und durchaus nicht ungerecht. Vergessen wir nicht: Sanfter Tourismus ist umweltfreundlich, die Anfahrt und Rückreise mit dem PKW ist es nicht. Sieben Tagestouren belasten die Umwelt ungleich stärker als ein einwöchiger Aufenthalt auf einer Schutzhütte.

Umweltschützer müssen einsehen . . .

. . . daß nicht nur Rauhfußhühner und Bambis die Natur nützen dürfen, sondern auch – Menschen. Zumeist wird sich ein vernünftiger Kompromiß finden lassen, bei dem sich weder das Tier noch der Mensch unzumutbar einschränken muß. Umweltschutz darf nicht in eine Art „menschenfeindlicher Religion" ausarten und zum Selbstzweck werden. Umweltschützer müssen einsehen, daß eine gewisse Belastung der Natur durch die Umweltnützer unvermeidbar und durch den freizeitpädagogischen und gesundheitspolitischen Wert gerechtfertigt ist. Sie können aber erwarten, daß diese Nutzung mit größtmöglicher Sorgfalt erfolgt. Diese Forderung nach behutsamem Umgang mit der Natur ist aus pädagogischen Gründen selbst dann berechtigt, wenn die Schäden im Vergleich zu anderen Schädigern der Umwelt in einer Größenordnung liegen, die man vernachlässigen könnte.

Was tun?

Bei der Erziehung zur verantwortungsbewußten Umweltnutzung sollte darauf verzichtet werden, zu übertreiben oder zu manipulieren. „Erziehung" bedeutet auch in diesem Fall „Verhaltensänderung", d. h. „Lernen". Verängstigung durch Panikmache ist dabei lernpsychologisch weniger wirksam als die Vermittlung von Zuversicht, das Hinweisen auf bereits erzielte Erfolge.

Erwogen wurde, den Alpenverein „gesundschrumpfen" zu lassen, z. B. durch einen Aufnahmestopp, um den Tourismus einzubremsen. Anders ausgedrückt: auf die „Förderung des Bergsteigens" sollte weitgehend verzichtet werden. Davon halte ich nichts. Ich glaube, daß dadurch der Tourismus nicht gestoppt würde. Der hat gewichtigere Antriebskräfte. Der Alpenverein verlöre aber durch eine solche Maßnahme an Einflußmöglichkeiten, *wie* Tourismus erfolgt. Im Rahmen des Alpenvereins ist eine bedeutende Beeinflussung des Umweltbewußtseins möglich. Sie erfolgt, ohne daß uns der Erfolg in Zahlen bewußt werden könnte. Auf der gleichen Linie liegt die Forderung, auf Schulskikurse zu verzichten. Den Skilauf kann man auch ohne Schulskikurs erlernen und betreiben. Die Schulskikurse bieten jedoch hervorragende Möglichkeiten, das Verhalten junger Menschen beim Skilauf zu beeinflussen[15]). Die Ablehnung des Pistenskilaufs durch unseren Verein halte ich übrigens für nicht gerechtfertigt. Der Pistenskilauf entlastet in gewissem Sinne die Natur, indem er das Sporttreiben kanalisiert. Der Landschaftsverbrauch ist viel geringer als diejenigen meinen, die ihn selbst nur von den großen Skistationen aus beurteilen. Vom Standpunkt des Naturschutzes sollten wir m. E. froh sein, daß es ihn gibt und daß sich so viele Menschen mit diesem eingeschränkten Natur- und Bewegungserlebnis zufrieden geben. Würden diese Menschenmassen sich dem sanften Tourismus verschreiben, wäre der wohl nicht mehr allzu sanft. Daß schließlich die Skipisten die Hochwässer der letzten Jahre verursacht hätten, ist blanker Unsinn[16]).

Wir sind vom Thema abgekommen. Daher noch einmal: Wie kommen wir zu einem *gemeinsamen Nenner zwischen Umweltnützern und Umweltschützern im Alpenverein?* Mitglieder des Al-

Unten: Der Weg zu diesen idealen Skihängen (Abfahrt vom Naviser Kreuzjöchl, 2526 m) führt durch Wald. Die Gruppe wird ihn im unteren Teil der Abfahrt auf einem Forstweg durchqeren. Diese Möglichkeit besteht fast immer, da die Wälder von einem dichten Netz von Forstwegen durchzogen sind.

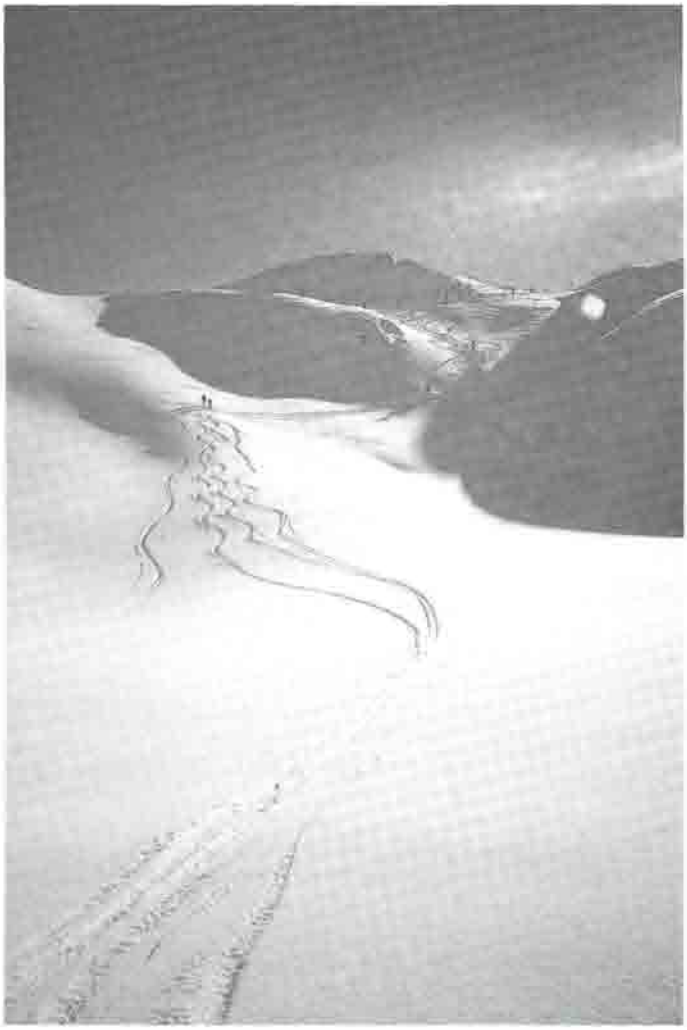


Foto: S. Weiss

penvereins können verschiedene Auffassungen zu Energiefragen haben. Die Atomenergie kann jemand auch als die sauberste und beste Form erscheinen, wenn er die Sicherheits- und Entsorgungsprobleme für lösbar ansieht. Ein anderer schwärmt für die Wasserkraft und empfindet Staudämme als „Schönheit der Technik". Natürlich gibt es auch Alpenvereinler, die auf jede zusätzliche Energiegewinnung verzichten wollen: auf die Kernkraft, weil sie gefährlich ist; auf die Kohlekraftwerke, weil sie die Umwelt verschmutzen; auf die Wasserkraftwerke, weil sie die Landschaft zerstören. Dem halten andere entgegen, daß diejenigen, die sich erst durch den zunehmenden Wohlstand nach dem Kühlschrank auch die Waschmaschine und den Geschirrspüler leisten können, die Energie dafür bekommen sollen. Ähnliches gilt für andere Bereiche, z. B. für die Einstellung zu bestimmten Formen des „harten" Tourismus: der größte Teil der Mitglieder des Alpenvereins betreibt Pistenskilauf, andere Mitglieder lehnen ihn ab. Wie bringen wir sie unter einen – meinetwegen grünen – Alpenvereinshut?

Seite 215: Unverspurtes Gelände vermittelt beim Aufstieg und in der Abfahrt das Gefühl einer Erstbegehung. Bei der entsprechenden Rücksichtnahme auf Wald und Wild stiftet der Tourengeher keinen Schaden – und ärgert sich über ungerechtfertigte Angriffe im Rahmen eines überzogenen Umweltschutzes.

Eine Einigung, mit der alle Mitglieder einverstanden sein könnten, wäre eine *Beschränkung des Umweltschutzes auf den Verein*. Der Alpenverein sollte sich bemühen, auf seinen Hütten mustergültig und beispielhaft Umweltschutz zu verwirklichen. Er sollte in seiner „Erziehungsarbeit", die nicht nur im Rahmen der Jugendgruppen erfolgt, sondern auch in den „Mitteilungen" und in der Bergsteigerschule, umweltbewußtes Verhalten fördern und schulen. Aber: Heraushalten sollte sich der Alpenverein aus schwierigen politischen Fragen, die nicht in Schwarz-Weiß-Manier gelöst werden können wie Transitprobleme, Energieversorgung, Geschwindigkeitsbeschränkungen usf. Der Alpenverein sollte im eigenen Bereich alles für den Umweltschutz tun, er sollte aber seinen Mitgliedern gestatten, zu politischen Umweltfragen eine eigene Meinung zu haben, z. B. über die Gefährlichkeit der Kernenergie, die Landschaftszerstörung durch Wasserkraftwerke, über das Ausmaß benötigter Energie, über die Geschwindigkeit auf unseren Straßen – ein Zugeständnis an jene Mitglieder, die zu diesen Fragen andere Standpunkte als „Grüne" (im Sinne einer Parteizugehörigkeit) vertreten. Im Falle von Erschließungsplänen wäre es ein brauchbarer Kompromiß, wenn nur die betroffenen Sektionen dazu Stellung nähmen, nicht aber der Gesamtverein.

Wem das zu wenig an Umweltschutz bedeutet, der kann ja im Rahmen von Organisationen, die im Gegensatz zum Alpenverein nicht gleichzeitig für den Umweltnutz zuständig sind, für „härtere Maßnahmen" eintreten: im Rahmen einer Grün-Partei, einer Bürgerinitiative oder der Internationalen Alpenschutzkommission (CIPRA). Ebenso muß es aber jedem Alpenvereinsmitglied möglich sein, für einen Liftbau in seiner Gemeinde zu stimmen, ohne in Widerspruch zur Meinung „des" AV zu geraten.

Wo bleibt das Positive?

Was ich mir noch wünsche: Einen fröhlichen, optimistischen, positiv eingestellten Alpenverein. Nicht einen Alpenverein, der über den „harten" Tourismus jammert und ihn bekämpft, sondern einen, der den sanften Tourismus fördert wie vor Jahren in Osttirol – wobei man sicher aus den damaligen Erfahrungen lernen könnte; nicht einen Alpenverein, der darüber klagt, daß zu viele Menschen Erholung in den Alpen suchen, sondern einen, der sich darüber freut und zeigt, wie man den Aufenthalt umweltschonend und zugleich mit höherem Gewinn für die eigene Persönlichkeit verbringen kann.

Was uns im Alpenverein verbinden sollte, das ist die gemeinsame Liebe zum Bergsteigen, also durchaus zur Nutzung der Natur. Es wäre eine unfreundliche Vorstellung, Alpenvereinler würden statt über gemeinsame Bergerlebnisse Erinnerungen über die letzten „Demos" austauschen – gegen ein Kraftwerk, gegen einen Liftbau, gegen den Lkw-Verkehr oder gegen den für die Verlagerung auf die Schiene benötigten Verlade-Bahnhof. Ich glaube, daß wir ein Verein von *Bergsteigern* sind und bleiben sollten, die – schon im eigenen Interesse – Naturschutz bejahen und in ihrem Bereich nach Kräften verwirklichen.

Foto: R. Weiss

Anmerkungen

1) Ankündigung des DAV Summit Club in: OeAV Bergsteigerschule 89/90, S. 60.
2) Nach: Tiroler Tageszeitung vom 30. September 1988.
3) Nach: Bergsteiger 57, Heft 2, 70–71.
4) Ergebnis der Untersuchung des F+G-Meinungsforschungsinstituts.
5) Vgl. Rudolf Weiss (1985): Kindheit und Jugend. Innsbruck. S. 96. Die Aussagen über die Befragung österreichischer Jugendlicher stützen sich auf einen Bericht in der Tiroler Tageszeitung vom 16. Dezember 1989, S. 42.
6) Zustand der Tiroler Wälder (1989). Untersuchungen über die Immissionsbelastung und den Waldzustand in Tirol. Herausgegeben von der Landesforstdirektion. Manuskriptdruck. Innsbruck.
7) Pollanschütz, Josef (1988): Der Zustand des österreichischen Waldes. Waldzustandsmonitoring, Ergebnisse, Zukunftsperspektiven. In: Erwin Führer und Friederike Neuhuber, Hg.: FIW-Symposion „Waldsterben in Österreich". Wien. 19–38. Vermerkt muß allerdings werden, daß die Waldschäden in einigen Ländern Europas weit größer sind, vor allem in der DDR und in Polen. Auch in der Bundesrepublik Deutschland liegen sie höher als in Österreich.
8) Rudolf Weiss (1989): Leistungsbeurteilung in den Schulen. Wien. Vgl. vor allem „Personbeurteilung und Beurteilungsfehler" (127–166). – Für den hier angesprochenen Sonderfall überaus pessimistischer Erwartungen vgl. das vergnüglich zu lesende Buch meines berühmten Kollegen Paul Watzlawick (1983): Anleitung zum Unglücklichsein. München.
9) Beitrag Günther von Lojewski in Heft 3/1989 der Miteilungen des DAV, Leserbriefe in Heft 5/1989.
10) Gerade beim Verweis auf die Tropenwälder dürfte es sich nicht um ein Abschieben von Verantwortung nach dem Floriansprinzip handeln, sondern es dürfte tatsächlich eine ganz andere Schadensdimension vorliegen. Satellitenbilder gewähren uns Einblick in das Ausmaß der Zerstörungen in Afrika und Amerika. Vgl. Christian Körner (1989): Bedeutung der Wälder im Naturhaushalt einer vom Menschen veränderten Welt. In: H. Franz, Hg.: Die Bedrohung der Wälder. Wien. 8–40.
11) Vgl. Stephan Fickl (1989) und Christian Smekal: „Arbeitszeitverkürzung im öffentlichen Dienst" – Auswirkungen auf das österreichische Bundesbudget. Wien.
12) Vgl. Horst W. Opaschowski (1988): Psychologie und Soziologie der Freizeit. Opladen.
13) Wer diese Schilderung als zu idealistisch empfindet und auf die überlaufenden Gipfel verweist, der braucht entweder mehr Ausbildung und Phantasie – oder einen Bergführer, dem er seinen Wunsch nach Einsamkeit mitteilt . . .
14) Jost Krippendorf (1986): Alpsegen – Alptraum. Für eine touristische Entwicklung im Einklang mit Mensch und Natur. Bern.
15) Schulskikurse und Umwelt (1989): Schwerpunktthema der Zeitschrift Sportunterricht 38, Heft 11.
16) In einer Studie des Instituts für Geographie der Universität Innsbruck (1990) heißt es, die Schadensereignisse seien „viel zu großräumig, als daß die räumlich bescheidene technische Skierschließung in irgendeiner Form soweit abflußerhöhend wirken könnte, daß man von einer Beeinflussung sprechen könnte."

Literaturhinweise (Auswahl):

Haßlacher, Peter (1984): Sanfter Tourismus (Virgental). Innsbruck.
Heinrich, Michael (1988): Sind die Alpen noch zu retten? Die Zerstörung eines Lebensraumes. München.
Kramer, Dieter (1983): Der sanfte Tourismus. Umwelt- und sozialverträglicher Tourismus in den Alpen. Wien.
Krippendorf, Jost (1986): Alpsegen – Alptraum. Für eine Tourismusentwicklung im Einklang mit Mensch und Natur. Bern.
Krippendorf, Jost (1988), Zimmer, Peter und Glauber, Hans, Hg.: Für einen anderen Tourismus. Probleme – Perspektiven – Ratschläge. Frankfurt.
Krippendorf, Jost (1984): Die Ferienmenschen. Für ein neues Verständnis von Freizeit und Reisen. Zürich.
Leitgeb, Günther (1987): Ökopädagogik und Wertewandel. Diplomarbeit. Innsbruck.
Maeder, Ueli (1985): Sanfter Tourismus – Alibi oder Chance? Zürich.
Opaschowski, Horst W. (1988): Psychologie und Soziologie der Freizeit. Opladen.
Preglau, Max (1985) u. a.: Fremdenverkehr. Kosten und Nutzen des Tourismus am Beispiel Obergurgl. Innsbruck.
Tschurtschenthaler, Paul (1986): Das Landschaftsproblem im Fremdenverkehr. Dargestellt anhand der Situation des Alpenraumes. Bern.

Wildbachkatastrophen 1987. Oben: Die Adda brachte die Straße nach Bormio mitsamt einer Lawinengalerie zum Einsturz und hat sich viele Meter tief eingegraben. Bildleiste Mitte: Im Südtiroler Martelltal entstand eine neue Siedlung im Überschwemmungsbereich des Plimabaches im Vertrauen auf die Hochwasserrückhaltung im Zufrittspeicher. Der war allerdings zum Zeitpunkt des katastrophalen Regens randvoll.

Fotos: J. Karl (2); K. Reiner (2); G. Hirtlreiter

Naturkatastrophen in den Alpen –

naturgegeben oder provoziert?

Johann Karl

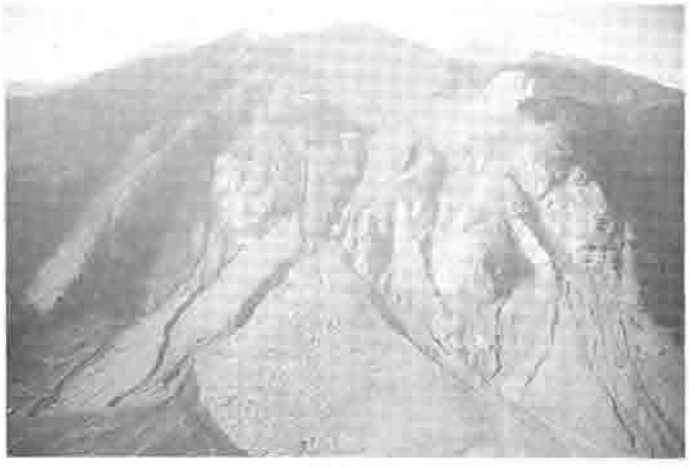
Es vergeht kaum ein Jahr, in dem nicht von Naturkatastrophen wie Hochwassern, Muren, Lawinen, neuerdings von Orkanen, aus irgendeinem Teil der Alpen berichtet wird. In Jahren wie 1951, 1965, 1966, 1987, 1990 häuften sich die Meldungen, und die Öffentlichkeit war dann schnell bei der Hand, wenn es galt, Schuldige zu finden. Wenn es schon in den Zeitungen und Magazinen steht, wenn schlimme Bilder über den Bildschirm flimmern, dann werden die mitgelieferten Erklärungen über die Katastrophenursachen auch allgemein für wahr gehalten und entsprechend kolportiert. Es ist müßig, über diese heute weltweit verbreitete Art der Meinungsbildung die Nase zu rümpfen oder gar gegen sie anzugehen. Ganz gleichgültig, ob es zu Beginn des naturwissenschaftlichen Zeitalters Hexen waren oder heute Skipisten sind: ist erst einmal die Zahl der „Gläubigen" zu einer „kritischen Masse" angewachsen, dann tut sie „bomben"sicher ihre Wirkung bei der Feststellung der Schadens„ursache".
Unter dieser Voraussetzung ist es für einen Naturwissenschaftler kein ganz ungefährliches Unterfangen, Naturkatastrophen in den Alpen einer historischen Betrachtung zu unterziehen, um auf diese Weise zu einer wenn schon nicht objektiven, so doch zumindest intersubjektiven und damit wissenschaftlich nach dem derzeitigen Stand der Kenntnis haltbaren Aussage über naturgegebene und menschlich beeinflußte katastrophale Naturereignisse in den Alpen zu kommen.
Die Trennungslinie zwischen natürlich und menschlich bedingten Katastrophen ist nicht immer leicht zu ziehen und gelegentlich ist dies ganz unmöglich. Die Alpen sind nicht nur ein geologisch junges und damit in vielfacher Hinsicht instabiles Gebirge, sie neigen auch vom Witterungsablauf her zu sommerlichen und winterlichen Niederschlagsexzessen und zu orkanartigen Stürmen. Im Klartext heißt das, daß Erdbeben, Fels- und Bergstürze, Föhnstürme, Hochwasser, Rutschungen, Muren, Lawinen vorgegebene Eigenschaften dieses Hochgebirges sind, denen sich der Mensch als Dauersiedler, Reisender und Gast seit mehr als zwei Jahrtausenden nicht nur aussetzt, sondern einen Teil dieser Ereignisse mehr oder weniger stark beeinflußt oder sogar auslöst.

Definitionen

Beschäftigt man sich näher mit dem Fragenkomplex „Naturkatastrophen in den Alpen", so stellen sich allerdings einige grundsätzliche Fragen, deren Beantwortung von sehr verschiedenen Seiten her angegangen werden kann. Es sei deshalb zunächst das Terrain abgesteckt, auf dem diesem Thema im weiteren nachgegangen wird. Die Schwierigkeiten beginnen bereits mit dem Begriff „historisch". Er wird in den Geisteswissenschaften und in den Naturwissenschaften verwandt, nirgends jedoch eindeutig. Beschränkt man, wie dies häufig geschieht, Historie auf die Zeit schriftlicher Überlieferungen, dann müßte unsere Betrachtung über die Alpen in der Römerzeit beginnen, da frühere schriftliche Quellen für diesen Raum fehlen. Für eine Reihe von Historikern beginnt allerdings Historie in Mitteleuropa erst mit dem Ende der Merowingerzeit im frühen Mittelalter.
Die Naturwissenschaften kennen die Historische Geologie und die Historische Geographie, die zeitlich nur in Teilbereichen mit der Historie der Geisteswissenschaft zusammenfallen. Es kann nicht Aufgabe unserer Betrachtung sein, dieses definitorische Dilemma näher zu beleuchten. Aus naturwissenschaftlicher Sicht sei deshalb ein historischer Rückblick auf Naturkatastrophen in den Alpen mit dem Ende der Würmeiszeit vor etwa 12000 Jahren begonnen. Der Grund dafür ist die Tatsache, daß damals die jüngsten einschneidenden Änderungen durch die gestaltenden Kräfte an der Erdoberfläche in den Alpen begannen und daß hier von dieser Zeit an eindeutig Spuren von Naturkatastrophen zu finden sind.
Der Begriff „Naturkatastrophe" ist einer ähnlichen begrifflichen Vielfalt ausgesetzt wie der der „Historie". Für viele Naturwissenschaftler umfaßt der Wortteil „Natur" das gesamte Universum einschließlich des Menschen und seiner kulturellen und zivilisatorischen Errungenschaften bis hin zu den Werken von Konfutse, Mozart, Einstein, zum Faustkeil, zur Mikroelektronik, zur Atombombe, um nur wenige Beispiele zu nennen. Das anthropozentrische Weltbild hingegen schließt den Menschen aus dieser Gesamtnatur aus und stellt ihn auf eine eigene herausgeho-

Seite 216 Bilder unten: Links der Campingplatz Hochstubai nach dem Hochwasser. Der künstlich in ein zu enges Bett gezwängte Ruetzbach eroberte sich den verlorengegangenen Raum zurück. Rechts zermalmtes Auto am Krußbach (Stubai)

Unten: Bei Bormio stürzten 1987 etwa 10 Millionen Kubikmeter Gestein in das Adda-Tal. Ganz unten: Die Sturzbahn am Monto Toc und die Bergsturzmasse im Stausee von Vaiont nach der Katastrophe von 1963



Fotos: H. Hintermeier; J. Karl

bene Ebene; „Natur" ist der Rest der Welt. Der zweite Wortteil, der Begriff „Katastrophe", wird bei BROCKHAUS 1970 als Naturgeschehen oder geschichtliches Geschehen verstanden, das in plötzlichem Einbruch nachhaltige Zerstörung hervorruft, so zum Beispiel in einer Landschaft, bei Pflanzen und Tieren, aber auch bei einer Person, einem Staat, einer Kultur. Neuerdings wird der Begriff auch bei langzeitlich auftretenden, schleichenden Zerstörungen und Veränderungen insbesondere im Umweltbereich verwendet. Es sei an das Waldsterben und den globalen Klimawandel erinnert. Katastrophen gibt es demnach gleichermaßen in der Gesamtnatur, in der eingeschränkten Natur ohne Einbeziehung des Menschen und für den Menschen als Individuum. Naturkatastrophen müssen jedoch nicht unbedingt für die Betroffenen schädlich sein, es können ihnen auch durchaus positive Seiten abgewonnen werden, etwa von Unternehmern beim Wiederaufbau zerstörter Bauwerke oder von Politikern als Anlaß persönlicher Profilierung bei Hilfsaktionen. Selbst die Völkerkatastrophe „Krieg" wurde nicht selten „Vater aller Dinge" genannt. Der Begriff Naturkatastrophe wird unter diesen so unterschiedlichen Gesichtswinkeln ungemein vielschichtig, und gleich dem Sprichwort „Was dem einen sin Ul, ist dem andern

Seite 219: Die Schlucht des Vorderrheins in der prähistorischen Bergsturzmasse von Flims

sin Nachtigall" sind wir um so mehr in Subjektivität befangen, je näher die zu betrachtenden Ereignisse an die Gegenwart heranrücken und je mehr sie uns unmittelbar betreffen. Es wird damit aber auch klar, daß dieses Thema nicht monokausal angegangen werden kann, sondern nur in komplexen Zusammenhängen zu sehen ist.

Um dieser begrifflichen Wirrnis zu entkommen, seien im weiteren Naturkatastrophen betrachtet als folgenreiche Naturereignisse

- ohne Auswirkungen auf menschliche Belange,
- mit Auswirkungen auf menschliche Belange ohne menschliches Zutun,
- mit Auswirkungen auf menschliche Belange, ausgelöst oder verschärft durch menschliche Aktivitäten.

Auf dieser Grundlage werden Bergstürze, Erdbeben, Hochwasser, Muren und Lawinen chronologisch und ursächlich dargestellt.

Vorgeschichtliche Bergstürze

Bergstürze waren nach dem Rückzug des Eises aus den großen Alpentälern am Ende der Würmeiszeit gewissermaßen vorprogrammiert. Der Gletscherschurf hatte die Hänge unterschnitten, die Frostverwitterung hatte tief in die Felsgesteine eingegriffen, die bisher vom Eis verschlossenen Gesteinsklüfte waren geöffnet, das Gebirge war von dem ungeheueren Gewicht der Eismassen befreit, und damit war in tektonisch und lithologisch entsprechend prädestinierten Alpenteilen der Entstehung von Bergstürzen Tür und Tor geöffnet. Besonders betroffen waren die Südlichen und Nördlichen Kalkalpen, während sich die Urgesteinsmassive der Zentralalpen als weit weniger anfällig zeigten. Insgesamt sind aus der späten Würmeiszeit und der frühen Nacheiszeit in den Alpen 32 große Bergstürze bekannt. Der größte ist mit 13 Milliarden Kubikmetern Ausbruchmasse der von Flims im schweizerischen Vorderrheintal. Zum Vergleich: Er war mehr als eintausendmal größer als der Bergsturz 1987 in Bormio. Weitere große Bergstürze dieser frühen Zeit haben ihre Spuren hinterlassen in Siders mit 2 Milliarden Kubikmetern, in Engelberg mit 1,5 Milliarden Kubikmetern, in Susagit mit 1,6 Milliarden Kubikmetern, am Fernpaß mit 1 Milliarde Kubikmetern, in Kandersteg mit 0,8–0,9 Milliarden Kubikmetern, am Dobratsch mit 0,5 Milliarden Kubikmetern, am Eibsee mit 0,2–0,4 Milliarden Kubikmetern. Eine Ausnahme, weil im Zentralalpin gelegen, ist die aus stabilem Augengneis des Ötztales bestehende Trümmermasse von Köfels mit 2 Milliarden Kubikmetern, die sowohl als das Ergebnis eines Bergsturzes, als auch als Meteoriteneinschlag gedeutet wird.

Bei all diesen Ereignissen kann davon ausgegangen werden, daß Menschen nicht betroffen waren. Die Auswirkungen in der Landschaft waren allerdings beträchtlich. So wurde der Vorderrhein durch den Bergsturz von Flims 90 Meter hoch aufgestaut; er hat sich seither in diese Ablagerungen eine imposante Schlucht gegraben. Die Toma- und Seenlandschaft des Fernpasses ist ein ebenso eindrucksvolles Zeugnis.

Foto: J. Karl

Im Verlauf der folgenden Jahrtausende nahm die Zahl der großen Bergstürze stark ab. Waren es im Pleistozän noch 16 Ereignisse mit mehr als 200 Millionen Kubikmetern, so ereigneten sich in der prähistorischen Zeit nur 3 Bergstürze dieser Größenordnung und in historischer Zeit erreichte nur der Bergsturz von Vaiont mit 150 Millionen Kubikmetern näherungsweise ein vergleichbares Ausmaß.

Aus diesen Zahlen geht hervor, daß in Bezug auf Bergstürze die Alpen seit dem Ende der Würmeiszeit immer stabiler geworden sind.

Das ist einerseits auf die allgemein abgeschwächte Morphodynamik nach dem Eisrückzug und auf die außerordentlich rasch erfolgte Wiederbewaldung der Alpen und ihre stabilisierende Wirkung zurückzuführen, andererseits verblieben Restspannungen und tektonische Vorgänge als Bergstürze auslösende Momente in Form stationärer Ungleichgewichte erhalten.

Schriftliche Zeugnisse von Bergstürzen

Die älteste schriftliche Nachricht von einem Bergsturz stammt aus dem Jahre 833 nach der Zeitrechnung und kommt aus Lavini di Marco im Etschtal südlich von Rovereto. Literarisch findet er sich bei Dante Alighieri. Weitere Ereignisse fanden vor allem dann schriftliche Beachtung, wenn zahlreiche Tote und schwere Schäden zu beklagen waren. Zu nennen wären hier in chronologischer Reihenfolge die Bergstürze 1110 in Bürglen, Kanton Uri, das gänzlich verschüttet wurde, 1219 im Romanche-Tal zur Isère mit etwa 1000 Toten und der Zerstörung halb Grenobles, 1248 am Mont Granier bei Chambérie in Savoyen mit mindestens 1500, vielleicht auch 5000 Toten, 1486 in Zarrera am Berninapaß mit 300 Toten, 1512 im Blenio-Tal im Tessin, wo zwei Jahre nach dem Bergsturz der aufgestaute See durchbrach und in der Flutwelle 600 Menschen starben, 1584 in Tours des Mayen im Wallis mit 330 Toten, 1597 in Simplen am Simplonpaß mit 81 Toten, 1618 in Plurs im Bergell, wo 2000 Menschen starben, 1749 in Avens bei Sitten im Wallis, wo alle Einwohner getötet wurden, 1806 in Goldau am Vierwaldstättersee. Dieses Ereignis mit einer Sturzmasse von 10 Millionen Kubikmetern forderte 457 Menschenleben; es war der erste wissenschaftlich untersuchte Bergsturz in den Alpen. 1807 staute der Bergsturz von Serenio im Veltlin die Adda mit einem 43 Meter hohen Damm auf, 1868 waren in Bodio im Tessin 22 Tote zu beklagen, 1881 stürzten in Elm, Kanton Glarus, 10 Millionen Kubikmeter zutal, 115 Menschen starben, 1928 wurde vor dem Bergsturz am Motto d'Arbino rechtzeitig gewarnt, so daß die 60 Millionen Kubikmeter abstürzenden Gesteins keine Opfer forderten, 1963 stürzten in Hinterstein im Landkreis Oberallgäu etwa 200 000 Kubikmeter Gestein auf unbewohntes Gebiet ab.

1986 wurden Brünigbahn und -straße im Kanton Obwalden von 1 Million Bergsturzmasse verschüttet; 2 Menschen kamen dabei ums Leben. 1987 stürzten bei Bormio am 28. Juli 10 Millionen Kubikmeter in das Adda-Tal. Sie zerstörten die Orte Aquilone, Marignone und San Martino Marignone, wobei 20 Menschen den Tod fanden. 1988 war das letzte größere Bergsturzereignis zu verzeichnen, das in einem Weinlager im Unterwallis einen Schaden von 10 Millionen Schweizer Franken anrichtete.

Alle diese Bergstürze waren durch natürliche Prozesse im Berg-

inneren vorbereitet und sind durch außergewöhnliche Witterungsabläufe und extreme Niederschlagsereignisse ausgelöst worden. Das erstere trifft auch für die Katastrophe von Vaiont zu, das auslösende Moment und die Ursache für die verheerenden Auswirkungen waren hier jedoch nicht Starkregen, sondern menschliche Eingriffe. 1963 stürzten am 9. Oktober 150 Millionen Kubikmeter Gestein vom Monte Toc mit hoher Geschwindigkeit in den Stausee von Vaiont. Ausgelöst war die Felsgleitung durch die Durchnässung des Hangfußes als Folge des künstlichen Stausees. Die Betonsperre hielt der Belastung stand, das durch den Bergsturz verdrängte Wasser übersprang jedoch die Staumauer und zerstörte als Flutwelle die Orte Cordissago, Faè, Longarone, Rivalto, San Martino und Villanova, wobei mehr als 2000 Menschen starben.

Erdbeben

Die Liste wäre jedoch nicht vollständig, wenn nicht die durch Erdbeben ausgelösten Bergstürze in den Alpen erwähnt würden. 1348 wurden durch den Bergsturz vom Dobratsch bei Villach in Kärnten 17 Dörfer mit etwa 5000 Menschen verschüttet. 1457 fanden bei Nago am Gardasee, 1495 im Felbertal in den Hohen Tauern, 1593 und 1594 am Glärnisch Bergstürze als Folge von Erdbeben statt. Das gleiche gilt für die Ereignisse 1601 am Bürgenstock, Vierwaldstättersee, 1473 bei Alp Serin und 1873 in Fadalto am Lago di Santa Croce. Möglicherweise besteht auch ein Zusammenhang der pleistozänen Bergstürze von Köfels (falls dieses Ereignis kein Meteoriteneinschlag ist), vom Fernpaß und vom Eibsee mit der Erdbebenhäufigkeit im westlichen Tirol. Abschließend seien noch einige Erdbeben in den Alpen genannt, die keine Bergstürze auslösten, jedoch große Schäden verursachten. Betroffen waren 1511, 1788 und 1928 Tolmezzo und das untere Tagliamento-Tal, 1690 Villach, mehrfach das westliche Tiroler Inntal und vor allem 1976 Friaul, wo 1016 Tote zu beklagen waren.

Hochwasser und Muren

Hochwasser und Muren sind die häufigsten Naturkatastrophen in den Alpen. Während jedoch Bergstürze ausschließlich im Gebirgsbau angelegt sind und – mit Ausnahme von Vaiont – durch exzessive Witterungsabläufe und Erdbeben ausgelöst werden, tektonische Erdbeben in geologisch großangelegten Schwächezonen stattfinden, stehen Hochwasser in Alpenflüssen und Muren in Wildbächen immer mehr im Verdacht, hausgemacht zu sein, durch menschliche Eingriffe in den Naturhaushalt wenn nicht primär verursacht, so doch entscheidend gefördert zu werden. Als abfluß- und erosionsverschärfende Maßnahmen werden dabei vor allem die Zubetonierung der Landschaft mit Straßen und Siedlungen, der Bau von Skipisten, der Verlust von Rückhalteräumen durch Flußregulierungen, das Waldsterben, die Wildbachverbauung, der Klimawandel genannt. Seltener wird die zunehmende Empfindlichkeit weniger der originären Alpenbewohner als der zugewanderten Alpennutzer, der Transitreisenden, Touristen und Urlauber, der Kapitalanleger, der Siedlungs-, Verkehrs- und anderer Infrastrukturen gegenüber Störungen durch Hochwasserereignisse als Möglichkeit zunehmender Katastrophenhäufigkeit in Betracht gezogen.

Die Hochwasser in den Alpenflüssen verursachen vor allem Schäden durch Überflutung der Täler, durch Flußbettverlagerungen und Ablagerung von Sand und Geschiebe. Dies trifft auch für Hochwasser in Wildbächen zu: starke Talgefälle, sehr große Feststoffmengen mit Korngrößen bis hin zu Riesenblöcken und mitgeführtes Holz bedingen hier jedoch weit nachhaltigere Zerstörungen.

Ausgelöst werden derartige Ereignisse stets durch starke Niederschläge, gelegentlich in Verbindung mit Schneeschmelze, vor dem starken Gletscherrückgang der letzten 150 Jahre durch Ausbrüche von Gletscherseen, 1987 in einem Fall auch durch die Bewirtschaftung eines hochalpinen Wasserspeichers. Für das Verständnis dieser Phänomene sind die drei Kategorien Hochwasser auslösender Niederschlagsereignisse in aller Kürze zu charakterisieren.

Da sind zunächst großräumige, mehrere Tage andauernde Starkregenfälle zu nennen, die als atlantische oder adriatische Tiefs in wenigen Tagen bis zu 400 mm Regen bringen können. Sie verursachen sowohl Hochwasser in Wildbächen mit örtlichen Schäden als auch Überschwemmungen durch Alpenflüsse bis in die nördlichen und südlichen Alpenvorländer. In Bayern sei nur Passau als häufiges Opfer solcher Ereignisse genannt, in Italien die Po-Ebene.

Die zweite, weit häufigere Gruppe von Hochwassern tritt bei örtlichen Sommergewittern in einzelnen Wildbacheinzugsgebieten auf. Die Niederschläge erreichen hierbei Stundenintensitäten von 100 mm und mehr und es kommt bei entsprechender Disposition des Wildbachgebietes zu verheerenden Murgängen. Die Häufigkeit dieser sommerlichen Gewitter ist gebietsweise sehr unterschiedlich. In einer Reihe von Alpentälern bestehen ausgesprochene Gewitterstraßen, während andere Gebiete seltener betroffen sind.

Die schwersten Hochwasserkatastrophen in den Alpen werden durch Extremniederschläge ausgelöst, die innerhalb einiger Tage mehrere hundert Millimeter erreichen können. Obwohl diese Niederschlagsgebiete relativ klein sind, führen sie nicht nur in den Wildbächen, sondern auch in größeren Alpenflüssen zu schwersten Schäden. Ursache dieser meist südlich des Alpenhauptkammes stattfindenden Ereignisse sind vielfach Kaltluftropfen aus dem Mittelmeergebiet, die am Alpenhauptkamm abregnen.

Neben den Überflutungen durch hohe Abflüsse ist bei den Alpenflüssen wie bei den Wildbächen das Geschiebe ein wesentlicher Schadensfaktor. Es stammt entweder unmittelbar aus der rezenten Wandverwitterung oder aus eiszeitlich abgelagerten Schuttmassen, die aus Uferanbrüchen, aus Feilenanbrüchen und durch Rutschungen in die Wildbäche und Flüsse gelangen. Das Material kann feinkörnig bis sehr grob sein, gelegentlich werden große Blöcke über weite Strecken verfrachtet. Ein hoher Holzanteil kann an Engstellen zu gefährlichen Verklausungen

führen. Häufig entstehen auf diese Weise Muren, die als Gemisch von Wasser, Geschiebe und Holz Geschwindigkeiten von mehr als 100 Stundenkilometern erreichen können, wobei enorme Kräfte frei werden. Häuser und Brücken werden hinweggefegt, Straßen und Ortschaften unter meterhohem Schutt begraben. Wegen des plötzlichen Hereinbruchs dieser Ereignisse sind auch häufig Todesopfer zu beklagen.
Kann bei den Bergstürzen der vorgeschichtlichen Zeit auf die Spuren von Einzelereignissen zurückgegriffen werden, so fehlen aus dieser Zeit Zeugnisse einzelner katastrophaler Hochwasser völlig. Die Summenwirkung großer Hochwasser findet sich zwar allenthalben in den alpinen Tälern, sie läßt sich jedoch nicht in Einzelereignisse aufgliedern. So darf etwa darauf geschlossen werden, daß die ungezählten Schuttkegel in den Alpentälern das Produkt zahlreicher Murgänge insbesondere in der vegetationsarmen frühen Nacheiszeit sind; wann sie ihre heutige Gestalt erreicht haben, läßt sich jedoch nicht rekonstruieren. Die größten und eindrucksvollsten Ablagerungen dieser Art sind im Südtiroler Vinschgau zwischen Mals und Schlanders zu finden, in kleinerem Ausmaß in fast allen Alpentälern, wo sie vielfach Standort alter Siedlungen sind. Ebenso sind Talterrassen in vielen Alpentälern Zeugen sehr großer Hochwasser, die als Einzelereignisse nicht identifizierbar sind, in ihrer Summe jedoch ebenfalls auf Katastrophen hinweisen.
So ist eine historische Betrachtung einzelner Hochwasser- und Murkatastrophen auf schriftliche Überlieferungen, auf jüngste Ereignisse und eigene Anschauung angewiesen. Je weiter wir in der Geschichte zurückblättern, um so spärlicher werden die Angaben. Die Gründe dafür liegen auf der Hand: Aufgezeichnet wurden früher nur wirklich tief in einen Ort, in eine Landschaft eingreifende Ereignisse. Außerdem gingen sicherlich zahlreiche Dokumente verloren. Heute sind die Medien nicht nur allgegenwärtig, sie, und damit die Allgemeinheit, benutzen den Begriff „Katastrophe" auch für Anlässe, die von den Altvorderen allenfalls als häufige Unglücksfälle eingestuft worden wären, wie bei uns Heutigen dies etwa bei den Toten und Riesenschäden durch Auffahrunfälle auf den Autobahnen der Bundesrepublik Deutschland üblich ist.

Hochwasser in Gebietschroniken

Betrachten wir zunächst einige Gebietschroniken, so fällt auf, daß die wirklich großen Ereignisse in ihrer Häufigkeit erst verhältnismäßig spät zunehmen. Auf die Gründe wird noch zurückzukommen sein.
Die Katastrophengeschichte Südtirols beginnt beispielsweise 1221 mit der Zerstörung Neumarkts durch die Etsch. Die Zahl der zerstörenden Hochwasser lag im 13. bis 15. Jahrhundert bei 4 je Jahrhundert. Im 16. Jahrhundert ist ein sprunghafter Anstieg auf 8 zu verzeichnen, während aus dem 17. Jahrhundert nur 2 Ereignisse überliefert sind. Ihre Zahl steigt im 18. Jahrhundert auf etwa 15, im 19. Jahrhundert auf 20, davon allein 9 zwischen den Jahren 1882 und 1891, und im 20. Jahrhundert waren es bis 1987 20 Hochwasserereignisse.

Eine ähnliche Entwicklung ist bei den durch Hochwasser verursachten Ausbrüchen des Rheins in der Schweiz festzustellen. Aus dem 13. und 14 Jahrhundert sind jeweils 2, aus dem 15. Jahrhundert 1, aus dem 16. und 17. Jahrhundert 8 beziehungsweise 9 Ereignisse überliefert. Im 18. Jahrhundert stieg ihre Zahl auf 29, im 19. Jahrhundert fanden 21 Ausbrüche statt. Die Betrachtung einiger weiterer Fluß- und Wildbachgebiete in den Gesamtalpen liefert ähnliche Ergebnisse, ohne daß diese Aufzählung Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann. Die früheste Nachricht von einem Hochwasser stammt aus dem Jahre 590 n. Chr., die nächste von 820, beide aus dem Etschgebiet. Für den Zeitraum zwischen den Jahren 1000 und 1399 sind 5 Hochwasser überliefert. Der nächste Zeitabschnitt umfaßt die Jahre 1400 bis 1599 mit 7 Ereignissen. Zwischen 1600 und 1799 wurden 24 Hochwasser aufgezeichnet. Für den Zeitraum 1800 bis 1987 ist eine Gliederung in großflächige und örtliche Katastrophen möglich, es werden im folgenden jedoch nur die Katastrophenjahre, nicht die Anzahl der Einzelereignisse genannt, was insbesondere bei den Wildbachhochwassern zu beachten ist. Von 1800 bis 1899 fanden in drei Jahren großflächige Hochwasserereignisse statt, wobei das Jahr 1882 besonders schwere Schäden brachte. In 30 Einzeljahren traten örtlich große Hochwasser auf. Zwischen 1900 und 1987 fanden in 15 Jahren großflächige, in 31 Jahren örtliche Ereignisse statt.
Angesichts dieser Zahlen erhebt sich die Frage nach den Ursachen dieser Steigerung von Hochwasserkatastrophenjahren innerhalb der letzten drei Jahrhunderte. Bis zum Ende des 16. Jahrhunderts sind es möglicherweise die spärlichen Quellen, die nur einen Teil der Ereignisse überliefert haben. Die archivarisch bessere Ausbeute in den nächsten 200 Jahren läßt sich vielleicht als eine Erklärung für die Steigerung in diesem Zeitabschnitt heranziehen, auffallend ist jedoch die Zunahme der Jahre mit großen Hochwassern von drei Großereignissen im 19. Jahrhundert auf bisher 16 im 20. Jahrhundert. Die Aufzeichnungen der hydrographischen Dienste greifen auch in den Alpen in das 19. Jahrhundert zurück, so daß diese Zunahme nicht mit einem besseren Kenntnisstand aus der jüngsten Zeit zu erklären ist.

Kultur- und Klimageschichte der letzten 1100 Jahre

Um dem daraus erwachsenden Fragenkomplex etwas näherzukommen, sei ein kurzer Blick in die alpine Kultur- und Klimageschichte der letzten 1100 Jahre in den Alpen geworfen. Die heutigen Kulturlandschaften in ihrer Verteilung von Wald und landwirtschaftlichen Nutzflächen, ihren Siedlungsstrukturen und Verkehrsmagistralen entstanden im Mittelalter und haben sich im Grundsatz bis heute nur wenig verändert. Der damals bis auf etwa ein Drittel verminderte Waldbestand blieb bis heute weitgehend erhalten, die Schutzwirkung der Bergwälder entwickelte sich seither – gebietsweise unterschiedlich – teils günstiger, teils ungünstiger. Die gerodeten Flächen blieben in den höheren La-

gen Grünland, in den Talbereichen wurden sie in jüngerer Zeit vielfach von Acker- in Grünland umgewandelt. In klimatisch günstigen Alpengebieten wurden zusätzlich zum althergebrachten Weinbau großflächig Obstkulturen geschaffen.
„Urnatur" blieben nur die Fels- und Eisregionen, die zwar das Landschaftsbild bestimmen, flächenmäßig aber, gesamtalpin betrachtet, nur relativ geringen Anteil haben.
In diesen alpinen Kulturlandschaften sind die Oberflächenabflüsse bei hochwassererzeugenden Starkregen sicher höher als im ursprünglichen, vollbewaldeten Zustand. Bekanntermaßen vermag der Wald zumindest kurzzeitig große Niederschlagsmengen aufzunehmen und verzögert abzugeben, während Grünland solche Niederschläge rasch oberflächlich abfließen läßt. Dies gilt allerdings nur für kurze Starkregen, während sich der moderierende Einfluß des Waldes bei länger andauernden Starkregen stark abschwächt. Letzteres gilt insbesondere bei großen Hochwassern der Alpenflüsse, auf die demnach die mittelalterlichen Waldverluste keinen entscheidenden Einfluß haben. Die Wildbäche sind durch die Waldverluste weit stärker betroffen und in einer Reihe von Wildbacheinzugsgebieten haben sich bis heute noch keine auch nur näherungsweise stabilen Verhältnisse eingestellt, zumal diese kleinen Gebiete bereits auf kleinräumige abflußverschärfende Eingriffe in die Vegetation sehr deutlich reagieren. Genannt seien hier nur große Kahlhiebe, Waldweide, überhöhte Schalenwildbestände, Skipisten, Wegebau.
Für die Häufung großer Hochwasserereignisse in den letzten Jahrzehnten wird in jüngster Zeit auch die Klimaveränderung verantwortlich gemacht und für diese wiederum der durch Abgase vielfacher Art erzeugte Treibhauseffekt. Es ist unbestritten, daß seit etwa 120 Jahren global eine Erwärmung um etwa 0,6° C stattgefunden hat, es ist auch unbestritten, daß zu einer weiteren Erwärmung der menschlich erzeugte Treibhauseffekt beiträgt. Es sei jedoch daran erinnert, daß es zwischen dem 10. und 14. Jahrhundert um etwa 1,5° C wärmer war als vor 120 Jahren und die Meteorologen bis heute keine Erklärung für diese damals mit Sicherheit nicht vom Menschen verursachte oder beeinflußte Klimaschwankung gefunden haben. Dies gilt in gleichem Maße für die nacheiszeitlichen Warmzeiten der Jungsteinzeit, der Bronze- und Römerzeit und auch für die Kaltzeiten während der Völkerwanderungszeit und der „Kleinen Eiszeit" des 16. bis 18. Jahrhunderts mit ihren mächtigen Gletschervorstößen. Ebensowenig wie über die erd- oder sonnenbedingten Ursachen sowohl der Warm- wie der Kaltzeiten wissen wir über die Witterungsabläufe in diesen Perioden, die jedoch entscheidend für das Hochwassergeschehen sind. Es fehlt uns damit jede Möglichkeit einer vergleichenden Betrachtung, sowohl was die auslösenden Niederschlagsereignisse wie die Häufigkeit und das Ausmaß von Hochwasserkatastrophen anlangt.
Damit seien die umweltschädigenden Einflüsse der modernen Industriegesellschaft, die nicht selten sinnlose Energieverschwendung, die damit in engstem Zusammenhang stehende, rational kaum faßbare Gier nach Geld und Macht keineswegs verharmlost, es sei nur darauf hingewiesen, daß die heutige Klimasituation und die damit zusammenhängenden Witterungsabläufe nicht ganz so monokausal anthropogen gesehen werden dürfen, wie dies häufig dargestellt wird, auch wenn sich diese Meinungen auf computergestützte Modelle beziehen.

Besiedelung gefährdeter Räume

Bei der Suche nach weiteren Ursachen für die Zunahme von katastrophalen Hochwasserereignissen in den Alpen fällt ein sozio-ökonomischer Gesichtspunkt auf: Die Alpenländer haben, ähnlich wie Gesamteuropa, in den letzten 150 Jahren einen beträchtlichen Bevölkerungszuwachs erfahren, der nicht ohne Einfluß auf das Katastrophengeschehen bleiben konnte.
In Tirol beispielsweise, das zur Gänze in den Alpen liegt, lebten 1869 ohne Südtirol 237000 Menschen, 1971 waren es bereits 541000 Einwohner. Die in 100 Jahren um das 2,3fache gestiegene Bevölkerung muß nicht nur ernährt werden, sie benötigt Siedlungsraum, Arbeitsstätten und Verkehrswege. In Tirol sind jedoch nur 18% der Landesfläche besiedelungsfähig, so daß zwangsläufig früher gemiedene, weil hochwasser- und murengefährdete Räume bebaut wurden und werden. In der Schweiz nahm die Bevölkerung in den letzten 200 Jahren von 2,4 auf 6,2 Millionen zu, was ebenfalls zur Besiedelung gefährdeter Räume führte.
Verschärft wird diese Situation durch den nicht nur in Tirol, sondern in weiten Teilen der Alpen exzessiv angewachsenen Tourismus. Stellvertretend sei Neustift im Stubaital angeführt. 1950 übernachteten dort im Sommer 15410, im Winter 331 Fremde, 1960 waren es im Sommer 128759, im Winter 5058 und 1974 waren die Zahlen im Sommer auf 396000 und im Winter auf 166761 Übernachtungen gestiegen. Das bedeutet im Sommer eine Steigerung um das 25fache, im Winter um das 504fache in 24 Jahren. Für die Touristen mußten nicht nur Hotels und Pensionen, sondern auch Straßen, Parkplätze, Bergbahnen in diesem stark durch Wildbäche und Lawinen gefährdeten Tal gebaut werden. Das gleiche gilt für zahlreiche andere Orte mit ähnlichen oder noch höheren Steigerungsraten im Fremdenverkehr.
Zwei Beispiele ebenfalls aus Tirol mögen Aufschluß über die Ortsentwicklung in gefährdeten Räumen geben: In Längenfeld im Ötztal wurden bei der alpenweiten Hochwasserkatastrophe 1965 von den 47 nach 1960 gebauten Häusern 43 mehr oder weniger stark beschädigt, während von den 96 älteren Häusern immerhin 48 nicht betroffen waren.
In Sölden im Ötztal standen 1915 insgesamt 18 Häuser, von denen beim Hochwasser 1987 keines betroffen war. Bis 1985 waren 85 weitere Häuser gebaut worden, 1987 standen davon 45 im Überschwemmungsgebiet, 12 Menschen starben. Die Ortschronik von Sölden berichtet über große, durch Starkregen ausgelöste Hochwasser aus den Jahren 1367, 1830 und 1960. Zwischen den Jahren 1600 und 1868 fanden darüber hinaus 8 Ausbrüche von Gletscherseen das Vernagt-Ferners mit verheerenden Überflutungen statt. Wegen des klimabedingten starken Gletscherrückganges sind derzeit keine solchen Ereignisse zu erwarten und damit entstand möglicherweise ein Gefühl der Sicherheit, das sich allerdings 1987 als trügerisch erwies.

Veränderungen der Landbewirtschaftung

Neben der Siedlungstätigkeit in hochwassergefährdeten Räumen wird ein weiterer Grund für die Zunahme der Jahre mit Hochwasserkatastrophen in unserem Jahrhundert in den Veränderungen der Landbewirtschaftung gesehen. Extensivierung der hochgelegenen steilen Almflächen, schlechter Waldzustand als Folge von Monokulturen, Waldweide und überhöhten Beständen von Rot-, Reh- und Gamswild, Rodungen für Skiabfahrten und neuerdings das Waldsterben werden als Argumente angeführt. Es sei hier daran erinnert, daß die Alpen seit Jahrhunderten in Kulturlandschaften umgewandelt sind, daß insbesondere mit dem schützenden Bergwald seither nicht gerade pfleglich umgegangen wurde und daß sich in unserer Zeit katastrophenträchtige Faktoren gegenseitig aufschaukeln, Faktoren, die nicht nur naturgegeben, sondern zunehmend im sozio-ökonomischen Bereich zu suchen sind.

Zu nennen sind neben dem allgemeinen Bevölkerungswachstum und dem Massenansturm der Touristen auf die Alpen auch die Wirtschaftsstrukturen in den die Alpen umgebenden Industrieländern. Insgesamt also ein höchst kompliziertes Zusammenspiel vieler Kräfte, Entwicklungen und gegenseitiger Einflüsse, die monokausal begründete Antworten und Patentlösungen verbieten und vernetztes Denken fordern.

Doch zurück zur historischen Betrachtung von Naturkatastrophen. Ein kurzer Blick in Ortschroniken zeigt bereits, daß auch in der vorindustriellen Zeit das Leben in den Alpen alles andere als eine Idylle war. So werden von den 42 Wildbächen im Pitztal zwischen 1789 und 1971 12 schwere Hochwasser und Muren gemeldet. Die Brienzer Wildbäche im Berner Oberland verheerten den Ort zwischen 1529 und 1804 insgesamt 9 mal. Galtür im Paznauntal erlebte zwischen 1725 und 1869 insgesamt 13 Hochwasser. Matrei in Osttirol wurde 1347, zwei weitere Male 1789 und 1879 vom Bretterwandbach ganz oder teilweise zerstört. Die Mure des Gschliefgrabens in Gmunden brach zwischen 1664 und 1955 6 mal über den Ort herein. Im Oberengadin fanden von 1519 bis 1954 insgesamt 13 verheerende Hochwasser statt.

Solche Aufzählungen ließen sich fast beliebig fortsetzen, abschließend seien jedoch einige Ereignisse unseres Jahrhunderts betrachtet.

Wildbachkatastrophen unseres Jahrhunderts

Da fallen zunächst 1958 zwei Wildbachkatastrophen auf. Die eine ereignete sich in den Fischbacher Alpen in der Steiermark. Dort hatte es in 8 Stunden 600 mm geregnet. Das ist nicht ganz der mittlere Jahresniederschlag von Nürnberg. Waldabbrüche mit Tausenden Festmetern Holz verklausten die Täler und führten zu schwersten Hochwasserschäden. Unabhängig davon wurde in Millstatt in Kärnten bei einem Hochwasser des Riegenbaches eine Straße im alten Ortskern zum Wildbachbett, so daß die Vorderfronten der Häuser einstürzten. 300 000 Kubikmeter Schutt, 1000 Festmeter Holz wurden im Ortsbereich abgelagert, zwei Dutzend Autos verschwanden im Millstätter See, es gab 6 Tote. Als Ursache wird eine zu knapp bemessene Betonbrücke genannt, die den Riegenbach bei einem Gewitterregen in eine neue, für den alten Ort verhängnisvolle Bahn warf.

Ein weiteres spektakuläres Ereignis war der Ausbruch des Enterbaches bei Inzing im Inntal 1969. Der alte Ort liegt, wie viele andere Orte, auf dem Schuttkegel eines Wildbaches. 1817 wurden hier durch ein Hochwasser 45 Häuser zerstört, ab 1838 wurde der Wildbach technisch verbaut. 1855 bis 1886 fanden 5 weitere schwere Murgänge statt. 1887 wurde mit weiteren Verbauungen begonnen. Dadurch war bis zum nächsten Ereignis im Jahre 1929 Ruhe eingekehrt. Nach dem Murgang dieses Jahres wurde weiter verbaut, die Arbeiten kamen jedoch wegen der schlechten Zeitläufte nicht recht voran. Der Murgang von 1969 wurde durch ein örtliches Gewitter verursacht und erreichte in der Murenspitze eine Geschwindigkeit von 110 Stundenkilometern. Es wurden 400 000 Kubikmeter Material abgelagert, 3 Tote waren zu beklagen und die 12 zerstörten Häuser waren alle in den letzten 20 Jahren gebaut worden.

1959 waren fast ganz Österreich und Teile von Südbayern durch Hochwasser aus einem großflächigen mehrtägigen Starkregen schwer betroffen. 1965 regnete es in großen Teilen Österreichs südlich des Alpenhauptkammes in vier Tagen zwischen 85,7 und 300,5 mm. Ein ähnlicher Kaltlufttropfen brachte im gleichen Gebiet im Jahre 1966 in 2 Tagen 81,5 bis 298 mm Niederschlag. Die Schäden waren in beiden Fällen in Osttirol und Kärnten enorm. 1966 stürzten 382 Brücken ein, 97 Gebäude wurden zerstört, 58 Kilometer Verkehrslinie unterbrochen.

1987 war das bisher letzte große Katastrophenjahr in den Alpen. Die sommerlichen Unwetter mit sehr hohen Regenmengen und zum Teil zusätzlicher Schneeschmelze fanden in der Schweiz, in Teilen Österreichs und Italiens statt.

Die Schäden beliefen sich in der Schweiz auf insgesamt 1,2 Milliarden Schweizer Franken. Davon entfielen auf den Flußbau 24,6%, auf den Straßenbau 35,0% und auf den Bahnbau 10,2%. An regulierten Flüssen und modernen Verkehrswegen waren mit 69,8% mehr als ⅔ der Schäden zu verzeichnen; private Schäden, die früher den Hauptanteil ausmachten, schlugen mit 16,6% zu Buche. Mit am schlimmsten betroffen war das Urner Reußtal, das mit seiner Anfahrt zum Gotthard neben dem Brenner die wichtigste Nord-Süd-Verbindung in den Alpen ist. Im oberen Einzugsgebiet der Adda hatte es in der Umgebung von Bormio in einer Woche zwischen 100 und 600 mm geregnet. Die Adda brachte die Straße nach Bormio mitsamt einer Lawinengalerie zum Einsturz und hat sich viele Meter tief eingegraben. Schwer getroffen war auch das Puschlav, wo aus dem Jahre 1834 über ein ähnliches Ereignis wie 1987 berichtet wird.

Vor der Darstellung weiterer Schadensereignisse von 1987 sei etwas Grundsätzliches ausgeführt. Selbstverständlich haben Flußbau und Wildbachverbauung seit etwa 100 Jahren die Hochwassergefahren in vielen Tälern soweit gemildert, daß dem Siedlungsdruck als Folge des Bevölkerungszuwachses und der Ansprüche der modernen Industriegesellschaft nachgegeben werden konnte, ohne daß häufigere Hochwasserschäden zu befürchten wären. Diese Bauwerke erwecken aber nicht selten ein

Seite 225:
Vom Geschiebe verschüttete Wohnhäuser beim Hochwasser 1987 im Stubai (bei Ranalt)

Sicherheitsgefühl, das von den Verbauungen bei Extremereignissen nicht voll erfüllt werden kann. Billige Baugrundstücke und Gottvertrauen lassen darüber hinaus Wohngebäude, Campingplätze, Straßen auch in bekannt hochwassergefährdeten Räumen entstehen.
Dazu einige Beispiele: Bei der Mure von Inzing 1969 blieb der alte Ortskern weitgehend unberührt, die 12 betroffenen Häuser waren Neubauten aus den letzten 20 Jahren. Ähnliches ist für Kleindorf im Mölltal festzustellen, wo bei der Mure des Wollnitzenbaches 1965 ebenfalls 6 neugebaute Häuser zerstört wurden, während der alte Ort nahezu unbeschädigt blieb. In Hinterglemm entstanden mehrere neue Hotels unmittelbar am Ufer eines gefährlichen Wildbaches und wurden 1987 beim ersten Hochwasser erheblich in Mitleidenschaft gezogen. Im Südtiroler Martelltal entstand eine neue Siedlung im Überschwemmungsbereich des Plimabaches im Vertrauen auf die Hochwasserrückhaltung im Zufrittspeicher. Der war allerdings zum Zeitpunkt des katastrophalen Regens 1987 randvoll, so daß das Neubaugebiet zur Gänze untermurt wurde. Der Campingplatz Hochstubai entstand in einer natürlichen Umlagerungsstrecke mit vielen Verzweigungen des Ruetzbaches, in der sich früher Hochwasser beruhigen konnten. 1987 eroberte sich der künstlich in ein zu enges Bett gezwängte Bach den verlorengegangenen Raum zurück. Der Campingplatz wurde wieder zur Kiesfläche, Autos, Zelte, Wohnwagen wurden zerstört. Dabei hatten die für Planung, Genehmigung, Bau und Betrieb Verantwortlichen noch insofern Glück, als nur Sachschäden und nicht Tote zu beklagen waren wie im gleichen Jahr in Grand Bornand in den französischen Alpen, wo bei einem ähnlichen Ereignis 24 ahnungslose Camper starben.
Als weitere Ursache zunehmender Hochwasser sei der Ausbau der Alpenflüsse genannt. Der technische Schutzwasserbau bewahrt nicht nur Wirtschaftsflächen, Siedlungen und Verkehrswege vor Überflutungen, er reduziert auch die Hochwasser-Rückhalteräume, so daß höhere Hochwasserspitzen entstehen, die auch rascher ablaufen. Die Wildbachverbauung hat demgegenüber kaum abflußverschärfende, sondern meist bremsende Wirkung.

Lawinen

Als letzte Gruppe von Naturkatastrophen in den Alpen seien die Lawinen angeführt. Lawinen hat es in den Alpen immer gegeben, es ist jedoch anzunehmen, daß erstmals die mittelalterlichen Rodungen, später die unpflegliche Behandlung der Schutzwälder die Lawinentätigkeit gegenüber dem vollbewaldeten Urzustand stark ansteigen ließen. Die Auswirkungen dieser Entwicklung lassen sich vielerorts erkennen; in exemplarischem Maße in den österreichischen Bundesländern Tirol und Vorarlberg. So wird bereits 1456 aus Lähn von 22 Toten, 1497 aus Blons von 10 Toten, 1556 und 1570 aus Mittelberg von 9 Toten, 1613 und 1622 aus Galtür von 9 Toten, 1664 aus Elmen von 40 Toten berichtet. 1689 ereignete sich der schwerste Lawinenwinter in Österreich mit 256 Toten, davon 122 in Tirol und 134 in Vorarlberg. Für das 18. und 19. Jahrhundert wird im Paznauntal von 19, im Lechtal von 25 und im Defereggental von 18 Toten berichtet, in Vorarlberg starben in dieser Zeit 70 Menschen durch Lawinen. Das 20. Jahrhundert zeichnete sich gleich zu Anfang durch eine Lawinenkatastrophe besonderer Art aus: Allein im Dezember 1916 kamen nach extremen Schneefällen an der Alpensüdfront des I. Weltkrieges etwa 10000 Soldaten durch Lawinen ums Leben und es sollten nicht die letzten kriegsbedingten Lawinentoten sein. 1951 waren in den österreichischen Bundesländern Kärnten, Salzburg, Tirol und Vorarlberg 135 Lawinenopfer zu beklagen; 1952 wurden in Mittelberg 20, 1954 wiederum in Vorarlberg 119, davon allein in Blons 45 Menschen Opfer von Lawinen.
Wenn seither in den Nordostalpen keine derart schweren Lawinenwinter auftraten, so ist das auf das Ausbleiben entsprechender Großwetterlagen zurückzuführen. Trotzdem wurden durch Lawinen in den Jahren 1962, 1968, 1969/70 schwere Schäden mit Todesopfern registriert. 1975 wurden im Stubai große Schäden angerichtet und 1981 und 1984 fanden bei Lawinenunglücken im Paznauntal 7 Menschen den Tod. Als letztes sei das Ereignis 1988 in St. Anton mit 7 Toten genannt.
Neben diesen Lawinenopfern in Siedlungen und auf Verkehrswegen nimmt die Zahl der durch Lawinen verunglückten Skiläufer stark zu. Die gesamtösterreichische Statistik zeigt, daß in Österreich im Mittel der letzten dreißig Jahre im alpinen Tourengebiet jährlich 30 Lawinenopfer zu beklagen waren.
Betrachtet man die Naturkatastrophe „Lawine" auf ihre Ursachen hin, so treffen hier, ähnlich wie bei den Hochwassern, natürliche Gegebenheiten mit menschlichen Eingriffen in die Bergwälder und Risikobereitschaft des siedelnden, reisenden und zusätzlich des skilaufenden Menschen zusammen. Mag früher nackte Armut und Raumnot die Menschen in lawinengefährdete Räume getrieben oder Lawinengefahr erzeugt haben – denken wir nur an die extremen Walsersiedlungen – so ist es heute nicht selten ein hemmungsloses Konkurrenzdenken, das Siedlungen, Verkehrswege, Wintersportanlagen in lawinenträchtigen Räumen entstehen läßt und alpin-bergsteigerisch völlig unbedarfte Massentouristen dorthin lockt; es ist aber vielleicht auch ein seltsames Sicherheitsdenken unserer Zeit, das heute nicht mehr auf Schutzheilige, eher auf Versicherungen, jedoch mit Sicherheit auf eine möglichst hochkarätige Technik setzt. Wobei allerdings Naturereignisse, vorgegeben oder menschlich verursacht, meist außerhalb der Rechnung bleiben, Ereignisse, die sich einen Dreck um die Unvernunft menschlicher Erdenbürger kümmern, wie die außeralpine „Naturkatastrophe Nebel auf der Autobahn" alljährlich mit hunderten ineinander verkeilten Autos und Menschen trotz eines hervorragenden Nachrichtensystems und eindringlicher Warnungen zeigt.
Um wieder auf die Lawinen zurückzukommen: Nach dem Gefahrenzonenplan von Neustift im Stubaital befindet sich ein großer Teil des Ortes in lawinengefährdeten Bereichen. Es sei daran erinnert, daß hier die winterlichen Übernachtungen in 24 Jahren auf das 500fache und seit 1972 sicherlich noch stärker angestiegen sind. Um nach Plangeroß im hinteren Pitztal mit seinen in den letzten Jahren entstandenen Anlagen für den Massenski-

Fotos: J. Karl; G. Hirtlreiter

tourismus zu gelangen, muß man etwa 80 Lawinenstriche überqueren, deren Anbruchgebiete großenteils unterhalb der potentiellen Waldgrenze liegen. Ein Blick auf die derzeitige Situation in etwa 30000 Hektar Lawinenschutzwald in den bayerischen Alpen zeigt, daß diese Wälder weitgehend in Zerfall begriffen sind. Jahrhundertelange Waldweide, 120 Jahre lang sorgfältig gehegte waldverwüstende Wildbestände und seit wenigen Jahren auch das Waldsterben haben zu diesem desolaten Zustand und damit zum Verlust der Schutzfunktion der Bergwälder gegen Lawinen geführt.

Zusammenfassung

Fassen wir die Ergebnisse dieser historischen Betrachtung von Naturkatastrophen zusammen, dann ist folgendes festzustellen:

- Labile Zustände im Gebirgsbau der Alpen bedingen ebenso wie die von außen einwirkenden Kräfte Bergstürze als Großereignisse ohne menschliches Zutun.
- Ähnliches gilt für Erdbeben, die durch kontinentweite geogene Spannungszustände auch in den Alpen ausgelöst werden.
- Großklimatisch und örtlich bedingte Starkregen führen auch ohne Zutun des Menschen zu katastrophalen Hochwasserereignissen in alpinen Flüssen und Wildbächen.
- Die Vegetation hat auf die Hochwasserabflüsse und den Feststoffabtrag erheblichen Einfluß. Insbesondere wirkt der Wald mäßigend auf die Oberflächenabflüsse und stabilisierend auf die Feststoffherde ein.
- Das Abflußverhalten der alpinen Fließgewässer bei Starkregen wurde in den im Mittelalter geschaffenen alpinen Kulturlandschaften in Richtung größerer Abflüsse verschärft. Dazu trug vor allem die Umwandlung großer Waldflächen in Grünland, Äcker, Siedlungen bei.
- Der enge Siedlungsraum in den Alpen wurde seit dem Beginn des industriellen Zeitalters und der damit einhergehenden Bevölkerungszunahme dichter besiedelt und damit anfälliger gegen Hochwasser und Lawinen.
- Die Alpen wurden in unserem Jahrhundert nicht nur zum hochfrequentierten Transitland zwischen den europäischen Industrienationen, sie wurden für diese Länder auch zum bevorzugten Erholungsraum im Sommer wie im Winter und so mit ihren hochwertigen Infrastrukturen äußerst empfindlich gegenüber den alpinen Naturgewalten.
- Der technische Ausbau fast aller Alpenflüsse führte zum Verlust vieler Rückhalteräume in den Talauen und damit zur Beschleunigung und Erhöhung der Abflußspitzen bei Hochwasser.
- Der Massentourismus drang im Sommer, vor allem aber im Winter in von Naturgefahren bedrohte Räume in großem Umfang ein. Sicherungsmaßnahmen sind nicht überall möglich, so daß Katastrophen hier nicht selten vorprogrammiert sind.

Aus all dem ergibt sich, daß Naturkatastrophen in den Alpen zwar zum naturgegebenen Grundbestand dieses Hochgebirges gehören, daß aber ein nicht geringer Anteil an katastrophalen Ereignissen durch menschliche Aktivitäten gefördert oder gar ausgelöst wird. Es wird aber auch deutlich, daß eine historische Betrachtung allein angesichts der verschiedenartigen Katastrophenursachen nicht zum Ziele führt, daß vielmehr von Fall zu Fall sehr differenziert darüber nachzudenken ist, ob und wieweit die außermenschliche Natur oder der Mensch allein oder beide zusammen eine Katastrophe zustandebrachten.

Professor Grubinger von der ETH Zürich hat sich dazu folgendermaßen geäußert: „Die Häufung der Schäden durch Lawinen, Muren und Hochwasser ist – betrachtet man die letzten 100 Jahre – zweifellos weniger auf eine behauptete Zunahme der Extremereignisse, als vielmehr auf eine gar nicht mehr bewußt werdende Risikobereitschaft zurückzuführen."

Diese Risikobereitschaft wird durch die Möglichkeit, sich gegen alles versichern lassen zu können und durch eine Art Wunderglaube an die moderne Technik stark gefördert. Darüber hinaus haben Geltungssucht, wirtschaftliches und politisches Machtstreben und nicht zuletzt Raffgier in den Alpen vielerorts zum bereits vorhandenen Gefährdungspotential Naturkatastrophen provoziert. So bleibt nur zu hoffen, daß die düsteren Prognosen für Klimaänderungen, Waldsterben, hemmungsloses Wachstum von Individual- und Güterverkehr auf den Straßen, von Wirtschaft und Massentourismus durch bessere Einsicht und vor allem durch Taten gemildert werden, und daß die derzeit allenthalben geschmiedeten Pläne zur Abwehr der zu erwartenden menschlich beeinflußbaren Naturkatastrophen nicht Zufall durch Irrtum ersetzen.

Quellenverzeichnis:

ABELE, G.; 1974:Bergstürze in den Alpen. Wiss. Alpenvereinsh.; H. 25. München.

FISCHER, F. (Hrsgb.); 1989: Lawinen in Österreich, Lawinengefahren und Lawinenschutz. Österr. Bundesmin. f. Land- u. Forstwirtschaft, Wien.

GESELLSCHAFT FÜR VORBEUGENDE HOCHWASSERBEKÄMPFUNG und ÖSTERREICHISCHER WASSERWIRTSCHAFTSVERBAND: Internationales Symposion INTERPRAEVENT; 1971 Villach, 4 Bde.; 1975 Innsbruck, 2 Bde.; 1980 Bad Ischl, 4 Bde.; 1984 Villach, 3 Bde.; 1986 Graz, 5 Bde.

LAND TIROL; 1975: Hochwasser- und Lawinenschutz in Tirol. Innsbruck.

ÖSTERREICHISCHE WASSERWIRTSCHAFT: Jahrgänge 1954 bis 1988. Springer-Verlag, Wien–New York.

PRÖBSTLE, E.; SEYBERTH, M.; HACH, G.; 1981: Zur Geschichte der Wildbachverbauung in Bayern. Informationsschr. d. Bayer. Landesamtes f. Wasserwirtschaft, H. 5/81. München.

SCHNEIDER, G.; 1980: Naturkatastrophen. Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart.

STAKUL, P.: 1979: Wildbachverbauung in Südtirol, gestern und heute. Sonderbetrieb f. Bodenschutz, Wildbach- u. Lawinenverbauung. Autonome Provinz Bozen-Südtirol.

SÜDTIROLER LANDESKUNDE IN EINZELBÄNDEN; 1972–1981: Bände 3, 4, 6 G. Langes; Bände 1, 2, 5, 7 J. Rampold. Athesia-Bozen.

THIEDEMANN, H.; 1988: Berge, Wasser, Katastrophen. Schweizerische Rückversicherungs-Gesellschaft. Zürich.

Nationalpark Hohe Tauern – 20 Jahre nach Heiligenblut

Entwicklungsstand und Blick in die Zukunft

Peter Haßlacher/Wolfgang Retter (Fotos)

Im Jahre 1909 haben Naturschutzvereine erstmals zur Schaffung eines Naturschutzparkes im Alpengebiet aufgerufen. 1971 kam es schließlich zur Unterzeichnung der Dreiländervereinbarung von Heiligenblut durch die Länder Kärnten, Salzburg und Tirol. Zur Zeit läuft der Countdown für den noch ausstehenden Tiroler Anteil am überregionalen Nationalpark Hohe Tauern, damit endlich – 20 Jahre nach Heiligenblut – am 21. Oktober 1991 eines der größten und umkämpftesten Naturschutz- und Raumordnungsvorhaben im alpinen Österreich über die Landesgrenzen hinweg realisiert sein wird.

Die verschiedenen Interessenskonflikte bei der Verwirklichung dieses Projektes haben zu einigen bemerkenswerten Ausdrücken für den Planungsprozeß geführt, welche die politische Vielfalt und Härte der Auseinandersetzungen erahnen lassen:

- *Naturschutz* gegen den Menschen,
- Musterbeispiel *politischer Planung,*
- Lehrstück für die *alpine Raumordnung,*
- *Quadratur des Kreises,* weil im Nationalpark Hohe Tauern sowohl die Zielsetzung der Erhaltung der Schönheit und Ursprünglichkeit als auch des eindrucksvollen Naturerlebnisses für einen möglichst großen Kreis von Menschen erfüllt werden soll.

Die Entwicklung der Nationalpark-Grenzziehung im Zeitraum 1971 bis 1990 zeigt wohl mehr als deutlich, daß Schutzgebiete ganz sicher nicht aus den Wunschvorstellungen einzelner Interessengruppen – und schon gar nicht „grüner" – allein entstehen, sondern deren Ausweisung vielmehr den Gesetzmäßigkeiten allen raumordnerischen Handelns unterworfen ist und nur im Rahmen einer umfassenden Abwägung aller Interessen an den Raum erfolgen kann. Diese Interessensabwägung aber setzt Wertmaßstäbe – also politische Entscheidungen – voraus, die zur Realisierung dieses Projektes sehr lange nicht bzw. immer noch nicht getroffen wurden. Das Beispiel des Nationalparks Hohe Tauern zeigt aber, daß auch im Berggebiet immer mehr in der traditionellen Raumordnungspolitik nicht verankerte Gruppen, Bürgerinitiativen, Agrargemeinschaften, Personen, in diese Entscheidungsprozesse drängen. Sie haben die Größe und die Qualität der Nationalparkregionen wesentlich beeinflußt. Trotzdem sind vom ca. 2600 km² großen Planungsraum mit Stichtag 1. Mai 1990 erst 1039 km² (= ca. 40%) zum Nationalpark Hohe Tauern erklärt worden. Den Anfang machte am 15. September 1981 das Land *Kärnten*, als im oberen Mölltal rund 190 km² der Glockner- und Schobergruppe zum Nationalpark erklärt wurden und damit die Nationalparkentwicklung nach einem Jahrzehnt der Lethargie und Diskussionen wieder in Schwung kam. Am 19. Oktober 1983 beschloß der *Salzburger* Landtag das Salzburger Nationalparkgesetz mit einer Fläche von 667 km² von Krimml im Westen bis Rauris im Osten. Im Jahre 1986 kam in Kärnten die Region ‚Mallnitz-Hochalmspitze' hinzu und gleichzeitig wurden die beiden ersten Sonderschutzgebiete im Nationalpark ‚Gamsgrube' und ‚Großglockner-Pasterze' auf Alpenvereinsgrundbesitz verordnet. Schließlich leitete das Amt der Salzburger Landesregierung in der ersten Jahreshälfte 1990 in Salzburg das Begutachtungsverfahren für die Nationalparkerweiterung in Badgastein, Hüttschlag und Muhr auf einer Fläche von 137 km² ein. Mit Jahresende 1990 könnte der Nationalpark Hohe Tauern somit insgesamt 1176 km² umfassen (davon Kärnten: 372 km², Salzburg: 804 km²).

Im Tiroler Anteil am Nationalpark Hohe Tauern trat am 30. März 1989 der Wendepunkt ein: Alt-Bundesminister Robert Graf – für das Energiewesen zuständig – erklärte das politische Aus für das Speicherkraftwerksprojekt Dorfertal/Matrei. Am 5. Juli 1989 beauftragte der Tiroler Landtag die Landesregierung mit der Ausarbeitung eines Entwurfes für ein Tiroler Nationalparkgesetz und eines regionalen Entwicklungsprogrammes. Doch die Absage an das Speicherkraftwerksprojekt bedeutet noch lange nicht die uneingeschränkte Zustimmung der ortsansässigen Bevölkerung zum Nationalpark. Zu tief verwurzelt war bei manchen Gemeindepolitikern, Interessenvertretern und Grundbesitzern die Enttäuschung über das entgangene Kraftwerk samt Einnahmen, gar manche träumten noch immer von der Erschließung der Gletscher auf der Venediger-Süd/West-Abdachung für den Pistenskilauf. Außerdem blieb eine jahrzehntelange Hetzkampagne gegen den Nationalpark bei den bäuerlichen Grundbesitzern nicht ohne Wirkung: Angst vor Enteignung bei der land- und forstwirtschaftlichen Nutzung, Verwaltung durch regionsfremde Beamte usw. Vor dem Hintergrund dieser schwierigen Rahmenbedingungen konstituierte sich am 30. März 1990 das provisorische Tiroler Nationalparkkuratorium, welches im Juli 1990 die Arbeit zur Realisierung des Tiroler Anteils aufnahm. Dies noch immer gegen den heftigen Widerstand aus der Planungsregion 38 Matrei und Umgebung (Matrei, Vir-

Oben: Blick über Gamsgrube und Pasterze zum Großglockner.
Rechts: Pflanzenpolster (Stengelloses Leimkraut) in der Gamsgrube.
Das hinter den schroffen Felsen der Freiwand vorborgene Kar der Gamsgrube in geschützter, südexponierter Lage, ist aufgrund der besonderen klimatischen und geologischen Situation ein botanisches Kleinod, einmalig in den Alpen.
Seite 229: Großglockner und Johannisberg (rechts) über der Pasterze.

Sonderschutzgebiete

Großglockner

Gamsgrube – Pasterze

gen, Prägraten), wo in einer Art Vorwahlkampf sogar eine „Nachdenkpause" bei der Realisierung des Nationalparks Hohe Tauern bis zum Herbst 1993 nach den Gemeinderats- und Landtagswahlen verlangt wurde. Bedenkt man die kurze noch zur Verfügung stehende Zeit von Juli 1990 bis zum 21. 10. 1991, so wird es sehr schwer werden, den Nationalpark in Tirol und damit den überregionalen Nationalpark zu komplettieren. Gelänge das in der von der Nationalparkkommission Hohe Tauern vorgesehenen Größenordnung von rund 720 km², so würde der Nationalpark in den Hohen Tauern schließlich eine *Gesamtfläche von 1900 km²* umfassen.

Der Österreichische Alpenverein nimmt in diesem Nationalpark aus mehrfacher Hinsicht eine besondere Rolle ein. Einmal ist er mit mittlerweile rund 333 km² der *größte Grundbesitzer im Nationalpark Hohe Tauern*. Seit 1918 besitzt er rund 41 km² im Bereich Großglockner-Pasterze-Gamsgrube (Kärnten) aufgrund der großartigen Schenkung von Albert Wirth, welche der Alpenverein widmungsgemäß beinahe vollständig rund 70 Jahre später 1986 in die beiden ersten Sonderschutzgebiete des Nationalparks Hohe Tauern in Kärnten „Großglockner-Pasterze" und „Gamsgrube" einbrachte (Gelb 1989, Haßlacher 1989a).

Schließlich erwarb der OeAV zusammen mit dem DAV am 8. August 1988 ein 7,5 km² großes Grundstück käuflich im Bereich der Hochalmspitze (Hochalmkees) in der Nationalparkregion „Mallnitz-Hochalmspitze" (Jungmeier 1988). Damit besitzt der Alpenverein rund 13% des Kärntner Nationalparkanteiles. In Salzburg, wo der Alpenverein keine Grundstücke außer im engbegrenzten Hüttenbereich besitzt, gelang es dem Österreichischen Alpenverein und der OeAV-Sektion Warnsdorf-Krimml nach mehr als zweieinhalbjährigen Verhandlungen, die Umrahmung der untersten Gefällsstufe der Krimmler Wasserfälle und den unteren Wasserfallboden im Ausmaß von rund 6 ha zu kaufen. Damit kann der Österreichische Alpenverein einen wertvollen Beitrag zur dauerhaften Sicherung des einzigen Naturdenkmals mit Europadiplomauszeichnung in Österreich leisten. Im Osttiroler Anteil stellt der AV-Grundbesitz mit rund 283 km² (= 39,3% der Planungsfläche) das Fundament für den Nationalpark Hohe Tauern dar. Er war nicht nur für die Verhinderung des Gletscherskigebietsprojektes im Bereich Venediger-Süd/West ausschlaggebend, sondern begründete auch die moralische Verantwortung des Alpenvereins für einen erfolgreichen Einsatz gegen die Realisierung des Speicherkraftwerksprojektes Dorfertal/Matrei, welcher auf dem Hauptversammlungsbeschluß des OeAV anläßlich seines 125-jährigen Bestandsjubiläums in Wien 1987 beruhte.

Aber nicht nur der Grundbesitz und dessen Einsatz als naturschutzpolitisches Instrument für den Nationalpark unterstreicht die Bedeutung des Alpenvereins für dieses Projekt in den Hohen Tauern, sondern auch die gesamte *alpintouristische Infrastruktur* mit der Vielzahl von Hütten und Wegen in den jeweiligen Arbeitsgebieten der Sektionen des OeAV und DAV. 50 Sektionen beider Vereine betreuen 47 AV-Hütten in den Kern- und Außenzonen sowie ein ausgedehntes Wege- und Steignetz. Die rund 133000 Mitglieder (Stand 1988) dieser Sektionen zeichnen sich durch ein besonderes Nahverhältnis zu den Hütten und Gemeinden im Nationalpark Hohe Tauern aus, was selbstverständlich auch touristische Impulse mitbedingt.

Seite 230:
Der Mitterkratzerhof in Prägraten, eines der beiden im Ausbau befindlichen „Häuser der Kultur und Begegnung" im Nationalpark Hohe Tauern

Unten:
Patenschaftstreffen 1987 im Kaiser Dorfertal

Tabelle 1: Alpenvereinssektionen mit Arbeitsgebieten und/oder Hütten im Nationalpark Hohe Tauern (NPHT)

	OeAV	DAV	gesamt
Kärnten	12	7 (+4)	19 (+4)[1])
Salzburg	9	6	15
Tirol	7	9	16
NPHT	28	22 (+4)	50 (+4)
NPHT (ohne DN[2]))	25	21 (+4)	46 (+4)

[1]) (+4) bedeutet die in der Arbeitsgemeinschaft Tauernhöhenweg - Anrainer mitwirkenden DAV-Sektionen Detmold, Goslar, Göttingen, Witten/Ruhr ohne Hütte bzw. Arbeitsgebiet.
[2]) DN = abzüglich der Doppelnennungen von in zwei Bundesländern tätigen Sektionen.

Tabelle 2: Alpenvereinshütten im Nationalpark Hohe Tauern

	OeAV	DAV	gesamt
Kärnten	8	7	15
Salzburg	7	6	13
Tirol	6,5	12,5	19[1])
NPHT	21,5	25,5	47

[1]) Bonn-Matreier-Hütte je zur Hälfte OeAV und DAV.

Tabelle 3: Mitgliederanzahl in den Alpenvereinssektionen mit Arbeitsgebieten und/oder Hütten im Nationalpark Hohe Tauern (Stand 1988)

	OeAV	DAV	gesamt
Kärnten	58.847	15.437	74.284
Salzburg[1])	37.349	29.220	66.569
Tirol	6.572	7.633	14.205
NPHT	102.768	52.290	155.058
NPHT (ohne DN[2])	84.540	48.743	133.283

[1]) ohne Kaprun.
[2]) DN = abzüglich von Doppelnennungen von in zwei Bundesländern tätigen Sektionen.

Mit der Erklärung des Alpenvereinsgrundbesitzes zum AV-Schutzgebiet Hohe Tauern im Jahre 1977 begann der Oesterreichische Alpenverein eine rege und vielseitige Tätigkeit zur Förderung des Nationalparkgedankens. Im Modellgebiet Innergschlöß (Matrei in Osttirol) wurde schon 1978 der erste Gletscherweg auf Alpenvereinsgrund errichtet und eine gleichnamige Broschüre aus der Reihe „Naturkundliche Führer zum Nationalpark Hohe Tauern" (herausgegeben vom Oesterreichischen Alpenverein) veröffentlicht. 1980 folgte die Eröffnung der Informationsstelle Innergschlöß des OeAV und schließlich der Start zur AV-Aktion Virgental zusammen mit dem DAV. Mit dieser breit angelegten Werbekampagne und Öffentlichkeitsarbeit für das Virgental in den Jahren 1980 bis 1982 versuchten beide Alpenvereine aufzuzeigen, daß es auch ohne großtechnische Erschließungen regionsangepaßte Entwicklungsmöglichkeiten für eine strukturschwache Region gibt. Die deutlich positivere Entwicklung der Sommernächtigungen als im Durchschnitt nahezu aller Vergleichsregionen seit 1980 wurde zudem in einer für den „Bergsommer"-Tourismus in Österreich ausgesprochen ungünstigen Phase und trotz der gravierenden Schwächen im Gaststätten- und Beherbergungsbereich erzielt. Die signifikante Wirkung der OeAV-/DAV-Aktionen zeigt auch, daß eine qualitativ höhere Entwicklungsrichtung möglich und mit positiven wirtschaftlichen Effekten verbunden ist und demonstriert damit ganz eindeutig den Handlungsspielraum der regionalen Fremdenverkehrswirtschaft auf der Tauern-Südseite. Zudem stellt der nun auch international sehr hohe Bekanntheitsgrad der Region eine gute Voraussetzung für einen qualitativ hochstehenden Nationalparktourismus dar (Mang/Schremmer 1989; Haßlacher 1989b).

Allein die 16 im Osttiroler Nationalparkplanungsraum tätigen AV-Sektionen investierten im Zeitraum 1978–1988 rund öS 61 Mio. in den Bereichen Hütten und Wege zur Verbesserung der Ver- und Entsorgungssituation sowie des äußeren Erscheinungsbildes. Für 14 größere Projekte im Nationalpark Hohe Tauern konnte aus der seit 1982 laufenden AV-Aktion Patenschaft für den Na-

Gletscherbäche – Bergseen

Wasserspiele

im Nationalpark

Oben: Oberer Schwarzhornsee mit Hochalmspitze
Ganz links: Der Untere Krimmler Achenfall
Links: Am „Gletscherweg Obersulzbachtal"
Seite 232: Die Katarakte der Oberen Isel im Umbaltal

tionalpark Hohe Tauern öS 4,4 Mio. an Förderung ausgeschüttet werden. Insgesamt acht bisher vom Oesterreichischen Alpenverein veröffentlichte „Naturkundliche Führer zum Nationalpark Hohe Tauern" dienen zur Verbreitung naturkundlichen Wissens über den Nationalpark Hohe Tauern am Beispiel ausgewählter herausragender Naturerscheinungen. Eine besondere Bedeutung kommt in der Phase der Nationalparkverwirklichung in Tirol den beiden im Ausbau befindlichen „Häusern der Kultur und Begegnung" zur Bewußtseinsbildung bei Einheimischen und Gästen zu. Mit einem Investitionsaufwand von über öS 12 Mio. werden der Kesslerstadel von der OeAV-Sektion Matrei i. O. und der Mitterkratzerhof von der OeAV-Ortsgruppe Prägraten zu Informations- und Begegnungszentren des Alpenvereins im Nationalpark Hohe Tauern/Osttirol ausgebaut. Neben diesen infrastrukturellen Leistungen brachte der Alpenverein zusätzlich durch verschiedene Planungsarbeiten, Veranstaltungen (z. B. Wissenschaft, Patenschaftstreffen), durch seine kontinuierliche Öffentlichkeitsarbeit und Kontaktnahme mit der dort lebenden Bevölkerung ein großes Scherflein zum Zustandekommen und zur Gestaltung des Nationalparks als nicht-staatliche Organisation ein.

Entscheidend für die Stabilität des Nationalparks und die Qualität der raumordnungs- und naturschutzpolitischen Zielsetzungen ist seine Akzeptanz durch die einheimische Bevölkerung. Rund 55 000 Menschen wohnen in den 29 Nationalparkgemeinden und müssen in dieser alpinen Kulturlandschaft ihren Unterhalt erwirtschaften. Deshalb ist neben dem Naturschutzziel auch die Förderung der regionalen Wirtschaft von besonderer Bedeutung. Im Zeitraum 1984–1989 wurden im Salzburger Anteil am Nationalpark von Bund und Land öS 78,9 Mio. an Förderungen ausgegeben, im Kärntner Anteil öS 58,1 Mio. (1982–1989) und im Planungsraum Tirol in den Jahren 1978–1989 öS 49 Mio.; in Summe macht das ein Förderungsvolumen von rund öS 186 Mio. aus, wobei die vielen über das Bundes- und Landesbudget hinausgehenden Förderungen und Hilfen nicht inkludiert sind. Im Jahre 1982 betrug die erstmals vom Bund für den gesamten Nationalpark vergebene Förderung noch öS 4,5 Mio., 1990 waren es erstmals öS 30 Mio., die von den Ländern verdoppelt werden mußten – also insgesamt öS 60 Mio.! Durch eine 1990 abgeschlossene Artikel 15a-Vereinbarung zwischen dem Bund und den am Nationalpark beteiligten Bundesländern ist die Zusammenarbeit und damit auch die Förderung, die auf einem Schlüssel der von den Ländern in den Nationalpark eingebrachten Fläche basiert, auf Schienen gelegt. Bereits aus der Verteilung der Förderungsgelder nach Wirtschaftssparten wird klar ersichtlich, welch ein hoher Stellenwert der Berglandwirtschaft in den Nationalparkregionen zukommt. Von den beispielsweise im Salzburger Nationalparkanteil bisher vergebenen Förderungsmitteln erhielt die Almwirtschaft 45%, gefolgt vom Tourismussektor mit 27%. In den nächsten Jahren wird es vor allem darum gehen, eine „geistige Harmonie" zwischen dem Schutzgebiet und dem Nationalparkvorfeld zu erreichen. Durch die Außengrenze des Schutzgebietes in den einzelnen Gemeinden darf *keine Trennlinie* in der Landschaft entstehen. Der ideelle und kulturelle Zusammenhang zwischen Schutzgebiet und Lebensraum der einheimischen Bevölkerung muß als strategische Erfolgsposition weiterhin gewährleistet sein. Der künftige Gast in den Nationalparkgemeinden wird diese nicht etwa aufgrund der Tatsache auswählen, weil sie am Nationalpark liegen oder sich ein Großteil der Gemeindefläche im Nationalpark befindet, sondern weil er ein einheitliches Erscheinungsbild im Sinne einer „unique selling proposition" vorfinden will. Das „sanfte Gästepotential" umfaßt vor allem diejenigen Touristen, die eine besondere Bereitschaft zur Nutzung öffentlicher Verkehrsmittel zeigen, zur Rücksichtnahme auf den Alltag und die Gewohnheiten der Einheimischen in den Urlaubsgebieten, Vermeidung von Hektik („neue Langsamkeit"), Verzicht auf unangemessenen Komfort und zu aktivem Natur- und Umweltschutz im Urlaubsgebiet bereit sind. Darüberhinaus zeichnet dieses ca. 1 Mio. Urlauber (= 18% der bundesdeutschen Alpenurlauber) umfassende „sanfte Potential" ein ausgeprägtes Problembewußtsein aus; sie wissen, daß Tourismus zu Belastungen von Mensch und Natur beiträgt (Hamele 1990).

Somit können gerade Tourismusgemeinden und -regionen im alltäglichen Natur- und Umweltschutz im Wettstreit um die Gunst zunehmend sensiblerer Gäste wertvolle Punkte sammeln. Allerdings geben sich diese aufgrund ihrer hohen Erfahrung und kritischen Einstellung nicht mit „kosmetischen Maßnahmen" zufrieden, sondern wollen das Angebot vor Ort in ein sanftes Gesamtkonzept, von der Gästeinformation bis zur Müllvermeidung im Hotel, vom Rad- und Busangebot bis zur Landschaftspflege usw. eingebettet sehen. Gerade im Nationalpark und in seinem Vorfeld können solche Maßnahmen ergodessen nicht innovativ und revolutionär genug sein. Nationalparkgebiete sollten „Testbezirke" neuer ökologischer Verkehrstechniken bzw. einer geänderten Mobilitätsmoral schlechthin werden. Erste Ansätze dafür gibt es: Vom 1. Juni bis Ende Oktober wird es für Bahnfahrten von Salzburger, Kärntner und Wiener Bahnhöfen aus in den Nationalpark Hohe Tauern eine 30%ige Preisermäßigung geben. In der Fremdenverkehrsgemeinde Heiligenblut wird zur Zeit ein dreistufiges Verkehrsberuhigungskonzept, gekoppelt mit einem Tourismuskonzept, diskutiert und die Autofreiheit als eine zeitgemäße, einem Nationalpark angepaßte Marketingstrategie für Bergferienorte anvisiert. Damit könnte Heiligenblut zumindest in Österreich eine Führungsrolle im Qualitätstourismus übernehmen und sich im Sommerferientourismus neu profilieren. Bei diesen punkthaften Initiativen darf es jedoch nicht bleiben. Die Nationalparkidee müßte innerhalb der Nationalparkregionen und als innovative Schule eines gelungenen ökologischen Lebens den ökologischen Konkurrenzneid auch nach außen anstacheln. Sie darf jedenfalls nicht als Feigenblatt oder als Alibi für eine weiterhin mit Vollzugsdefiziten behaftete Raumordnungs- und Naturschutzpolitik benutzt werden. In den Nationalparkregionen sind sowohl als Hilfe für die dort lebende Bevölkerung als auch zur Attraktivitätssteigerung der Gebiete verbindliche tages- und aufenthaltstouristische Obergrenzen vorzuschreiben. Eine Allianz zwischen Tourismus und Nationalpark bedarf eben einer langfristigen (nicht auf Regierungsperioden ausgerichteten) Kooperation, einer gemeinsamen geistigen und marktstrategischen Linie, eines einheitlichen

und gesamthaften Erscheinungsbildes, kurzum einer Gemeinschaftsaufgabe – einer „verschworenen" Symbiose. Ebenso sind Nationalparkgebiete Forschungs- und Entwicklungsgebiete für eine Berglandwirtschaftspolitik neuen Zuschnittes, wo u. a. auch Modelle für dauerhafte Vertragspartnerschaften zwischen Naturschutz und Landwirtschaft abgewickelt werden sollten (Nutzungsextensivierungen, Pflegeleistungen, Nutzungsverzichte usw.).

Für den Nationalpark Hohe Tauern muß zudem eine intelligente und glaubwürdige Informations- und Kommunikationsarbeit neuen Stils einsetzen. Einen ganz wesentlichen Bestandteil stellt dabei der Aufbau eines computergestützten Kontakt- und Informationsnetzes zur Förderung und Verbesserung von Kooperationsmöglichkeiten zwischen den touristischen Leistungsträgern (z. B. Fremdenverkehrsvereine, Hotels, Hütten usw.), Berg- und Gästeführern, Besichtigungsstätten, Dokumentationsstellen, Programmzentralen, Aus- und Fortbildungseinrichtungen, Vereinen, Verbänden, Selbsthilfegruppen usw. dar. Diese Vielfalt an Einzelinformationen muß selbstverständlich jederzeit abrufbar über die Landesgrenzen hinweg in einer gemeinsamen Informations- und Dokumentationszentrale des Nationalparks erfolgen.

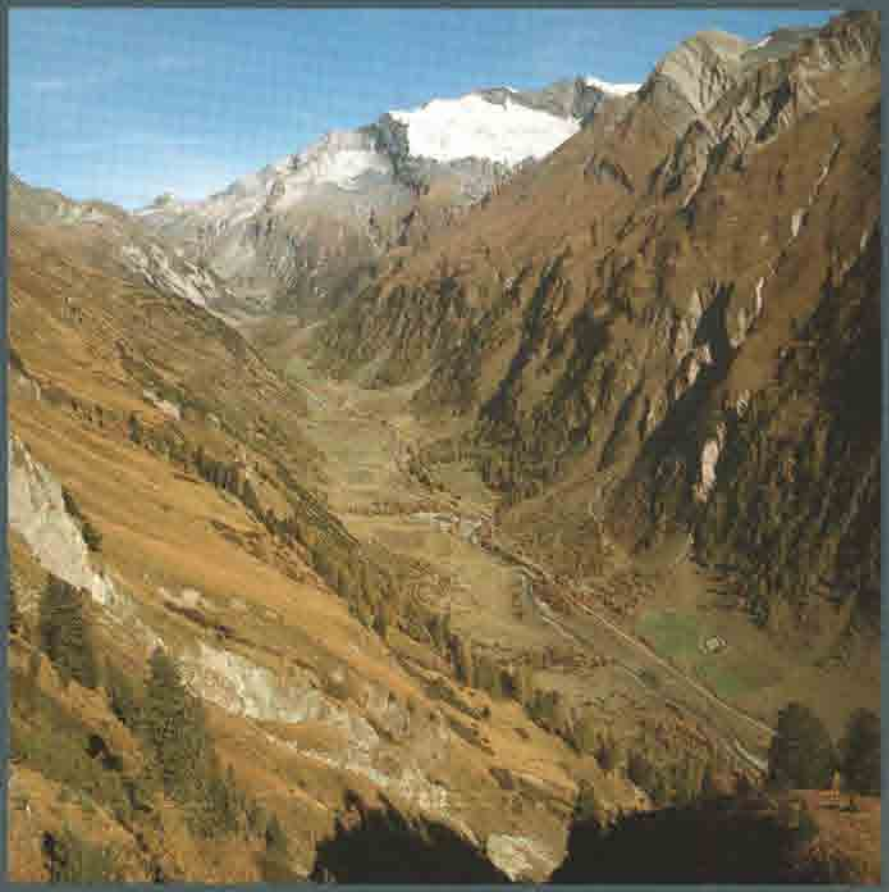
Damit stellt sich unmittelbar auch die Frage nach dem gemeinsamen Nationalparkdach über die Landesgrenzen hinweg. Seit dem Jahre 1972 existiert die Nationalparkkommission Hohe Tauern als Beratergremium der Landesregierungen von Kärnten, Salzburg und Tirol. Mit der Realisierung des Nationalparkes in Tirol hat sie wohl ihre Aufgabe in dieser Form erfüllt. Jetzt braucht es aber eine vertragliche „Klammer" für den gemeinsamen Nationalpark über die Landesgrenzen hinweg. Sie soll keineswegs in die hoheitlichen Rechte der drei Länder eingreifen, wohl aber zum Zwecke der Harmonisierung von Gesetzen, Förderungsrichtlinien, der Werbung nach innen und außen, zur Repräsentation des überregionalen Nationalparks Hohe Tauern im In- und Ausland, der zusammenfassenden Informations- und Dokumentationstätigkeit, zur Koordination der Planungsüberlegungen usw. gegen die bestehende Tendenz der „Verländerung" möglichst rasch installiert werden.

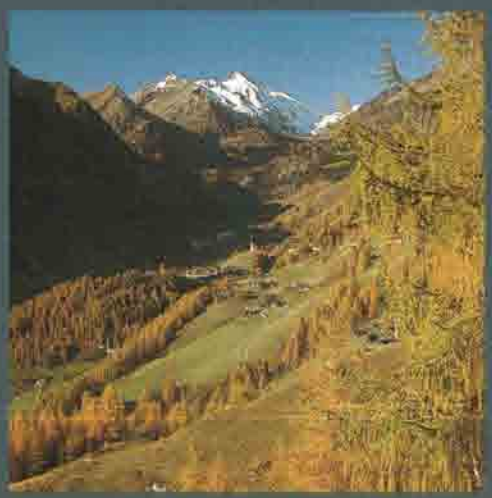
Ebenso scheint es unerläßlich, das Problem der regionalen Entwicklung in den Nationalparkregionen in Abstimmung mit dem Nationalpark Hohe Tauern sowohl planerisch über angepaßte Entwicklungsprogramme als auch hinsichtlich des Regionalmanagements neu zu überdenken. In der Salzburger Nationalparkregion existiert als überörtliche Planungsgrundlage noch immer der im Jahre 1973 von der Landesregierung beschlossene Entwicklungsplan „Pinzgau". Obwohl das Kärntner Nationalparkgesetz (LGBl. Nr. 55/1983 i. d. F. LGBl. Nr. 57/1986) für jede Nationalparkregion die Erlassung eines Entwicklungsprogrammes vorsieht, liegt ein solches für die Region „Oberes Mölltal" zehn Jahre nach der Verordnung des Nationalparkes im oberen Mölltal noch immer nicht vor. Im Planungsraum Osttirol scheiterte das bereits im Jahre 1971 verheißene Entwicklungsprogramm mehrmals am Interessenskonflikt zwischen Speicherkraftwerksprojekt Dorfertal/Matrei, Venediger-Süd/West-Erschließung und dem Nationalpark, hat jetzt aber alle Möglichkeiten, im Zuge der Nationalparkrealisierung aus anderen Fehlern zu lernen und durch die Berücksichtigung zeitgemäßer Planungsstandards die hintere Iselregion zu profilieren. Zusätzlich bedarf es vorrangig eines umfassenden Regionalmanagements, welches neben der Schutzgebietsbetreuung aktivierend die verschiedenen regionalen Interessen aufgreift, harmonisiert und umsetzt (Beispiele: kantonale Regionalsekretäre in der Schweiz, Regionalbetreuer im Rahmen der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für eigenständige Regionalentwicklung usw.).

Durch die in den Regionen und somit im Lebensraum der einheimischen Bevölkerung vermehrt einsetzende Diskussion und Umsetzung ökologischer und kultureller Fragestellungen wird es nach der Ansicht des Verfassers unter der Voraussetzung eines akzeptablen Lebensstandards auch zu einem größeren Verständnis für die Schutzbedürfnisse im Nationalpark Hohe Tauern selbst bzw. im Hinblick auf die Erfordernisse einer internationalen Anerkennung kommen. Darüber herrscht in Österreich seit einigen Jahren ein Richtungsstreit zwischen „Fundamentalisten" und „Realisten", solchen, die glauben, daß die Nationalparkkriterien der IUCN in gleicher Weise in den Donau-Auen, am Neusiedler See wie in den Hohen Tauern zu gelten haben, und solchen, die für den Nationalpark Hohe Tauern eine eigene Kategorie innerhalb der IUCN-Nationalparkkriterien reklamieren. Selbst anerkannte Nationalparkexperten mit großer internationaler Erfahrung führen an, daß Nationalparke der Größe und Landschaftsausstattung wie der Nationalpark Hohe Tauern oder der Nationalpark Stilfser Joch, in denen großräumige Kulturlandschaften ebenso wie alpine Urlandschaften enthalten sind, weder in die Kategorie II (Nationalparke) noch in die Kategorie V (geschützte Landschaften) der IUCN-Schutzgebietsgliederung passen. Es gilt jetzt jedenfalls, bis zur nächsten Welt-Nationalpark-Konferenz im Jahre 1992 in Verhandlungen darüber einzutreten, ob und gegebenenfalls in welcher Form die derzeit geltenden Kategorien in ihrer inhaltlichen Definition verändert oder erweitert werden sollen. Ohne Zweifel werden die Naturschutzanstrengungen im Nationalparkgebiet erhöht werden müssen: Jagd nach wildbiologischen Gesichtspunkten statt reiner Trophäenjagd, „Ökologisierung" der im Eigentum der Österreichischen Bundesforste stehenden Wälder, Nutzungsextensivierungen im Bereich der Almwirtschaft, bessere Besucherlenkung im Schutzgebiet, optimale Ver- und Entsorgung der Schutzhütten, Einrichtung von Sonderschutzgebieten, bessere Information über ein nationalparkkonformes Verhalten im Schutzgebiet usw.

Der Nationalpark Hohe Tauern stellt sich zwanzig Jahre nach seiner feierlichen Vereinbarung von Heiligenblut noch immer als Baustelle und Werkstatt dar. Er ist noch weit von einem richtungsweisenden Modellcharakter für die alpinen Lebensraumbereiche entfernt. Es wäre bedrückend, wenn es um Dreiherrnspitze, Großvenediger, Großglockner und Ankogel nicht gelänge, diesen Modellimpuls im Sinne der Bemühungen um die Alpenkonvention für die ARGE ALP und ALPEN ADRIA und alle weiteren Alpenregionen zu geben. Die Verhinderung weiterer Großkraftwerke und Skigebiete in diesem Gebiet der Hohen Tauern war nur ein erster Schritt – weitere müssen folgen!

Rechts: Tiefblick ins Kalser Dorfertal
Unten: Heiligenblut mit Großglockner



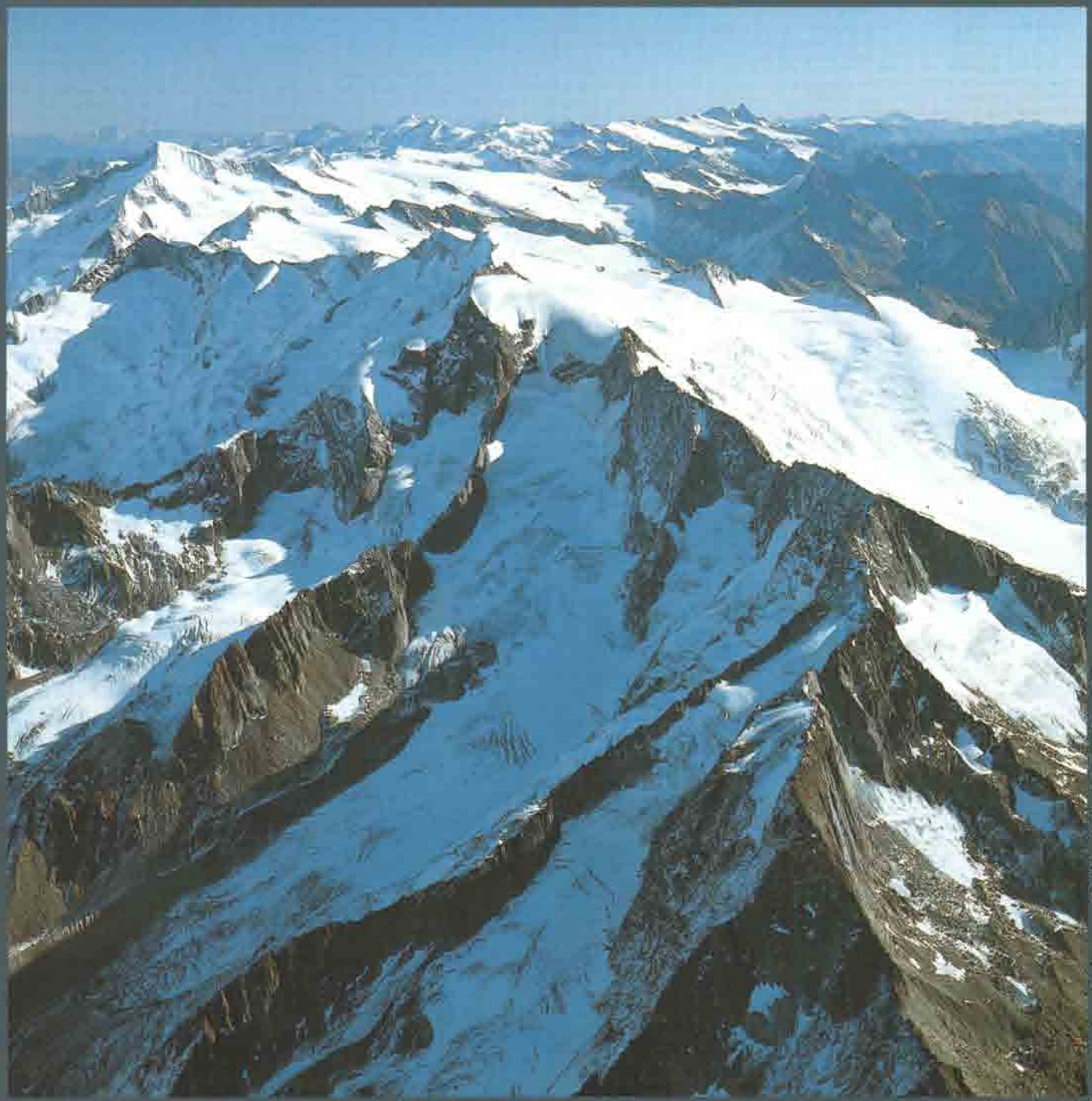


Oben: Heckenlandschaft in Virgen
Rechts: Blick von Osten ins Virgental
Seite 237: Hohe Tauern von Westen aus dem Flugzeug: Dreiherrnspitze (Bildmitte), Großvenediger (links) und Großglockner (rechts im Hintergrund)

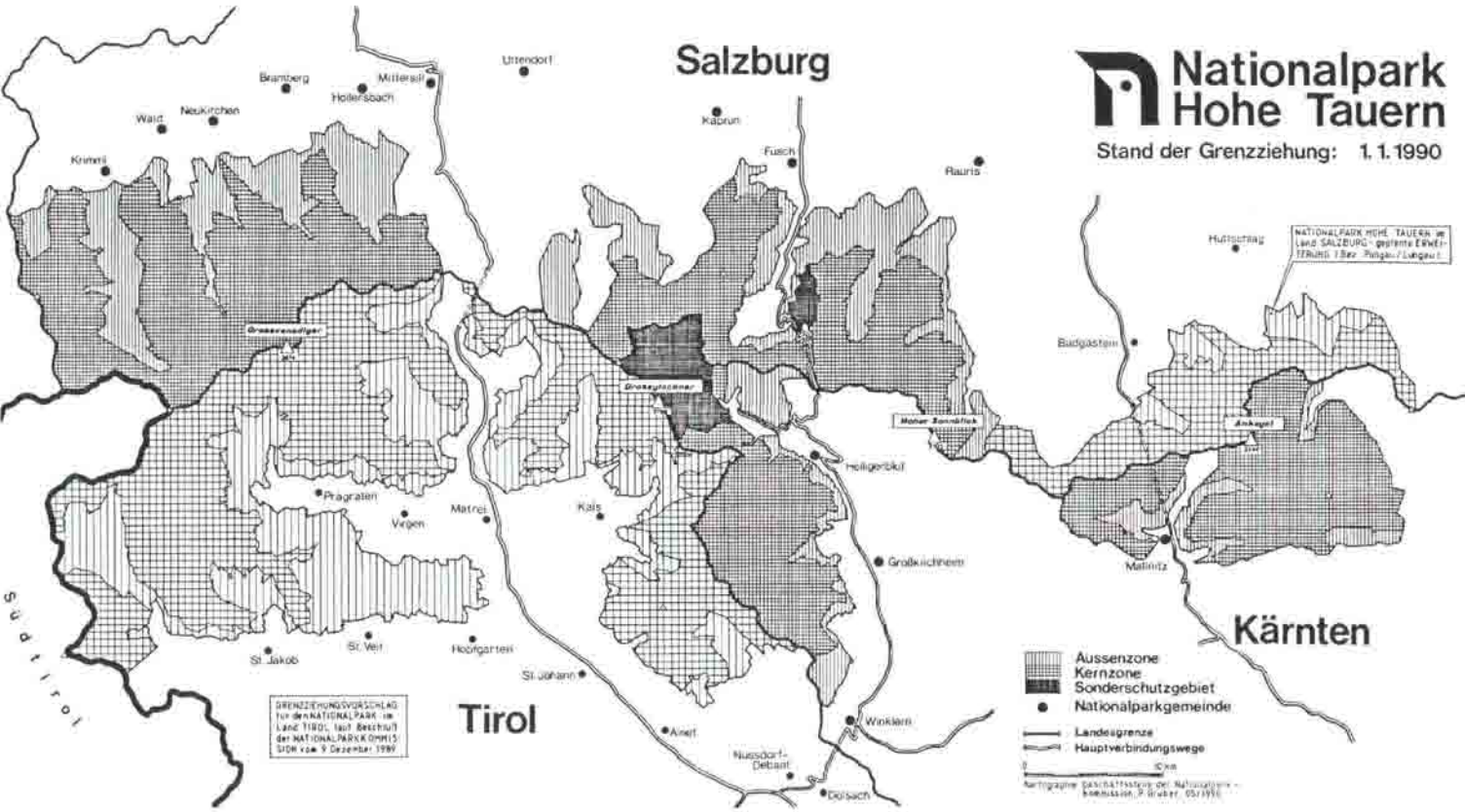
Eisgipfel und südliche Tauerntäler

Tauernschau

im Spätherbst



Luftaufnahme freigeg. v. BMLV mit Zl. 13.088/787-1.6/85



Literatur

Draxl, A. (1979): Idee und Initiativen zur Gründung eines Nationalparkes in den österreichischen Alpen bis zum Europäischen Naturschutzjahr 1970. In: Alpenvereinsjahrbuch 1979, S. 131–135.

Draxl, A. (1979): Die Planung für den Nationalpark Hohe Tauern seit der Heiligenbluter Vereinbarung. In: Alpenvereinsjahrbuch 1979, S. 151–156.

Draxl, A. (1989): Nationalparkförderung im Virgental. In: Haßlacher, P. (Red.): Sanfter Tourismus – Theorie und Praxis. Markierungen für die weitere Diskussion (= Fachbeiträge des Oesterreichischen Alpenvereins – Serie: Alpine Raumordnung Nr. 3), Innsbruck, S. 39–50.

Fischer, D. (1985): Qualitativer Fremdenverkehr. Neuorientierung der Tourismuspolitik auf der Grundlage einer Synthese von Tourismus und Landschaftsschutz. St. Galler Beiträge zum Fremdenverkehr und zur Verkehrswirtschaft. Reihe Fremdenverkehr, Bd. 17, 351 S.

Floimair, R. – Hrsg. (1989): Salzburger Nationalpark-Report. Schriftenreihe des Landespressebüros – Serie „Salzburg Informationen" Nr. 69, 139 S.

Gelb, G. (1989): Das Pasterzengebiet in der Obhut des Alpenvereins. In: Oesterreichischer Alpenverein (Hrsg.): Albert Wirth-Symposium Gamsgrube (Heiligenblut) – Tagungsbericht (= Fachbeiträge des Oesterreichischen Alpenvereins – Serie: Alpine Raumordnung Nr. 2), Innsbruck, S. 97–113.

Hamele, H. (1990): Das „sanfte Potential" bei den bundesdeutschen Alpenurlaubern. Ausgewählte Ergebnisse aus den Reiseanalysen 1985–1988 des Studienkreises für Tourismus. In: Mitteilungen des OeAV 45 (115), H. 4.

Haßlacher, P. (1988): Nationalpark Hohe Tauern – ein Lehrstück alpiner Raumordnung. In: GW-Unterricht Nr. 31, S. 61–71.

Haßlacher, P. (1989a): Der Alpenvereinsgrundbesitz im obersten Mölltal im Spannungsfeld von Naturschutz und Tourismus. In: Oesterreichischer Alpenverein (Hrsg.): Albert Wirth-Symposium Gamsgrube (Heiligenblut) – Tagungsbericht (= Fachbeiträge des Oesterreichischen Alpenvereins – Serie: Alpine Raumordnung Nr. 2), Innsbruck, S. 19–28.

Haßlacher, P. (1989b): Sanfter Tourismus Virgental 1980–1989 – Erfahrungen und Konsequenzen. In: Haßlacher, P. (Red.): Sanfter Tourismus – Theorie und Praxis. Markierungen für die weitere Diskussion (= Fachbeiträge des Oesterreichischen Alpenvereins – Serie: Alpine Raumordnung Nr. 3), Innsbruck, S. 25–38.

Haßlacher, P. (1990): Anforderungen an Nationalparke aus der Sicht der überörtlichen Raumplanung. In: Internationale Alpenschutzkommission (Hrsg.): Nationalparke – ihre Funktionen in vernetzten Systemen – Anspruch und Wirklichkeit (= CIPRA-Schriften Bd. 7), Vaduz.

Haßlacher, P. (1990): Nationalpark Hohe Tauern und Tourismus – Allianz für die Zukunft? Vortrag gehalten anläßlich der Studientagung der Politischen Akademie zum Thema „Nationalpark – Tourismus – Wirtschaft" am 18./19. Mai 1990 in Hollersbach/Salzburg; Hekt. Vortragsmanuskript, Innsbruck, 17 S.

Hutter, C. M. (1990): Mehr als nur eine Straße. Die Geschichte der Großglockner-Hochalpenstraßen AG. Salzburg: Druckhaus Nonntal, 28 S.

Hutter, C. M. u. P. Schreiner (1990): Österreichs Nationalpark Hohe Tauern – Kärnten – Salzburg – Tirol. Elsbethen: VCM-Verlag, 83 S.

Jungmeier, H. (1988): Zum Tauernkönig die Königin. 70 Jahre nach dem Großglockner erwirbt der Alpenverein Hochalmspitze und Hochalmkees. In: Mitteilungen des OeAV 43 (114), H. 6, S. 20.

Mang, J. u. C. Schremmer (1989): Regionalwirtschaftliche Wirkungen der Projekte Kraftwerk und Nationalpark auf die Region Hohe Tauern Süd (Osttirol). ÖGNU-Text 4/88, Wien, 115 S.

Stickler, H. u. F. Rauch (1990): Konzept Verkehrsberuhigung Fremdenverkehrsgemeinde Heiligenblut am Großglockner; i. A. der Fremdenverkehrsgemeinde Heiligenblut. Innsbruck, 87 S.

Stolzlechner, H. u. J. Werndl (1977): Gutachten über die Rechtsperson des Nationalparkes Hohe Tauern; i. A. der Nationalparkkommission Hohe Tauern. Salzburg, 48 S.

Zwischen Aufklärung und Naturlyrismus

Umfeld und Triebkräfte des frühen Alpinismus

Helmuth Zebhauser

Mit Aufklärung begreifen wir eine Epoche etwa der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Das Wort meint vernunftbetonte Haltung und Wandelkraft in der Zeit von Barock und Klassizismus, auf dem Sprung vom Absolutismus zur Revolution und auf der Wende von Spekulation zu Wissenschaft. Aufklärung im Sinn jener Zeit ist „Der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit . . . Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!"[1])

Dieses utopistische Postulat definiert Aufklärung als einen nie abgeschlossenen Prozeß. So dürfen Aufklärung und Gegenaufklärung als Bestrebungen verstanden werden, die es im Abendland immer gegeben hat, und die immer fortdauern. Karl Popper bezeichnet Demokrit, Epikur und Lucrez als die großen Aufklärer des Altertums, als Kämpfer gegen Dämonenglauben und Befreier der Menschheit. Auch im späten Mittelalter wirkten Aufklärer und Gegenaufklärer. Die Neuzeit ist voll davon. Für die Geschichte des 19. Jahrhunderts bietet sich die Dialogkraft dieser Begriffe wieder an.

Das Wort „Naturlyrismus" scheint von anderer Art und Herkunft zu sein. Naturlyrismus ist ein Stilbegriff, keine Epochenbezeichnung. „Naturlyrismus" läßt sich auch einerseits zeitgebunden, z. B. einigen Kunstäußerungen der zweiten Hälfte des 19. Jh. zuordnen, andererseits aber auch als Strömung verstehen, die immer wieder einmal im Fluß der Zeit auftaucht und treibt.

Zur italienischen Malerei des 14. Jh. z. B. möchte ich von Naturlyrismus reden dürfen. Zur englischen Diskussion „Maschine und Baum" könnte das Wort beigezogen werden, und immer ist es mitzudenken in der Betrachtung von Gartenarchitektur. In der Frühromantik schwingen naturlyrische Töne – ein wenig –, im Nachbiedermeier ist naturlyrische Stimmung breit und zum Jahrhundertende hin mächtig. Naturlyrismus klingt dann lange nach in der Bilderwelt des 20. Jahrhunderts.

Die vorliegende Betrachtung „zwischen Aufklärung und Naturlyrismus" zeigt auf relevante Wurzeln in der zweiten Hälfte des 18. Jh. (Montblanc, 1786) und weist bis zur Stilwende um 1900 (alle wichtigen Gipfel der Alpen sind bestiegen). Sie will Komponenten aufzeigen, die den klassischen Alpinismus ermöglichten, und Böden benennen, auf denen Vereinsalpinismus sich formieren konnte.

Maschine und Baum

In den Strömungen, die zur Aufklärung im 18. Jh. führten, begann die Gottesvorstellung aus dem Weltbild zu verschwinden. Edmund in Shakespeares King Lear hat sich diese aufklärerische, progressive Denkart und den dazugehörigen Naturbegriff zu eigen gemacht: „Thou, Nature, art my goddess". Der Naturphilosoph hieß im Englischen „Naturist". Naturphilosophie überlappte sich mit Atheismus. Der beginnende Empirismus wollte die Welt voraussetzungslos aus sich heraus erklären: Der Erfahrungswissenschaftler weigerte sich, eine metaphysische Größe wie Gott zur Erklärung der Natur heranzuziehen.

Die Hauptfiguren der historischen Epoche der Aufklärung in England (enlightenment) waren naturorientiert: Bacon gilt als der große Wegbereiter der modernen Naturwissenschaft. Locke baute eine rein auf sinnliche Wahrnehmung beruhende Erkenntnislehre an. Newton mathematisierte die Naturwissenschaft. Diese Träger der englischen Aufklärung wirkten über das 18. Jh. hinaus und weit ins 19. Jh. fort. Aufklärung und Gegenaufklärung fand dann aber nicht nur theoretisch in philosophischen Werken statt, sondern in der ganzen Lebensgestaltung und „en passant auch in der Reiseliteratur"[2]).

Aufklärung (und Puritanismus) bildeten die Grundlage der sozioökonomischen Theorie zu Anfang des 19. Jh. Wirtschaftsoptimismus wurde mit wissenschaftstechnischem Fortschritt gekoppelt, und daraus sollte moralische Vervollkommnung des Menschen möglich werden.

Aus dieser Zeit stammt die Vorstellung, Fortschritt sei zu verstehen als Zunahme des Wohlstandes, und diesen bringe das Wirtschaftswachstum. Wirtschaftlicher Fortschritt hinwiederum sei an den technischen Fortschritt gekoppelt. Der Mensch erfinde Maschinen, um sich die Arbeit zu erleichtern, um sich Zeit für Vergnügungen, d. h. für Freizeit zu schaffen. Aus dieser Zeit stammt die Vorstellung, technischer Fortschritt sei zivilisatorischer Fortschritt, welcher auch die Kolonialisierung der Natur impliziert. Defoes Robinson nimmt seine Insel zivilisatorisch in Besitz und verbessert sie ökonomisch. „Dort, wo der Mensch nicht arbeitet, ist die Natur unfruchtbar, furchterregend. Das Verhältnis von Mensch und Natur ist das eines ökonomisch und theologisch bestimmten Synergismus: Zivilisation als Arbeit an der gefallenen Natur, Vollendung der Natur durch den Men-

„Nirgends aber weiß ich
Landschaftskunst in diesem Sinn
so expliziert und groß wie in der
Kunstfigur Linderhof. Ludwig II. hatte
dort auf 50 ha Garten im Graswangtal
ein Idealgebild inszeniert . . ."
(s. Text Seite 247, Plan auf dem Vorsatzblatt sowie den anschließenden Aufsatz
„Auf Bergeshöhen schreibe ich Ihnen . . ."
von Franz Merta)

schen."[3]) Die utilitaristische Philosophie jener Zeit ergriff überdies den Bereich des Ästhetischen: Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit wurden als Schönheit erfaßt. Der englische Landschaftsgarten bei Addison, Spence und anderen.
Bei Daniel Defoe kontrastieren dann Öde und Unwirtlichkeit von Bergregionen mit der Welt des homo oeconomicus in den Tälern. Dort Nutzlosigkeit der unfruchtbaren Natur, hier dicht bevölkerte kleine Orte, in denen Wohlstand wächst. Defoes Sympathien lagen sichtlich auf der Seite der Zivilisation. Aus der Unwirtlichkeit der Berge, aus Schneetreiben und scharfem Wind, vorbei an furchterregenden Steilabfällen kommen Reisende zurück ins Tal, „into Christian country again . . .". Da ist dann die Rede von der Fülle, vom Reichtum an Häusern in einer Natur aus karger Landschaft.
Am Anfang des 19. Jh. veränderte sich diese Sicht bei den Gegenaufklärern drastisch. Alexis de Tocquevilles schilderte Manchester 1835: Die Natur ist verletzt, aufgekratzt und aufgerissen.Die Stadt stellt keinen Organismus dar, sondern ein unharmonisches Nebeneinander von Glanz und Schmutz. Flüsse und Kanäle sind durch Industrieabwässer gefärbt. Der Synergismus zwischen Natur und Mensch, wie er noch bei Defoe aufgezeigt wird, weicht den Zeichen der Zerstörung. Rauch und Nebel schirmen das natürliche Licht ab. Unnatürliche Geräusche verwirren den Menschen.
Die Hauptgestalten der Gegenaufklärung waren Blake, Coleridge, Carlyle. Blake beschrieb die verheerende Ausbreitung der materialistischen Philosophie in Europa in Metaphern der mechanisierten Texilindustrie. Er prangerte die Kinderarbeit an und entlarvte die Stahlherstellung: „Die Natur muß ausgebeutet werden damit lebensvernichtende Kriegswaffen hergestellt werden können."[4]) Coleridge wurde zum Vordenker des Kulturbegriffs, der sich im 19. Jh. herausbilden sollte. Carlyle schlug den Bogen von der englischen Situation zur deutschen Literatur der Romantik. Carlyle erkannte zwar Lösungen der Technik für die moderne Wirtschaft an – bei ihm sichert die Maschine dem Menschen noch den Sieg über die „rude nature" – aber er plädierte für die Korrektur der einseitig mechanistischen Kultur. Er nahm Novalis zu Hilfe und forderte die Verbindung von Metaphysik und Physik. Carlyle hat die utilitaristische Philosophie kritisierbar und damit obsolet gemacht[5]).
John Tyndall, der Physiker, ein Freund Carlyles, popularisierte mit großem Erfolg naturwissenschaftliche Erkenntnisse. Aber er versuchte das übliche mechanistische Weltmodell mit dem organizistischen Weltmodell Carlyles zu verbinden:
„The celebrated Robert Boyle regarded the universe as a machine; Mr. Carlyle prefers regarding it as a tree . . . A machine may be defined as an organism with life and direction outside; a tree may be defined as an organism with life and direction within . . ."[6])
Der berühmte Robert Boyle betrachtet das Universum als Maschine. Carlyle bevorzugt es als Baum zu betrachten. Eine Maschine kann definiert werden als ein Organismus mit Leben, geleitet von außen. Ein Baum kann definiert werden als ein Organismus mit Leben, geleitet in sich.
Tyndall sieht eine harmonische Interaktion der beiden vor sich. Die Synthese aus Maschine und Baum ist aber Traum geblieben. Der Abstand zwischen beiden Konzeptionen wurde im Verlauf des 19. Jh. nicht kleiner, sondern eher noch größer. Dickens' berühmte Schreckensvisionen der Fabrikstadt Coketown (1854) schien sich zu verwirklichen. Er schilderte die Industriewelt mit Metaphern einer denaturierten Natur – die Farben der Stadt sind wie das unnatürlich geschminkte Gesicht eines Wilden, Rauch wirkt wie verknäulte Schlangen, der Kolben der Dampfmaschine erscheint als monotones Auf und Ab eines psychisch schwer geschädigten Elefanten.
In eben jener Zeit wurde der Alpine Club gegründet. Und in eben jener Zeit (1861) besteigt John Tyndall das Zermatter Weißhorn und berichtet: „Der Tag war vollkommen schön; keine Wolke war am Himmel und der duftige Hauch der fernen Luft, obgleich er genügte, die Umrisse zu mildern und die Färbung der Berge zu verschönern, war doch zu leicht, um irgend etwas zu verschleiern. Über die Gipfel und durch die Täler ergossen sich die Sonnenstrahlen, nur durch die Berge selbst behindert, die ihre Schatten als dunkle Massen durch die erleuchtete Luft warfen. Nie vorher hatte ich einen Anblick erlebt, der mich so in tiefster Seele ergriffen hätte."

Der nackte, schneidende Verstand

Beim Eintritt ins 19. Jh.[7]) waren auf dem Kontinent die Franzosen in der naturwissenschaftlichen Forschung weit voraus. Der gewaltige europäische Aufbruch gegen spekulative Naturphilosophie war getragen von Cartesianismus, also von einer westeuropäischen mechanistischen Denkart.
Der Weg aus der Spekulation zur Erfahrungswissenschaft führte, je länger je mehr, zu einer Kultur des Einzelnen, zur Sammlung von Fakten, zu einem Verzicht auf Deutung und Überblick. Die deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts berichtet auf vielerlei Weisen, wie die Loslösung aus der Spekulation und der Ausbau der Spezialwissenschaften sich vollzogen haben.
Was in der Geschichtswissenschaft die kritische Methode war, das wurde in den Naturwissenschaften das Experiment.
Auf dieser weltgeschichtlichen Wende vom Universalismus zur empirischen Forschung steht in einsamer Größe Alexander von Humboldt. Er hat sich in seiner Jugend aus der Naturphilosophie gelöst und die echte, experimentelle, messende, wägende und berechnende Naturforschung in großen Ausmaßen und auf den verschiedensten wissenschaftlichen Sondergebieten gepflegt. Aber die Herkunft aus der dichterischen und philosophischen Epoche Deutschlands blieb ihm unverloren. Immer strebte er vom Einzelnen zu einer „denkenden Betrachtung der durch Empirie gegebenen Erscheinungen als eines Naturganzen". Er war für diese Doppelstellung zwischen zwei Weltaltern geschaffen; er besaß den analysierenden Geist und zugleich die Fähigkeit der Kombination. Alexander von Humboldt hatte, wie er es selbst nannte, den „tollen Einfall", „die ganze materielle Welt, alles was wir heute von den Erscheinungen der Himmelsräume und des Erdenlebens, von den Nebelsternen bis zur Geographie der Moose auf den Granitfelsen wissen, alles in einem Werke darzu-

Foto: K. Puntschuh

stellen, und in einem Werke, das zugleich in lebendiger Sprache anregt und das Gemüt ergötzt". Sein Werk war getragen von verschiedenen, alten gleichwie neuen Kräften, die da kamen von Christentum, Humanismus, Naturphilosophie und französischer Revolution einerseits und dem Subjektivismus der Romantik und auch der Empirie und Induktion der neuen Naturforschung andererseits.

Dieser „Einfall", alle Welterscheinung als Naturganzes aufzufassen, war allerdings, als er endlich verwirklicht war, in der Mitte des 19. Jh., doch eher eine Sache von überholter Denkart.

Immerhin, die Gesamtanschauung, die er suchte, sollte durchaus und ausschließlich eine empirische sein. Er hat in Bezug auf Goethe, in welchem er den großen Naturforscher und Naturschilderer verehrte, für seine Arbeit angemerkt: „Ich habe die Tatsachen stets von meinen Vermutungen getrennt". Schiller schimpft ihn deshalb „beschränkter Verstandesmensch"[8]). Schillers leidenschaftliche Abneigung gegen das exakt wissenschaftliche Verfahren der jungen Naturforschung wird zur Charakterisierung des neuen Jahrhunderts: „Es ist der nackte, schneidende Verstand, der die Natur, die immer unfaßlich und in allen ihren Punkten ehrwürdig und unergründlich ist, schamlos ausgemessen haben will und mit einer Frechheit, die ich nicht begreife, seine Formeln, die oft nur leere Worte und immer nur enge Begriffe sind, zu ihrem Maßstab macht."

Im Sinne einer großangelegten empirischen Forschung hat Humboldt auch seine vielbewunderte fünfjährige Reise durch Zentralamerika von 1799 bis 1804 durchgeführt. Er sammelte Tausende einzelne Tatsachen und fand durch sie die großen Zusammenhänge.

Humboldt gelangen auf den verschiedensten Wissensgebieten wichtige Entdeckungen. *Die Meteorologie nennt ihn den Schöpfer der Isothermen, da er zuerst auf den Karten die Orte mit gleicher mittler Jahrestemperatur durch Linien verbunden hat. Als Physiker hat er die ungleiche Verteilung der magnetischen Erdkraft festgestellt, als Geologe das Märchen vom „Neptunismus" beseitigt und den Bau der Vulkane erklärt. Mit Hilfe des Barometers hat er Höhenmessungen vorgenommen, die Höhenquerschnitte aufzuzeichnen gelehrt.*

Er hat zum Staunen der Welt den Chimborazo zu besteigen versucht; alle Einheimischen verweigerten die Begleitung, aber der weiße Mann schritt durch Nebel und Schnee empor unter furchtbaren Entbehrungen. Der wissenschaftliche Ertrag hörte über der Schneegrenze auf, und den Gipfel hat er zwar nicht bezwungen – aber ein Menschenalter lang galt Humboldt als der Mann, der am höchsten in der Welt gestiegen war.

Die originalsten Leistungen Humboldts liegen auf dem Gebiete der Pflanzengeographie. Er zuerst hat darauf aufmerksam gemacht, daß der Wechsel der Eindrücke nicht von der Gestaltung der Erdoberfläche herrührt – weil die gleichen Felsarten überall wiederkehren und also überall die nämlichen Umrisse zeigen –, sondern daß das Gefühl der Fremdartigkeit beim Betreten entlegener Welten nur dadurch entsteht, daß sich die Pflanzenbekleidung des Bodens und mit ihr die vorhandenen Tier- und Menschengestalten ändern. Zugleich ist Humboldt auch den physischen Bedingungen der Vegetation nachgegangen, wie sie abhängig ist nicht nur von Höhengrenzen und Klima, sondern auch von der plastischen Bildung des Reliefs.

Hier ist ein passender Punkt, an dem in die Geschichtsschreibung über das 19. Jh. die Gründung des Österreichischen Alpenvereins eingefügt werden darf. Der OeAV wurde im wesentlichen von Naturwissenschaftlern gegründet, „vornehmlich Geographen und Geologen" waren es, „die sich im Jahre 1862 in der Akademie der Wissenschaften in Wien zusammenfanden, um den Österreichischen Alpenverein aus der Taufe zu heben. Ihr Anliegen bestand darin, die noch weitgehend unbekannten und unbenannten Gebirge und Gebirgszüge der Alpen und der Weltberge zu erkunden und zu erforschen"[9]).

Aber auch Sachfragen aus den Humanwissenschaften (Völkerkunde, geschichtliche Entwicklung der Rassen, versunkener Kulturen und Staaten) haben Humboldt beschäftigt.

Mit Umsicht und durch Überwindung zahlloser Schwierigkeiten und Lebensgefahren hat dieser Gelehrte, ganz auf eigene Kosten, ohne Staat und Akademien, nur begleitet von seinem Getreuen Bonpland, die gewaltigen Mengen von Pflanzen, Tieren und Steinen, von Statuen und Münzen, Federschmuck und Waffen, von endlosen Zahlen und Notizen gesammelt, bald im Urwald, bald auf den kahlen Höhen der Cordilleren, bald in den Archiven der Gouverneure, – eine Unsumme von Tatsachen, alles Bausteine für eine neue, empirische und doch universale Wissenschaft. Diesen gewaltigen Schatz hat er nach Paris gebracht und hier in jahrzehntelanger Arbeit zu dem großen Gemälde gerundet, das ihm beim Antritt der Reise vorschwebte. Jahr auf Jahr erschienen damals ab 1811 die prächtigen Bände des Reisewerkes. Es war gewiß kein Zufall, wenn Humboldt gerade in Paris und in französischer Sprache das Werk ausgearbeitet und herausgegeben hat; hier standen ihm nicht nur die größten Bibliotheken und Sammlungen, die besten Künstler und Drucker zur Verfügung, sondern hier fand er auch in den Naturforschern der Akademie und der Ecole Polytechnique die Anregung, die Unterstützung und die urteilsfähigen Leser, die er brauchte.

Humboldt war der Erbe eines kosmopolitisch gestimmten Zeitalters und kannte die Grenzen der Nationen auch noch nicht, als längst der Geist des 19. Jh. seine unheilvolle Schranken aufzog. Er trug die Ideen von 1789 im Herzen.

Humboldt war der Meinung, die Naturforschung *müsse auch die Zusammenschau des Naturganzen übernehmen und dürfe diese nicht der Kunst oder der Philosophie überlassen. So stark wurzelte er persönlich in der literarischen Kultur der Klassik. Aus dem Vielerlei des Beobachteten und Gesammelten erwuchs ihm die Einheit der Natur, die anschaulich zu machen die Sache des Forschers und Schriftstellers ist.*

Humboldt hat von Georg Forster, dem Weltumsegler seiner Zeit, nicht nur gelernt, durch vergleichende Betrachtung zu einer umfassenden Ansicht der Erde vorzudringen, sondern auch das Gesehene so zu schildern, daß sich die „Majestät einer völlig unberührten Natur" nachempfinden läßt.

So hat er in der bunten Vielgestaltigkeit der Naturerscheinungen die Einheit der Landschaft erfaßt und auch ihre Wirkung auf den Menschen bedacht. Nicht nur Gegenstand der Erkenntnis, sondern auch Gegenstand des Genusses ist die Natur: dies hat

Unten: Alexander von Humboldt 1812 (nach dem Gemälde von Carl von Steuben)

Humboldt immer wieder zur Geltung gebracht. Er hat, neben seinen großen, in französischer Sprache abgefaßten Reisewerken, eigens auch in deutscher Sprache einige schöne „Ansichten der Natur" geschrieben.
Die Denkweisen, das Wissen, die Erkenntnisart und die Anschauungen Humboldts waren in der Mitte des 19. Jh. überallhin, wo man las, verbreitet. Seine Werke waren in alle wichtigen Kultursprachen des Abendlandes übersetzt. In Amerika wurden ihm Denkmäler errichtet.
Selbstverständlich kannten gebildete Männer wie Ball, Stephen, Tyndall (Alpine Club), Grohmann, Mojsisovics, von Ruthner (OeAV), von Bezold, Haushofer, Trautwein (DAV) die Schriften von Alexander von Humboldt. Und gewiß waren diese Männer von ihm beeinflußt. Er hatte neue Marken für die geistige Erschließung, sagen wir „für die Eroberung" der Natur außer uns und für die Begeisterung zu ihr gesetzt. Whympers Besteigungen des Chimborazo und des Cotopaxi sind ohne Begeisterung für Humboldt nicht zu denken.

Freie Tatäußerung

In der Aufkärung des 18. Jh. traten der deutsche Pädagoge Comenius, der französische Philosoph Montaigne, der englische Arzt Locke und vor allem J.-J. Rousseau in seiner Erziehungsschrift „Emile" (1762) für die Wichtigkeit der Leibesbildung im Rahmen der Erziehung ein. Mit Beginn des 19. Jh. setzten die Bestrebungen ein, das Turnen in die Schulen aufzunehmen. Pestalozzi schrieb 1807 über „Körperbildung" als Einleitung des Versuchs einer „Elementargymnastik". Fr. L. Jahn strebte an, das Turnen zu einer allgemeinen Volksangelegenheit zu machen. In seinem Werk „Deutsches Volkstum" (1810) war er von dem Gedanken geleitet, die „Volkskraft" zu stärken und den „Volksgeist vom Franzosenjoch" zu befreien. 1811 eröffnete er in der Hasenheide zu Berlin den ersten öffentlichen Turnplatz. Jahns nationalistische Triebkraft stand im Gleichklang mit dem Geist der gleichzeitigen Bemühungen um allgemeine Schulpflicht. Auch sie sollte der Mehrung der Volkskraft und als Grundlage zur Erziehung tüchtiger Soldaten dienen.
1816 erschien von Fr. L. Jahn und E. Eiselen das wegweisende Werk „Die deutsche Turnkunst zur Einrichtung der Turnplätze". Abgehoben von der streng systematischen Leibesübung legte Jahn großen Wert auf das Turnspiel, welches „die Turner in größeren Massen nach einfachen Gesetzen zu freier Tatäußerung" vereinigt. Den Begriff „freie Tatäußerung" wird man festhalten müssen beim Denken darüber, wie der klassische Alpinismus in der zweiten Hälfte des Jh. entstand und wie sein Erlebnis dann formuliert wurde, z. B. bei Mummery, Stephen und von Barth bis hin zu Lammer. Nach den Befreiungskriegen ließen die völkischen Antriebe nach, und das Turnen verlor vorübergehend an Interesse. Aber nach 1820 entstanden wieder neue Turnanstalten. König Ludwig der I. von Bayern berief bald nach seinem Regierungsantritt (1825) Maßmann nach München, damit der Turnunterricht bei Kadettencorps und bei den königlichen Kindern eingeführt würde. 1828 wurde eine öffentliche Turnanstalt in München errichtet, vorher schon eine in Stuttgart, bald danach auch in Magdeburg, in Berlin, in Dresden, in Plauen. Überall ging es mit der Turnerei aufwärts.
1842 erklärt König Wilhelm der IV. von Preußen durch Kabinettsorder das Turnen „als notwendigen und unentbehrlichen Bestandteil der gesamten männlichen Erziehung". Von da an bildeten sich an vielen Orten Turnvereine und es entstanden – 20 Jahre vor den alpinen Vereinen – Zeitschriften als Vereinsorgane. Turnen war in der 2. Hälfte des Jh. Schulfach geworden und überdies eine breite freizeitliche Beschäftigung. Die Turnkunst galt dann als die „Gesamtheit der zu zweckbewußter geregelter harmonischer Ausbildung des Körpers dienenden Leibesübungen"[10]). Zweckbewußtes Turnen führt „zur Beobachtung und Beurteilung der Bewegungen, zum Streben nach schöner und gefälliger Darstellung derselben". Dies unterscheidet das Turnen vom gleichzeitigen Eroberungsbergsteigen. Das Turnen wurde verstanden als eine Kunst, die einerseits der Tanzkunst, andererseits der Fechtkunst verwandt ist. Sie zielt auf harmonische Körperausbildung und unterscheidet sich so auch von dem in England aufgekommenen und sich von dort aus verbreiteten

„Sportwesen, welches die einseitige Ausbildung einzelner Bewegungsarten bis zu der höchsten Steigerung bezweckt, und von der Athletik, bei welcher dergleichen Bestrebungen berufs- und handwerksmäßige Arbeit sind"[10]).

Provinz

Der Mensch des 19. Jh. ist nicht mehr traditionsgeleitet aus seinem Geburtsstand, sondern wird „innengeleitet" und gewinnt „persönlichen Stand" aus Leistung und Bildung. Der Einzelne erlebt außerhalb vorgegebener Bindungen Anspruch auf einen freien Raum der Betätigung, der Selbstvergewisserung, der Zwecksetzung und der Reflexion. „Der Mensch stellt sich auf sich selbst"[11]). Dieser Prozeß der Individualisierung begann schon im 18. Jh. in der oberen Mittelschicht der Gebildeten, der Bürgerlichen, und er strahlte von dort auf Adel und zuerst auf großes, dann auch auf kleines Bürgertum aus. Das moderne Verhältnis von Individuum und Gemeinschaft/Gesellschaft dringt gegen die traditionellen Strukturen vor und löst sie auf. Zu der Individualisierung gehörte nun auch das freie Zusammenwirken von Bürgern. In der alten Gesellschaft waren die Menschen in Korporationen organisiert, denen sie durch Geburt und Stand zugehörten. Als diese lebenslang wirkenden Ordnungen zerfielen, entstand nun nicht ein Vakuum, sondern es bildete sich eine neue Art Organisation aus: Die Assoziation, der Verein, d. h. der freie Zusammenschluß von Personen, die eintreten (und auch wieder austreten) konnten. „Aus kleinen Anfängen im späten 18. Jh. wird das „Vereinswesen" bis zur Jahrhundertmitte hin zu einer sozial gestaltenden, Leben und Aktivität der Menschen prägenden Macht. Das Jahrhundert wird das Jahrhundert der Vereine. Jeder steht – oft mehrfach – in ihrem Netzwerk"[11]).
Mit Hilfe der Vereine differenzierte sich das Bürgertum. Die Vereine wurden auch, vor allem in der zweiten Hälfte des Jh., zum Vehikel der Klassenbildung der Arbeiterschaft. Dieser letzte Punkt wäre genau zu untersuchen, wenn hier z. B. die Entstehung der „Naturfreunde" abgehandelt würde. Bei der Betrachtung der typisch bürgerlichen Alpenvereine hinwiederum wäre ein anderes Merkmal mehr ins Auge zu fassen: Der Prozeß der Spezialisierung der Vereine.
Im 19. Jh. „wird für einen bestimmten Typus des bürgerlichen Menschen das Leben in und mit der Kultur zu einer eigenen ‚Provinz' neben Arbeit und Politik. Freie Zeit wird jetzt durch Bildung, durch zweckfreies Sich-Einlassen auf Kultur, wird durch ernsthafte Tätigkeit, dispensiert von unmittelbarer Praxis, erfüllt. Weil Kultur um ihrer selbst willen da ist, kann sie aus dem Leben ausgegliedert, gleichsam neben es treten: die Aktivitäten des Menschen spalten sich auf. Die Vereine sind dafür charakteristisch."[11])
Die bürgerliche Gesellschaft, welche die Partikularität der alten Gesellschaft und deren universale Normen überwand, ging nun in allen Bereichen einen Weg der Spezialisierung und Differenzierung. Ansprüche, Zwecke, Interessen werden vielfältiger, komplizierter und differenzierter. Dieser Prozeß der Spezialisierung der Gesellschaft ist an der Vervielfachung und Vervielfältigung des Vereinswesens abzulesen: Vereine teilen sich oder werden neu gegründet – bis schon fast jedem speziellen Zweck ein eigener Verein entspricht.
Entpartikularisierung und Spezialisierung sind zwei komplementäre Tendenzen des 19. Jh. Die Möglichkeiten und Rollen des Einzelnen differenzierten und erweiterten sich, zugleich wurde Integration auf neue Weise möglich.

Ich will ein Garten sein

Für unser Naturgefühl scheinen Garten und Landschaft verwandte Wirkungen zu haben, ja gelegentlich fast gleichrangig zu sein. Aber der Garten ist immer mehr mit dem gesellschaftlichen und privaten Leben verbunden gewesen. Der Garten ist eine Erweiterung des häuslichen Raumes. Im Garten ist der Mensch geschützt. Die freie natürliche Landschaft jedoch ist ein Gegenpol zur Wohnwelt und zu jedem urbanen Gefüge. In der wilden Landschaft ist der Mensch fern seiner Behausung und ungeschützt. Und überdies: Die Landschaft ist Natur von absichtsloser Gestalt. Der Garten aber ist geformte Natur und selbst im Landschaftsgarten noch Darstellung von Landschaft.

Im geometrischen Garten des Barock bewegt sich der Mensch der Gesellschaft, Gott und Moral spielen keine Rolle. Der später entstehende Landschaftsgarten dagegen ist ein „moralischer Garten". Schon 1711 sagt Shaftesbury, „rohe Felsen, bemooste Höhlen, Grotten und Haine drücken Natur und Großartigkeit aus, während die vorherigen fürstlichen Gärten Willkür und Sklaverei verkörpern".
Im 18. Jahrhundert diskutieren Dichter, Philosophen, Politiker, einige wenige Gärtner und auch einige Architekten die Nutzung, Wirkung und die Gestaltung von Gärten. Die Rokokodichtung ist voll des Lobes der Nutzgärten (z. B. Salomon Geßner und J.-J. Rousseau). In den gleichzeitig entstehenden Landschaftsgärten versucht man Nutzen und Vergnügen zu vereinen. In England werden Felder und Wiesen optisch und auch tatsächlich mit dem Garten verschmolzen.
Ab 1750 tritt, zumindest in Schottland und England, die Herrschaft des Rationalismus, wie man sie im Barock kennt, zurück. Hume und Condillac begründen den höheren Wert der „sensations". „Eine empiristische Psychologie wird zum Instrument der Analyse der Erlebnisse ... Die Analyse führt auf letzte Elemente: die Sensationen."[12]) Die Wirkung auf den Kontinent blieb nicht aus. Für Diderot sind die sensations primär, die Reflexionen mit Hilfe des Geistes sekundär. Gesucht wurden nun die äußere wie die innere Natur. Das Individuum entfaltete sich mit seinen Trieben; im Rokoko zunächst noch gemäßigt, bei Rousseau und den Empfindsamen schon heftiger, im Sturm und Drang und in der frühen Romantik dann radikal. „Befriede Deine natürlichen Bedürfnisse, und genieße so viel des Vergnügens als du kannst", schrieb Wieland[13]). Sinnliches Gartenerleben war entscheidend geworden: Schatten, Kühle, Vogelgesang und Brunnenplätschern.

In England wurde der Landschaftsgarten weiterentwickelt und er wendete sich bald weder an den Verstand noch an die Sinne, sondern an das Gefühl. Addison lobte die Wirkungen der Landschaft auf die Einbildungskraft (imagination) oder Phantasie. Der Landschaftsgarten übernahm solche Wirkungen der Landschaft. Gesellschaftliche Feiern oder geschäftliche Gespräche im Garten zu erledigen, galt als unedel. Die seelischen Vorgänge des Erlebens waren die Hauptsache.

Mit der zunehmenden Hingabe an die Natur gegen Ende des 18. Jh. wird aber auch spürbar, daß der Garten dafür nur einen sehr begrenzten Erlebnisplatz abgeben kann. Der Mensch drängte über den Garten hinaus zum Erleben der freien, unbegrenzten Natur. Natur (und Kunst), so sagte Wackenroder 1797, schließen das Göttliche auf. Der pittoreske Landschaftsgarten auf der Grundlage einer ästhetisierenden Gartentheorie mutet eher diesseitig an. Die unverfälschte Natur der wilden Wälder und der Gebirge aber weisen auf Transzendenz.

Das 19. Jh. entdeckte die persönliche Gartenarbeit des Besitzers, sei es aus Sparsamkeit oder wegen der Freude und weil es gesund ist. V. Reider und Loudon sind Pioniere des Gärtnerns der bürgerlichen Gesellschaft, zu ihrer Zeit wurde Turnen und bald nach ihnen Spiel und Sport entdeckt, vor allem auch für gesellschaftliche Schichten, die keinen Garten besaßen. Turnen, Spiel und Sport sind auch in großen Städten ohne private Gärten möglich[14]).

Naturentfremdung und Naturzerstörung führten dann zu einer Wiederbelebung des gefühlsmäßigen Gartenerlebens. Ward (1842) und Hibberd (1857) sehen wieder das Paradies, den Schöpfer und eine sittenverbessernde Wirkung. Der Garten sollte nun hauptsächlich die ungesunden Lebensbedingungen in der Industriegesellschaft kompensieren. Die Großstädte sind durch Lichtmangel, Lufttrockenheit, Ruß und giftige Gase aus den Fabriken gekennzeichnet. Davon trägt nach Ward der Ruß vor allem anderen dazu bei, daß Pflanzen wie Koniferen, Moose und Farne in London nicht mehr wachsen.

Er führte Versuche an, die den tödlichen Einfluß von Schwefelsäure in der Atmosphäre auf die Pflanzen erwiesen haben. Leslie Stephen, einer jener Männer aus England, die die Viertausender der Schweiz im vorigen Jahrhundert erschlossen haben, erzählte, immer wenn er durch London gegangen sei mit seinem fetten, schweren Körper, hätte er kaum atmen können. Sobald er aber in Chamonix oder in Zermatt gewesen sei, vor sich die Berge gesehen und den Weg den Berg hinauf begonnen habe, sei alle Schwere weggewesen. Er sagte, er habe seinen Körper dann nicht mehr gespürt. Er sei von Leichtigkeit nach oben getragen worden. Ward wünschte, daß der Garten mit sauberer Luft auf die Gesundheit und durch die Illusion einer heilen Natur auf das Herz wirken und dadurch auch wieder zu Gott führen soll. Das Gartenerleben wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jh. irrational. V. Reider unterhielt sich am liebsten mit seinen Blumen. Ward (1842) und Olmsted (1870) wollten Gesundheit für Leib und Seele, ohne vom Verstand zu reden. Olmsted glaubte an die verbrüdernde Wirkung des Volksparks, Rudorff (1880) glaubte an die moralische Wirkung der Landschaft, später sagte er, die Landschaft sei heilig, herzbewegend, gemütvoll. Sedding (1891) hatte mystische Erlebnisse im Garten, und Lange (1907) empfand das Aufgehen des Menschen im All, wenn er im Garten ist. Rilke schrieb (1900) ein Gedicht: Ich will ein Garten sein.

Weltlandschaft oder Idyllen

Im 18. Jh., als die Aufklärung alte Lehren und Positionen anzugreifen begann, wurde auch im Schauen des Menschen und in dessen Ausdruck der Malerei die allgemeine Verweltlichung spürbar. Altgewohnte Themen wurden zwar beibehalten, aber von ihren moralischen Inhalten befreit. Sie wurden zum „Gegenstand subjektiver Empfindung" (Eschenburg). Das für die Landschaftsmalerei wichtige Ruinenthema zeigt den Wandel deutlich. Die Reste der Antike wurden jetzt zu touristischen Attraktionen[15]). Das Bild des Reisenden, des schauenden und des zeichnenden und malenden Menschen erschien im Landschaftsbild.

1792 breitete William Gilpin in „Three essays on Pituresque Beauty . . ." seine Theorien des Malerischen aus. Die Wirkung war groß, nicht nur auf die Malerei sondern auch auf Gartenkunst und Literatur. Englische Gärten sollten jetzt, zu Gilpins Zeit, malerisch sein. Es ging also nicht mehr um die Bedeutungszusammenhänge der Dinge in einem Bild oder in der Gartenanlage, sondern um den Augenreiz. Im Betrachter sollten Empfindungen ausgelöst werden. Die „Landschaft" sollte interessant, mannigfaltig und abwechslungsreich sein, die Blickpunkte sollten ständig wechseln. Die klare Übersicht der geometrischen Ordnung war nicht gefragt. Bewußte Unübersichtlichkeit sollte malerisch wirken.

Reisende orientierten nun ihre Route nicht mehr an Sehenswürdigkeiten eines Landes oder an einem praktischen Ziel. Sie planten Reisen nach malerischen Motiven. Man begann zunehmend vor der Natur farbig zu aquarellieren. Alexander Cozens, Thomas Girtin, William Turner in England, Johann Georg von Dillis in Süddeutschland ragen heraus. Die Wirkung der Engländer auf die Malerei des Kontinents war gewaltig.

Die Landschaft selbst war in dieser Zeit verändert worden durch neue Formen der Landwirtschaft. Einhegungen machten Privatbesitz kenntlich. Aus kleinen Bauern wurden landwirtschaftliche Hilfsarbeiter und mit ihnen wurde der Boden auf neue profitable Weise ausgebeutet. Die Dreifelderwirtschaft mit Brache wurde abgelöst zugunsten der Wechselfruchtwirtschaft. Die Methode des abwechselnden Anbaus von Futterpflanzen ermöglichte wiederum intensivere Viehzucht. Der ständige Anbau auf den Feldern, die Hecken, Obstbaum-Kulturen und künstlichen Weiden schufen das ununterbrochene Bild eines fruchtbaren Kulturlandes.

Diese überall sichtbare Beherrschung der Natur durch den Menschen war Ausdruck einer neuen Einstellung zur Landschaft und ermöglichte auch neue künstlerische Bilder von der Landschaft. Gleichzeitig aber wird die reine unverbildete Naturlandschaft immer mehr bewundert. Der klassizistische Maler Jakob Philip Hackert, der einen gewaltigen Einfluß auf die deutsche Malerei seiner Zeit hatte und im Banne der malerischen Wir-

kung der Landschaft stand, plazierte das geordnete Kulturland im Hintergrund und überließ der wilden Natur den Vordergrund. Als Ideal eines „malerischen" Landes galt damals die Schweiz. Krünitz schreibt 1793: „Wenn die Natur ein Land gebildet hat, das mit einer erstaunlichen Größe und Mannigfaltigkeit heroischer Gegenstände eine vorzügliche Annehmlichkeit der Aussichten vereinigt, so ist es gewiß die Schweitz. Es scheint, daß die Natur hier gleichsam ganz Original hat seyn wollen, so kühn, so seltsam und auffallend ist ihre mahlerische Manier: . . . Ich rede nicht von den wilden Gegenden, wo die Natur nichts als ihre Schrecknisse und Schauer gehäuft hat, sondern von den milden Strichen, die sich durch eine Sammlung aller landschaftlichen Schönheiten auszeichnen, die von dem Anblicke jener fürchterlichen Gebirge entweder entlegen sind, oder nur in der Ferne ihren schimmernden Gipfel sich erheben, und vom äußersten Horizonte her eine gewisse feyerliche Majestät verbreiten sehen. Die beständigen Abwechslungen von Erhöhungen und Vertiefungen; die Hügel, die Berge, die Gebirge, mit ihren Waldungen und Weiden, mit ihren grauen felsigen Höhen, gebrochenen Absätzen und Wasser-Fällen, mit ihren Dörfern und bebaueten Plätzen; die Seen und Flüsse in den Ebenen; die Vieh-Triften; die einzeln zerstreuten Hütten der Freyheit; die größtenteils kühnen Lagen der Städte und alten Schlösser; die reitzenden Fluren voll Obstbäume und Wein-Gärten – alles dieses vereinigt sich, eine so unendliche Mannigfaltigkeit von schönen Prospecten zu bilden, deren sich nur wenig Welt-Gegenden rühmen können. Der Freund des Landlebens hat hier also einen wesentlichen Theil seines Vergnügens, eine zauberische Aussicht, die er aus seinem Garten genießen kann. . . . Weil die Natur sich so milde gegen die Schweitzer beweiset, so folgen sie auch ihrem Winke. Ihre Gärten sind fast durchgehends Schauplätze wahrer natürlicher Schönheiten, entfernt von leeren Zierrathen und kleinen Künsteleyen."
Das Ideal der Schweizer Landschaft war seit 1800 allgegenwärtig. Sie lieferte die Motive für beliebteste Tapetendekors; das erste Diorama des französischen Malers und späteren Erfinders der Fotografie Jacques Daguerre stellt eine Schweizer Landschaft dar, in der Daguerre Sonnenauf- und -untergang inszenierte. Prospektmalereien und Reisebeschreibungen über das Schweizerland lagen in den Akademien, Klubs und Salons. Ein Typus war erkannt. Das Ideal der Schweizer Landschaft hatte ein Pendant in den pittoresken und romantischen Sujets von Malerei und Dichtung des frühen 19. Jh. Arkadisch ländliche Natur war am Fuß der Gebirgszüge ausgebreitet. Dort lebte „einfaches und zufriedenes bäuerliches Volk". Dieses Ideal prägte z. B. die süddeutsche Landschaftsmalerei über Jahrzehnte hinaus.

Der Fürst eines Alpenrandlandes aber schrieb[16]) nach der Mitte des Jh., zur Zeit der Gründung Alpiner Vereine: „Da wegen der unerträglichen Sommerhitze das Reiten am Tage in Wahrheit eine Qual, statt eine Freude wäre, so verließ ich neulich nach Mitternacht Schloß Berg und zog auf treuen Rossen nach meinen lieben Bergen. – Strahlende Sterne erhellten den Pfad, magisch schien das Mondlicht durch die düsteren ehrwürdigen Bäume. . . . Als ich an den Ufern des malerisch gelegenen Walchensees vorüberzog, da begrüßte mich der erste, goldene Strahl der majestätischen Sonne, und machte die Gipfel der Berge in rosigem Lichte erglühen. – Hier wohne ich in einer stillen und trauten Hütte[17]), umgeben von herrlichen Tannen mit frischem Grün geschmückt; durch die Lichtung blicke ich in herrliche Fernen, Berge und Thäler liegen vor mir ausgebreitet . . ."
Das waren die merkwürdigen Früchte einer Entwicklung in 100 Jahren. Getragen worden und über ganz Europa verbreitet war das Verständnis für Ursprünglichkeit und Wildnis der Natur von den Dichtungen von A. v. Haller, J.-J. Rousseau und Salomon Geßner. Die Alpenbegeisterung aus ihren Schriften sprang über auf die gesamte dann mündige Gesellschaft.
Das Verständnis der Bergwelt wurde von Naturwissenschaftlern wie Sigmund Grunder, Hans Konrad Escher und Horace Bénédict de Saussure ermöglicht.
Einen bildlichen Ausdruck, der dem Alpenkult entsprach, hat zum Ende des 18. Jh. Caspar Wolff gefunden. Er läßt neues religiöses Erleben assoziieren. „Durch Symmetrie, geometrische Vereinfachung und steilen bildfüllenden Aufbau der großflächigen mächtigen Bergkulisse, die in wunderbarer Weise – wie ein Altarschrein das Allerheiligste – die Lichterscheinung des Regenbogens umschließt, soll der Betrachter zu staunender Andacht vor der Natur aufgerufen werden"[18]).
Nun war der Pantheismus vorbereitet, der sich bei den Alpenreisenden und den Bergsteigern mehr und mehr auftut, und der dann fortwirken sollte bis zu Oskar Erich Meyer am Anfang des 20. Jh. und noch darüber hinaus. Aufklärer und Aufgeklärte fielen in eine neue Spekulation. Die so gestimmte Natur ist der individuelle Ersatz für die kirchlich regulierte Religiosität: Erlebnis Gottes in der Natur, numinos und abseits von Erbsünde und himmlischer Gnade.

Das Absurde

Der Tonkünstler Joseph Berglinger in Wackenroders romantischem Bericht will der Gesellschaft den Rücken kehren: „Ich möchte all diese Kultur im Stiche lassen, und mich zu dem simplen Schweizerhirten ins Gebirge hinflüchten und seine Alpenlieder . . . mit ihm spielen. . . ." Dies am Anfang des 19. Jahrhunderts.
Am Grabe des Malers Claude Lantier läßt, 80 Jahre später, Emile Zola allen Optimismus des Schriftstellers verlöschen. Das Bild des Jahrhunderts, das mit Freiheitsgedanken und romantisch anfing, „verdüstert sich hin zum anarchischen, dunklen Ende, in dem der Wahnsinn herrscht. Und der Tenor von Zolas pessimistischer Epochenanalyse deckt sich mit der Resignation, die Goethe schon lange voraus seinen Tag- und Jahresheften anvertraut hatte: „Was hilft es, die Sinnlichkeit zu zähmen, den Verstand zu bilden, der Vernunft ihre Herrschaft zu sichern? Die Einbildungskraft lauert als der mächtigste Feind, die hat von Natur einen unwiderstehlichen Drang zum Absurden . . ."
Das Absurde heißt bei Zola „le surnaturel".

Das Jahrhundert hatte, entschlossen zur radikalen Ursprünglichkeit, mit großer Aufbruchshoffnung begonnen.
Aber nun endet es wieder dort, woraus es entfliehen hatte wollen: „nous ne sommes que des reproducteurs débiles". Wir sind doch nichts anderes als hirnlose Fortpflanzungswesen. Wir flüchten uns in unserer Schwächlichkeit in eine Welt bloßer Nachbildungen.
Tatsächlich kumulieren zum Ende des 19. Jh. die „Absurdidäten":

Eklektizismus in der Baukunst (zum Beispiel das Bayerisch-Königliche Theorem des Maximiliansstils oder gedankenloser noch der Wilhelminische Fassadenpomp).
Historismus in der Malerei.
Gründung eines Kaiserreiches.
Neuer Nationalismus in der Politik.
Imperialismus der Europäischen Staaten.
Industrialisierung ohne Bewältigung der sozialen Situation.
Verlorenheit des 4. Standes.
Verlogenheit des Bürgertums.
Verkitschung germanischer Mythologie für Weihemusik.
Surnaturel? Die Erfindung der Dynamomaschine,
die Formulierung der Maxwellschen Gleichungen
und die Theorie des gekrümmten Raumes –
auch das Nützliche und das Exakte können sich dem Verdikt nicht entziehen.

Wildnis und Ornament

Naturverehrung, Landschaftsbegeisterung und Alpenkult, die im 18. Jh. ausgelöst worden waren, steigerten und veränderten sich im Lauf des 19. Jh. zu realistischer Wiedergabe der Landschaft und aber auch lyrischer Versenkung in sie. Das Bild der Berglandschaft wurde immer mehr durchgebildet, variiert, zunehmend modifiziert und formal verfeinert. Verbale und visuelle Erlebnisschilderungen und der Umgang mit dem Land, insbesondere auch Gartengestaltung führten zu kunstvollen Figuren des Naturbildes.

Barthelemy Menn schuf in schlichter Schauweise geistig klare und koloristisch geordnet wohlgestimmte Bilder vom Bergland. Die Dichtermaler Gottfried Keller und Adalbert Stifter verfeinerten in ihren Gemälden die Erscheinung des Gebirges und stimmen in ihren Dichtungen große Gesänge an die Natur an.

Christian Morgenstern begründete eine naturalistisch aufgefaßte Stimmungsmalerei. Er zielte nicht auf genaue Wiederholungen der Natur wie Wagenbauer, noch stilisierte er Landschaften biedermeierlich wie Wilhelm von Kobell. Er malte nicht schwermütige, von Ruysdeal herkommende Szenerien, wie sie seit Dillis geliebt wurden, auch nicht die sakralen Landschaften eines Olivier. Er ging einen eigenen, einen neuen Weg: Das Land lag in Stille und Licht[19]). (Die landschaftsbezogene Stimmungslyrik von Eichendorff, Uhland und Mörike ist verwandt.)

In den kunstvoll ausgewogenen Stimmungsbildern wurden das Farb- und Formspiel mit dem Inhalt gesteigert. Zum Ende des Jahrhunderts hin beherrschte dann naturlyristische Formungsfreude die schwermütigen Landschaften von Karl Haider, die eindringlichen Naturräume von Paul Bürck, die Heimatstimmung der geschwungenen Fluren von Hans Thoma, die inbrünstigen Kunstgrafiken von Rudolf Sieck, Hans Roßmann, Otto Geigenberger und vielen anderen der Jahrhundertwende und den hymnischen Gebirgsbildern der Bergsteigermaler Barth, Jahn, Reiser, Wieland und Bauriedl bis hin zu den floralen Arabesken des Jugendstils[20]).

Nirgends aber weiß ich Landschaftskunst in diesem Sinn so expliziert und groß wie in der Kunstfigur Linderhof. Ludwig II. hatte dort auf 50 ha Garten im Graswangtal ein Idealgebild inszeniert. Eine weiße königliche Villa in neu gedachtem französischem Rokoko wurde zur herrschaftlichen Ordnung eines vereinfachten barocken Parterres gestellt. Die Symmetrie wurde durch die Natur einer alten erhaltenen Linde gebrochen. Das absolutistisch interpretierbare Programm „Refugium eines Fürsten" ist eingebettet zwischen Terrassierungen im Geist der italienischen Renaissance. In weiten Bögen legt sich um dieses Parterre ein Englischer Garten im Sinn der malerischen Komposition aus der Zeit um 1800. Eine Kaskade kommt über 30 Stufen den steilen Nordhang herunter zum Kunstgebild. Sie ist direkt überwandet vom steilen, unverbildeten Felshang des 1500 m hohen rauhen Kammes der Ammergauer Berge. Im Süden der Villa ist auf drei Terrassen eine kunstvolle Geometrie des Barockgartens als Zitat für feudalistische Wohlordnung beigefügt. Symmetrische Flügeltreppen führen zu Brunnen, Nymphen, zu Teppichgärtnerei mit Palmettenmustern und Buchspyramiden.
Karl Effner, der königliche Hofgärtnereidirektor, und Ludwig, der eklektizistisch erzogene Fürst, haben hier ein geistschönes Ornament in die phantastische Wildnis des Berglandes gestellt.

Nur Staatsräson in der Art des späten 19. Jh. konnte zur Verdammung solcher Inszenierungen führen. Der zeitgenössischen Urteilsfindung schimmern die strammen Haltungen der Kaiserproklamation durch. Historisierende Lyrismen wie von Linderhof waren mit ihrer scheinbaren Unwirklichkeit eine entschiedene gegenaufklärerische Positionierung zu Industriekalkül und Machtrausch. Auch wenn in die Vereinsamung gedrängt, dieser Naturlyrismus wirkte trotz offizieller Mißachtung fort zum Ende des Jahrhunderts. Georg Hirth, der Herausgeber der Stilwendezeitschrift Jugend schrieb noch 1902: „Ludwig II. hatte eine so ideale, planmäßige und geniale Steigerung der Alpenliebe, die vor ihm kein Sterblicher vollbrachte."
Der Monarch hat einerseits mit tiefer Einfühlung in das Barock, andererseits mit den Empfindungen seiner Zeit nach einer Synthese gesucht. Seine Nachbildung von Versailles – auf einer Insel im bayerischen See –, bezeugt das abermals. Geometrische Regelmäßigkeit als Zitat für Ordnung und Übersicht, dem Schloß beigefügt – malerische Umgebung im Landschaftsgarten mit Durchblick zur Wildnis der Schilfufer und Aufblick zu den Berggipfeln.

Ein englischer Autor des 18. Jh. (Arthur Young) notierte einmal mit Bezug auf Frankreich: „Als Merkmal der Erhabenheit von Prinzen und hochgestellten Persönlichkeiten dienen von Heidekraut wuchernde Einöden, ihre Residenzen sind von Wäldern umgeben, die mit Hirschen, Wölfen und Ebern bevölkert sind."

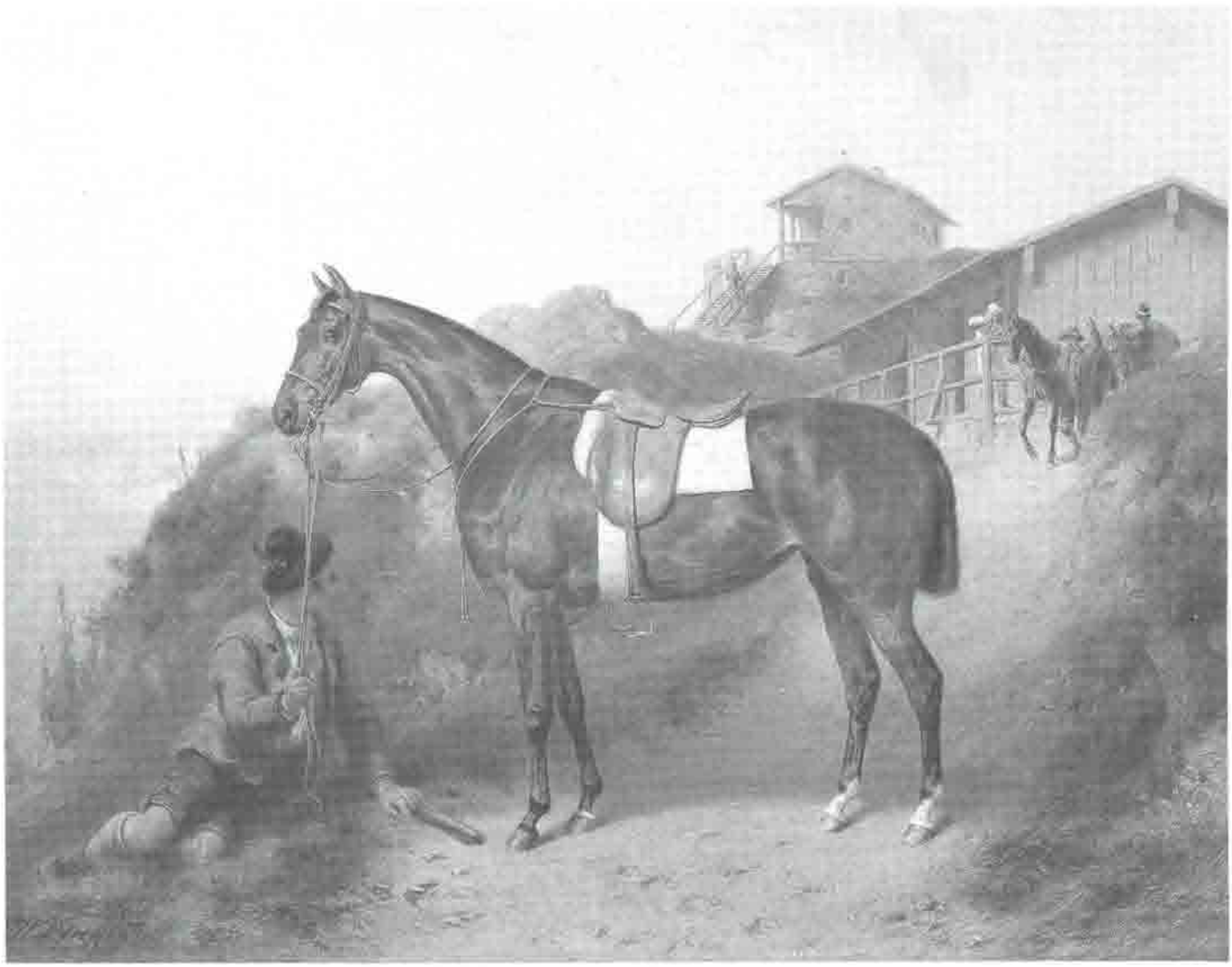
Ludwig II. suchte auf seine Weise den Gegenpol zu dem Konglomerat aus Urbanisierung, Industrialisierung und Politisierung. Seit dem Anfang des Jh. hatte der Großvater dieses Ludwig II., Ludwig I. von Bayern, die Architektur in den Städten des Königreiches romantisch historisiert und öffentliche Erinnerungsstätten und Denkmale in die Landschaft gebaut. Maximilian II. ließ um die Mitte des Jh. die Burg Hohenschwangau zu einem spätbiedermeierlichen Schloß im Gebirge restaurieren. Ludwig II. schuf dann Bühnen, Kulissen und Kunsträume in der Wald- und Bergwelt und drückte in ihnen den Geschmack seiner Zeit und zugleich seine persönliche Besinnung aus. Es wäre zu einfach, zu sagen, seine Bauten seien mißglückt, Ludwig II. habe leider die falschen Architekten erwischt. Dollmann war ein so schlechter Architekt für Herrenchiemsee nicht. Die Gebäudearchitektur von Neuschwanstein kann sich neben der wohlgelobten Fischerbastei in Buda sehen lassen. Das war internationaler Standard des späten Eklektizismus. Und die Gestalter von Linderhof haben im Einklang mit ihren Bauherren das Neurokoko in Bayern angestoßen – für ihre Zeit ein tüchtiger Versuch. Die Architekten der Bankpaläste haben über die Jahrhundertwende hinaus noch davon gezehrt. Aber es geht nicht um Architektur. Es geht um die Intention: Kunstnatur.
Ludwig II. Inszenierungen waren nicht Ausdruck eines unzeitgemäßen Einzelgängers. Die theatralischen Schilderungen des gleichzeitigen bayerischen Freiherrn Herrmann von Barth stehen dem Pathos der Schlösser Ludwig II. nicht nach. Der Bergsteiger von Barth ist sogar (auch wenn er außer Schriften und Erinnerungen keine Spuren hinterlassen hat) noch penetranter dem bayerischen Gebirg zu Leibe gerückt als der andächtige Ludwig. Barth und Ludwig sind aus gleicher Zeit, im gleichen Land, im gleichen Gebirg.
Dem Monarchen waren Volk, Staat und Zeitgeschehen überkrönt mit der Vorstellung eines priesterlichen Königtums. Und er liebte das Gebirg. Die „heimlichen Residenzen" in seinem Wildland waren Sinnbilder. Aus tiefer Einfühlung wuchsen ihm neoromantische Phantasmagorien in der Unwirtlichkeit der Felsen (Schachenschloß, Neuschwanstein und Falkenstein). Dazu gehört das Ornament des Effnerschen Gartens vor der Wildnis des Ammergauer Bergkammes. Der Schwanenritter des 19. Jh. stand voll Scheu vor dem Arteficium der Heiligen unter dem Felschaos des „Teufelsstättkopfes". Nahebei war die einfache Hütte[21]) für den König (s. Bild S. 249).
Es war die Zeit, in der sich das Individuum verwirklichte. Die Wildlandschaft ermöglichte es dem König wie dem Bürger. Führerlos stürmte der Stadtmensch jetzt auf die Gipfel der Wildnis. Der Bürger hatte allerdings nicht Kraft und Möglichkeit zu königlich solitärem Widerspiel. Er gesellte sich in Vereinen, machte organisierte Provinz und baute für sich und seinesgleichen Wolkenhäuser.

Anmerkungen

Diese Betrachtungen sind Teile einer umfassender angelegten Arbeit „Wildnis und Ornament".
In dem hier vorliegenden Aufsatz sind einige offenbar relevante Komponenten aufgegriffen und besprochen. Andere, wie die Deutsche Romantik und die romantische Tradition im 19. Jh., die Eisenbahn und die beginnende Mobilität der Menschen, die Landflucht oder die Arbeiterbewegung wurden nicht ins Spiel gebracht. Das wäre aber auch nützlich gewesen.

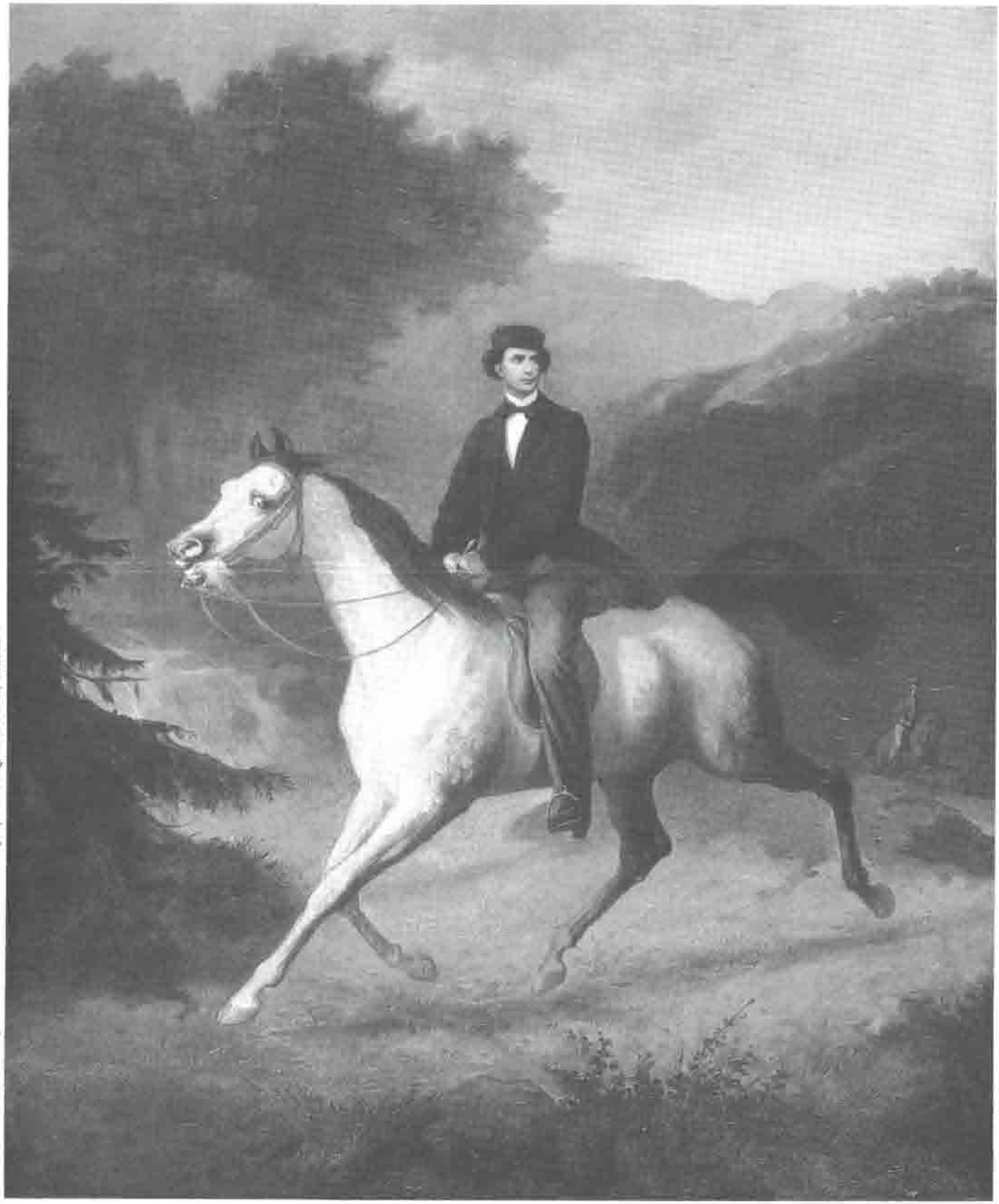
1) Kant, Immanuel: Beantwortung der Frage „Was ist Aufklärung?", Berlinische Monatsschrift, 1784.
Das komplette Zitat lautet: „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Sapere aude! Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!, ist also der Wahlspruch der Aufklärung."
Als extremes Beispiel einer Gegenaufklärung möchte ich hier stoffbezogen nicht die allbekannte Tendenz der Romantik anführen, sondern vielmehr eine Strömung, die dem Naturlyrismus nahesteht:
„Gegenaufklärung wirkte im späten 19. Jahrhundert und auf längere Sicht schließlich der von einer Anzahl minderer, aber volkstümlicher Naturalisten im Übergang zum Wilhelminismus betriebene Kult des Provinziellen und eine regressive Natur- und Volkstumsmystik. Schon damals führte dieses Syndrom zu der später berüchtigten Formel ‚Blut und Boden'".
Schmidt, Jochen: Aufklärung und Gegenaufklärung in der europäischen Literatur, Philosophie und Politik . . ., Darmstadt 1989.
2) Ludwig, Hans-Werner: Maschine und Baum: Aufklärung und Gegenaufklärung im England der industriellen Revolution; in „Aufklärung und Gegenaufklärung", herausgegeben von Schmidt, Jochen, Darmstadt 1989.
3) Hinweis auf Daniel Defoe und Jan Watt in „Maschine und Baum" bei Ludwig, Hans-Werner, s. o.
4) Blake, William: Complete Writings, London 1966.
5) Ausführlich dargelegt in „Maschine und Baum" von Ludwig, Hans-Werner, s. o.
6) Zitiert nach Tess Cosslett, The ‚Scientific Movement' and Victorian Literature, Brighton 1982, VI. Im Hintergrund steht Carlyles Darstellung idealistischer Philosophie im Novalis-Essay, die das Verhältnis von Ich und Nicht-Ich bei Fichte am Beispiel des Baumes erklärt (Works, Bd. 27, S. 25).
Zum Gedanken „Maschine und Baum" sind die nachbarlichen Überlegungen von Otto Mayr „Uhrwerk und Waage" und von Karl Popper „Über Wolken und Uhren" nützlich beizuziehen.
7) Die Betrachtung „Erfahrungswissenschaft" ist eine Hommage auf Alexander von Humboldt, aber nicht neu ausgerichtet, sondern dargeboten als Reminiszenz an Franz Schnabel und seine Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts, an den Lehrer, der nach 1945 an der Universität in München eine Generation von Historikern formte, die bis heute wirkt.
Die kursiv gesetzten Textteile sind originale Formulierungen aus Schnabel, Franz, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert, Dritter Band, Freiburg 1954.
8) Schiller, Friedrich, an Körner, 6. August 1797.

Die Berghütte Ludwigs II. auf dem Pürschling (1565 m) bei Unterammergau; naturgetreues Gemälde von F. W. Pfeiffer, 1869/70 (s. dazu auch den folgenden Beitrag von Franz Merta)



Marstallmuseum, BSV, Schloß Nymphenburg München, Inv.Nr.: W 40

9) Smekal, Christian: „Wissenschaft im Alpenverein", Mitteilungen des OeAV 2/90, März 1990, Innsbruck.
10) Brockhaus Konversationslexikon, Leipzig, 1886.
11) Nipperdey, Thomas: Deutsche Geschichte 1800–1866, München 1983.
12) Knabe, Peter-Eckhard: Schlüsselbegriffe des Kunsttheoretischen Denkens in Frankreich . . ., Düsseldorf 1972.
Das Zitat ist entnommen aus Wimmer, Clemens Alexander, Geschichte der Gartentheorie, Darmstadt 1989. Diesem Werk folgt der ganze Abschnitt „Ich möchte ein Garten sein", wenigstens in den Bezügen auf Gartengestaltung. Das vollständige Zitat enthält folgende Präzisierung:
„Die Sensationen, die im Bewußtsein zu Perzeptionen werden und sich durch den geistigen Mechanismus, das Assoziationsprinzip zu Ideen verdichten, die in Relation gesetzt, Erkenntnisse ergeben."
13) Wieland, Christoph Martin: Der Goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian, Leipzig 1772.
14) Schmidt, Jochen: Geschichte der Gartentheorie, s. o.
15) Eschenburg, Barbara: Landschaft in der deutschen Malerei, München 1987.
16) König Ludwig der II. von Bayern an Richard Wagner am 19. 7. 1865.
17) Jagdhütte des Königs Maximilian II., des Vaters von Ludwig II., auf dem „Hochkopf zwischen Vorder-Riß und dem Walchensee".
18) Eschenburg, Barbara: Das Ideal des Erhabenen, in Landschaft in der deutschen Malerei, s. o.
19) Zebhauser Helmuth: Bergbild in der Stilwende, Alpenvereinsjahrbuch Berg '87, München . . . 1987. In diesem Aufsatz wird der Gedanke des Stimmungslyrismus in der Malerei eingehend fortgeführt.
20) Stimmungsmalerei, Naturverklärung, Heimatfühligkeit und Lyrismus greifen ineinander, Komponenten wie Jugendbewegung einerseits und Volkstümelei andererseits sind in der Nähe dieser Empfindsamkeit für Natur und Landschaft nicht zu übersehen.
21) Pürschling-Hütte über Oberammergau.



Archiv des König-Ludwig-Museums, BSV, Schloß Nymphenburg München, Inv.Nr. 7

Ludwig II. als Reiter im Gebirge
Gemälde von Feodor Dietz, 1864

„Auf Bergeshöhen schreibe ich Ihnen... Auf den Bergen ist Freiheit“[1])

König Ludwig II. von Bayern als Alpinist und Naturfreund

Franz Merta

Wir sind nicht so vermessen, uns an selbst- und sendungsbewußten Vorbildern hochbedeutsamer Redaktionen zu messen. Also raunen wir auch nicht davon, daß Bayerns Geschichte umzuschreiben sei. Deutlich zu korrigieren immerhin an manch wesentlicher Stelle ist das Bild Ludwigs II. Die Ergebnisse jahrelang akribisch betriebener Nachforschungen unseres Autors, Dr. Franz Merta, legen das wohl nahe. Darangegangen, sich mit dem „Märchenkönig“ zu befassen, ist Dr. Merta eher widerstrebend – „was kann das schon bringen?“ –; nämlich einer Bitte seiner AV-Sektion Bergland, die die Pürschling- und Brunnenkopfhäuser betreut, schließlich doch nachgebend. Lediglich einen kleinen Beitrag für die Sektionsfestschrift hatten die Bergländer gewünscht. Was Dr. Merta, dadurch angeregt, aber Beleg für Beleg schließlich an den Tag gebracht hat, weist nach, daß in Wirklichkeit exakt über Jahre hinweg terminierter und auch geradezu penibel befolgter Planung entsprochen hat, was bis heute doch als Zeichen für Ludwigs unberechenbare Launen und Träumereien gilt: seine Aufenthalte im Gebirge...

In einem Jahr, da Deutschlands Nachbarn diesem zwar ein erneutes Zusammenwachsen zur Einheit nicht versagen wollen, doch viele deswegen zugleich von erheblichen Befürchtungen umgetrieben werden –, da in Kenntnis solcher Befürchtungen indessen alle verantwortlichen Politiker beider Teile Deutschlands in ihren Aussagen darin zumindest übereinstimmen, daß es kein „Viertes Reich Deutscher Nation“ geben dürfe und werde, sondern nur ein in die europäische Völkerfamilie integriertes Deutschland:

In einem solchen Jahr gewinnt ein Beitrag über Ludwig II. einen unerwartet aktuellen Bezug zudem. Denn als deutscher Regent war der Bayernkönig mit einbezogen in das Werden des Reiches von 1871. Doch er wünschte sich diese wilhelminisch-bismarcksche Schöpfung nicht. Jedenfalls nicht unter den Vorzeichen, unter welchen er sie entstehen sah. *(d. Red.)*

Nur wenige Alpinisten, geschweige denn Fürsten haben eine so tiefe innere Beziehung zu den Bergen entwickelt wie König Ludwig II. von Bayern (1845–1886). Aber trotz der Publikationsflut über den Märchenkönig sind bis jetzt weder die Einzelheiten, noch die Motive für sein Leben „auf Bergeshöhen . . . in Gottes freier, erhabener Natur, wo ich mich heimisch fühle“[2]), im Zusammenhang dokumentiert worden. Deshalb ist auch bis heute noch keine plausible Erklärung dafür gefunden worden, weshalb diese Vorliebe des Königs einerseits von Regierungskreisen als Beweis für eine krankhafte Menschenscheu hingestellt, von der einfachen Gebirgsbevölkerung dagegen als Grund für eine beispiellose, „fast abgöttische“, selbst durch amtliche und irrenärztliche Abqualifizierungen nicht zu erschütternde Verehrung betrachtet wurde. Wer diese zwiespältige Wirkungsschichte Ludwigs II. aufzuklären versucht und dabei die vielen verstreuten, oft noch unbekannten Fakten über sein Leben im Gebirge in die sachlichen und ideengeschichtlichen Zusammenhänge stellt, dem enthüllt sich das faszinierende Bild eines königlichen Alpenliebhabers, von dem der damals bekannte Münchener Verleger Georg Hirth schrieb: „Eine so ideale, planmäßige und geniale Steigerung der Alpenliebe hat vor ihm kein Sterblicher, geschweige denn ein Herrschender vollbracht.“[3])

Erziehung, Herrscherideal und Naturverständnis

Erstaunlicherweise ist bis jetzt weder von Historikern, noch von Psychiatern ernsthaft untersucht worden, inwieweit die Lebensweise Ludwigs II. ebenso wie sein Verhältnis zur Macht in einer betont christlichen Fürstenerziehung wurzelt, die im Hause Wittelsbach über Jahrhunderte hinweg bestrebt war, die Verpflichtungen des Herrschertums von Gottes Gnaden, allen voran die Tugenden der Gottesfurcht und Frömmigkeit im Bewußtsein der Prinzen zu verankern. Ludwigs Vater Max II. (1811–1864) war sogar von seinem Erzieher, dem späteren Bischof von Eichstätt Joh. Georg v. Oettl (1794–1866) öffentlich aufgefordert worden, ein Fürst zu werden, „der erleuchtet vom Geiste Christi, entflammt von der Liebe Christi, gestärkt durch das Wort Christi, geleitet von der Gnade Christi seinem Volke wird ein Abbild des ewigen Gottes.“[4]) Wie ernst Max II. diese Mahnung nahm, bezeugt sein Tagebucheintrag vom 6. Febr. 1841: „Die göttliche Liebe muß der Grundzug meines Wesens werden.“[5]) Dies zeigt, daß bereits Max II. einem Herrscherideal folgte, das in einem krassen Gegensatz zu dem damals zunehmend verherrlichten „Heldenkönigtum“ der Hohenzollern stand.

Noch eindrucksvoller stellte Ludwig II. sich unter dem Einfluß dieser Erziehung und in Anspielung an Joh. 18, 37 das Königtum Jesu als Leitbild vor Augen: „denn zu Großem hat Uns das Schicksal berufen, daß Wir Zeugnis geben von der Wahrheit sind Wir auf die Welt gekommen."[6]) Dementsprechend bekannte er sich auch zu „des *wahren* und *echten* Königtums Weihe, das durch Demut und Vernichtung des Bösen im Inneren erworben wird, worin die wahre Gewalt liegt"[7]) und er glaubte, er müsse „endlich am Ziele, dem heiligen, Uns von Anbeginn vorgezeichneten, angelangt, der Alles entzündenden, lebensverleihenden Zentralsonne der ewigen Gottheit, für die Wir litten und unerschrocken stritten, Rechnung ablegen für Unsre Thaten, deren Zweck und Inhalt waren, ihr Licht auf Erden zu verkünden, durch ihre heiligen Flammen die Menschheit zu läutern, zu vervollkommnen, auf daß sie ewiger Wonnen teilhaftig werde."[8]) In dieser Vorstellung liegt der Grund, warum Ludwig II. seine „Macht nicht von der Stärke der Waffen borgen",[9]) „nicht durch Waffenruhm Herr von Europa werden", „nicht das Leben eines meiner Bürger für einen selbstsüchtigen Zweck zu verantworten haben" wollte und weshalb er sich von seinem Schöpfer auch „nicht das Glück eines Eroberers – dieses *Fürstenwahnwitzes*" wünschte,[10]) sondern als „Gesalbter des Herrn, der nie von ihm lassen will bis zum Tod"[11]) und „als eifriger Streiter und Bekenner der heiligen Sache" von dieser Erdenwelt scheiden wollte[12]). Mit diesen Bekenntnissen entspricht Ludwig II. genau dem Bild, das der große Humanist Erasmus von Rotterdam vom echten christlichen Fürsten entworfen hatte mit der eindringlichen Mahnung: „Aber solange du so handelst, wie es die Pflicht des echten christlichen Herrschers ist, werden vielleicht einige dich dumm nennen und sagen, du seist zuwenig Herrscher. Stärke dein Herz, daß du lieber ein gerechter Mann als ein ungerechter Fürst sein willst."[13]) Hier wird deutlich, welch unüberbrückbare Welten Ludwig II. von den menschenverachtenden Vorstellungen und Herrschaftszielen eines Bismarck (1815–1898) trennen, der sich rühmt, dem König von Preußen und „ersten Offizier seines Landes" „ein möglichst großes Gewicht an Blut und Eisen" in die Hand gelegt zu haben, „damit er es nach seinem Ermessen in die eine oder andere Waagschale werfen könne."[14]) Mit kaum überbietbarer Verachtung distanzierte sich Ludwig II. aber auch von dem Herrschaftsgebaren Napoleons III. (1808–1873), dem er „den Diebstahl einer mit Blut besudelten Krone, eines auf Lug und Trug errichteten Thrones" vorwarf[15]).

Die Grundhaltung tiefer Frömmigkeit und Gottesfurcht hat dann auch das Naturverständnis Ludwigs II. geprägt. „Gottes freie, heilige Natur"[16]) war für ihn kein bloß seelenloser Stoff, sondern als Gottes herrliche Schöpfung zugleich Abbild seiner Größe, Erhabenheit und Majestät. Vor allem die „liebgewonnenen Bergeshöhen" waren für ihn der Ort erhebender Gottesnähe, „wo die Ideale dem inneren Auge ungestört näher treten."[17]) In zahlreichen Äußerungen läßt er dieses Naturverständnis anklingen, am eindrucksvollsten wohl in seinem Brief vom 30. Nov. 1865 an seine Erzieherin Sibylle v. Leonrod, geb. Meilhaus (1819–1881), worin er über Erlebnisse auf seiner ersten Reise in die Schweiz berichtet: „Auch das so allseitig gerühmte Berner Oberland habe ich besucht. Ich war im freundlich gelegenen Interlaken und in Grindelwald. Man kann sich keinen Begriff machen von der Erhabenheit dieser Gegenden. Dort in der Nähe jener wunderbaren Eiskolosse (Mönch, Jungfrau, Eiger), welche geisterhaft leuchten im Glanze des Mondscheins, an den Ufern der saphirklaren Seen, in der trauten, anheimelnden Alpenwelt, dort im Anschauen jener großartigen Naturschönheiten wird dem Menschen die Heiligkeit, die ehrfurchterweckende Erhabenheit der Schöpfung klar, seine Seele fühlt sich dem Unendlichen näher, wird zur tiefsten Anbetung gestimmt, zum Lobpreisen des allmächtigen Geistes, der uns geschaffen, als liebender Vater für uns sorgt." Ähnlich schrieb er ihr auch am 29. Aug. 1868 aus Hohenschwangau: „Nichts ist stärkender für Geist und Körper als viel in Gottes freier Natur sich zu bewegen; dort oben auf freier Bergeshöhe ist die Seele dem Schöpfer näher, schöner und erhabener ist es da als im Qualm der Städte, wo die wahren Freuden ihren Sitz wahrlich nicht haben."[18]) In einem ähnlichen Sinn schrieb er am 8. Aug. 1867 von der Sojernhütte auch an Cosima v. Bülow: „Endlich nahten für mich wieder hellere und schöne Tage des Friedens und ruhiger Sammlung, die ich auf Bergesgipfeln, umweht von balsamisch stärkender Himmelsluft nie vergeblich suche."[19]) Auf sein empfindsames Gemüt wirkten Natureindrücke so mächtig, daß er im Brief vom 2. Sept. 1871 an S. v. Leonrod nicht über Politik sprechen wollte: „Es geht dies heute nicht an dem himmlischen, sonnenverklärten Septembertage, wo göttliche Weihe über die ganze Natur mit heiligem Wonnezauber gegossen ist."[20]) Im Juni 1879 belehrte er den preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, der von vielen Truppeninspektionen erschöpft in den Wäldern Kissingens Erholung suchte: „Es gibt nichts, was das Herz so frei macht und so sehr über die schmerzlichen Eindrücke der menschlichen Dinge erhebt, nichts, was so versöhnlich wirkt als die Natur in ihrer ewigen Schönheit und Größe."[21]) Entschieden weist er im Brief an die Schauspielerin Marie Dahn-Hausmann vom 25. April 1876 unter Anspielung auf Schillers Drama „Wilhelm Tell" (IV, 2) die Unterstellung zurück, daß er sich unglücklich fühle: „Dem ist nicht so. Im großen Ganzen bin ich froh und zufrieden, nämlich auf dem Lande, im herrlichen Gebirge – elend und betrübt, oft im höchsten Grade melancholisch bin ich einzig und allein in der unseligen Stadt! Wie die Alpenrose bleicht und verkümmert in der Sumpfluft, so ist für mich kein Leben als im Licht der Sonne, in dem Balsamstrom der Lüfte! Lange hier (in der Stadt) zu sein wäre mein Tod."[22]) Wie diese bekenntnishaften Äußerungen zeigen, die sich beliebig vermehren ließen, läßt Ludwig II. wie schon im Herrschaftsverständnis, so auch im Naturverständnis vollständig jenen Aggressionsgeist vermissen, der nicht nur Staatsmänner wie Bismarck (1815–1898), sondern auch die vielbewunderten Alpinisten jener Zeit zu ihren großen Siegen beflügelte, darunter z. B. auch Edward Whymper (1840–1910), der seinen eigenen Berichten zufolge nach der ersten „Niederlage" am Matterhorn den wilden Entschluß faßte, „mit einem Gefährten zurückzukehren und den Berg so lange zu belagern, bis er oder wir besiegt seien", und dann vor seinem siebenten erfolglosen „Angriff" vom Dent Blanche über den Zmuttgletscher an-

Für Ludwig II. waren Berggipfel erhebende Orte der Gottesnähe. Der Aggressionsgeist, der die Alpinisten jener Zeit zu ihren großen Siegen beflügelte, fehlte ihm vollständig

Foto: Richard-Wagner-Museum Tribschen

griffslustig auf seinen „alten Feind, das Matterhorn" hinüberblickte, das „ganz unangreifbar" aussehe[23]). Und wenn Ludwig II. schreibt: „Welche Sehnsucht habe ich nach den Bergen. – Auf den Bergen ist Freiheit und überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual"[24]), dann trennen ihn auch hier weite Welten von jener vorwiegend durch maßlosen Ehrgeiz angestachelten Sehnsucht, die in den Herzen der vielbesungenen Bergvagabunden brennt, die ausziehen, um als Brüder auf Leben und Tod „mit Seil und Haken, alles zu wagen" die Gipfel der Berge auf immer schwierigeren und möglichst noch unbegangenen Routen zu besiegen. Mit einem solchen Ehrgeiz hat die Sehnsucht Ludwigs II. nach den Bergen nicht das geringste zu tun. Vielmehr bekannte er sich damit zu einer fast mönchischen Lebensanschauung, wie sie sein hochverehrter Schiller im Drama „Die Braut von Messina" (Vers 2561 ff.) gepriesen hatte:

Wohl dem! Selig muß ich ihn preisen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreisen,
Kindlich liegt an der Brust der Natur.
Denn das Herz wird mir schwer in der Fürsten Palästen,
Wenn ich herab vom Gipfel des Glücks
Stürzen sehe die Höchsten, die Besten
In der Schnelle des Augenblicks!
Und auch der hat sich wohl gebettet,
Der aus der stürmischen Lebenswelle
Zeitig gewarnt sich heraus gerettet
In des Klosters friedliche Zelle,
Der die stachelnde Sucht der Ehren
Von sich warf und die eitle Lust,
Und die Wünsche, die ewig begehren,
Eingeschläfert in friedlicher Brust.
Ihn ergreift in dem Lebensgewühle
Nicht der Leidenschaft wilde Gewalt,
Nimmer in seinem stillen Asyle
Sieht er der Menschheit traur'ge Gestalt.
Nur in bestimmter Höhe ziehet
Das Verbrechen hin und das Ungemach,
Wie die Pest die erhabenen Orte fliehet,
Dem Qualm der Städte wälzt es sich nach.
Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte.
Die Welt ist vollkommen *überall,*
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Anhängern einer solchen Natur- und Lebensanschauung wird es kaum möglich sein, von der majestätischen Gestalt des Matterhorns ein Feindbild zu entwickeln wie Whymper es tat, das ihren Ehrgeiz und ihre Aggressionsgefühle herausfordert.

Erste Bergtouren

Schon die Eltern Ludwigs II. hatten sich mit Vorliebe im Gebirge und im Alpenvorland aufgehalten, vor allem in Berchtesgaden, aber auch in Berg am Starnberger See, in Wildenwart am Chiemsee und in Tegernsee, wo die königliche Familie Schlösser oder Villen besaß. Dazu ließ Max II. als besonderen Lieblingsaufenthalt noch die Ruine Hohenschwangau bei Füssen restaurieren, die er 1832 erworben hatte. Außerdem erhielt er im Februar 1838 die Jagdrechte in den Revieren Hohenschwangau, Ettal, Garmisch und Mittenwald[25]). Seither veranstaltete er dort regelmäßig Hochgebirgsjagden und ließ zu ihrer leichteren Durchführung zwischen 1850 und 1860 in den Ammergauer Alpen auf dem Tegelberg, Brunnenkopf und Pürschling, im Halbammertal und in der Kenzen Jagdhütten errichten. Mehrmals machte er aber auch zum reinen Naturgenuß Wanderungen und Reisen durch die bayerischen Alpen. So durchquerte er z. B. im April und Mai 1829 mit seinem Bruder Otto, dem späteren König von Griechenland, und seinem Erzieher J. G. v. Oettl die Chiemgauer, Tegernseer und Ammergauer Alpen[26]). Im November 1845 unternahm er von Hohenschwangau aus mit seiner Gemahlin Königin Marie eine sechstägige Reise über Sonthofen und Weiler nach Lindau[27]). Auch die Mutter Ludwigs II., die frühere Prinzessin Marie von Preußen, hatte sich zu einer begeisterten Bergsteigerin entwickelt, der sogar einige Verdienste um die Erschließung der Lechtaler Alpen zuerkannt wurden. Über ihre alpinen Unternehmungen in diesem Gebiet berichtet vor allem die Schloßchronik von Hohenschwangau. Dort, sowie später auch im Tiroler Elbigenalp hielt sie sich mit besonderer Vorliebe auf[28]). Zur Aufenthaltsgestaltung an den königlichen Gebirgssitzen gehörten damals auch häufige Tages- und Nachmittagsausfahrten in die nähere und weitere Umgebung.

Von seinen bergbegeisterten Eltern wurde Ludwig II. schon sehr früh regelmäßig nach Berchtesgaden und Hohenschwangau mitgenommen, dorthin zum ersten Mal am 10. Oktober 1845, also schon wenige Wochen nach seiner Geburt. So wurde ihm die Welt der Berge von frühester Kindheit an vertraut. Hinweise auf erste Bergtouren Ludwigs II. enthält die Schloßchronik von Hohenschwangau. Danach bestieg er in Begleitung seiner Mutter oder seiner Erzieher in der Umgebung des Schlosses: am 22. Aug. 1857 den Säuling (2047 m), nachdem zwei Jahre vorher schon das Älpele bestiegen worden sei; am 9. Sept. 1857 den Tegelberg (1807 m); am 19. Aug. 1861 den Aggenstein (1987 m); am 29. Juli 1863 den Niederen Straußberg und von dort auch die Gabel; am 27. August 1863 über die Hohe Krähe (2012 m) auf die Hochplatte (2082 m). Begeistert berichtet die Schloßchronik auch, daß Ludwig II. am 8. Aug. 1859 mühelos den Alpsee durchschwommen habe. Wiederholt erwähnt Lud-

**Falsche Erziehung?
Die jugendlichen Prinzen Ludwig und Otto statt bei Kriegsspielen viel lieber mit Bergstock „in Gottes freier, erhabener Natur" unterwegs**

„Bayerns Märchenkönig in Bildern", Bruckmann, Mchn. 1983

wig II. auch selbst in seinen Jugendbriefen – oft allerdings ohne genaue Angaben – schöne Partien und Reitausflüge, darunter z. B. in einem Brief an seinen Großvater Ludwig I. auch die Besteigung des Säuling[30]). In Briefen vom 28. Aug. 1858, 29. Aug. 1859 und 28. Aug. 1860 an S. v. Leonrod sprach er auch die Hoffnung aus, bei schönem Wetter bald den Watzmann besteigen zu können[31]). Ob ihm dies gelungen ist wie seiner Mutter im Sept. 1854, konnte leider nicht festgestellt werden. Die unternommenen Bergtouren scheinen nicht immer ganz harmlos gewesen zu sein. Denn bei einem solchen Ausflug am 10. Sept. 1859 mit seiner Mutter und zwei Berchtesgadener Bergführern stürzte sein Begleiter Baron v. Wulffen oberhalb des Königssees ab und verletzte sich so schwer, daß man ihm von einem Franziskanerpater die letzte Ölung spenden ließ[32]). Als Kronprinz hat Ludwig II. offenbar auch noch manchmal an den Hochgebirgsjagden seines Vaters teilgenommen. So schreibt er am 25. Sept. 1862 aus Berchtesgaden Prinzessin Anna von Hessen-Darmstadt, er sei neulich auf der Gemsjagd nicht zum Schuß gekommen[33]). Mehr Glück hatte er dann am 14. Okt. 1863 in der Gumpe bei Hohenschwangau, wo er laut Schloßchronik immerhin drei Gemsen erlegt hat. Für die spätere Gestaltung seiner Bergfahrten ist schließlich noch von Bedeutung, daß er von seinem zehnten Lebensjahr an Reitunterricht erhalten hatte[34]).

Stählende Gebirgsritte

Nach seiner Thronbesteigung am 10. März 1864 ließ Ludwig II. sehr schnell durchblicken, daß er seine Betätigung in Gottes freier, erhabener Natur erheblich auszudehnen und zu intensivieren gedenke. Zu diesem Zweck ließ er sich sogleich ein vollständiges Verzeichnis aller Reitpferde des Hofstalls anfertigen. Und schon bald erlebte die Bevölkerung des bayerischen Oberlandes, aber auch Tirols des öfteren das unverhoffte Glück, dem jugendlichen König da und dort auf seinen Reitpartien zu begegnen. Aber nur in den seltensten Fällen gelang es, diese Ritte richtig einzuschätzen. Kaum jemand konnte erfahren, wo sie begonnen hatten und wo sie hinführten, weil offiziell darüber so gut wie nichts verlautete. So hat sich in der zeitgenössischen Öffentlichkeit, aber auch in der Literatur nur der meist nicht näher konkretisierte Eindruck verbreitet, Ludwig II. sei ein ausgezeichneter und kühner Reiter gewesen. Selbst der im allgemeinen sehr gut unterrichtete Ludwigbiograph Gottfried v. Böhm erwähnt als einziges anschauliches Beispiel lediglich, daß Ludwig II. einmal sogar von Seeshaupt nach Kochel und von dort weiter nach Garmisch geritten sei, nachdem er vorher schon einmal in vier Stunden um den Starnberger See geritten sei[35]). Erst in mühsamsten und zeitraubenden Recherchen ist es nunmehr gelungen, aus Hinweisen in der Schloßchronik von Hohenschwangau, aus entlegenen Lokalnachrichten, aus seinen noch unveröffentlichten Briefen, Kabinetts- und Regierungsakten ein wirklichkeitsgetreues Bild von der Häufigkeit und der erstaunlichen Ausdehnung dieser „stählenden Ritte"[36]) zusammenzustellen. Danach unternahm er von Schloß Berg aus im Jahre 1864 folgende Reitausflüge: am 17. Mai um den Starnberger See; am 18 Mai an den Ammersee[37]); am 21. Mai nach Garmisch, wo er die Kunsthandlung Bader besuchte und drei Stunden spazieren ging[38]); am 23. Mai über Steingaden, wo er „vom reichlichen Regen bis auf die Haut durchnäßt" um 23 Uhr im Postgasthof abstieg und übernachtete, nach Hohenschwangau, von wo aus er am Nachmittag des 24. Mai den Dekan Schneller im Tiroler Ort Breitenwang besuchte und am 25. Mai nach Schloß Berg zurückritt[39]). Von Hohenschwangau aus unternahm er ebenfalls noch 1864 der Schloßchronik zufolge folgende Reitausflüge: am 10. bzw. 12. Sept. „bis auf das Hochplatt", ein Ritt, der nach der wohl präzieseren Beschreibung im Hohenschwangauer Tagebuch für den Obersthofmarschall durch das Pöllattal bis zur Jägerhütte am Schützensteig führte, von wo aus Ludwig II. dann den Hohen Straußberg (1934 m) bestieg; am 22. Okt. ebenfalls über den Schützensteig quer durch die Ammergauer Alpen an den Plansee, von dort nach einem Pferdewechsel weiter über Griesen nach Partenkirchen und am nächsten Tag zurück nach Hohenschwangau[40]).

Für den Monat November 1864 enthält der „Gehorsamste Report des kgl. Hoffouriers Bergmann" eine vollständige Übersicht der Reitausflüge Ludwigs II. von Hohenschwangau: am 3. Nov. auf den Tegelberg, um von dort den Branderschrofen (1880 m) zu besteigen; am 4. Nov. mußte er auf dem Weg über das Jugendtal auf die Gabel wegen zu hohen Schnees umkehren und ritt dann über den Schützensteig, den Plansee und Reutte zurück nach Hohenschwangau; am 5. Nov. über den Kniepaß nach Reutte und über Pinswang und Weißhaus zurück; am 6. Nov. nur eine Ausfahrt wegen heftigen Schneefalls; am 7. Nov. nach Vils; am 8. Nov. an und um den Weißsee; am 9. Nov. nach Breitenwang; am 10. Nov. über Pinswang, Weißhaus in die Blöckenau; am 11. Nov. auf den Tegelberg; am 12. Nov. bis zur Jägerhütte

am Schützensteig durch das Pöllattal; am 13. Nov. ins Tannheimer Tal, dann zurück über Reutte an den Plansee und über den Schützensteig zurück nach Hohenschwangau; am 14. Nov. ins Tannheimer Tal zum Vilsalpsee; am 15. Nov. über den Schützensteig an den Plansee, dann über Griesen, Lermoos und Breitenwang zurück; am 16. Nov. in die Blöckenau; am 17. Nov. um 9¼ wohl über Lermoos und den Fernpaß nach Imst, wohin der Kammerlakai Seif mit Hofwagen vorausgeschickt worden war. Von dort machte er einen Abstecher nach Brennbichl, wo 1854 der König von Sachsen tödlich verunglückte[41]), und kam um Mitternacht nach Hohenschwangau zurück; am 18. Nov. in die Blöckenau; am 19. November über Pfronten an den Weißensee; am 20. November in die Blöckenau; am 21. Nov. über Vils und Pfronten an den Weißensee; am 22. Nov. ohne Begleitung nach Innsbruck, wohin jedoch wieder der Lakai Seif mit einem Wagen vorausgeschickt worden war. Dort besichtigte er besonders Schloß Ambras mit der berühmten Kunstsammlung des Erzherzogs Ferdinand und kam am nächsten Tag „vergnügt über das gelungene Inkognito" um Mitternacht nach Hohenschwangau zurück; am 29. Nov. wurde der Obersthofmarschall in München aus Hohenschwangau telegraphisch informiert: „S. Maj. reiten von hier allein nach Starnberg und fahren von dort mit Extrazug nach München"[42]).

„Nach der unseligen Einkerkerung im wenig geliebten München"[43]) wurden im Frühling 1865 von Schloß Berg aus die Reitausflüge ins Gebirge sogleich wieder aufgenommen. Bereits am 24. Mai erregte Ludwig II. in der Nähe des Tegernsees Aufsehen, weil er mitten in der Nacht während eines schweren Gewitters einem Bauern, der ihn nicht gleich erkannte, einen alten Regenschirm abkaufte, nachdem zuerst seinem Reitknecht und dann auch ihm selbst die Pferde durchgegangen waren. Die Presseberichterstatter nahmen irrigerweise an, der König sei von Schloß Berg direkt nach Tegernsee geritten[44]). Sie hatten nicht erfahren, was der Kabinettsekretär Pfistermeister aus Schloß Berg dem Minister des Königlichen Hauses und des Äußeren am 22. Mai in einem Briefanhang „im engsten Vertrauen" mitgeteilt hatte, nämlich, „daß S. M. der König soeben (2½ Uhr Nachm.) im Begriffe ist, nach Rothenbuch bei Steingaden wegzureiten, wo er übernacht bleiben will, um morgen über Hohenschwangau, Reutte und Griesen ebenfalls reitend nach Partenkirchen zu gelangen, von wo aus S. Maj. übermorgen Abends wieder hier eintreffen wird. S. Maj. haben aber durchaus gewollt, daß darüber nicht gesprochen werde, weshalb ich Ew. Exzellenz dringend bitte, die Sache geheim zu halten."[45]) Aus diesen Angaben muß geschlossen werden, daß der dreitägige Reitausflug des Königs von Schloß Berg über Steingaden, Hohenschwangau, Griesen, Partenkirchen, dann vermutlich weiter über Wallgau, Vorderriß und den Achenpaß nach Tegernsee geführt hatte. Schon am 14. Juni 1865 berichtete der „Bayerische Kurier" (S. 1126 Sp. 2): „Auf einer Reitparthie nach Schliersee sprach Se. Maj. der König am 31. Mai im dortigen Wirtshaus ‚Zur Fischerliesl' zu. Eben hatte ein Paar Hochzeit. Der Bräutigam lud den König als Gast ein. An dieser Treuherzigkeit Wohlgefallen findend, nahm Ludwig II. die Einladung an, verweilte einige Zeit unter den Hochzeitsgästen und verließ sie endlich höchst vergnügt. Wie ich höre, ist dem Brautpaar ein königliches Geschenk geworden." Von Schloß Berg aus machte Ludwig II. im Frühsommer 1865 dann noch weitere größere Reitausflüge, nämlich vom 5. bis 8. Juni über Wolfratshausen, Benediktbeuren, Walchensee, Vorderriß, Partenkirchen nach Hohenschwangau und von dort zurück nach Schloß Berg[46]); am 12. Juni nach Schlehdorf[47]); vom 19. bis 21. Juni über Steingaden und Hohenschwangau nach Linderhof und von dort wohl auf den Pürschling, dann vom 27. bis 30. Juni auf die Brunnenkopfhütte, wobei er von beiden Hütten Briefe an R. Wagner mit den Ortsangaben schrieb: „In den Alpen" bzw. „Auf Bergeshöhen"[48]; vom 3. bis 8. Juli auf den Hochkopf am Walchensee und von dort weiter auf die Grammersberghütte, die von ihm selbst meist als „Krametsberg" bezeichnet wurde[49]).

Im Herbst des Jahres 1865 unternahm er dann noch weitere bemerkenswerte Reitausflüge von Hohenschwangau aus, und zwar vom 2. bis 10. August auf den Brunnenkopf, den Pürschling und zur Halbammerhütte; vom 11. bis 18. Sept. auf den Tegelberg und auf die Kenzenhütte, von dort begab er sich am 13. nach Buching zur Messe und ritt anschließend weiter nach Linderhof und am 11. Okt. ritt er durch das Tannheimer Tal über Oberjoch bis nach Hindelang[50]). Am 12. Okt. kündigte Ludwig II. R. Wagner sehr herabspielend „einen kleinen Ausflug ins Gebirge im strengsten Inkognito" an[51]). Tatsächlich aber fuhr er nach dem Besuch einer Tellaufführung in München am 19. Okt. über Tölz in die Vorderriß und ritt von dort über Partenkirchen in mehreren Tagesetappen durch das Allgäu und den Bergenzer Wald an den Vierwaldstätter See. Dort besuchte er vor allem die Stätten der Tellsage, fuhr dann aber auch nach Interlaken und Grindelwald, um das eindrucksvolle Gebirgspanorama mit den Viertausendern Jungfrau, Mönch und Eiger zu besichtigen, und kehrte am 2. Nov. nach Hohenschwangau zurück[52]). Von dort machte er am 22. Nov. noch einen Reitausflug über Reutte, Lermoos, Griesen an den Plansee und über den Schützensteig durch das Pöllattal zurück nach Hohenschwangau. Und am 5. Dez. begab er sich ebenfalls zu Pferd nach Partenkirchen, wo er wie üblich im Postgasthof über Nacht blieb, und ritt dann weiter über Walchensee, Benediktbeuren, Tölz nach Holzkirchen und fuhr von da mit Extrazug zum Winteraufenthalt nach München[53]).

Bis etwa 1870 hielten sich die Reitausflüge des Königs weitgehend in dem eben beschriebenen Rahmen. Deshalb sollen zur Abrundung des Bildes aus diesen Jahren nur noch die besonders bemerkenswerten Gebirgsritte erwähnt werden. Im Jahre 1866 mußte er wegen des deutschen Bruderkrieges zunächst bis Anfang August auf seine geliebten Abstecher ins Gebirge verzichten. Danach aber ritt er von Schloß Berg bereits wieder vom 7. bis 9. Aug. auf den Brunnenkopf[54]). Dann machte er am 23. Aug. von Schloß Berg einen Reitausflug nach Linderhof, begab sich von dort am 24. über Partenkirchen auf den Hochkopf am Walchensee, wo er auch seinen Geburts- und Namenstag verbrachte, ritt dann am 26. auf den Herzogstand und von dort am 27. über Ettal, den Plansee und Hohenschwangau nach Steingaden, übernachtete dort und kam am 28. nach Schloß Berg zurück[55]). Von Hohenschwangau aus machte er am

Seite 257: Die heute verschwundene Berghütte Ludwigs II. auf dem Grammersberg (früher auch Krametsberg, ca.1550 m) südlich des heutigen Sylvensteinspeichers (Gemälde von F.W. Pfeiffer, 1868; s. auch Anmerkung 60)

3. Nov. noch einmal einen Reitausflug nach Innsbruck, um dort seinen nach Rom reisenden Großvater Ludwig I. zu begrüßen, ritt dann am nächsten Tag nach Partenkirchen und von dort am 5. Nov. zurück nach Hohenschwangau[56]).
Auch im Jahre 1867 unternahm Ludwig II. einige Reitausflüge, die aus dem Rahmen des Üblichen fallen. Der erste führte ihn von Schloß Berg nach Schliersee, wo er am 24. Mai bei argem Schneegestöber ankam. Von dort machte er am nächsten Tag einen Abstecher über Bayerischzell nach Landl und ritt dann am 26. Mai vermutlich über Spitzingsee und die Kaiserklause nach Vorderriß[57]). Am 5. Juni 1867 ritt er dann von Schloß Berg ins Zillertal. Unterwegs schrieb er „an den Ufern des herrlichen Achensees" an R. Wagner, fuhr von Fügen mit der Postkutsche nach Mayrhofen, ging dann zu Fuß nach Finkenberg, um den wildromantischen Teufelssteg zu besichtigen, fuhr dann wieder nach Fügen und ritt von dort zurück nach Schloß Berg[58]). Schließlich muß aus dem Jahre 1869 noch erwähnt werden, daß er, wie er der Baronin S. v. Leonrod am 16. Sept. schreibt, am 15. Sept. von der Sojernhütte auf dem neuangelegten Reitsteig sicher mit einem besonders dafür trainierten Spezialpferd erstmals auf den Gipfel der Schöttelkarspitze (2050 m) geritten sei[59]). Diese „stählenden Gebirgsritte" hätten sich durchaus auch unter dem Aspekt der Leistung vorweisen lassen. Es läßt sich denken, daß Ludwig II. nach solch abenteuerlichen Unternehmungen ein besonders freundschaftliches Verhältnis zu seinen Pferden entwickelte. Und er setzte seinen erklärten Lieblingen auch dadurch ein würdiges Denkmal, daß er sie zwischen 1867 und 1871 von dem Landschaftsmaler Wilhelm Pfeiffer vor dem Hintergrund seiner Berghütten auf Ölgemälden naturgetreu darstellen ließ. Diese Gemälde sind seit Sommer 1988 im Marstallmuseum auf Schloß Nymphenburg in München ausgestellt. Sie sind auch in einem schön gestalteten Ausstellungskatalog abgebildet und genau beschrieben worden[60]).

Die Berghütten Ludwigs II.

Für die Bergfahrten des Königs gewannen mit zunehmender Zeit die eigenen Berghütten immer größere Bedeutung. Wie Ludwig II. am 10. Juli 1871 selbst mitteilte, besaß er insgesamt zwölf[61]). Sie lagen alle in den bayerischen Alpen zwischen Lenggries und Füssen. Einige davon sind bereits im Zusammenhang mit seinen Reitausflügen ins Gebirge erwähnt worden. Die meisten von ihnen hatte er aus dem Nachlaß seines Vaters Max II. übernommen. Dazu gehörten in der weiteren Umgebung vom Walchensee das Königshäuschen neben dem Forsthaus in der Vorderriß (809 m), wo auch Ludwig Thoma bis 1873 einige Jahre seiner Kindheit verbracht hatte, ferner die Jagdhütten auf dem Altlacher Hochkopf (ca. 1300 m, heute Forstdiensthütte), wo sich im August 1865 auch R. Wagner zehn Tage aufgehalten hatte, auf dem Herzogstand (1575 m, später im Besitz der Sektion München, heute privat) und auf dem Grammersberg (ca. 1550 m, von Ludwig II. meist als Krametsberg bezeichnet, heute verfallen) am Südhang über dem heutigen Sylvensteinspeicher gelegen. Hinzu kamen in den Ammergauer Alpen die Jagdhütten auf dem Pürschling (1565 m) und auf dem Brunnenkopf (1602 m), heute beide im Besitz der Sektion Bergland München, ferner die Jagdhütten in der Halbammer beim „Wilden Jäger" und der Hubertuskapelle (ca. 1000 m, heute wohl privat), die Kenzen-, früher auch Kainzenhütte (ca. 1250 m, heute Forstdiensthütte), sowie die Tegelberghütte (1707 m, heute privat). Zu diesen übernommenen Jagdhütten ließ Ludwig II. selbst dann noch 1866/67 im Karwendel die Sojernhütte (1610 m, heute Sektion Hochland) errichten, dazu ließ er von dort einen Reitsteig auf den Gipfel der Schöttelkarspitze (2050 m) anlegen und genau an der Stelle, wo heute das Gipfelkreuz steht, für sich einen kleinen Aussichtspavillon bauen. Schließlich ordnete er am 4. Okt. 1869 auch noch den Bau der Schachenhäuser (1865 m)

Noch 1915 konnte diese Bergländergruppe den bereits verfallenden Aussichtspavillon Ludwigs II. auf der Schöttlkarspitze (2050 m) besichtigen. Heute steht genau an dieser Stelle das Gipfelkreuz

Marstallmuseum, BSV, Schloß Nymphenburg München, Inv.Nr.W 51

im Wetterstein an, die im Herbst 1870 weitgehend fertiggestellt waren[62]). Zu seinen Berghütten scheint Ludwig II. vor der Errichtung des Schlosses wohl auch noch den alten Linderhof gerechnet zu haben. Die meisten seiner Berghütten bestanden lediglich aus einem Arbeitszimmer und einem Schlafraum. Wie anspruchslos sie ausgestattet waren, kann heute noch am Beispiel der Brunnenkopfhütte ersehen werden, die neben dem Schachen und vielleicht auch noch neben der Hochkopfhütte als einzige weitgehend im ursprünglichen Zustand erhalten geblieben ist.

Daneben hatte aber der König auch noch in Forsthäusern und in einer ganzen Reihe von Orten des bayerischen Oberlandes, aber auch Tirols, meist in Postgasthöfen, Zimmer mieten oder reservieren lassen, die ihm entweder als Talstützpunkte für seine höhergelegenen Berghütten oder als Aufenthaltsräume auf seinen häufigen nachmittäglichen oder abendlichen Ausfahrten gedient hatten, darunter in Altlach am Walchensee, Schlehdorf, Partenkirchen, Krün, Schloß Elmau bei Klais, Unternogg am Eingang ins Halbammertal, ferner auf Tiroler Seite im Gasthof Schlux bei Pinswang, in Breitenwang, Reutte und Vils. Der entfernteste Ausflugsort dieser Art war der Gasthof Fernstein jenseits des Fernpasses, wo er 1872 ein Zimmer mieten und nach seinen Wünschen ausstatten ließ[63]). Auf diese nachmittäglichen Ausflugsziele soll aber hier nicht weiter eingegangen werden.

Die höhergelegenen Berghütten verwendete Ludwig II. allerdings für ganz andere Zwecke als sein Vater Max II., dem sie fast ausschließlich als bloße Übernachtungsstätten auf seinen Hochgebirgsjagden gedient hatten. Ludwig II. aber beteiligte sich seinem Natur- und Herrschaftsverständnis entsprechend nach seiner Thronbesteigung nicht mehr an derartigen Gesellschaftsvergnügungen, ja er ordnete am 29. April 1870 sogar an, daß an den Orten, wo er sich gerade aufhielt, die Ausübung des Jagdvergnügens grundsätzlich zu unterbleiben habe[64]). Ihm boten die Berghütten vor allem einen ungetrübten und unentbehrlichen Naturgenuß, besonders nach längeren Aufenthalten in der Residenz oder auch „in Kissingens unwirthlichen Steppen", denn „dann ist es mir nothwendig, mich wieder wegzuwenden von der Atmosphäre des Rakoczy- und Maxbrunnens, um mich durch das Einathmen der himmlischen Luft der Berge zu entschädigen für das 3-monatliche Einathmen der Münchner Stubenluft."[65]) Sie ermöglichten ihm ferner ein ungestörtes und konzentriertes Arbeiten an der Planung seiner Bauprojekte. Davon zeugen eine Fülle von Anweisungen, die von den Berghütten an seine Hofsekretäre Lorenz v. Düfflipp und Ludwig v. Bürkel ergangen sind[66]). Auf seinen Berghütten erledigte er aber auch die angefallenen routinemäßigen Regierungsgeschäfte, wenn er sich an den vorgesehenen Erledigungsterminen gerade dort aufhielt. Dies beweisen zahlreiche Signate des Königs auf den betreffenden, in den zuständigen Archiven heute noch auf-

Auch auf seinen Berghütten hat Ludwig II. regelmäßig Regierungsgeschäfte erledigt. Die Unterschriften auf vielen solchen Dokumenten und Briefen ermöglichten eine fast lückenlose Rekonstruktion seiner alljährlichen Bergfahrtenpläne.

Ludwig II
von Gottes Gnaden König von Bayern,
Pfalzgraf bei Rhein,
Herzog von Bayern, Franken und in Schwaben x.x.

BHStA; Staatsschuldenverw. 1951

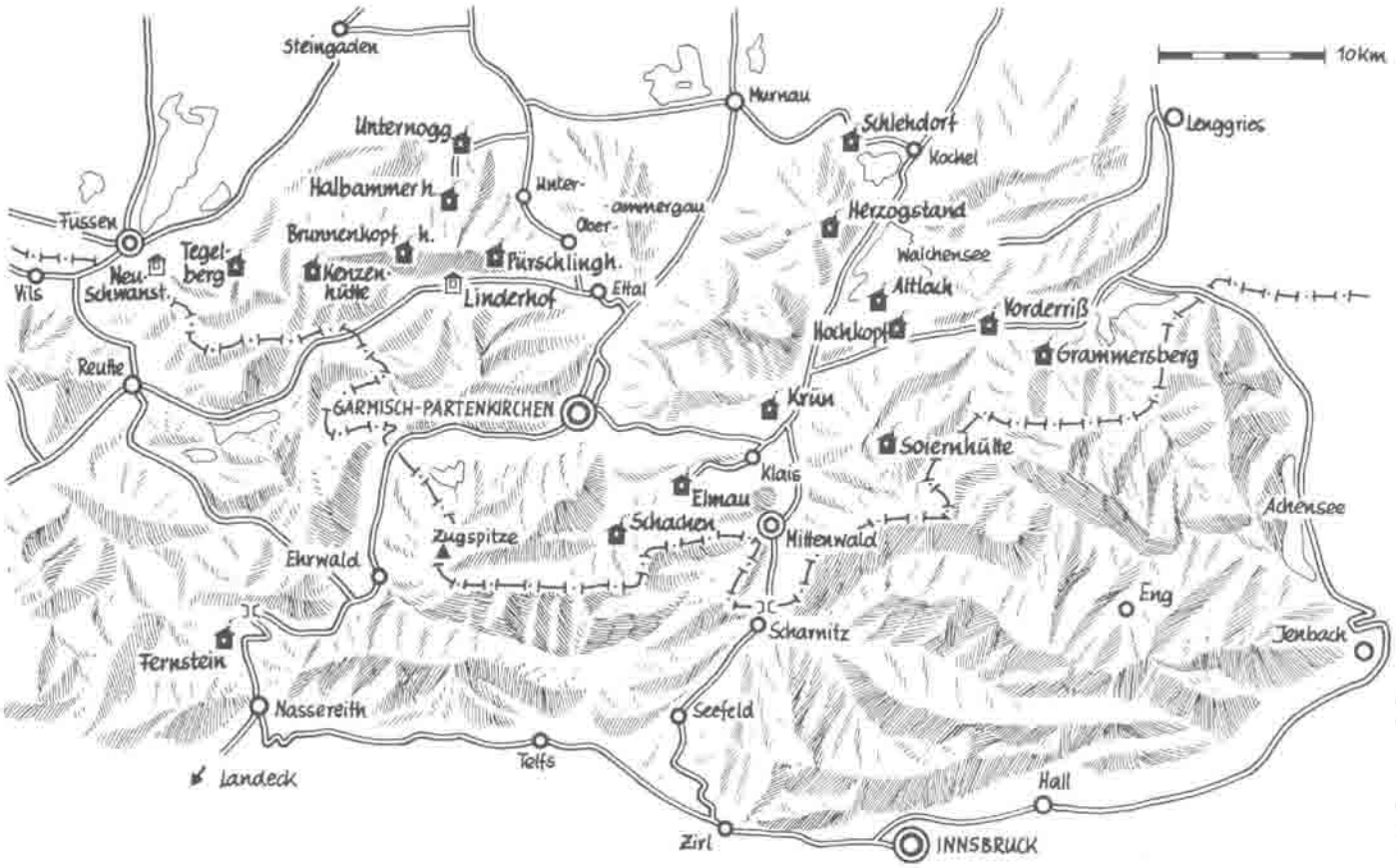
bewahrten Regierungsakten. Nicht zuletzt waren sie für ihn auch Stätten der Selbstbesinnung und der geistigen Orientierung, wohin er sich zurückzog, um sich „wie ein Karthäuser"[67]) in ernste und fesselnde Werke zu vertiefen, denn, so versichert er der Baronin S. v. Leonrod am 28. Aug. 1873, „das geistige Herausleben aus der oft kaum zu ertragenden Gegenwart ist oft recht nöthig."[68])

Nicht alle der übernommenen Hüttenanlagen entsprachen anfangs den eben beschriebenen Ansprüchen Ludwigs II. Dies galt vor allem für den Herzogstand. Dort mußte für ihn sogleich ein zweites, besser entsprechendes Häuschen, sowie auf den nahegelegenen Gipfeln des Herzogstands, des Martinskopfs und des Fahrenbergs, Aussichtspavillons errichtet werden ähnlich wie 1868 auch auf der Schöttelkarspitze[69]). Anfang der siebziger Jahre mußten dann die Reitsteige auf seine Berghütten erweitert werden, um dorthin auch mit seinem inzwischen eigens dafür konstruierten Bergwägelchen fahren zu können[70]). Immer wieder beanstandete Ludwig II. anfänglich auch verschiedene Mängel, z. B. im Jahre 1868, daß am Brunnenkopf der Plafond schadhaft und am Pürschling der Ofen gänzlich unbrauchbar sei, oder im Jahre 1869, daß am Hochkopf Strohsäcke und Decken fehlten. Schließlich ordnete er am 31. Aug. 1869 verärgert an, „daß ein für allemal die Hütten immer durchgesehen werden, ohne daß Ich es sage, was sich eigentlich von selbst versteht."[71]) Schäden erlitten seine Berghütten aber auch durch das sich schon damals ausbreitende Rowdytum von Bergtouristen, vor allem am Herzogstand und auf dem Schachen. Dort mußten deshalb von den zuständigen Forstämtern ganzjährig besetzte Aufsichtsposten eingerichtet werden. Schließlich aber war 1874 der Zustand seiner Berghütten so weit verbessert, daß er nur noch Kosten für ihren normalen Unterhalt, jedoch nicht mehr für ihren weiteren Ausbau genehmigen wollte[72]).

Seite 259:
Stützpunkte im Bergfahrtenprogramm des Königs, für deren Besuch ein über Jahre hinweg fester Terminplan bestand

Das alljährliche Bergfahrtenprogramm Ludwigs II.

Über Dauer, Häufigkeit und die noch fast völlig unbekannten Termine der Berghüttenbesuche Ludwigs II. lagen bisher noch keinerlei nennenswerte Forschungsergebnisse vor. Um darüber möglichst zuverlässige und umfassende Aufschlüsse zu erhalten, wurde in mühseligen und zeitraubenden Nachforschungen aus Brief- und Pressemitteilungen, sowie aus den Ausfertigungsdaten tausender von amtlichen und privaten Schriftstücken, die der König mit genauen Orts- und Zeitangaben unterzeichnet hatte, eine vollständige mosaikartige Aufenthaltsübersicht rekonstruiert. Dieses sogenannte Itinerar läßt erkennen, daß Ludwig II. nach dem folgenreichen Krieg von 1870/71 die Aufenthalte auf seinen Schlössern und Landsitzen straffer zu ordnen begann. In diese jeweils den ganzen Jahreskreis umfassenden Aufenthaltspläne wurden nunmehr auch seine höher gelegenen Berghütten einbezogen, die damit förmlich in den Rang königlicher Nebenresidenzen erhoben wurden. Allen diesen Wohnsitzen wurde jedes Jahr eine bestimmte angemessene Aufenthaltszeit zugeteilt. Für neun seiner anspruchsloseren Berghütten wurde nach einigem Schwanken schließlich ein Besuch von je drei Tagen im Jahr, für die Vorderriß ein zweimaliger Aufenthalt von je zwei bis drei Tagen und für den Schachen ebenfalls ein zweimaliger Aufenthalt von je etwa einer Woche vorgesehen. Die Unterbringung dieses doch ziemlich umfangreichen Bergfahrtenprogramms in seinem Terminkalender bereitete anfangs einige Schwierigkeiten, die er durch Zusammenlegung mehrerer Berghüttenaufenthalte für einzelne Bergfahrten zu lösen versuchte. Über ihre möglichst zweckmäßige organisatorische Gestaltung und die günstigste Jahreszeit für ihre Durchführung scheint er zunächst ebenfalls keine klaren Vorstellungen besessen zu haben, denn bis etwa 1874 führte er eine ganze Reihe von Bergfahrten mit unterschiedlichen Aufenthaltskombinationen durch, darunter z. B.: vom 5. bis 10. Juni 1870 auf den Hochkopf, Grammersberg und Vorderriß; vom 5. bis 9. Okt. 1870 auf den Herzogstand und den Schachen; vom 1. bis 5. Aug. 1871 auf die Sojernhütte und den Schachen; vom 14. bis 22. Mai 1872 in die Vorderriß, auf den Hochkopf und den Grammersberg; vom 15. bis 22. Juni 1872 auf den Tegelberg und die Kenzenhütte;



Zeichnung: S. Schrank

vom 6. bis 14. Juni 1874 auf den Herzogstand und den Brunnenkopf; vom 21. bis 26. Juni 1874 auf den Pürschling, die Vorderriß und den Grammersberg.

Um die Mitte der siebziger Jahre aber erhielten die Bergfahrten dann ihre endgültige organisatorische Gestalt und ihre definitive zeitliche Festlegung in seinem Terminkalender, die sie im wesentlichen bis zu seinem Tode beibehielten. Als erste Bergfahrt wurde in diesen Jahresterminplänen dann etwa vom 19. bis 24. Mai der Aufenthalt in der Vorderriß und auf dem Hochkopf vorgesehen. Danach folgten zwei Zehntagesbergfahrten, die erste davon führte etwa vom 6. bis 15. Juni auf den Brunnenkopf, den Pürschling und die Halbammerhütte in den Ammergauer Alpen, auf der zweiten besuchte er etwa vom 24. Juni bis 3. Juli seine Berghütten auf dem Herzogstand, den Sojern und dem Grammersberg in der weiteren Umgebung des Walchensees. Die Besuche der Kenzen- und der Tegelberghütte wurden mit seinem Sommeraufenthalt in Hohenschwangau verknüpft, der dann stets etwa Mitte Juli mit einem Dreitagesaufenthalt auf der Kenzenhütte eingeleitet und mit einem Dreitagesaufenthalt auf dem Tegelberg etwa Mitte August abgeschlossen wurde. Auf die letzte Augustwoche, in die auch sein Geburts- und Namenstag fiel, wurde der erste und auf die letzte Septemberwoche der zweite Aufenthalt auf dem Schachen festgelegt. Mit einem nochmaligen Besuch der Vorderriß in den letzten Oktobertagen wurde das Bergtourenprogramm im Jahreskreis dann abgeschlossen. In den Jahren von 1870 bis 1878 hatte der König unmittelbar vor dem abschließenden Oktoberbesuch der Vorderriß stets noch drei Tage im Postgasthof von Partenkirchen verbracht. Dieser Aufenthalt fiel aber nach der Fertigstellung von Schloß Linderhof weg.

Nach diesem Grundmuster wurde der Bergfahrtenplan des Königs ungefähr von 1875 bis 1880 Jahr für Jahr abgespult ohne Rücksicht auf politische und gesellschaftliche Ereignisse, aber auch ohne Rücksicht auf die Wetterverhältnisse. Entgegen allen bisherigen Annahmen hat er sich dabei auch nicht im geringsten durch den aufkommenden Touristenrummel und das Bergrowdytum rund um den Walchensee vom Besuch seiner dort gelegenen Berghütten abschrecken lassen[73]). Im Jahre 1881 wurde in diesen Jahresplan ein zusätzlicher Aufenthalt auf Herrenchiemsee vom 29. Sept. bis 8./9. Okt. eingefügt. Dies hatte für seine Berghüttenaufenthalte aber lediglich die relativ belanglose Folge, daß sie geringfügig verschoben, aber nicht gekürzt wurden. Dabei wurde von 1882 an die erste Bergfahrt im Jahreskreis in die Vorderriß und auf den Hochkopf auf die Zeit vom 14. bis 19. Mai vorgezogen, die Brunnenkopf-Pürschling-Halbammertour auf die Zeit vom 25. Juni bis 5. Juli, ebenso die Herzogstand-Sojern-Grammersbergtour auf die Zeit vom 11. bis 20. Juli, sowie der Sommeraufenthalt in Hohenschwangau mit dem einleitenden Kenzenbesuch und dem abschließenden Tegelbergbesuch auf die Zeit vom 22. Juli bis 21 Aug. verschoben. Die übrigen Bergfahrten behielten ihre bisherige Position im Terminkalender. Dieser Bergtourenplan geriet dann nur noch im Jahre 1881 durcheinander wegen seiner Reise in die Schweiz vom 28. Juni bis 14. Juli 1881 mit dem Schauspieler Joseph Kainz. In diesem Jahr wurde die Herzogstand-Sojern-Grammersbergtour in verkürzter Form vom 5. bis 11. Sept. und die Aufenthalte auf dem Brunnenkopf und dem Pürschling vom 17. bis 21. Okt. nachgeholt, die Halbammer hatte er schon vom 11. bis 15. Juni besucht. An diesen Terminen für die Bergfahrten änderte sich dann bis zu seinem Tod nichts mehr[74]). Damit zeigt auch die

Bergtrourenplanung Ludwigs II. das denkbar konträrste Gegenbild zu derjenigen E. Whympers, den nur Erstbesteigungen interessierten und der deshalb sein brennendes Interesse an der Besteigung des Walliser Weißhorns sofort verlor, als er erfuhr, daß es von J. Tyndall bereits „besiegt" worden sei[75]).

Wie unmittelbar Beteiligte die letzten Bergfahrten des Königs miterlebten, veranschaulichen die Erinnerungen des im Mai 1885 zum Kammerdienst beim König abgeordneten Gefreiten Thomas Osterauer aus Weidach bei Wolfsratshausen. Darin schildert er auch die letzte Zehntagesbergtour in den Ammergauer Alpen: „Auf den Brunnenkopf fuhr Majestät mit dem Bergwagen. Auf einer geeigneten Stelle war Pferdewechsel. Ich mußte absitzen und zu Majestät hinstehen bis der Pferdewechsel vollzogen war. Unter dieser Zeit hat sich mein Pferd umgedreht und ist bergab gegangen, ich mußte nachlaufen und sehen, wie ich das Pferd wieder drehen konnte. Majestät war schon weit voraus. Auf dem Brunnenkopf mußte mir der alte Jägerfriedel die Gemsen zeigen. Gemsen und Hirsche gabs hier in Menge. Früh 3 Uhr mußte ich mit dem König spazieren gehen. Als wir in die Nähe des Brunnenkopfes kamen, schien die Sonne schon ziemlich heiß und das Ungeziefer, die Bremsen waren schon stark in Tätigkeit. Die Bremsen sind ziemlich groß, sieben sollen ein Pferd umbringen, sagt man. Unweit des Königshauses war ein Senne, welcher Kühe hütete, zu dem mußte ich gehen und fragen, wie er heißt und wie lange er schon oben ist. Während ich mit dem Hirten im Gespräch war, sah ich plötzlich, wie der König mit dem Hut um sich schlug, um eine Bremse abzuwehren; auf einmal fing er zu laufen an, ins Haus hinein, eine Bremse hatte ihn hinter dem Ohr gestochen. Ich sprang gleich hinterher, als ich ins Haus kam, wurde ich mit den Worten empfangen: ‚Du bist in Ungnade gefallen, du hast Majestät von einer Bremse stechen lassen. Du bist doch zu seinem Schutze dabei.' Ich schrieb Verzeihung um Verzeihung, aber verziehen wurde mir nicht. Ich schrieb die letzte Bitte um Verzeihung. Diese lautete: ‚Euer Majestät findet sich der Alleruntertänigste nicht mehr würdig vor dem Allerhöchsten zu erscheinen und wird deshalb seinem Leben ein Ende machen.' Als der König dies las, sagte er zu Weber: ‚Um Gotteswillen, das darf er nicht, er soll ein paar Flaschen Bier trinken, soll spazieren reiten, daß er auf andere Gedanken kommt. Ich hab ihm verziehen.' Am Abend war wieder alles beim alten. Nachts mußte ich den König nach dem Pürschling begleiten. Der Weg war schmal, ich mußte hinter ihm gehen. Links von uns waren Felswände, rechts der Abgrund. Wir hatten schon eine lange Strecke hinter uns, als plötzlich ein Steinklotz herabsauste. Wenn der König nur noch einen Schritt gemacht hätte, wäre er zerschmettert worden. Ich hätte ihn nicht mehr zurückreißen können. Nachdem er sich von seinem Schrecken erholt hatte, meinte er: ‚Abscheulich, wird eine Gams gewesen sein.' Das dachte ich damals auch, aber nach dem Vorkommnis am Starnberger See dachte ich anders. Vom Pürschling kamen wir in die Halbammer. Hier sah es wirklich aus, als wenn die Welt mit Brettern vernagelt wäre. Von hohen Bergen umsäumt, war in einer Mulde das Königshäuschen, die Küche und Stallung. Außer uns war nur noch ein Kohlenbrenner namens Sanktjohanser da. Dieser Sanktjohanser hatte die Ehre, daß er mit dem König verkehren durfte. Es war ein alter Junggeselle. Es war beabsichtigt, eine italienische Nacht zu veranstalten, aber ein kommendes Gewitter vereitelte es. Es kam ein Wolkenbruch. Die sonst so kleine Halbammer wurde zum reißenden Fluß, die Straße nach Unterammergau (wohl Unternogg) wurde fortgerissen. Ein Postillon, der gerade auf der Straße war, wurde fortgerissen und fand samt dem Pferd den Tod. Da nur ein Ausweg da war, mußen wir hinten bleiben, bis eine Straße hergestellt war. (. . .) In Oberau mußte ein Privatmann dem Königswagen mit ein paar starken Pferden vorspannen. Als wir an die Stelle kamen, wo seinerzeit beim Transport der Kreuzigungsgruppe der Steinmetzmeister Hauser aus München durch die Figur des Johannes erdrückt wurde (1875), wurde angehalten, aus- und abgestiegen und der König machte mich mit bedauerlichen Worten von dem Unglück bekannt. ‚Wir wollen', sagte er, ‚mit einem stillen Gebet des braven Mannes gedenken.' Als wir zur Kreuzigungsgruppe (in Oberammergau) kamen, kniete der König mit entblößtem Haupte einige Zeit vor derselben."[76])

Diese aus ganz unverdächtigen Quellen geschöpften Fakten rücken manche, selbst in der wissenschaftlichen Literatur völlig unkritisch weiterverbreitete Augenzeugenbehauptungen über die sogenannte Bergflucht des Königs ins Zwielicht der Fragwürdigkeit oder sogar der Unhaltbarkeit. Dies gilt besonders für die maßlos übertriebenen Behauptungen, der „unglückliche König" habe sich „oft wochenlang in stiller Beschaulichkeit" auf dem Herzogstand[77]), ebenso lang auch im Halbammertal[78]) und dazu in der Vorderriß dann auch noch alljährlich sechs bis acht Wochen lang aufgehalten, wie Ludwig Thoma in seinen „Erinnerungen" (1919, S. 53) behauptet. Ebensowenig treffen Vorwürfe über einen übertrieben aufwendigen Lebensstil auf seinen Bergfahrten zu. Aus heute noch sichtbaren, genau datierten Namensinschriften von Bediensteten des Königs auf den Holzwänden der Brunnenkopfhütte, darunter Mayr, Weber, Welker, Osterauer, Sauer, Rottenhöfer, Zanders usw. geht klar hervor, daß der gesamte Hofstaat des Königs während der betreffenden Hüttenaufenthalte aus ganzen drei einfachen Dienern bestand. Davon mußte einer die Rolle des Leibdieners spielen und dabei auch Diktate des Königs aufnehmen, die größtenteils heute noch in den Nachlässen der Hofsekretäre L. v. Düfflipp und L. v. Bürkel erhalten sind[79]), ein zweiter fungierte nach dem Bericht des Mundkochs Theodor Hierneis[80]) als Koch und der dritte hatte die Pferde zu versorgen und notwendige Kurierdienste zu erledigen – ein äußerst bescheidener Aufwand im Vergleich zum Kuraufenthalt Bismarcks 1881 in Kissingen, wo allein zu dessen Schutz 43 Sicherheitsbeamte eingesetzt wurden[81]). Als weitgehendes Phantasieprodukt der Kabinettsekretärsgattin Luise v. Kobell entpuppte sich ihr vielbeachteter Augenzeugenbericht, nach dem Ludwig II. im Juli 1870 einen Reitausflug auf seine offensichtlich von ihr erdichteten Jagdhütten am Hochvogel und Kramer trotz der sich dramatisch zuspitzenden Kriegsgefahr so lange ausgedehnt habe, daß ihn ihr Gatte A. v. Eisenhart durch einen davonjagenden Boten an seine Regierungspflichten erinnern lassen wollte[82]). Daß Ludwig II. entgegen anderslautenden Zweckbehauptungen auch auf seinen Berghütten das politische Zeitgeschehen sehr wohl beobachtete, beweist sein am 7. Sept.

1881 auf der Sojernhütte diktierter Brief, den Walter v. Rummel als besonders anschauliches Zeugnis für den verworrenen Geisteszustand Ludwigs II. hinstellte. Darin forderte der König von seinem Kabinettsekretär genaue Aufschlüsse über nicht näher genannte Vorgänge in Landshut und über „die aufhetzenden Ohrenbläser" der preußischen Herrschaften[83]). Bei der Durchsicht zeitgenössischer Zeitungen stellt sich sehr rasch heraus, daß hier ein Bericht über die Truppeninspektion des preußischen Kronprinzen Ende August 1881 in Landshut angefordert wurde[84]). Bei solchen Anlässen wurde immer auch Militär- und Reichsbegeisterung entfacht, wovon Ludwig II. schlimme Auswirkungen auf das Sittlichkeitsempfinden des Volkes befürchtete. Deshalb ließ er am 16. Aug. 1883 seinen Innenminister anweisen, solche Kundgebungen euphorischer Militärbegeisterung in Bayern zu verhindern[84a]). Bereits im August 1873 hatte Ludwig II. auf dem Schachen in einer denkwürdigen Audienz für Felix Dahn ähnliche Auffassungen vertreten, die von diesem als äußerst unzeitgemäß empfunden wurden. Dort hatte sich der nationalliberal gesinnte Dichter bemüht, den König für „das höchste Gut des Deutschen", das Bismarckreich zu begeistern und Kaiser Wilhelm I. als bewundernswerten Feldherrn und leuchtendes Beispiel für die übrigen deutschen Fürsten zu glorifizieren, wobei er auch bekannte, daß er selbst viel lieber Offizier als Dichter wäre. Dies soll Ludwig II. „ganz unbegreiflich" gefunden und erklärt haben: „Ich hasse, ich verachte den Militarismus!"[85])

Die Bergfahrten als Demonstration politischer Verweigerung

Wegen der starren Festlegung der Bergfahrten im Terminkalender Ludwigs II. entstanden mancherlei diplomatische Komplikationen. Besonders empfindlich wurden dabei die Repräsentationswünsche nationalliberaler und reichsfreundlicher Kreise betroffen, die alles daran setzten, Ludwig II. in die Rolle des „deutsch gesinnten Königs Ludwig des Deutschen und wie jene Phrasen alle heißen" zu drängen[86]). Aber der König hat immer wieder deutlich gemacht, daß er sich nicht als Aushängeschild für die „sogenannte nationale Idee" oder wie er es bei einer anderen Gelegenheit ausdrückte, für „die ansteckende Pest des unseligen Deutsch-Schwindels"[87]) vereinnahmen und vor den Karren der „ruchlosen"[88]), „schändlichen, falschen", „satanischen preußischen Politik"[89]) „jener räuberischen Hohenzollern Bagage, jenes preußischen Gesindels"[90]) spannen lassen wollte. In diesem Sinne hatte er auch während eines Diplomatenempfangs dem päpstlichen Nuntius Bianchi in München „ohne Phrasen" erklärt: „Ich habe Feinde, die wollen mich gegen die Kirche auftreten lassen, aber ich mache nicht mit, ich bin katholisch und aufrichtig dem Hl. Vater ergeben. Wenn Ihr ihm schreibt, sagt ihm das."[91]) Deshalb benützte er seine Gebirgsaufenthalte auch gerne als Vorwand und bisweilen sogar auch als offene Begründung zur Ablehnung mißliebiger Begegnungen. Dies mußte sich sogar der angeblich von ihm so hoch verehrte Bismarck gefallen lassen. Ludwig II. verweigerte ihm den erbetenen Empfang am 31. Juli 1874 mit der Begründung, „daß es vermessen von mir wäre, wollte ich Sie ersuchen, sich demnächst zu mir zu bemühen, der ich jetzt mitten in den Bergen verweile."[92]) Nach dieser Mitteilung aus Hohenschwangau begab sich Ludwig II. vom 4. bis 12. Aug. auf den Tegelberg, den Linderhof und in die Halbammer, um anschießend am 20. Aug. Kaiser Franz-Joseph in Schloß Berg „mit Herzlichkeit" zu begrüßen[93]) Ohne derartige diplomatische Floskeln lehnte er fünf Jahre später auch einen Begegnungswunsch des Königs von Sachsen ab. Diesem ließ er am 20. Juli 1879 einfach mitteilen, daß Seine Majestät um diese Zeit auf einfachen Berghütten weile und da keine Besuche empfange[94]). Im Gegensatz dazu aber gab Ludwig II. anderen Personenkreisen sogar die Ehre seines höchsteigenen Besuchs. Diese hohe Ehre erlebte z. B. sehr häufig auch der Dekan Schneller von Breitenwang in Tirol, weshalb dieser vom Kabinettsekretär F. v. Ziegler 1876 sogar verdächtigt wurde, daß er auf den König „in Bezug auf Kaiser und Reich schlimmen Einfluß ausübt. Eine schöne Wirtschaft!"[95]) Während sich diese Vorgänge nur hinter den Kulissen der Diplomatie abspielten, sorgten die Bergfahrten des Königs bei anderen Anlässen für um so größeres öffentliches Aufsehen und diplomatischen Verdruß. Dies geschah vor allem bei der alljährlichen Bäderreise Kaiser Wilhelms von Berlin über Bad Ems, Baden-Baden, später auch über die Insel Mainau durch Bayern nach Gastein, die nach der Reichsgründung und Kaiserkrönung 1871 förmlich den Charakter einer alljährlichen Jubel- und Huldigungsreise durch Deutschland annahm. Aber während der „Heldenkaiser" überall unter dem begeisterten Jubel der Bevölkerung von den betreffenden deutschen Landesfürsten höchstpersönlich und zuletzt auch von Kaiser Franz-Joseph in Gastein oder Ischl begrüßt wurde, standen einer solchen Huldigung in Bayern mit Ausnahme von 1871 und 1874 stets die Bergfahrten des Bayernkönigs im Wege[96]). Bereits 1871, als der Kaiser noch über Nürnberg, Regensburg und Salzburg nach Gastein reiste, gab eine Bergtour auf die Sojernhütte und den Schachen vom 1. bis 6. Aug. Anlaß zu Pressespekulationen, wonach Ludwig II. der stärkenden Gebirgsluft so dringend bedürfe, daß er den am 10. Aug. durch Bayern reisenden Kaiser nicht begrüßen könne. Damals konnte er dann doch noch dazu gebracht werden, den Kaiser von Schwandorf bis Regensburg im Zug zu begleiten. 1872 aber blieb er während der Durchreise des Kaisers in Hohenschwangau und 1873 auf dem Tegelberg[97]). Daraufhin wurde der diplomatische Druck auf den widerspenstigen Bayernkönig durch die Verlegung der Reiseroute des Kaisers über die Insel Mainau, Augsburg, München und Rosenheim erheblich verstärkt. Noch einmal ließ Ludwig II. sich dazu überreden, den durchreisenden Kaiser am 12. Juli 1874 zu begrüßen. In den folgenden Jahren aber „war dem allgemeinen Wunsch, daß König Ludwig sich an dem Empfange beteilige, keine Erfüllung beschieden." Ausgerechnet stets wenige Tage vor der Ankunft des Kaisers in München begab sich Ludwig II. in den Jahren von 1875 bis 1880 auf die Kenzenhütte und nach Hohenschwangau und von 1882 an war er dann stets auf seiner Herzogstand-Sojern-Gammersbergtour unterwegs. Die Peinlichkeit des öffentlichen Eindrucks über die nur in Bayern verweigerte Huldigung

des „Heldenkaisers" war so groß, daß man sich in Berlin schon 1875 zu der nicht weniger peinlichen Presseerklärung entschloß, der Kaiser habe bei der Durchreise durch Bayern das strengste Inkognito bewahrt sehen wollen[98]).
Einen ähnlichen diplomatischen Eklat leistete sich Ludwig II. bei den ersten Bayreuther Festspielen im August 1876, zu denen sich auch viele deutsche Fürsten angesagt hatten, darunter auch Kaiser Wilhelm. Nationalliberale Kreise und auch R. Wagner selbst hätten es gerne gesehen, wenn Ludwig II. als Landesfürst und Schirmherr dieses Festes wenigstens den Kaiser persönlich begrüßt hätte. Aber der König ließ Wagner wissen, daß er sich nie und nimmer dazu entschließen werde, „die mehr oder weniger verhaßten Fürstlichkeiten in Bayreuth persönlich zu begrüßen und ihr Geschwätz anzuhören."[99]) Er kam zunächst nur zu den Generalproben vom 6. bis 9. Aug. nach Bayreuth, zog sich dann während der auch von den Fürsten besuchten Hauptvorstellungen vom 13. bis 26. Aug. auf den Tegelberg, den Linderhof und den Schachen zurück und reiste von dort erst wieder Ende August zu den Schlußvorstellungen nach Bayreuth[100]).
Großes, aber keineswegs allgemeines Befremden löste auch der Schachenaufenthalt Ludwigs II. während der offiziellen Feier des 700-jährigen Wittelsbachjubiläums am 25. Aug. 1880 in München aus, ein Ereignis, das tiefe Gräben zwischen den nationalliberalen und bayerisch-patriotischen Kreisen im Lande aufriß. Das „Münchener Fremdenblatt" (3. und 4. Sept. 1880, S. 1) sprach sogar von einem „Gegensatz zweier Welten, die einander auf Leben und Tod gegenüberstehen" und übte heftige Kritik daran, daß die ruhmvollen Traditionen des Hauses Wittelsbach ebenso wie das wahre, historische Bayern vom offiziellen Festprogramm ausgeschlossen, die unbayerischen, liberalen und kirchenfeindlichen Ideen dafür um so stärker vertreten seien. Es scheint sogar Bestrebungen gegeben zu haben, die Wittelsbachfeier mit dem zehnjährigen Jubiläum des Sedanstages am 2. Sept. zu verbinden. Vielleicht bewog gerade die tiefgespaltene Stimmung im Lande den König dazu, sich trotz des bedeutungsvollen Familienanlasses wie auch sonst um diese Jahreszeit auf den Schachen zurückzuziehen, übrigens zur großen Genugtuung der Werdenfelser, die sich hoch geehrt fühlten, „den geliebten Landesvater, König Ludwig II. gerade heute in nächster Nähe zu wissen; ist doch die Proklamation an sein Volk, welche durch ganz Bayern einen mächtigen Widerhall finden wird, von Elmau datiert, darum fand auch die Festesfreude hier einen so jubelnden Ausdruck."[101])
Schließlich führte die Herzogstand-Sojern-Grammersbergtour des Königs im Juli 1882 auch noch zu einer tiefen Verstimmung bei R. Wagner. Vom „Krametsberg" hatte der König am 17. Juli 1882 seine Teilnahme an der Uraufführung des Parsifal am 26. Juli 1882 in Bayreuth abgesagt unter dem offenkundigen Vorwand, daß er sich unwohl fühle, „und da ist es meiner Gesundheit entschieden zuträglicher, in der reinen Luft der Berge zu bleiben." Der tatsächliche Grund für diese Absage scheint aber die anfängliche Weigerung Wagners gewesen zu sein, den jüdischen Chefdirigenten des Münchner Hoforchesters Hermann Levi als ersten Parsifaldirigenten zu akzeptieren. Wagner mußte schließlich nachgeben, weil Ludwig II. ihm mit dem Entzug seines ganzen Orchesters gedroht hatte. Dazu mußte er sich vom König auch noch belehren lassen: „Daß Sie, geliebter Freund, keinen Unterschied zwischen Christen und Juden bei der Aufführung Ihres großen, heiligen Werkes machen, ist sehr gut; nichts ist widerlicher, unerquicklicher als solche Streitigkeiten; die Menschen sind im Grunde doch alle Brüder."[102])
Vielfach ist die Verweigerungshaltung Ludwigs II. als Ausdruck einer krankheitsbedingten Menschenscheu hingestellt worden. Bei genauerem Hinsehen aber entpuppt sie sich als eine entschiedene Distanzierung von dem „ansteckenden Gifte der modernen, unseligen deutsch-schwindlerischen Ideen"[103]) mit ihren „nichtswürdigen, gemeinen Tendenzen",[104]) von denen er schlimme Auswirkungen befürchtete. Mit kaum überbietbarer Drastik hat er seiner Überzeugung Ausdruck verliehen: „Der Geist der Zeit, der gegenwärtig herrscht, ist fürchterlich, die Menschen sind verdreht, angefressen durch die Pestideen der Neuzeit, o das kann nicht zum Guten führen."[105] Und geradezu prophetisch klingt, was er am 9. Aug. 1878 vom Tegelberg an Wagner schrieb: „Wir gehen allmählig, aber unfehlbar der Barbarei entgegen, geschieht nichts, diesen Übelständen abzuhelfen."[106]) Für ihn als „König von Gottes Gnaden" und „Gesalbten des Herrn, der nie von ihm lassen will bis zum Tode"[107]), konnte es da nur eine Konsequenz geben: „Ich will Trotz bieten der törichten Menschheit"[108]) „durch den Aufenthalt in meinen geliebten Bergen, entrückt der Welt, mit der ich innerlich stets im Kampfe lag, noch liege und mit der ich mich auch nie versöhnen werde", wie er vom Hochkopf am 26. Mai 1871 an Wagner schrieb, „denn man kann nicht Gott und dem Mammon zugleich dienen und darum handelt es sich hier."[109])

Ludwig II. als Natur- und Landschaftsschützer

Das Bekenntnis zum Königtum von Gottes Gnaden bestimmte Ludwig II. ferner dazu, „Gottes freie, heilige Natur" vor gedankenloser oder mutwilliger Zerstörung und hemmungsloser Ausplünderung zu schützen. Dabei ging es ihm auch darum, einem „falsch verstandenen Fortschritt" entgegenzuwirken, wie er der Zarin Maria Alexandrowna andeutete[110]). Diese Linie verfolgte er konsequent auch bei der Entscheidung von Regierungsanträgen. Bereits in seinem ersten Regierungsjahr entschied er in diesem Sinne einen Antrag des Militärarztes Dr. L. Steichele, an der Ecke Königin-/Schönfeldstraße am Eingang zum Englischen Garten in München eine Baumgruppe entfernen zu dürfen. Ohne sich durch das befürwortende Expertengutachten seines späteren Hofgartendirektors Karl v. Effner beirren zu lassen, verfügte der damals 19-jährige König: „Die morschen, den Umsturz drohenden Bäume dürfen entfernt werden, sind aber durch andere wieder zu ersetzen. Namentlich wünsche Ich die von der Fahrstraße umschlossene, eine Insel bildende Pflanzung erhalten. München, den 26. Januar 1865, Ludwig."[111]) Das Anliegen, durch Baumaßnahmen bedrohte Baumbestände zu erhalten, setzte er auch in den späteren Jahren durch. So genehmigte er am 10. Mai 1869 eine Baumaßnahme in der Schießhausstraße in

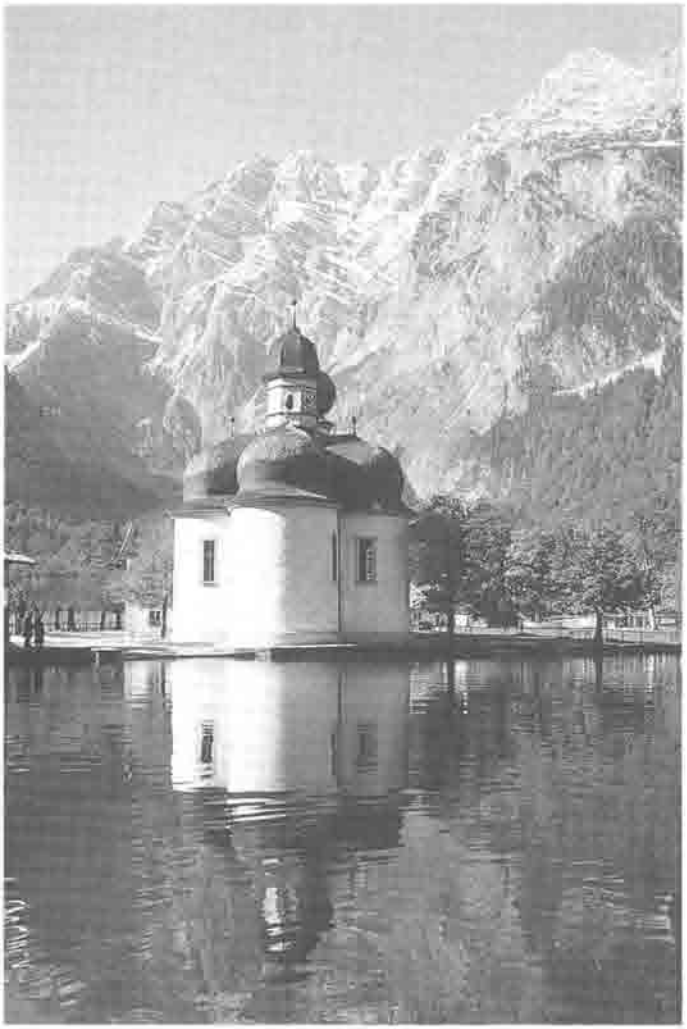


Foto: F. Merta

Von Ludwig II. 1868 vor dem Abbruch gerettet: St. Bartholomä am Königssee unter der Watzmann-Ostwand

Bamberg, der Alleebäume zum Opfer fielen, nur „unter der Bedingung der Nachpflanzung von Kastanienbäumen." Und als ihm der Antrag des Appellationsgerichtspräsidenten R. v. Metz vorgelegt wurde, die von einer Interessengemeinschaft beabsichtigte Beseitigung der Hainallee in Bamberg zu genehmigen, forderte er von seinem Innenministerium die Vorlage eines Ablehnungsbescheids an, den er am 17. Mai 1872 unterzeichnete[112]).

Zur Erhaltung von bemerkenswerten Natur- und Kulturlandschaften schonte Ludwig II. auch seine private Kabinettskasse nicht. Wer heute etwa auf der Fahrt zum Echo vom Königssee den berühmten Blick hinüber nach St. Bartholomä unter der Watzmannostwand genießt, ahnt nicht, daß dieser Glanzpunkt in den bayerischen Alpen nach der Säkularisation dem Verfall preisgegeben war. Den Abbruch der Kapelle verhinderte im letzten Augenblick Ludwig II. sehr unbürokratisch durch den Befehl vom 14. Febr. 1868 an seine Hofbauintendanz, „die zur Erhaltung der Kapelle zu Skt. Bartholomä nothwendigsten baulichen Reparaturen durch den Salinenmaurermeister Karl Lorentz in Berchtesgaden auf Rechnung Meiner Kabinettskasse ausführen zu lassen."[113])

Lange Zeit vor den heutigen Naturschutzorganisationen setzte Ludwig II. auch schon den Landankauf als wirksames Mittel zur Verhinderung von drohenden Landschaftszerstörungen ein. Bekanntlich erfolgte zu diesem Zweck auch der Ankauf der Insel Herrenwörth im Chiemsee, als ein Stuttgarter Holzhändlerkonsortium im Sommer 1873 damit begann, den prachtvollen Hochwald auf der von ihnen erst 1870/71 erworbenen, geschichtsträchtigen Insel abzuholzen. Den Protesten der Chiemgauer Bevölkerung schloß sich auch die Rosenheimer Zeitung „Der Wendelstein" an mit dem Hinweis, „daß der Hochwald nicht nur zum Vergnügen der Reisenden dasteht, sondern auch den armen Fischern, die auf dem ‚Weitsee' der Beschäftigung oblagen, ein mächtiger Schutz gegen die Westwinde ist, die ohne diesen dichten Baumwall den See viel mehr aufregen, viel gefährlicher machen würden." Zunächst hofften die Chiemgauer, daß Kaiser Franz-Joseph die Insel für seine eben erst mit dem Prinzen Leopold von Bayern vermählte Tochter Gisela erwerben würde, eine Hoffnung, die sich bald zerschlug. Daraufhin kaufte Ludwig II. im September 1873 den Holzhändlern die Insel für 350000 Gulden (etwa 600000 Mark) ab und machte damit der „schwäbischen Holzmetzgerei" und „vandalischen Speculation" ein rasches Ende, zur Freude der 21 Chiemseegemeinden, die unter Federführung der Stadt Traunstein ein überschwengliches offenes Dankschreiben an den König richteten[114]). Fünf Jahre später wurde dort der Grundstein für das heute zur weltweiten Touristenattraktion gewordene Schloß Herrenchiemsee gelegt.

Über einen ähnlich motivierten Landankauf berichtet das Münchner Morgenblatt „Der Gemäßigte" am 17. Sept. 1881 S. 1 Sp. 2: „Aus Starnberg, 15. Sept. erhalten wir folgende Mittheilung: Sicherm Vernehmen nach haben Seine Majestät der König die in unmittelbarer Nähe Starnbergs gelegenen sieben Quellen samt dem hiezu gehörigen Grunde aus der Cabinettscasse ankaufen lassen. Es war nahe daran, daß ein Schweizer den fraglichen Grund erworben hätte, welcher beabsichtigte, denselben gegen das Publikum abzusperren. Seine Majestät, von diesem Vorhaben unterrichtet, befahlen den sofortigen Erwerb der Gesamtfläche, um dem Publikum einen der herrlichsten Spaziergänge ungeschmälert zu erhalten. Auch sollen die vorhandenen Forellenbäche dem bayerischen Fischereiverein zum Betrieb der Edelfischzucht, wenigstens teilweise, überlassen werden. Wer jemals in jenem anmutigen Tale nach des Tages Mühen und Geräusch in stiller Beschaulichkeit sich ergangen hat, wird es dem König Dank wissen, durch diesen hochherzigen Entschluß auch den ferneren Genuß dieser Naturschönheit dem Gesamtpublikum möglich gemacht zu haben."

In ähnlicher Weise durchkreuzte der König auch noch zwei Jahre vor seinem Tod die Erschließungspläne eines westfälischen Industriekonsortiums, über die ihn sein Stallmeister R. Hornig am 19. Juni 1884 unterrichtet hatte: „Im Monat April hörte ich schon in München munkeln, daß in Westfalen ein Consortium sich gebildet habe, welches beabsichtige, im bayerischen Gebirge Muthungen nach Petroleum, bzw. Paraffin-Quellen anzustellen und daß dessen Getriebe ganz heimlich vor sich gehe. Im Reviere Vorder-Riß tauchten heuer wieder Bergleute auf und nahmen in den sogenannten ‚Ölgräben', die am Wege von der Riß zum Soyern gelegen sind, Bohrungen vor, die von dem besten Resultate begleitet sein sollen. Ich schrieb an den Oberförster Griesmeier nach Krün, in dessen Revier die Ölgräben gelegen sind, und erhielt die Bestätigung meiner Vermutung. Es besteht die Absicht, welche unbegreiflicherweise von dem Forstra-

te Ganghofer und dem Forstmeister Ebermeier aus Tölz unterstützt wird, an besagter Stelle ein Bergwerk zu errichten und eine Paraffin-Fabrik zu bauen." Aber bereits am 23. Juni 1884 konnte Hornig dem König melden: „Der Aufbau jener Paraffin-Fabrik ist verhindert. Der Regierungsrat Schneider hat den Allerhöchsten Willen dem zuständigen Ministerium des Inneren mitgeteilt."[115])

Welchen Weitblick das angeblich falsch eingestellte Auge des Königs damals bewies und welche Motive ihn bei diesen Entscheidungen leiteten, erklärte er dem mit der Projektierung einer Fernbahn von Kempten über Füssen und den Fernpaß ins Inntal befaßten Ingenieur Anton Memminger bei einer Begegnung am Gasthof Fernstein im Herbst 1878. Dabei begründete der König seine Ablehnung dieses Projekts mit Argumenten, wie sie von heutigen Alpenschützern nicht klarer formuliert werden könnten: „Auch das sehe ich ein, daß Alpenbahnen gebaut werden müssen. Aber man hat ja die Semmering-, Brenner- und Montcenisbahn. Hinzu kommt die Gotthardbahn. Das reicht für lange hinaus. Ich halte dafür, daß das Glück der Völker nicht in der Menge ihrer Eisenbahnen liegt. Auch nicht die Zukunft Bayerns und Tirols. Man soll mir die idyllische Einsamkeit und die romantische Natur, deren malerische Schönheit im Winter noch ungleich größer ist als im Sommer, nicht durch Eisenbahnen und Fabriken stören. Auch für zahlreiche andere Menschen, als ich einer bin, wird die Zeit kommen, in der sie sich nach einem Lande sehnen und zu einem Fleck Erde flüchten, wo die moderne Kultur, Technik, Habgier und Hetze noch eine friedliche Stätte weit vom Lärm, Gewühl, Rauch und Staub der Städte übrig gelassen hat."[116]) Flüchten heute nicht tatsächlich zahllose Menschen allwöchentlich in endlosen Autokolonnen in die letzten Naturidyllen, getrieben von denselben Gefühlen, die der König im Brief vom 10. Febr. 1869 an R. Wagner artikuliert hat: „O wie sehne ich mich fort aus dem gräßlichen Stadtgetriebe nach den lieben Bergen, denn auf den Bergen ist Freiheit und überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual."[117])

Ludwig II. als Wohltäter der Gebirgsbevölkerung

Seiner Herrscherauffassung entsprechend scheint Ludwig II. schließlich noch Wert darauf gelegt zu haben, sich vor allem im Gebirge auch als Wohltäter darzustellen. Zu diesem Zweck wurde nach dem schon zitierten Bericht Osterauers der begleitende Diener auf Spaziergängen und Ausfahrten nicht wie anderswo mit Waffen ausgerüstet, sondern mit einem Almosenbeutel, der offenbar so stark beansprucht wurde, daß Hornig den Hofsekretär v. Düfflipp am 26. Aug. 1877 vom Schachen aus bitten mußte: „Se. Maj. haben gestern so viel verschenkt, daß meine Kasse fast völlig erschöpft ist; ich erlaube mir daher, Euer Hochwohlgeboren anliegend eine Quittung von 2000 Mark zu übersenden."[118]) Bei allen möglichen Anlässen verteilte der König auch allerlei Sachgeschenke. Dabei blieb es nicht nur bei den berühmten silbernen und goldenen Uhren[119]). Im Nov. 1866 ließ er z. B. auch eine Kiste Trauben aus der Residenz für den Dekan Schneller in Breitenwang besorgen, weil dort keine aufzutreiben seien[120]). 1867 kaufte er in Garmisch aus dem Nachlaß seines Vaters zwei Grundstücke eigens zu dem Zweck, um sie sofort armen Familien zur unentgeltlichen Nutzung überlassen zu können[121]). Und am 5. Okt. 1873 wurde der Hofsekretär v. Düfflipp durch den Lakaien Welker vom Schachen aus aufgefortert: „S. Maj. haben in Oberau mit dem Herrn Pfarrer gesprochen u. demselben ein Meßgewand versprochen. Euer Hochwohlgeboren sollen für ein sehr schönes sorgen u. sogleich dahin schicken."[122]). Noch vieles ließe sich anfügen.

Nicht weniger Eindruck aber machte auch sein äußerst rücksichtsvolles Verhalten gegenüber einfachen Leuten, etwa in Situationen wie der, die der empörte Stadtchronist von Füssen festgehalten hat: „Im heurigen Sommer (1877) begegnete es, daß S. Maj. der König dieselbe [enge] Kemptener Straße durchfahren wollten, als in der Mitte derselben gerade ein Holzfuhrwerk passierte. S. Maj. ließen anhalten und riefen dem Fuhrmann, welcher sich selbstverständlich bemühte, möglichst rasch Platz zu machen, in der nachsichtigsten und gnädigsten Weise zu, er solle sich nicht beeilen und nur langsam fahren, damit kein Unfall geschehe. Das war zu einer Zeit, wo die Straße frei und nicht von tiefem Schnee bedeckt war und das tat Seine Majestät der König Ludwig von Bayern! Der Herr Oberaufseher Stepper aber fordert zu einer Zeit, wo der Schnee fußhoch und gefroren war, und die Passage bei vollkommen freier Straße sehr beengt ist, daß er seinen leichten Schlitten mit aller Bequemlichkeit an einem sich nur langsam und schwerfällig fortbewegenden Lastfuhrwerk rasch vorüberfahren könne, ohne aussteigen oder anhalten zu müssen!"[123]) Selbst der „Schwyzer Zeitung" imponierte das zurückhaltende Auftreten Ludwigs II. im Oktober 1865 in der Innerschweiz dermaßen, daß sie dem „königlichen Touristen von der Isar" die Sympathien der keineswegs monarchisch gesinnten Urkantone mit den Worten nachrief: „Sind sie auch stolz darauf, ‚frei zu sein, wie ihre Väter waren', so sind sie dadurch gleichwohl nicht abgehalten, königlicher Gesinnung und Würde die verdiente Huldigung darzubringen."[124]) Ebenso angenehm berührt zeigte sich auch der Korrespondent der „Kärntner Zeitung" vom Erscheinen Ludwigs II. zur Passionsaufführung im Sept. 1871. Über seine Eindrücke schrieb er: „Die Weise, wie er kam, ohne Gedräng und Gepräng, nur von seinem Adjutanten begleitet, und seine leutselige und liebenswürdige Art hat in diesem Alpenort gar frohe Empfindungen hervorgerufen." Dieser Eindruck wurde dann noch durch die ungewöhnliche Ehrung verstärkt, die der König zum Dank für die Aufführung den Oberammergauer Passionsspielern durch die Einladung nach Linderhof zuteil werden ließ[125]).

Der Eindruck von seiner Gutherzigkeit, der sich auf diese Weise verbreitete, gab vielen Gebirgsbewohnern den Mut, sich mit allerlei Bittgesuchen unter Umgehung des normalen Amtsweges direkt an den König zu wenden, und zwar offenbar in solcher Häufigkeit, daß sich Kabinettsekretär v. Ziegler am 27. Nov. 1881 bei dem deswegen viel belästigten Innenminister entschuldigte[126]). Wie viele Signate des Königs in den Einlaufsprotokollen des bayerischen Kriegsministeriums bezeugen, kennzeichnet es seinen Regierungsstil, daß er solche Immediatgesuche

selbst bei Bagatellangelegenheiten in der Regel nicht zur ordnungsgemäßen Erledigung, sondern „zur Berücksichtigung" oder „zur Berichterstattung" und damit zur Wiedervorlage an die zuständigen Stellen weiterleitete. Für die Bittsteller bedeutete dies in den weitaus meisten Fällen eine erheblich wohlwollendere Behandlung ihrer Anliegen.

Wiederholt wandten sich aber auch einzelne Gebirgsgemeinden mit verschiedenartigen Anliegen direkt an den König. So nutzten z. B. die Magistrate von Garmisch und Partenkirchen die Durchreise des Königs am 20./21. Dez. 1867, seine Hilfe gegen die sich dort ausbreitende Not zu erbitten[127]). Unmittelbar nach Bekanntwerden der Baupläne am Linderhof richteten sie dann am 30. Dez. 1868 die dringende Bitte an die Hofbauintendanz, „daß eine größere Anzahl der hiesigen Gewerbsleute, wie Schreiner, Drechsler, Schnitzler, Maurer etc., soweit tunlich hiebei geneigteste Berücksichtigung finden [. . .], da es auch dem rüstigsten Manne nicht gelingt, für sich und seine Familie Verdienst zu finden."[128]) Mit welchem Nachdruck sich der König für manche Gesuche selbst gegen seine eigene Regierung einsetzte, illustrieren die Immediatgesuche der Gemeinde Oberammergau um Beurlaubung der zum Militär einberufenen Passionsspieler für die Passionsaufführung von 1870. Das Gesuch um die Beurlaubung von Jakob Rutz leitete der König mit der Weisung weiter: „An das Kriegsministerium. Diesem Gesuch ist *sofort* stattzugeben, wenn nicht *ganz besondere* Gründe entgegenstehen, von welchen Mir gegebenen Falls Anzeige zu erstatten ist. München, den 15. März 1870. Ludwig." Trotz der sich zuspitzenden Kriegsgefahr zwischen Preußen und Frankreich vermerkte der König auch auf dem Gesuch der Gemeinde vom 10. Juni 1870 um die Beurlaubung von weiteren 17 eingezogenen Passionsspielern: „An das Kriegsministerium. Die hier gestellte Bitte genehmigt. Etwaige Hinderungsgründe sind Mir sofort anzuzeigen. München, den 15. Juni 1870. Ludwig." Ebenso verfuhr er auch mit dem Gesuch der Gemeinde vom 20. April 1871 um die Beurlaubung von eingezogenen Passionsspielern: „An das Kriegsministerium zur besonderen Berücksichtigung. Hohenschwangau, den 23. April 1871. Ludwig."[129]) In gleicher Form wurde auch das Direktgesuch der Gemeinde Partenkirchen um Überlassung von Kanonenmetall zur Herstellung einer Kirchenglocke an sein Kriegsministerium weitergeleitet: „Zur besonderen Berücksichtigung. Hohenschwangau, den 28. Juni 1872. Ludwig."[130]) In den Jahren 1871/72 plante die Staatsregierung, im Rahmen einer Gebietsreform das Bezirksamt Werdenfels dem Bezirksamt Weilheim einzugliedern. Als alle Einwände dagegen auf dem ordentlichen Amtsweg erfolglos geblieben waren, wandten sich die Werdenfelser Gemeinden gemeinsam wieder an ihren schon bewährten Schirmherrn, der ihr Vertrauen nicht enttäuschte und die Entscheidung seiner eigenen Regierung mit dem Signat vom Tisch fegte: „Gegen die [vom Innenministerium] beantragte Zusammenlegung des Bezirksamts Werdenfels mit dem Bezirksamt Weilheim scheinen Mir doch gewichtige Gründe zu sprechen. Die große Ausdehnung des Verwaltungsbezirks Werdenfels, die weite, durch mangelhafte Erschließung doppelt fühlbare Entfernung seiner Hauptorte von Weilheim, die Armut des größten Teiles seiner Bevölkerung, welche der Fürsorge der Staatsverwaltung insbesondere in Bezug auf Förderung der Cultur und materiellen Wohlfahrt ganz besonders bedarf, und endlich der Umstand, daß einem exponierten Bezirksamtsassessor nur beschränkte Competenz und minderes Ansehen zukommen, bewegen mich, nebenstehenden Antrag Meine Genehmigung zu versagen [. . .] Schloß Berg, den 2. Okt. 1872. Ludwig."[131])

Derartige nicht auf Effekthascherei abzielende Gunsterweise wurden im Oberland gerne zum Anlaß genommen, den König auf eigene Art zu feiern. Da hatte z. B. ein Wirt in Peißenberg den König gebeten, ihm statt der Bezahlung seiner Zeche ein Bildchen von ihm zu schenken. Als er schon gar nicht mehr damit rechnete, kam plötzlich ein großes Ölgemälde mit dem Porträt des Königs an. „In jubelnder Freude lud er sofort die ganze Nachbarschaft ein; jeder bewunderte entblößten Hauptes das schöne Bild und war stolz auf seinen Wirt, den der König so ehrenvoll ausgezeichnet."[132])

Im September 1866 wurde in der Vorderriß die kleine Kapelle geweiht, die Ludwig II. dort hatte bauen lassen. Dies war Anlaß für ein Fest, „das in Mitte unserer herrlichen Berge begangen, weit und breit die Bewohner des Isar- und Jachentales auf einem der schönsten Punkte der Isarau versammelte." Dabei wurde eine eigens dafür komponierte Messe des Kaufmanns Schneeberger aus Lenggries aufgeführt. Bei dieser Gelegenheit wurden von Ludwig II. auch 40 Holzknechte beschenkt, die sich mit einem „herzlichen Lebehoch" bedankten. Und der Bericht schließt: „Lange wird dieser Vorgang und der fröhliche Abend, der hierauf folgte, den biederen, muntern Arbeitern in Erinnerung bleiben."[133])

Einen festlichen Anlaß ganz anderer Art gab im Sommer 1875 die Überführung der kolossalen Kreuzigungsgruppe, die Ludwig II. zur Erinnerung an seinen Passionsbesuch von 1871 gestiftet hatte, von München nach Oberammergau. Schon in München kamen Hunderte von Gläubigen, um den schweren Wagen mit Blumen und Kränzen zu schmücken. Unterwegs wuchs der Schmuck so an, „daß von dem Crucifixe bald nichts mehr sichtbar war." Im August feierten die Ammergauer die Ankunft und am 15. Oktober mit Erzbischof Scherr die Weihe der elf Meter hohen Statue. Anschließend ließ Ludwig II. in Oberammergau ein Festmahl geben, bei dem königliche Lakaien servierten[134]). Am 25. August 1872 kam es in Berg am Starnberger See zu einer ungewöhnlichen, spontanen Geburts- und Namenstagsfeier des Königs, die ganz zufällig auch ein Münchner Korrespondent des Bayerischen Kurier miterlebte. Erstaunt sah er, wie der König „nur von einem Adjutanten in Civil begleitet" zum kleinen Ortskirchlein kam und sich auf seinem Betstuhl niederließ, ohne Hofstaat und andere Prominenz, lediglich umdrängt von Einheimischen und Touristen aus der Umgebung. Und er schrieb: „Ich sah Paraden und feierliche Gottesdienste, glänzend durch die Zahl der Teilnehmer und durch die prachtvollen Uniformen weltlicher und geistlicher Würdenträger – schöner aber und erhebender als offizielles Gepränge war diese unvorbereitete, rein aus dem Bedürfnisse der Herzen entsprungene Feier des Königsfestes in dem Kirchlein von Berg, die ich nie vergessen werde."[135])

Seite 267:
„Neuschwanstein, das allerschönste, kann man noch in Bayern sehn". Das „Märchenschloß" – heute Anziehungspunkt für Touristen aus aller Welt

Nicht zuletzt darf auch die im Mai 1869 gegründete Sektion München und damit der Deutsche Alpenverein insgesamt Ludwig II. zu ihren prominenten Förderern zählen. Dazu berechtigt die Tatsache, daß er bereits im Jahre 1871 den Beitritt seines Bruders, des Prinzen Otto von Bayern in die Sektion München billigte oder sogar anregte und 1876 auch den der Prinzessin Ludwig, d. h. der mit seinem Vetter und späteren König Ludwig III. vermählten Erzherzogin Marie Therese[136]) Dies konnte nach den damaligen Gepflogenheiten im Königshaus nur mit der ausdrücklichen Genehmigung des Königs geschehen wie übrigens auch alle anderen öffentlichen Aktivitäten von Mitgliedern der königlichen Familie, die das Ansehen des Königshauses berührten. Dieser Genehmigungspflicht unterlagen damals z. B. auch die Annahme fremder Ehrungen, die Teilnahme an ausländischen Gesellschaftsveranstaltungen wie den beliebten Hofjagden und Hofbällen, ja sogar Urlaubsreisen ins Ausland. Ohne jeden Zweifel bedeutete die Mitgliedschaft von so hochrangigen Angehörigen des Königshauses eine enorme Aufwertung des gesellschaftlichen Ansehens für den Alpenverein und seine Anliegen.

Die Verklärung zum Märchenkönig

Nach vielen solchen, meist gar nicht aufgezeichneten Eindrücken machte sich die einfache Land- und Gebirgsbevölkerung von Ludwig II. ein ganz anderes Bild als die nationalliberalen Bewunderer des eisernen Kanzlers und seines Heldenkaisers oder die Vertreter einer fragwürdigen Staatsräson. Es war ganz einfach das immer deutlicher werdende und zuletzt unwandelbare Bild vom guten König, das der in katholisch-religiösen Lebensanschauungen aufgewachsenen Gebirgsbevölkerung naturgemäß weitaus verehrungswürdiger erscheinen mußte als das von den meist kirchenfeindlich gesinnten Nationalliberalen verherrlichte Bild des Heldenkönigs, der ihr Blut für seinen Aufstieg zur „ungeahnten Macht und Herrlichkeit"[137]) auf dem sogenannten Feld der Ehre in Strömen vergoß. Denn im Bild vom guten König fanden sie genau jene Haltungen und Gesinnungen verkörpert, die ihnen von Kindesbeinen an als christliche Tugendideale hingestellt worden waren und die sie auch in ihren Heiligen verehrten. Und weil die entwürdigende Entthronung des guten Königs zugleich auch diese Wertvorstellungen zutiefst verletzte, erregte sie auch im Gebirge eine so einhellige und anhaltende Empörung, die selbst die angrenzenden Tiroler erfaßte, wie G. v. Böhm berichtet: „War doch selbst – ein seltener Fall in der Geschichte! – ein fremder Landesteil, das treuherzige Tirol bereit, Gut und Blut für einen fremden Landesherren einzusetzen, an den ihn kein anderes Band knüpfte, als das der Sympathie und Dankbarkeit."[138]) Zum Zeichen ihrer Empörung pflanzten die Tiroler aus dem Außerfern am ersten Jahrestag der Königskatastrophe auch eine weithin sichtbare schwarze Trauerfahne auf den Gipfel des Säuling, wobei sich der Posthalter Anger aus Reutte besonders hervorgetan haben soll[139]). Das Bild vom guten König lebte in ihrem Bewußtsein auch nach dem Tod Ludwigs II. so mächtig weiter, daß an manchen Orten sein Tod einfach ignoriert und sein Geburts- und Namenstag am 25. August als „Ludwigstag" weitergefeiert wurde, z. B. auf dem Schachen, wo am Ludwigstag noch immer eine vielbesuchte Bergmesse zu Ehren des Königs zelebriert wird, oder in Oberammergau, wo der Ludwigstag noch heute alljährlich mit eindrucksvollen Bergfeuern begangen wird[140]). Ein solcher Ludwigstag wurde am 25. Aug. 1894 „das größte Fest, das je in Murnau stattgefunden hat." Damals kamen zehntausende von Ludwigverehrern von nah und fern zur Einweihung des ersten Ludwigdenkmals, darunter allein 220 Vereine mit ihren Fahnen, die einander mit ihren Liebesbekundungen zu überbieten suchten. Den überzeugendsten Treuebeweis lieferten dabei die Garmischer, die zuerst eine im dortigen Wittelsbacherpark neu aufgestellte Büste des Prinzregenten in die Loisach warfen, bevor sie im Sonderzug zur Ludwigfeier nach Murnau fuhren[141]). Ihren unerschütterlichen Glauben an den guten König bekannten sie dann auch in dem damals trotz Verbots im Gebirge vielgesungenen Protestliedes ungeklärter Herkunft „Auf den Bergen wohnt die Freiheit, auf den Bergen ist es schön", in dem es heißt:

Foto: G. Ludwig

Noch heute erinnert dieses schlichte Gemälde im Empfangsraum des Hotels Fernstein am Fernpaß an die regelmäßigen Besuche Ludwigs II.

„Lebe wohl, du guter König in dem kühlen Erdenschoß,
Von dort droben kannst du nicht mehr runter in dein stolzes Schloß.
Ja du bautest deine Schlösser zu des Volkes Wohlergehn,
Neuschwanstein, das allerschönste, kann man noch in Bayern sehn."[142])

Foto: A. Sänger

Noch heute erinnern in vielen Gaststuben, Berghütten und Privathäusern des bayerischen Oberlands bis hinüber zum Hotel Fernstein in Tirol Bildnisse an den vielgeliebten Märchenkönig, der die Krone des wahren und echten Königtums nicht durch glorreiche Waffentaten und Diffamierung von Machtrivalen gewinnen wollte, sondern durch Demut und Vernichtung des Bösen im eigenen Innern, was nach seiner Überzeugung die wahre Macht des Herrschers begründet, eine Haltung, die sich viele Politiker von heute durchaus zum Vorbild nehmen könnten, besonders die christlichen. Und was die offiziellen Abqualifizierungen angeht, so schrieb das Neue Münchner Tagblatt noch am 13. Juni 1898 (S. 9): „Das ‚regierte' bayerische Volk", vor allem „das biedere Gebirgsvolk", sie „fühlen und denken ganz anders als die wenigen Machthaber, welche sich emsig, aber ebenso vergeblich bemühen, die ideale Lichtgestalt des unvergeßlichen Königs zu verdunkeln."

Quellennachweis

Vielverwendete Abkürzungen:

AP	=	Augsburger Postzeitung
BK	=	Bayerischer Kurier
BHStA	=	Bayerisches Hauptstaatsarchiv München
GHA	=	BHStA, Abt. III: Geheimes Hausarchiv
KrA	=	BHStA, Abt. IV: Kriegsarchiv
KabA	=	BHStA, Abt. III: GHA: Kabinettsakten König Ludwigs II.
Schloßchr.	=	Schloßchronik von Hohenschwangau, im Besitz des Wittelsbacher Ausgleichsfonds, Schoß Nymphenburg München
Strobel	=	König Ludwig II. u. Richard Wagner. Briefwechsel. Bearb. von Otto Strobel, Bd. I–V, Karlsruhe 1936

1) Strobel III, 132. 2) ebd. III, 80. 3) Hirth: Ludwig der Einsame, in: Die Jugend. 7. 1902, 613. 4) Oettl (Hg): Maximilians I. des Großen Vä-

terliche Ermahnungen an seinen Sohn Ferdinand Maria. 2. Aufl. München 1827, Anh., 11. 5) H. Rall: Die menschl. Selbstprüfung e. Königs, in: Monachium. Hg. von. A. W. Ziegler, München 1958, 185. 6) Strobel II, 233. 7) ebd. III, 110. 8) ebd. II, 334. 9) H. G. Evers: Ludwig II. von Bayern. Theaterfürst, König, Bauherr, München 1986, 127. 10) P. v. Haufingen: Ludwig II. König von Bayern. 2. Aufl. Hamburg, 1886, 127f. 11) Evers, wie Anm. 9, 136. 12) Strobel II, 193. 13) H. Duchhardt (Hg): Polit. Testamente u. andere Quellen z. Fürstenethos d. frühen Neuzeit (= Ausgew. Quellen z. Gesch. d. Neuzeit 18) Darmstadt 1987, 291. 14) O. v. Bismarck: Gedanken u. Erinnerungen, Stg. 1959, 218. 15) KabA 2, Brief vom 28. 8. 1870. 16) Strobel II, 160 u. Ludwig II. an Prinz Wilhelm von Hessen am 4. Jan. 1868, Staatsarchiv Darmstadt, Nachl. Pr. Wilhelm von Hessen D 23 Nr. 45/17. 17) Strobel III, 38. 18) KabA 2. 19) KabA 139. 20) KabA 2. 21) W. v. Rummel: Der König u. sein Kabinettchef. 2. Aufl. München 1930, 52. 22) M. G. Conrad: König u. Schauspielerin, in: Propyläen. Wochenschr. d. Münchner Ztg. Jg. 17. 1920, 314. 23) Whymper: Berg- u. Gletscherfahrten, Braunschweig 1872, 113 u. 337. 24) Ludwig II. an S. v. Leonrod am 28. Aug. 1870, KabA 2. 25) Schlochr. 26) Eine Prinzenreise ins bayer. Gebirg vor 80 Jahren, in: Bayerland. 21. 1910, 421ff u. 438ff. 27) Schloßchr. 28) F. v. Bodenstedt: Aus meinem Leben. Bd. 1: Eines Königs Reise. Lpz. 1879; W. H. Riehl: Kulturgesch. Charakterköpfe. 3. Aufl. Stg. 1899, 245ff. 29) Vgl. E. Richter (Hg): Erschließungsgeschichte der Ostalpen. Hg. vom DAV u. ÖAV. Bd. 1. Berlin 1893, 46. 94. 124; L. Schupp: eine kgl. Bergsteigerin, in: Bayerland. 42. 1931, 126/ff; O. Wechner: Hofstaat in Elbingenalp, in: Außferner Bote 20. Okt. 1937, S. 6 m. Forts.; Schloßchr. 30) G. v. Böhm: König Ludwig II. von Bayern. 2. Aufl. Berlin 1924, 463. 31) KabA 2. 32) Böhm, wie Anm. 30, 61. 33) KabA 37. 34) Ludwig II. an Prinz Adalbert von Preußen am 5. Jan. 1857, KabA 48. 35) Böhm, wie Anm. 30, 16. 36) H. Rall: Das Altarsakrament im Schicksal Kg. Ludwigs II., in: Beiträge z. altbayer. Kirchengesch. 23. 1963, 180. 37) Ludwig II. an S. v. Leonrod am 29. Mai 1864, KabA 2. 38) AP 23. Mai 1864, 808; BK 29. Mai 1864, 1043. 39) AP 28. Mai 1864, 832 u. Schloßchr. 40) GHA: OHofm 713; Ludwig II. an S. v. Leonrod am 19. Nov. u. im Dez. 1864, KabA 2. 41) GHA: Nachl. Kg. Otto von Griechenland 43/1/31. 42) GHA: OHofm 713 u. Schloßchr. 43) Strobel III, 115. 44) BK 1. Juni 1865, 1046 u. Stadtfraubas, München, Jg. 4. 1865, 178. 186. 45) BHStA: MA 99773. 46) AP 12. Juni 1865, 940. 47) AP 14. Juni 1865, 959. 48) AP 22. Juni 1865, 998 u. Strobel I, 108f. 110f. 114f.; II, 325. 49) AP 5. Juli 1865, 1082. 50) F. Merta: Die Aufenthalte des Königs in Schlössern, Residenzen u. Berghäusern, in: H. Rall, M. Petzet, F. Merta: König Ludwig II. Wirklichkeit u. Rätsel, München 1986, 165ff.; GHA: OHofm 714; Schloßchr. 51) Strobel I, 199. 52) AP 20. Okt. 1865, 1. u. 30. Okt. 1865, 1752; Tölzer Kurier 24. Okt. 1865, 165; C. Beyer: Ludwig II. Kg. von Bayern. 3. Aufl. Lpz. 1897. 53) GHA: OHofm. 714. 54) Merta, wie Anm. 50, 166; Strobel V., 33. 55) Ludwig II. an Herzogin Sophie am 30. Aug. 1866, KabA 88; BK 28. Aug. 1866, 1. 56) GHA: OHofm 715; Schloßchr. 57) BK 1. Juni 1867, 1022. 58) BK 12. Juni 1867, 1091 u. Strobel II, 172f. 59) Ludwig II. an S. v. Leonrod, Sojern am 16. Sept. 1869, KabA 2. 60) E. D. Schmid: F. W. Pfeiffer 1822–1891, Maler der Reitpferde Ludwigs II. Dachau 1988. 61) Strobel II, 325; BHStA: MF 30205. 62) Merta, wie Anm. 50, 145ff.; BHStA: MF 30205; E. D. Müller: Die Sojernhäuser, in: Jb. d. Sektion Hochland München 1922. 63) aus den Ausfertigungsdaten vieler von Ludwig II. unterzeichneter Schriftstücke ermittelt; vgl. G. Baumgartner: Kgl. Träume, München 1981, 243f. 64) BHStA: MF 30206. 65) Ludwig II. an Dr. v. Gietl am 15. Juli 1865, Stadtbibl. München/Hs-Abt.: Briefe Ludwigs II. I/3. 66) Korrespondenz Düfflipp, Bayer. Verwaltung d. Staatl. Schlösser, Gärten u. Seen / Kg.-Ludwig II.-Museum; Bürkeliana, Bayer. Staatsbibliothek München / HS-Abt. 67) Ludwig II. an A. v. Hirschberg am 17. Nov. 1880, KabA 169. 68) KabA 2. 69) Gesch. d. Alpenvereinssektion München, Bd. 1. 1900, 350; Sign. vom 24. Okt. 1868, BHStA: 30205. 70) Signat vom 31. Aug. 1870, BHStA: MF 30206. 71) Signat vom 10. Aug. 1866, BHStA: MF 30205; Strobel V, 103. 72) BHStA: MF 30205, 30206, 30207. 73) Staatsarchiv München: AR 3751/2: „Der Besuch der Bergeshöhen". 74) Merta, wie Anm. 50, 142ff. u. 165ff. 75) Whymper, wie Anm. 23, 97. 76) Osterauer: Pers. Erinnerungen an Kg. Ludwig II., in: Bayer. Heimat. Unterhaltungsbl. z. Münchener Ztg. 12. 1930/31, 114f. 124f. 77) Gesch., wie Anm. 69, 350. 78) Th. Trautwein: Das bayer. Hochland. 15 Aufl. Wien 1912, 100. 79) wie Anm. 66. 80) Hierneis: Ein Mundkoch erinnert sich an Ludwig II. München 1972, 25ff. 81) Münchener Fremdenbl. 28. Juli 1881, 1. 82) F. Merta: Ludwig II. u. der Mobilmachungsbefehl von 1870, in: Zs. f. bayer. Landesgesch. 48. 1985, 689ff. 83) Rummel, wie Anm. 21, 47f. 84) z. B. Süddt. Presse 2. Sept. 1881, 2. Bl. 84a) Merta, wie Anm. 50, 156; BHStA: MInn 46868. 85) Dahn: Erinnerungen. IV, 2. Lpz. 1895, 279ff. 86) R. Hacker: Ludwig II. von Bayern in Augenzeugenberichten. Düsseldorf 1966, 197. 87) Ludwig II. an Prinz Luitpold am 1. Okt. 1870 u. 19. Nov. 1871, GHA: Nachl. Prinzreg. Luitpold 94. 88) Ludwig II. an Düfflipp am 20. Okt. 1869, Korr. Düfflipp, wie Anm. 66. 89) Ludwig II. an Prinz Luitpold am 31. Okt. u. 9. Dez. 1870, wie Anm. 87. 90) Auktionskat. Hartung & Karl, München. 54. 1987, Nr. 2954. 91) Land u. Reich, Stamm u. Nation FS f. Max Spindler z. 90. Geb. Bd. 3, München 1984, 298. 92) Bismarck, wie Anm. 14, 271. 93) Merta, wie Anm. 50, 171 u. Weilheimer Tagbl. 23./24. Aug. 1874, 1. 94) Rummel, wie Anm. 21, 22. 95) Ziegler am 26. Juli 1876, Korr. Düfflipp, wie Anm. 66. 96) die Termine der Bäderfahrten Wilhelms I. beruhen auf den Hofmitteilungen der Illustr. Ztg. Lpz. von 1870–1886. 97) BK 11. Aug. 1871, 1 u. 21. Aug. 1872, 2. 98) Ill. Ztg. Lpz. 24. Juli 1875, 62 Sp. 1 u. 3. 99) Strobel III. 69. 71. 100) Merta, wie Anm. 50, 172. 101) BK 28. Aug. 1880, 4. 102) Strobel III, S. 223 Anm. 1 u. S. 226. 103) Ludwig II. an S. v. Leonrod am 2. Sept. 1871, KabA 2. 104) Strobel III. 91. 105) Ludwig II. an Cosima v. Bülow am 3. Mai 1867, KabA 139. 106) Strobel III, 132. 107) Evers, wie Anm. 9, 136. 108) Strobel I, 168. 109) Strobel II, 324. 335. 110) S. Röckl (Hg.): Die Briefe Kg. Ludwigs II. an die Zarin Maria Alexandrowna, in: Münchener Neueste Nachrichten, 8. Okt. 1930, Beil. Brief Nr. 18. 111) GHA: OHofm 283. 112) BHStA: MInn 45937 fortl. Nr. 212g u. MInn 45940 fortl. Nr. 274. 113) G. Hojer (Hg.): König-Ludwig II.-Museum. Katalog. München 1986, 126. 114) Wendelstein 1873, 7. Juni, 2; 18. Juni, 2; 13. Sept., 2; 4. Okt., 5; 8. Nov., 3. 115) KabA 269. 116) Memminger: Der Bayernkönig Ludwig II. 14. Aufl. Würzburg 1925, 81. 117) Strobel II, 256. 118) Korr. Düfflipp, wie Anm. 66. 119) Kath. Schulztg. 7. 1874, 370 u. Hierneis, wie Anm. 80. 133. 120) GHA: OHofm 715. 121) StaatsA München: LRA 131443. 122) Korr. Düfflipp, wie Anm. 66 123) R. Ettelt: Gesch. d. Stadt Füssen. II. 1979, 77. 124) AP 11. Nov. 1865, 1. 125) BK 8./9. Okt. 1871, 2750. 126) BHStA: MInn 31992. 127) BK 27. Dez. 1867, 2435. 128) Merta, wie Anm. 50, 149ff. 129) KrA: A/III/3b Nr. 129. 130) KrA: Registr.-Prot. für 1872 Bd. 3: Sachen, S. 1652. 131) BHStA: MInn 65113. 132) BK 21. Juni 1865, 1172. 133) BK 16. u. 22. Sept. 1866, 1743 u. 1784. 134) J. N. Müller: Die Kreuzigungsgruppe in Oberammergau u. d. Enthüllungsfeier. Oberammergau 1875, 25f. 135) BK 29. Aug. 1872, 2. 136) Gesch., wie Anm. 69, 51. 137) Land- und Seebote, Starnberg, 12. Juni 1884, 1. 138) Böhm, wie Anm. 30, 685. 139) Ettelt, wie Anm. 123, I. 1970, 373 u. II. 1979, 163. 140) Ammergauer Ztg. 27. Aug. 1936, 1 u. 4. 1417) Werdenfelser Anzeiger 29. Aug. 1894, 1; dazu E. Krönner: Murnau. Bilder aus der Vergangenheit. I. 1982, 36f. 142) W. Schmidkunz: Das leibhaftige Liederbuch. Nachdr. Wolfenbüttel 1959, 450f.

Museum

Geschichte in Schlaglichtern

Helmuth Zebhauser

Seit 1985 plante und arbeitete das Kultureferat des DAV an der Idee eines neuen Alpinen Museums in Deutschland, ab Februar 1986 begann die Verwirklichung (siehe Bericht DAV-Mitteilungen April/2, 1990).
Die Stadt Kempten überließ dem Freistaat Bayern die Räume des 1., 2. und 3. Obergeschosses des ehemaligen fürstlichen Marstallgebäudes in der Landwehrstraße, aufwendig restauriert, in einem für Museumszwecke gut geeigneten Zustand auf Dauer unentgeltlich.
Das Bayerische Nationalmuseum errichtete in diesen Räumen ein Museum zur Geschichte, Entwicklung und Erschließung des Alpenraums insbesondere auch in alpinistischer Hinsicht. Das Projekt erhielt den Titel „Alpinmuseum".
Der Untertitel für dieses Museum lautet:
„Zweigmuseum des Bayerischen Nationalmuseums, unter Mitwirkung des Deutschen Alpenvereins e. V."

Für dieses Museum stellten überwiegend der Deutsche Alpenverein, aber auch das Bayerische Nationalmuseum; das Deutsche Museum, München; die Bayerische Zoologische Staatssammlung; die Technische Universität, München; die Bayerische Akademie der Wissenschaften; das Schweizerische Alpine Museum Bern und das Volkskundemuseum Basel und weitere Museen und Sammlungen und viele private Spender und Leihgeber Ausstellungsobjekte zur Verfügung.
Die Stadt Kempten brachte eine bedeutende Sammlung von Wintersportgeräten (Skimuseum bzw. Sammlung Sanktjohanser) und als größtes Schauobjekt ein Gebirgsrelief mit den Allgäuer Alpen ein.
Weit über 3000 Objekte wurden zu einem historisch angelegten und didaktisch ausgewogenen Konzept gesammelt. Der Stoff wurde mit ausgewählten 1200 Objekten auf 7 Räume mit insgesamt 1800 qm (brutto) geordnet.
Die Räume 2–7 (mehr als zwei Drittel des Museums) wurden am 8. März 1990 eröffnet.
Die Konzeption lag bei Helmuth Zebhauser (Schwerpunkt Raum 2–7) und bei Lenz Kriss-Rettenbeck (Schwerpunkt Raum 1). Gestaltet wurde das Museum von Helmuth Zebhauser.
Er stellte diesen Bericht mit Hilfe von Texten des Museums zusammen.

Raum 1: Lebensraum Alpen

Vom Heiligen Berg bis zum Energiereservoir Alpen.
Kailash, Fujijama, Olymp – die Heiligen Berge stehen aller Betrachtung voraus.
Berge sind Wohnsitz der Götter, sind Hort guter und böser Mächte, die alles Menschliche übersteigen.
Mythos, Sage, Fabel wirken noch lange fort, auch als die Heiligkeit von Bergen den Menschen nach und nach verlorenging.
Auch die Christen faßten Berg und Gebirge als Begegnungsstätten mit Gott und seinen Heiligen auf. Nach christlichem Weltbild waren aber auch die Erscheinungsformen der erschaffenen, unbelebten und belebten Dinge des Segens Gottes bedürftig – auch die hohen Berge.
Die antiken Tempel auf Pässen und auf gefährlichen Wegstrecken – nach dem Zusammenbruch des römischen Reiches verödet und gestürzt – wurden überbaut mit Kapellen und Kirchen.
Auf Berggipfeln wurden Kreuze, Bildstöcke, Kapellen errichtet, Marien- und Christusstatuen auf hohen und höchsten Bergspitzen aufgestellt. Andachtsstätten auf entlegenen Bergen wurden als Stätten der Gnade und Wunder erkannt und dann Ziel weiter, beschwerlicher und gefährlicher Wallfahrten.
Durch Gebet, Segen, Prozessionen und Wallfahrten sollen aber auch die ständigen und akuten Bedrohungen der überwältigenden Mächte im Gebirge gebannt werden durch das Eingreifen Gottes, seiner Engel und seiner Heiligen.
Mit diesbezüglichen Texten werden im Fortgang des Raumes 1 12 Kapitel aufgeschlagen, in denen die allmähliche Erschließung des Lebensraumes Alpen punktuell sichtbar wird.
Heiliger Berg ... Wallfahrt ... Orogenese ... Das Antlitz der Alpen ... Vor- und Frühgeschichte ... Römer ... Christentum ... Lebensfristung im Hochgebirge ... Ertrotzter Lebensraum ... Handwerk und Gewerbe ... Wege über die Alpen ... Alpenenergie.
Vielleicht ist für die heutigen, naturwissenschaftlich orientierten Informationserwartungen der Besucher das Thema Orogenese und der dahin führende Übergang von Spekulation zu beobachtungswissenschaftlich gestützter Theorie und die allmähliche Formung des Antlitzes der Erde besonders attraktiv.

Das Antlitz der Alpen, wie wir es heute sehen und erleben, ist seit dem endgültigen Auftauchen aus den Meeren, vor rund 40000000 Jahren, stets Kräften ausgesetzt, die es attackieren und verändern, tektonische Prozesse, eigene Bewegungen der Kruste; und Kräfte, die von außen angreifen:
Hitze und Frost, Wind und Regen, Feuchte und Dürre,
Wasser – lösend, verfestigend, fließend, strömend, stürzend,
Schnee, Firn, Eis – lastend, strömend, stürzend,
Sonnenstrahlung und Himmelsstrahlung.
Die Wucht dieser Kräfte wird verstärkt durch die Steilheit des Geländes, durch krasse Klimastufungen auf engsten Raum, durch Klimaveränderungen binnen kurzer Zeiten.
Diese Kräfte schaffen aber auch Bedingungen für die Pflanzen-, Tier- und Menschenwelt.
Das Antlitz der Alpen verharrt nicht in einem unveränderlichen Zustand, sondern ist also einem dramatischen Prozeß ausgesetzt, vor allem seit die Menschen ab der Bronzezeit und dem Hochmittelalter zunehmend eingreifen und nun selbst im „Antlitz der Alpen" zu einem kaum abschätzbaren Wirkfaktor werden.
Nicht nur solch grundlegende Texte, sondern auch die Exponate des Alpinmuseums oder Objekte anderer Sammlungen, auf die verwiesen wird, und ausführliche Erläuterungen dieser Objekte gewähren auslotende und auch vergnügliche Einblicke. Ein typisches Beispiel ist der „Luzerner Drachenstein".

An einem schwülen Sommertag im Jahre 1420 beobachtete in der Gegend von Rothenburg der Bauer Stämpfli, wie ein feuriger Drache dicht über seinem Kopf Richtung Pilatus flog und dabei etwas fallen ließ. Als der Bauer nachsah, fand er in einer „Schweti" geronnenen Blutes den hier ausgestellten Stein. . . .
(1509 urkundlich bestätigt durch den Luzerner Ratsherrn und Vogt Peter Zukäs.)

Der Stein wurde von einem Nachkommen Stämpflis 1509 dem Wunderarzt Martin Schriber zu Luzern verkauft, welcher sich 1523 vom Schultheiss und Rat der Stadt Luzern die Wunderkraft des Drachensteins in einer Urkunde bestätigen ließ. Der weitere Verbleib des Steins läßt sich bis heute anhand vieler Zeugnisse verfolgen. Der Kanton Luzern kaufte ihn 1929 von der Familie Meyer von Schauensee, seither ist er in Staatsbesitz. Der Luzerner Drachenstein war bis zum Ende des 18. Jahrhunderts eine Weltberühmtheit, nicht nur wegen seiner wunderbaren Herkunft, sondern auch wegen seiner angeblichen Heilwirkung bei allerhand Krankheiten. Scheuchzer bezeichnete ihn als „die Merkwürdigste aller Merkwüdigkeiten aller Museen"!

Groß ist die Zahl der Gelehrten, die sich im Laufe der Jahrhunderte mit dem Luzerner Drachenstein befaßt haben:
16. Jahrh.: Rennward Cysat;
17. Jahrh.: Josef Leopold Cysat, Athanasius Kirchner;
18. Jahrh.: Karl Niklaus Lang, Johann Jakob Scheuchzer, Moritz Anton Kappeler;
19. Jahrh.: Johann Friedrich Blumenbach, Alfred Escher von der Linth, Ernst Florens Friedrich Chladni, Christian Gottfried Ehrenberg, Karl August Feierabend, Karl von Frisch, und viele andere.

Der Saal Lebensraum Alpen endet beim Thema „Alpenenergie". Scheinbar sachlich werden das Walchenseekraftwerk und das Großobjekt Grande Dixense dargestellt.

Weil aber diese Texte mit einigen technischen Objekten unseres Jahrhunderts als Schluß unmittelbar neben den Anfang „Heiliger Berg" zu stehen kommen (der Saal ist als eindeutiger Rundgang eingerichtet), kann und darf dieser Ausklang hochdramatisch wirken.

Raum 2:
Erlebnis Berge

Der Saal hat drei Umgänge:
Von Dante bis Hölderlin – Bergmalerei der Stilwende – Europäische Grafik von Dürer bis heute.
An der Außenwand entlang sind Schlaglichter auf die Geschichte des Erlebnisses „Berg" geworfen von Dante und Petrarca über Konrad Gesner bis Rousseau, Goethe, Schiller und Hölderlin.
Jean-Jacques Rousseaus Roman „Julie oder die neue Héloise", die „Geschichte zweier Liebenden am Fuße der Alpen", erscheint 1761 und löst einen Naturkult aus, der die schweizerische Gebirgslandschaft zum beliebtesten Reiseziel für das damalige Europa und die Schweizerreisen zur Mode werden läßt.

Alle Menschen werden die Wahrnehmung machen,
daß man auf hohen Bergen, wo die Luft rein und dünn ist,
freier atmet und sich körperlich leichter und geistig heiterer fühlt.
Mir dünkt, als nähmen die Gedanken einen Ausflug
von Größe und Erhabenheit an, stünden mit den Dingen,
über die unser Blick schweift, in Einklang
und atmeten eine gewisse ruhige Freude,
die sich von allem Sinnlichen und von jeder Leidenschaft
freizuhalten weiß.
Es scheint, daß man, sobald man sich über die Wohnstätten der Menschen erhebt,
alle niederen und irdischen Gefühle zurückläßt
und daß die Seele, je mehr sie sich den ätherischen Regionen nähert,
etwas von ihrer ursprünglichen Reinheit zurückerhält.
Wir sind ernst ohne Traurigkeit, still ohne Gleichgültigkeit,
wir freuen uns unseres Daseins und sind froh:
zu denken und empfinden . . .
Alle allzu lebhaften Wünsche verlieren ihre scharfe Spitze,
die sie schmerzhaft macht,
und lassen nur im Grunde des Herzens eine sanfte, süße Bewegung zurück.

Auf Rousseau mit seiner Naturhinwendung, seiner Verkündung „ursprünglicher Reinheit der Natur", dem Glauben an das Reine des Alpenvolkes folgt Goethe. Die Schweiz-Begeisterung des Klassikers greift noch einmal auf, was einst in den Bildern von Pieter Breughel als Weltlandschaft aufschien und was sich jetzt in Goethes Zeiten in den heroischen Gemälden von Joseph Anton Koch widerspiegelte.

Man fühlt tief: Hier ist nicht Willkürliches!
Hier wirkt ein alles langsam bewegendes, ewiges Gesetz.

Auf der ersten Schweizerreise folgt Goethe dem herkömmlichen Weg der Stürmer und Dränger:

Rheinfall, Zürich, Vierwaldstätter See, Gotthardstraße. Bei der zweiten Reise jedoch betritt er die Schweiz bei Basel und weidet Herz und Auge an ihren schönsten Punkten. Auf der ersten Schweizerreise wünscht er, daß seine Gedanken Federn wären und von Engeln auf Pergament aufgezeichnet würden, bei der zweiten Reise gestalten sich seine Eindrücke zu Bildern und Gleichnissen, so am Staubbachfall.

Des Menschen Seele gleicht dem Wasser,
vom Himmel kommt es, zum Himmel steigt es,
und wieder nieder zur Erde muß es,
ewig wechselnd.

Die Gletscher vergleicht er mit einer „heiligen Reihe von Jungfrauen, die der Geist des Himmels in unzugänglichen Gegenden, für sich allein, vor unseren Augen in ewiger Reinheit aufbewahrt."
Einen Glanzpunkt der Reise bildet die Besteigung der Dôle, eines 1680 m hohen Juragipfels in der Westschweiz. Goethe genießt hier Alpenfernsicht, wie sie ihm vordem nicht beschieden war.

Und immer wieder zieht die Reihe der glänzenden Eisgebirge das Aug und die Seele an sich.

Beim Abstieg kann er den Blick von ihnen nicht wenden. Das Alpenglühen in den Bergen des Montblanc-Massivs:

Wie ein gewaltiger Körper von außen gegen das Herz zu abstirbt,
so erblaßten alle gegen den Mont Blanc zu, dessen weiter Busen
noch immer rot herüberglänzte und auch zuletzt noch
einen rötlichen Schein zu behalten schien,
wie man den Tod des Geliebten nicht gleich bekennen und den Augenblick,
wo der Puls zu schlagen aufhört, nicht abschneiden will.

Schiller mit seinem idealistischen Denken, deutlich an Kant und Fichte orientiert, vor allem an Wilhelm v. Humboldt, und mit seiner starken Abneigung gegen die Empirie des Alexander v. Humboldt, dieser Schiller taucht auf mit seinen national gefärbten Freiheitsphantasien des Wilhelm Tell.
Und Hölderlin, der dachte, dichtete und wirkte inmitten der Zeit der deutschen Romantik, ohne doch im geschichtsschreibenden Sinne Romantiker zu sein, dieser Hölderlin wird zitiert mit seiner hymnischen Preisung von Fülle, Harmonie und Schöpfungskraft der Natur.
Hölderlin sieht „Natur als alles umfassende, alles durchdringende und alles verbindende Natur. Alles geht aus ihr zum Leben hervor, und alles kehrt in sie zurück. Nicht eine von einer transzendenten Gottheit geschaffene Natur ist sie, vielmehr eine in ihrer immanenten Fülle, Harmonie und Schöpfungskraft selbst als göttlich erfahrene Sphäre: eine Gott-Natur."
Hölderlins Pantheismus fand seinen umfassenden Ausdruck in der Naturverehrung des „Hyperion".
Die im „Hyperion" vollzogene Projektion des pantheistischen Denkens auf die griechische Welt und besonders auf die griechische Inselwelt führt um 1800 zu der „hymnisch-epischen Verdichtung der Archipelagus-Vision".

Denn voll göttlichen Sinns ist alles Leben geworden
und vollendend, wie sonst, erscheinst du wieder den Kindern
überall, o Natur! und, wie vom Quellengebirg, rinnt
Segen von da und dort in die keimende Seele dem Volke.

Mit diesem Pantheismus steht Hölderlin in der mächtigen Grundströmung, die das deutsche Geistesleben seit der Mitte des 18. Jahrhunderts trägt.
Erzeugt und genährt durch Lessings, Herders und Goethes Spinozismus, erfuhr sie im Deutschen Idealismus eine entschiedene Spiritualisierung. Noch weit über den Idealismus hinaus bestimmte sie den epochalen Säkularisierungsprozeß.
Der „Archipelagus" ist ein Gedicht der Erinnerung. Es erinnert an das beispielhafte Werden einer idealen Gesellschaft, der „Polis", und an die Entstehung einer glanzvollen Kultur aus der schöpferischen Kraft eines noch in vollkommener Weise mit der Natur verbundenen und deshalb authentischen Menschentums. Die große Natur erscheint als Urgrund alles Menschlich-Großen und Schönen.

Raum 3:
Topographie

Mit Topographie ist im weitesten Sinn gemeint:
Die Aufzeichnung der Berglandschaft. Der Raum gliedert sich in 5 Kapitel:
Bäume und Wald – Flora – Tiere in den Alpen – Steine und Mineralien – Karten und Reliefs.
Durch einen kleinen Wald von Stämmen der wichtigsten Bäume der nördlichen Kalkalpen, vorbei an einigen wenigen Ausblicken zum Thema Flora, führt der Weg zu einem kleinen Garten mit „ausgestopften Viechern". Auf Zoologie wird in diesem Museum nicht eingegangen. Aber Tiere der Alpen werden in einer, insbesonders auch für Kinder, vergnüglichen Art gezeigt. Am nächsten Thema „Steine und Mineralien" wird noch deutlicher, daß dieses Museum fachliche Naturkunde nicht lehren will. Es verweist vielmehr auf das nur einige hundert Meter entfernte Naturkundliche Museum der Stadt Kempten im Zumstein-Haus.
Aber Topographie im engeren Sinn wird dann groß ausgebreitet. Gemeint ist vor allem Kartographie und speziell die Alpenvereinskarte. Karten für Bergsteiger sind ja an speziellen Bedürfnissen orientiert: Ihr Wert wird bestimmt durch Genauigkeit der topometrischen Aufnahme, Höhenlinien und Punkte zur Höhenbestimmung etc. Sie bilden die Gletscher- und Felsregion so ab, daß der Bergsteiger seinen Auf- oder Abstiegsweg möglichst sicher planen und finden kann (Gletscherzeichnung, ihre Aktualität; Felsdarstellung; Verzeichnen von markierten oder befestigten Wegen; Maßstab). Im allgemeinen umfaßt die Karte für den Bergsteiger eine komplette Gebirgsgruppe.
Seit Mitte des 19. Jahrhunderts wird von alpinkundlich interessierten Kreisen die Herausgabe spezieller Karten forciert. Es entstehen, sogleich nach Gründung der Alpenvereine, die ersten Alpenvereinskarten (1865: „Karte des Ankogels", Maßstab 1 : 72 000; Beilage zum 1. Jahrbuch des Österreichischen Al-

Raum 4: Alpinismus. Lebensgroße Holzskulpturen des Bildhauers Andreas Kelling signalisieren entscheidende bergsteigerische Marken. Unten: Hermann von Barth, Erschließer der Allgäuer und Berchtesgadener Alpen, des Wetterstein- und Karwendelgebirges (*1845 †1876). Seite 273: Edward Whymper, Erstbesteiger des Matterhorns (1865)

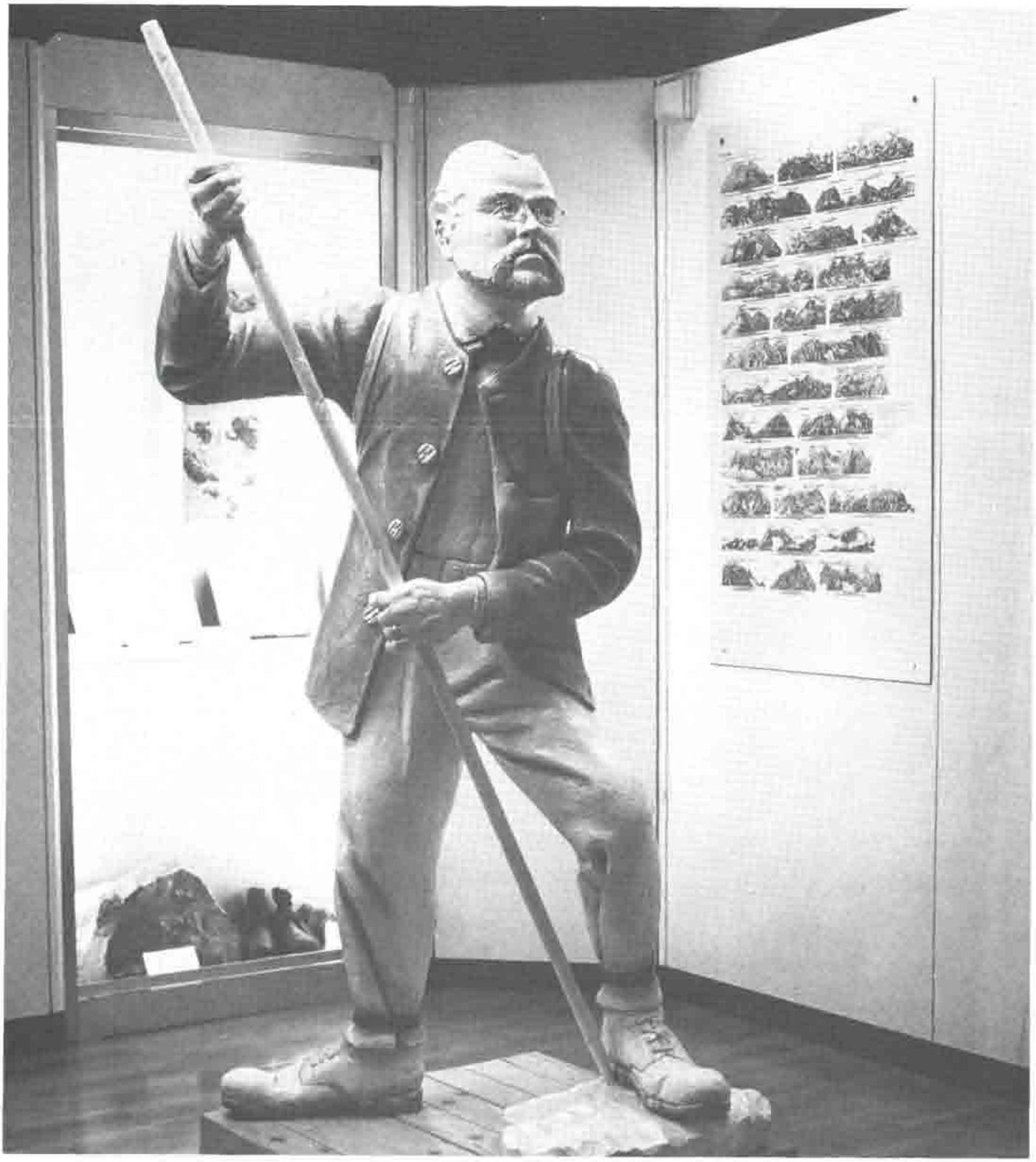


Foto: H. Steinbichler

penvereins). Die Kartographie des Hochgebirges wird als eine zentrale Aufgabe der Alpenvereine definiert. In dem Namen „Alpenvereinskarte" drückt sich eine enge Beziehung zwischen dem großen Bergsteigerverband und der technisch-wissenschaftlichen Disziplin „Kartographie" aus. Diese Beziehung hat bereits vor mehr als hundert Jahren bestanden und existiert auch heute noch. Der Alpenverein hat in all dieser Zeit topographische Karten von Gebirgsgruppen der Ostalpen herausgegeben.
Schon ab der Jahrhundertwende zeichneten sich die AV-Karten durch die Anschaulichkeit ihrer Felszeichnung aus. Die sogenannte „Klassische Periode" der AV-Kartographie, die Jahre 1900 bis 1936, brachte in der Darstellung der Fels- und Gletscherregion beste Ergebnisse. Die moderne AV-Kartographie arbeitet ähnlich, verfügt aber über eine noch gesteigerte topometrische Genauigkeit.
Die Alai-Pamir-Expedition des Jahres 1928 zum Beispiel wurde von der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, von der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft und dem Deutschen und Österreichischen Alpenverein gemeinsam getragen. Es beteiligten sich Wissenschaftler und Bergsteiger. Das wissenschaftliche Ergebnis war unter anderem die Karte „Fedtschenko-Tanimas-Gebiet" von Richard Finsterwalder und Hans Biersack, das bergsteigerische die Erstersteigung des Pik Lenin.
Der Saal Topographie unterstützt das Thema Kartographie mit unterhaltsam anschaulichen, aber auch mit wissenschaftlich exakten Reliefs von Gebirgen.

Raum 4: Alpinismus

Mit jenem Zeitpunkt der Erlebnisgeschichte, mit dem der Hauptumgang des Raumes 3 endet, nämlich mit Rousseau und Goethe, setzt der Raum 4 unter anderem Aspekt neu ein: Erlebnisgeschichte als Eroberungsgeschichte der Alpen: „Alpinismus", von de Saussure und Hacquet bis zur Ersteigung aller Achttausender der Erde.
1787 erreicht der Genfer Geologe Horace-Bénédict de Saussure, geführt von Pierre Balmat und Jean-Marie Couttet, begleitet von Jacques Balmat und 15 weiteren Führern den Gipfel des Montblanc. Er führt oben physikalische Messungen durch. Saussure berichtet über die erste Minute auf dem Gipfel:

Was ich gesehen hatte und mit der größten Klarheit sah,
war die Gesamtheit aller dieser hohen Gipfel,
deren Bau ich schon so lange zu kennen wünschte.
Ich glaubte meinen Augen nicht, hielt es für einen Traum,
als ich die majestätischen Gipfel, die fürchterlichen Hörner,
den Midi, den Argentière, den Géant, zu dessen Fuß
der Zugang mir damals so mühsam und gefährlich gewesen war,
jetzt unter meinen Füßen sah.
Ihre Lagen gegeneinander, ihre Verbindungen,
ihr Bau war mir jetzt deutlich,
und ein einziger Blick beseitigte Zweifel,
die Jahre der Arbeit nicht hatten aufklären können.

Foto: E. Reismüller

Zuletzt beim Rundgang durch Raum 4 sind alle Achttausender bestiegen. Reinhold Messners roter Overall von der ersten Alleinbesteigung des höchsten Berges der Welt signalisiert den vorläufigen Abschluß der Eroberungsgeschichte.
Messner erzählt später davon:

In der Ferne verschwimmen große Bergketten.
Das breite Licht des Vormittags löst Berge und Täler auf.
Die jäh zum Rongbuk-Gletscher abfallende Felsbastion des
Changtse, wie der Nordgipfel auch genannt wird,
ist jetzt das eindrucksvollste Bild für mich.
Die schöne Pyramide des Pumori mutet überirdisch und unheimlich an.
Hier und nur so kann sich Gott offenbaren . . .

Für diese Entwicklung wurden charakteristische Schwerpunkte visualisiert. Lebensgroße weiß gefaßte Holzfiguren signalisieren entscheidende bergsteigerische Marken:
Der Leibjäger des Erzherzogs Johann, Edward Whymper, Hermann von Barth, Hans Dülfer und Dietrich Hasse. Anders ausgedrückt: Besteigungen des frühen Alpinismus, Führerbergsteigen des klassischen Alpinismus, führerloses Bergsteigen des klassischen Erschließungsalpinismus, artifizielles Klettern, Direttissima-Klettern.
In der Mitte dieses Raumes ist ein kleines Kabinett dem Thema Alpenverein gewidmet. Gründungen, Wandlungen, Leistungen. Nur Andeutungen der bergsteigerisch, erschließerisch und kulturell ungeheuer reichen Tätigkeit der Alpenvereine. Es wurde sorgsam darauf geachtet, daß nicht der Eindruck eines Vereinsmuseums entsteht.

In den Räumen 6 und 7 wird die Entwicklung des Wintersports aufgezeigt – vom Schneereifen bis zum Kunststoffski

Raum 6:
Hybridformen des Bergsports

Sportklettern, Radfahren im Himalaya; technische Geräte zur Sicherheit des Bergsteigens. Und ein kleines eigenes Kapitel „Retten und Bergen".

„Hybridformen des Bergsteigens" sind späte und hochgezüchtete Spielformen des Alpinismus. Sie sind vom Bergsteigen abgeleitet oder stehen in seiner Nähe. Ihr Zusammenhang mit dem Bergsteigen liegt entweder im Spielfeld (Wildwasserfahren, Mountain-Biking, Gleitschirmfliegen, Klettern an vereisten Wasserfällen), in der Tätigkeit selbst (Sportklettern, Bouldern, Wettkampfklettern, Klettern an vereisten Wasserfällen) oder in einer Verbindung von beidem (Tempobergsteigen, Aneinanderreihung von extremen Routen, Big-Wall-Klettern, „Sportklettern" an Himalaya- und Karakorumbergen).

Im Alpinmuseum werden zu solchen Hybridformen besonders eindrucksvolle Ausrüstungen gezeigt. In diesem Raum dominieren die Objekte: Das Fahrrad, sowohl in der Form eines modifizierten Rennrads als auch eines speziell für Extremansprüche konstruierten „Mountain-Bikes", benützt in Himalaya und Karakorum. Gleich daneben sieht der Museumsbesucher die Figur einer Sportkletterin am Überhang und die nahezu komplette Ausrüstung von Hartmut Münchenbach aus der Trango-Tower-Expedition 1988. Zeitgenössische Malerei zum Thema des vermessenen und oft auch versperrten Gebirgs. Beispiele aus dem Forschungs- und Leistungsbereich Sicherheit am Berg mit illustren Objekten des Sicherheitskreises des DAV.

Das Bergsteigen ist in der Zeit seines größten Aufschwungs, in den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts, der klassische Gefahrensport gewesen. Die Besteigung schwieriger Berge forderte viele Opfer. Stürze in Gletscherspalten, Scheitern an schwierigen Felspartien, Steinschlag und Lawinen waren die Hauptursachen. Sehr früh schon entwickelten die Bergsteiger Ausrüstung, die nicht nur den Auf- und Abstieg erleichtern, sondern auch den Gefahren wirksam begegnen soll. Diese Sicherungs- und Hilfsmittel übernahmen die Bergsteiger zunächst von der alpinen Landwirtschaft (Bergstock; Grödeln, die Vorläufer der Steigeisen; Nagelbeschläge der Schuhe), dem Gebirgsreisen (Seilbenutzung auf Gletschern) und der Seefahrt (Seilbenutzung, Knoten). Sie entwickelten vorhandene Technicken weiter (Beispiel der Mauerhaken und Karabiner). Sie bedienten sich auch aus dem Bereich des Militärs: Der Steinschlaghelm stammt aus den Erfahrungen des Gebirgskrieges.

Der erfinderische Individualismus vieler Bergsteiger, eine gewisse Bejahung der Gefahr, aber auch die mangelnde finanzielle Ausstattung ließen die Entwicklung der Sicherheitstechnik nur langsam voranschreiten. Sie blieb zunächst weit hinter dem allgemeinen technischen Standard zurück.

Einen wesentlichen Aufschwung nahm sie einerseits durch die Aktivitäten der Wirtschaft und andererseits durch die Arbeiten des Sicherheitskreises im DAV ab 1968 und durch die Einrichtung einer Sicherheitskommission in der UIAA.

Dieses Alpinmuseum in Kempten dokumentiert solche Themen. Folgerichtig schließt an die Ausstellungssequenz „Sicherheit"

Foto: H. Steinbichler

eine Demonstration „Retten und Bergen". Alle wichtigen Rettungsverfahren werden mit originalen Objekten vorgezeigt.

Räume 6 und 7:
Schneereifen, Schneeschuhe, Ski

Verschiedene Arten von Schneereifen, von skiähnlichen Schneeschuhen, dienen den Menschen in kalten Regionen seit urdenklichen Zeiten zum Überleben im Winter. Man brauchte und erfand Hilfsmittel zur Fortbewegung, die das Einsinken in den Schnee verhindern.

Diese Vorformen des Ski bleiben jahrhundertelang unverändert. Dann um die Jahrhundertwende entwickelt sich daraus der Ski. Hier setzt das Museum ein. Er wird als Hilfsmittel zur Naturforschung benutzt, bald auch zum Bergsteigen, für Gebirgsmilitär, zum Sport (Skifahren) und Vergnügen (Skispringen).

Ein Markstein war Nansens Grönland-Durchquerung 1888.

Der deutsche Geologe Wilhelm Paulcke liest Nansens Buch „Auf Schneeschuhen durch Grönland" und begeistert sich für den Ski. Er wird der wichtigste Skipionier Mitteleuropas.

Zdarsky, Bilgeri und später Hannes Schneider sind die nächsten markanten Förderer der Entwicklung.

Aus der Skisammlung der Stadt Kempten im Alpinmuseum (mehr als 1000 Objekte) werden die wichtigsten Schritte vom Schneereifen zum Kunststoffski aufgezeigt. Objekte zeigen Stationen einer technischen Entwicklung des weißen Sports.

Leben und Überleben in Fels und Eis

Über Anpassung und Auslese im Hochgebirge

Herbert Guggenbichler

Das Erstaunen bleibt unverändert,
nur der Mut wächst, das Erstaunliche zu verstehen.
Niels Bohr[1])

Ein paar Grundgedanken

Warum sind sie denn überhaupt da, die zahllosen lebendigen Wesen? Warum sind sie nicht schon längst in mildere Regionen abgewandert oder – oben ausgestorben? Wer hat sie denn geheißen, ausgerechnet dort zu leben, wo neun Monate Winter herrscht und jeder Schritt am Abgrund entlang führt?
Diese Frage, oft und oft gestellt, könnte auf einfache Art so beantwortet werden: Die Entstehung der Arten aus einer gemeinsamen Wurzel führte zu einer unvorstellbaren Mannigfaltigkeit des Lebens auf unserer Erde. Aus der Vielfalt der Möglichkeiten heraus ergab sich auch die Chance, alle Regionen unseres Planeten zu erobern, von der Tiefsee bis zum Hochgebirge, von der Sandwüste bis zur Polarregion.
Wer sich mit dieser einleuchtenden, wenn auch kurzen Antwort zufriedengibt, dem wird es kaum mehr absonderlich erscheinen, daß etwa der Steinbock seinen mächtigen Körper über schmalste Grate balancieren kann; es ist ihm eben gegeben, sich den Verhältnissen seiner für ihn nun einmal so aussehenden Umwelt anzupassen, ideal anzupassen. So kann er denn so waghalsig sein Leben fristen und zudem gar nicht schlecht.
Oder ein anderes Beispiel: Die Primel, die sich in Gärten und Blumentöpfen zu beachtlicher Größe entwickelt, überlebt im Gebirge durch Kleinheit (des Windes wegen), durch ein dichtes Haarkleid (der Kälte wegen), durch intensive Pigmentbildung (um das Sonnenlicht besser speichern zu können) und durch ein polsterartiges Gruppenwachstum (um Waser und Wärme gemeinsam besser ausnützen zu können); tatsächlich, auch die Bergprimel gedeiht auf diese Weise gar nicht übel.
Nun wäre es allerdings verfehlt zu glauben, Pflanzen und Tiere hätten diese für sie günstigen Eigenschaften einfach durch Übung erworben und den Nachkommen wären sie sozusagen durch Vererbung in den Schoß gefallen. So meinte man noch im 19. Jahrhundert und viele Menschen denken auch heute noch ähnlich, sofern sie sich überhaupt Gedanken machen. Nein, die Schneemaus etwa, die in den Alpen bis über 4000 m vorkommt, hat sich das helle und dichte Wollkleid nicht einfach wachsen lassen, um vorteilhafter getarnt und gegen Kälte besser geschützt zu sein; es wäre auch gar zu simpel zu glauben, seitdem wären eben alle Schneemäuschen dem Gebirge so gut angepaßt. So einfach hat es sich die Natur denn doch nicht gemacht. Zwar kann jedes Einzelwesen (bedingt durch Not und Notwendigkeit) lernen und dadurch eine bessere Anpassung an die Umweltgegebenheiten erreichen. Zur Erhaltung der Art reicht die beste Übung indes nicht aus, denn jedes nachkommende Wesen müßte denselben schweren Weg von Neuem gehen. Es bedurfte schon zahlloser Versuche durch Mutationen (durch Änderungen im Erbgefüge also), bis unter den Mäusen eine Art entstand, die trotz Schnee und Kälte überleben konnte. Die meisten dieser Versuche führten gar nicht zum gewünschten Ziel, sondern führten, ungezielt wie sie waren, zu ausweglosen Situationen. Jedoch, unter den zahllosen Arten und Rassen (die Natur kann es sich ja leisten, außerordentlich verschwenderisch zu sein) waren eben einige wenige darunter, die sich den Erfordernissen der extremen Umgebung besser gewachsen zeigten. Diese konnten nun ihre durch Genmutation entstandenen „besseren" (d. h. anderen) Eigenschaften weitervererben und somit die Erhaltung der Art sichern. Die übrigen Individuen, die der Kälte, dem Eis, dem Wind, dem Felsen nicht so gut oder gar nicht gewachsen waren, mußten eben weichen oder gingen zugrunde. Was hier am Beispiel der Schneemaus gezeigt werden sollte, gilt selbstredend für alle pflanzlichen oder tierischen Lebewesen und (überflüssig zu sagen) auch für den Menschen.
Auch ist dieser Prozeß der natürlichen Auslese etwa keineswegs abgeschlossen, vielmehr heute wie eh und je in vollem Gange.
Diese fundamentalen Erkenntnisse verdankt die Biologie den Forschern Charles Darwin[2]) und Alfred Russel Wallace[3]). Sie korrigierten durch ihre Evolutionslehre die irrigen Meinungen früherer Zeiten und legten so die Grundlage für die moderne biologische Forschung. In seinem Buch, *„The origin of species"* („Die Entstehung der Arten") lieferte Darwin den Beweis, daß sich Lebewesen nacheinander und zugleich auseinander entwickeln, daß aus einfachen kompliziertere entstanden, aus wenigen Arten viele und daß der Motor dieser Evolution *Selektion* (Auslese) heißt. Im *„Kampf ums Dasein"* muß sich dann eben

Rechts: Erste Blüten an einem Polster des Himmelsherold, aufgenommen in 3400 m am Besso/Wallis. Sehr selten!

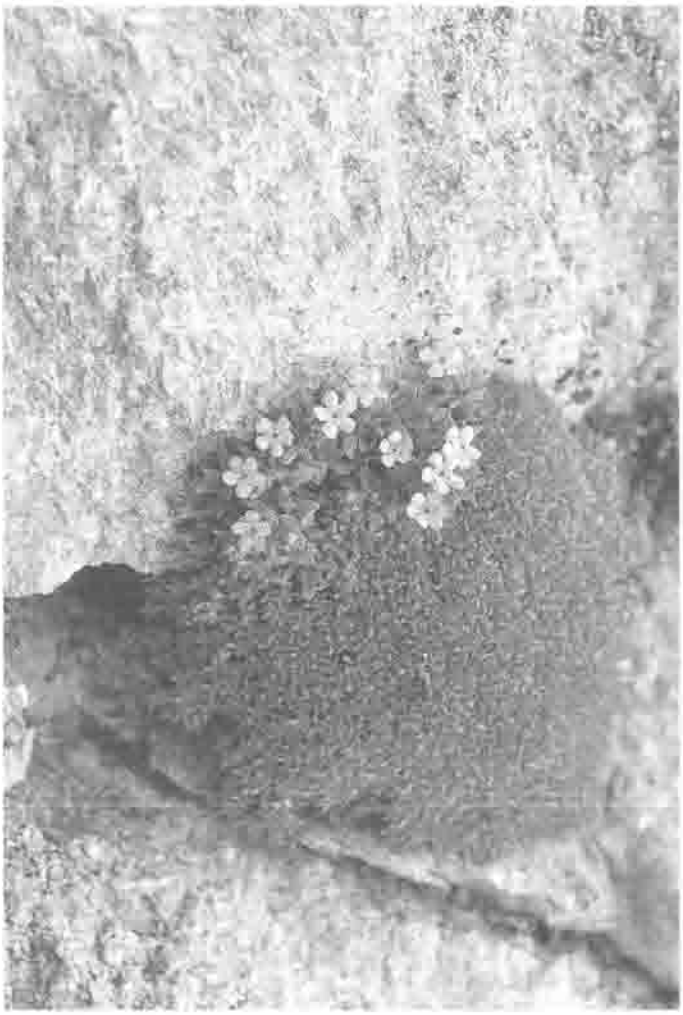


Foto: H. Lindner

zeigen, ob sich die zufällig erworbenen neuen Arten oder Rassen bewähren oder nicht.

Zwar hatte Darwins Lehre, wie er selbst erkannte, Schwachpunkte. Vor allem war ihm das Prinzip der *„Mutation"* (quantitative oder qualitative Veränderung an den Chromosomen oder Genen) noch durchaus unklar. Die Lücken in Darwins Beweisführung werden indes verständlich, wenn man bedenkt, daß ihm die Vererbungslehre Mendels[4]) noch unbekannt war und Genetik (die Erbbiologie) damals noch ein unbeschriebenes Blatt war. Erst viel später wurde bekannt, wie es sich denn in Wirklichkeit verhält: Die Gene (also die eigentlichen Erbträger) enthalten in ihrer Gesamtheit ein *„Manuskript des Lebens"* , das unendlich umfangreich ist; es gibt zahllose „stumme" Gene, die nicht gebraucht werden, obwohl sie die Information für eine ganz bestimmte Eigenschaft bereits enthalten; wenn aber ein solches Gen „aktiviert" wird, dann ist die Erbänderung eine plötzliche und radikale. Darwin meinte noch, die Umschwünge im Bereich des Lebens hätten sich *„gradualistisch"* (fließend) in einer Zeitskala von 100000 bis 10000000 Jahren abgespielt. Heute weiß man mehr. So schreiben die bedeutenden Forscher L. W. Alvarez und W. Alvarez[5]): *„Zwar ist der Beweis für Veränderung dieser Art* (nämlich im Sinne Darwins) *so streng, daß ihre Existenz von keinem vernünftigen Menschen geleugnet werden kann. Neu ist indes die Erkenntnis, daß sich auch sehr schnelle* (punktualistische) *Umschwünge ereignen können mit charakteristischen Zeiten zwischen einem und 1000 Jahren. Wer den Beweis für schnelle Umschwünge akzeptiert, muß die Tatsache für allmähliche Veränderungen nicht leugnen."*

Die Lehre Darwins und unabhängig von ihm die gleichen Schlußfolgerungen von Wallace sind trotz aller Lücken bis heute ohnegleichen geblieben. So betonen große Forscher wie E. Mayr[6]) und K. Lorenz[7]), daß sich durch sie das Weltbild der Menschheit entscheidend umgestaltet hat.

Das Besondere an der Hochgebirgsnatur

Das Wesen der Hochgebirgsnatur hat C. Troll[8]) 1955 folgendermaßen definiert: *„. . . Gebirge, die sich im jeweiligen Klimagürtel zu solcher Meereshöhe erheben, daß sie den Formenschatz, die Verwitterungsböden und den Landschaftscharakter annehmen, die man ursprünglich mit den in den Alpen gewonnenen Vorstellungen eines Hochgebirges verbindet. Dazu gehört in erster Linie, daß sich die Gebirge über die obere Grenze des Waldes und des Baumwuchses erheben."* Zu der von Troll angesprochenen vertikalen Zonierung (nach Höhenstufen) kommt – weltweit gesehen – eine horizontale Gliederung nach Längen- und Breitengraden. So reicht z. B. das Cordillerensystem von der Subarktis Alaskas über gemäßigte und tropische Zonen bis zur Antarktis. Dazu kommt, wie Troll betont, durch die erhebliche Breitenerstreckung *„eine gewisse Zonierung in sich selbst"*, die wir schon von den Alpen her kennen, die jedoch im Kaukasus oder im Gebirgssystem Karakorum-Himalaya noch bedeutendere Ausmaße erreicht. Somit hat es der Forscher im Hochgebirge mit einer Vervielfachung der Klimazonen und – mitbedingt – mit einem entsprechenden Wechsel der Biozonen zu tun: In den polnahen Gebieten, wo sich die alpinen mit tundralen oder arktischen Zonen treffen, spricht man von einem *„Jahreszeitklima"*, im Gegensatz hierzu um den Äquator von einem reinen *„Tageszeitklima"*. Dazwischen liegen die Zonen gemäßigter Breiten mit ihren zahlreichen Besonderheiten. Jeweils Gruppen für sich stellen zudem die zahlreichen Archipele gebirgigen Charakters dar, die entsprechend ihrer geographischen Lage und ihren unterschiedlichen ozeanen Klimata ihren eigenen Regeln folgen.

Entsprechend dieser vielschichtigen Gliederung schwankt auch die Wald- und Baumgrenze in beachtlich großem Maße. In polaren Zonen ist sie mit dem Meeresspiegel identisch, in Südnorwegen und Neuseeland schwankt sie zwischen 500 und 1500 m, in den Alpen und im Kaukasus zwischen 1800 und 2400 m. Im Hohen Atlas liegt sie bei 3000 m, in Äthiopien, Zentralafrika und Mexiko bei 4000 m. Die höchsten Höhen erreicht die Baumgrenze in Teilen Tibets mit 4500 m und in den Tropenzonen Boliviens mit annähernd 4600 m ü. d. NN.

Somit ergibt sich für den Biogeographen eine dreidimensionale Betrachtungsweise, die – auf den ganzen Erdball bezogen – die Forschung vor nicht geringe Schwierigkeiten stellt. Die Differenzierungen je nach geologischem Aufbau, Lage und Klima sind unzählig. Eine gewisse konstante Größe ergibt sich lediglich aus der Temperaturabnahme je nach der Höhe über dem Meer. Nach einer Faustregel fällt die Temperatur in den Alpen um je 6° je 1000 m Höhe, in den arktischen Gebieten etwas mehr, etwas weniger in den Tropenzonen.

Zwergmannsschild, bewimpertes Primelgewächs, polsterbildend mit weißen oder rosa Blüten, auf mageren Steinrasen der alpinen Stufe

Über die Strategie des Überlebens in alpinen und nivalen Zonen

Die Höhenstufe über der Wald- und Baumgrenze nennt man „alpin", ein Ausdruck, der heute für alle Hochgebirge schlechthin Gültigkeit erlangt hat. Darüber erhebt sich noch die nivale Stufe, die Zone von Schnee und Eis. Entsprechend spricht man in der Arktis von der tundralen Stufe und der Polarregion. In der Antarktis fehlt eine der Tundra entsprechende Stufe. Der Übergang ist dort ein fließender.
Den extremen Umweltbedingungen, obschon für alle Lebewesen die gleichen, widerstehen Pflanzen und Tiere in zum Teil unterschiedlicher Weise.

Eigenarten der **Pflanzen** in den alpinen und nivalen Zonen: Einmal ist es die Kleinheit, bedingt durch das äußerst langsame Wachstum. Es ist z. B. leicht zu beobachten, daß etwa Sämlinge typischer Polsterpflanzen (etwa Steinbrech- oder Hauswurzarten) nur wenige Blättchen pro Jahr entwickeln und im Laufe von zehn Jahren kaum 10 mm hoch werden. Die Gefahren, denen sie zu widerstehen haben, erfordern einmal äußerste Vorsicht und zum anderen dermaßen viel Lebensenergie, daß für ein schnelleres oder höheres Wachstum nichts übrig bleibt. So nimmt es nicht Wunder, daß es kaum Hochgebirgspflanzen gibt, die bereits in einem Sommer Frucht tragen können; sie sind im allgemeinen mehrjährig. Es kann bis zu zehn Jahre dauern, bis sich kleine oder kleinste Blüten entwickeln. Diese sind dann recht oft dunkel gefärbt, also pigmentreich. Dies deswegen, um das Sonnenlicht besser speichern zu können. Die meisten Glockenblumenarten z. B. haben ein im Zellsaft gelöstes blaues Pigment. Auch die dunkelgrünen Blätter dienen dem gleichen Zweck. Die Luft auf den Bergen ist dünn und kann von sich aus die Tageserwärmung kaum speichern. Daher hat sich zur besseren Verteidigung das Gruppenwachstum außerordentlich bewährt; es bietet ein überraschend großes Wärmerservoir. So wurden z. B. bei polsterartig wachsendem Alpenleinkraut im Inneren der Pölsterchen um 8 bis 10° höhere Temperaturen gemessen als außen. Die Wissenschaftler sprechen von einem „Mikroklima". Kein Wunder, daß die wenigen in der Höhe ausharrenden Kerbtiere gerne im Inneren der Polster ein hinreichendes Auskommen finden; zudem machen sie sich oftmals als Bestäuber recht nützlich. Auch das zarte Gelb des Berghahnenfußes zieht gewisse Insekten mit Vorteil an und sorgt somit, allerdings rein zufällig, für die Fortpflanzung der Art. Nicht immer freilich finden hochalpine Pflanzen Fremdbestäuber; oft genug muß denn auch die Besamung dem Wind überlassen bleiben. Zu all diesen Unbilden des Klimas kommen auf Schotter und Fels noch der karge und unsichere Boden und – nicht zuletzt – zu wenig (oder freilich auch zu viel) Wasser. Daher sind Pflanzen solcher Regionen gezwungen, einen Großteil ihrer Energie dem Wurzelwachstum zu widmen. Je mächtiger das Wurzelsystem, um so intensiver ist der Halt auf dem unsicheren Boden und um so größer ist die Aussicht, auf Wasser und die nötigen Nährstoffe zu stoßen.

Foto: H. Guggenbichler

Kleine Größe, Gruppenwachstum, Pigmentreichtum, intensives Wurzelwachstum haben sich als ausgesprochene Vorteile im Kampf ums Überleben erwiesen. Dazu kommt noch manches andere. Viele Hochgebirgspflanzen besitzen wachsartig überzogene Blätter (um die Verdunstung möglichst klein zu halten), andere wiederum entwickeln gegen die Kälte ein feines Haarkleid, manchmal ist es auch nur ein dichter Flaum. Eine Voraussetzung, um dem Sturm widerstehen zu können, ist die Geschmeidigkeit. Daher sind stark zellulosehaltige Pflanzen im Hochgebirge so selten. Wenn schon, dann schmiegen sie sich an den Boden an, kriechen an ihm entlang, wie etwa die auch in den Alpen heimische Schneeweide. Eine große Hilfe bietet den Pflanzen tatsächlich die Schneedecke. Auch bei größter Kälte fällt unter dem gut isolierenden Schnee die Temperatur kaum mehr als wenige Grade unter den Nullpunkt. Sehr viele Pflanzen haben genügend Energie gespeichert, um auch ein langsames Abtauen der hohen Schneedecke erwarten zu können. Ein Beispiel hierfür bietet der bekannte Berg-Hahnenfuß. Seine Energiereserven reichen selbst dann noch aus, wenn einmal eine allzuhohe Schneedecke einen Sommer über nicht abschmelzen sollte. Die geringe Kälte unter dem Schnee kann ihm, wie auch den meisten anderen Arten, nicht gefährlich werden, weil der Zellsaft, reich an gelösten organischen Stoffen, den Gefrierpunkt senkt wie ein Frostschutzmittel. Schmilzt der Schnee endlich, dann führt er den Pflänzchen das dringend benötigte Wasser zu und die dünner werdende Schneedecke läßt schon etwas Licht eindringen: die Photosynthese kann fortgesetzt werden. Jetzt ist Eile geboten, denn der Sommer ist kurz.
Und doch – es gibt so viele objektive Gefahren im Hochgebirge, denen selbst die allerfeinste ererbte Strategie nicht gewachsen ist. In vergeblichem Kampf gehen unzählige pflanzliche Lebewesen schon allein im Zuge der natürlichen Verwitterung zugrunde, noch um vieles mehr freilich durch Muren, Lawinen, Felsabbrüche oder Sturzbäche. Auch allzu trockene Sommer setzen ihnen ebenso zu, wie übermäßig kalte Winter. Nicht zuletzt sind es die unverantwortlichen Eingriffe der Menschen in die Hochgebirgsnatur, welche allzuvielen Pflanzenarten die Existenz-

Links: Steinadler. Adler und Geier sind durch eine Reihe ungewöhnlicher Eigenschaften dem Gebirge ideal angepaßt.
Unten: Totenkopfschwärmer, im Sommer als Wanderfalter auch in den Alpen und den Bergen Skandinaviens, sonst in Afrika beheimatet

Foto: Löbl-Schreyer

grundlage zu entziehen drohen. Trotzdem: Die Pflanzenwelt im Hochgebirge gedeiht und wird voraussichtlich weiterhin überleben trotz möglicher Katastrophen, so wie ein Teil von ihr vor vielen tausend Jahren die Eiszeit überdauert hat. Ja, ein Teil der Flora im Hochgebirge hat auch damals an schneefreien felsigen Flächen überlebt. Andere Pflanzenarten wiederum sind erst vor wenigen tausend Jahren dem weichenden Eis gefolgt, höhergewandert und haben ihre Eigenschaften, soweit nötig, den neuen Bedingungen angepaßt. Zahllose Arten waren dieser Umstellung nicht gewachsen. Sie sind ausgestorben; sofern sie jedoch überdauern konnten, sind sie auch heute noch als Zuwanderer leicht zu erkennen, da eng verwandte Arten auch in tieferen Lagen und sogar als stattliche Blütenpflanzen oder mächtige Bäume in Tälern und Ebenen zu finden sind.

Kaum weniger entbehrungsreich und gefährlich leben **Tiere** im Hochgebirge. Das Nahrungsangebot ist äußerst mager; Schnee, Eis, Wind und Kälte setzen den Tieren nicht weniger zu als den Pflanzen. Nur ein Vorteil ist ihnen eigen, der der Beweglichkeit, und dieser Vorzug wiegt viel. Wer beweglich ist, kann seinen Standort wechseln, Futter- und Wasserplätze leichter erreichen, drohenden Gefahren besser ausweichen, die letzten Sonnenstrahlen ausnützen. Doch vor allem: Bewegung erhält warm. Diesen Vorteil nützen in erster Linie die homöothermen (die gleichwarmen) Tiere, denen die Natur eine Art Thermostat für die Körpertemperatur mitgegeben hat. Großen Tieren, deren Körperoberfläche im Verhältnis zur Masse klein ist, gelingt es tatsächlich, durch ausgedehnte Wanderungen während der kältesten Jahreszeit ihren Wärmebedarf zu decken. Selbst Hungerperioden können sie meist leicht überstehen. Viele von ihnen sind dem Hochgebirge so gut angepaßt, daß sie kaum je ihre angestammten Regionen verlassen müssen. Dazu gehören zum Beispiel Gemse und Steinbock. Ihr dicht behaartes Fell, darunter ein nicht unerhebliches, im Sommer angelegtes Fettpolster, widersteht Wind und Kälte recht gut; ihre ideal geformten Hufe, biegsame Zehen und konkav gewölbte Sohlen garantieren ein sicheres Auftreten auf annähernd jedem Gelände. Natürliche Feinde gibt es wenigstens in Europa nur mehr wenige, das einzige Lebewesen, das sie nicht in Ruhe läßt, ist der Mensch.
Zu ganz anderer Lebensweise sind die kleinen Säugetiere im Gebirge gezwungen. Bei ihnen ist die Körperoberfläche im Verhältnis zum Körpergewicht sehr groß, die Gefahr des Wärmeverlustes durch Abstrahlung daher bedeutend. Diesen Nachteil gleichen sie durch ganz spezifische Eigenschaften weitgehend aus. Einmal verfügen sie über einen gesteigerten Stoffwechsel. Wir kennen kleine Nager und Insektenfresser im Hochgebirge, deren Herz bis zu 500 mal und mehr pro Minute schlägt. Entsprechend groß ist demnach auch der Kalorienbedarf. Wühlmäuse z. B. sind gezwungen, täglich ihr eigenes Körpergewicht an Nahrung aufzunehmen, um nicht zugrunde zu gehen. Um diesem Nachteil zu begegnen, reagieren die einzelnen Tierarten wiederum auf ganz verschiedene Weise. Der Schneehase – nur als Beispiel – ist in der Lage, geschützt durch ein dichtes Fell, kleine, behaarte Löffel und Läufe, die aussehen, als ob sie in Pelzschuhen steckten, an windarmen Stellen recht gut über den Winter zu kommen. Es gibt auch Hasenarten, die sich den Sommer über in Felsnischen ein Lager aus Heu und Stroh bereiten. Im Ruhezustand rollt sich das an sich schlanke Tier zu einer

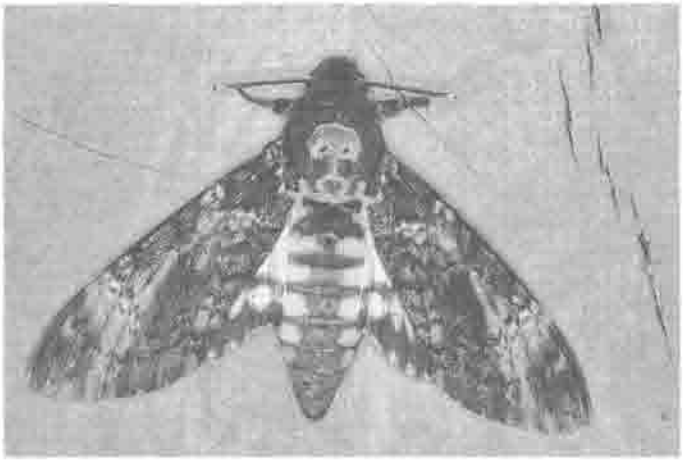


Foto: H. Guggenbichler

Unten: Alpenschneehühner (Rauhfußhühner) im Sommerkleid; im Winter weiß befiedert; weichen auch bei strengem Frost kaum in tiefere Lagen aus. Ganz unten: Alpendohlen, stets hungrige Gefährten bei der Gipfelrast

Fotos: R. Köfferlein; B. Georgii

Kugel zusammen; dadurch schützt es die am wenigsten behaarte Weichteilseite und verkleinert gleichzeitig seine Oberfläche in idealer Weise. Die meisten kleinen Säuger sind jedoch der Witterung an der Oberfläche nicht gewachsen. Sie können nur unter der Schneedecke oder in Gängen und Höhlen unter der Erdoberfläche vegetieren, sind aber ihrer Biozönose gut angepaßt. Auch dort rollen sich die meisten im Zustand der Ruhe zu einem runden Pelzknäuel zusammen, ob sie nun den Winter über wach und aktiv sind und sich von gehorteten Nahrungsreserven ernähren, wie z. B. die Wühlmäuse, oder ob sie wie z. B. die Erdhörnchen in einen Winterschlaf verfallen. Der Winterschlaf ist wohl die eigentümlichste Form, um mit der Kälte zurechtzukommen. Die Tiere handeln, wie Volker Arzt[9]) einmal sagte, nach dem Motto: *„Kannst du die Kälte nicht besiegen, verbinde dich mit ihr."* Die Körpertemperatur der Winterschläfer gleicht sich dabei annähernd der der Umgebung an, Herzschlag und Atmung reduzieren sich auf ein Zehntel oder noch weniger und alle Stoffwechselvorgänge sinken auf ein Minimum. So wird die gespeicherte Energie nur äußerst langsam verbraucht. Nach Monaten erwachen diese „Langschläfer" gerade zur richtigen Zeit, da die Natur wieder freundlicher wird, zwar abgemagert und etwas müde, aber hungrig und voll neuem Lebensmut.

Der Vorteil der Vögel liegt auf der Hand. Sie sind am allerwenigsten ortsgebunden. Ihre Flugtüchtigkeit gestattet vielen von ihnen, die kalte Jahreszeit in wärmeren oder sogar tropischen Ländern zu verbringen. Ein Grund für den Vogelzug mag die Kälte sein; ausschlaggebend ist indes der Nahrungsmangel: sehr viele Vögel im Hochgebirge nähren sich von Kerbtieren. Und gerade diese fehlen eben im Winter so gut wie ganz. Doch eine Unzahl von Vogelarten bleibt auch in der kältesten Jahreszeit ihrem Biotop treu. Die absoluten Könige im Hochgebirge sind Adler und Geier aus der Gruppe der Habichtsartigen. Sie sind durch eine Reihe ungewöhnlicher Eigenschaften dem Gebirge ideal angepaßt: gegen die Kälte schützt sie ein dichtes Federkleid; Geruchs- und Gesichtssinn sind so gut ausgebildet, daß sie ihre Beute auf mehrere Kilometer ausmachen können; ihre Lungen sind so aufnahmefähig und ihr Kreislauf so robust, daß sie im Aufwind Tausende von Höhenmetern in kurzer Zeit überwinden können, ohne jedes Problem einer Höhenanpassung. Ein Leben unter ungleich mühevolleren Umständen führen Hühner, Krähen, Dohlen und Finken. Zwar brauchen sie die in Mitteleuropa ausgerotteten Landräuber, etwa den Wolf und Luchs, nicht mehr zu fürchten, aber die Greifvögel sind als potente Feinde immer noch da. Viel schwerer indes wiegt das so karge Nahrungsangebot den ganzen Winter über. Einige von ihnen, so etwa die Bergkrähen und die Schneefinken, wandern im Winter ein Stück talwärts; andere harren jedoch oben aus und begnügen sich mit dem spärlichen Angebot, das an aperen Stellen greifbar ist: Blätter, Pflanzensamen, gefrorene Beeren. Das Rauhfußhuhn siedelt in der kalten Jahreszeit an der Baumgrenze und begnügt sich mit den Nadeln von Zwergkiefern. Um diese zellulosehaltige Nahrung überhaupt aufspalten zu können, bedarf es eines besonders langen und leistungsfähigen Dickdarms, über den dieser Vogel als einzige Familie verfügt. Das Steinhuhn wiederum besiedelt steilste Felswände, die auch im Winter schneefrei bleiben. Das Schneehuhn, durch ein dichtes Federkleid bis zu den Zehen hinab geschützt, sinkt auch auf weichen Schneedecken durch breitgefächerte Zehen kaum ein. Große Schwierigkeiten bereitet das Hochgebirge allen jenen tierischen Lebewesen, die über keinen Wärmeregulationsmechanismus verfügen, also wechselwarm sind. Zu ihnen gehören die Reptilien, Amphibien sowie die Gliederfüßler und alle noch primitiveren tierischen Lebewesen. Daher sind sie in der alpinen und nivalen Zone auch nur mit wenigen Arten vertreten. Um so erstaunlicher ist die Tatsache, daß so kälteempfindliche Tiere wie der Alpensalamander, die Bergeidechse und die Kreuzotter, die sich bietende ökologische Nische nützend, sich dem Leben über der Baumgrenze erstaunlich gut angepaßt haben. Sie überwintern in Nischen, Felsspalten oder unter der Oberfläche in einem Zustand der Starre. Um in der Kälte nicht einzugehen, ist ihr Zellsaft reich an organischen Substanzen (Lipoglycosiden), so daß dessen Gefrierpunkt deutlich herabgesetzt wird. Eine Besonderheit der drei genannten Lebewesen ist, daß sie lebende Junge gebären, die Eier im Körper der Mutter ausgebrütet werden.

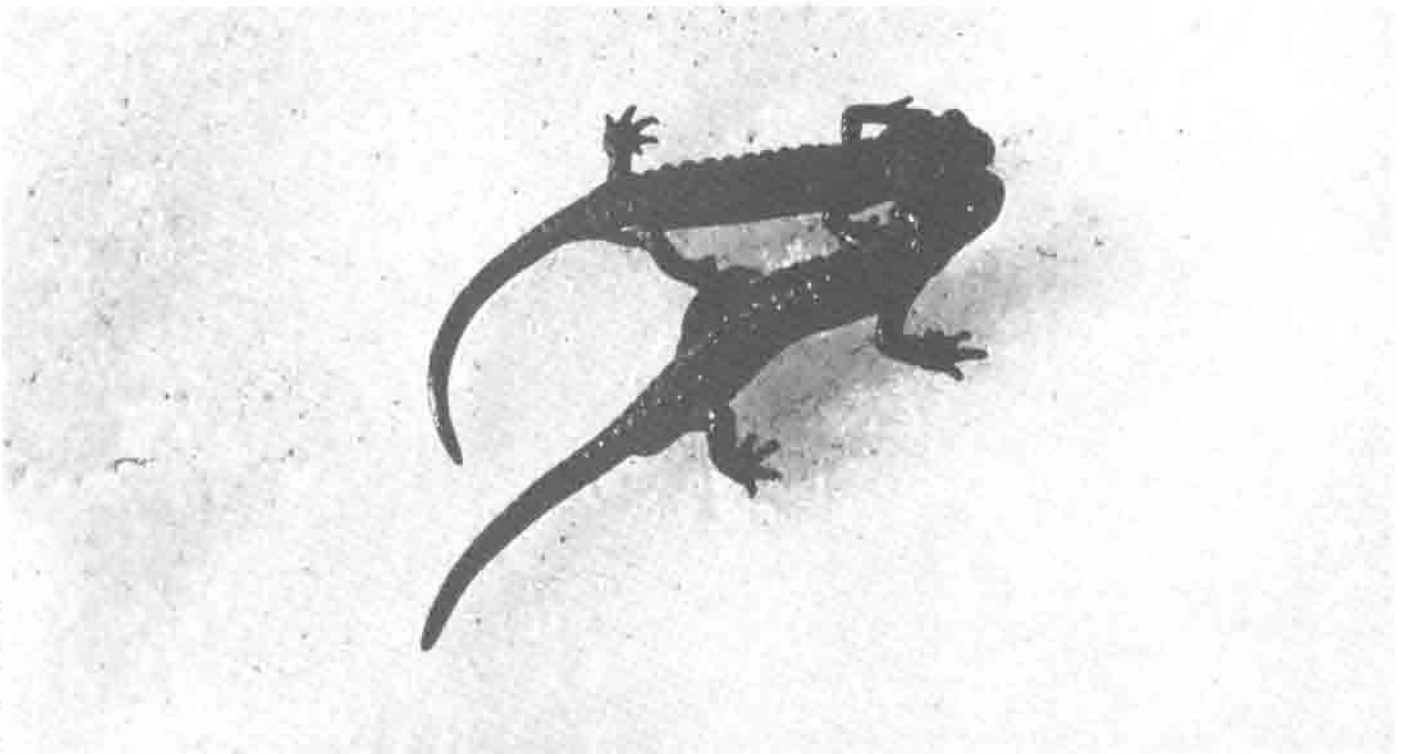


Foto: D. Seibert

Extreme Biozönosen

Am besten angepaßt sind jene Lebewesen, die ohne weitgehenden Wärme- oder Kälteschutz, auch bei äußerst spärlichem Futter- oder Wasserangebot, jeder Unbill der Witterung trotzen und den angestammten Lebensraum dabei nicht verlassen müssen. Es gehört zu den großen Merkwürdigkeiten der belebten Welt, daß es gerade die urtümlichsten Lebewesen sind, die den unwirtlichsten Umweltbedingungen am besten widerstehen können. Kryobionten nennen die Biologen Lebewesen, die in der Lage sind, andauernd auf Schnee und Eis zu existieren. Zu ihnen zählen sowohl Pflanzen als auch Tiere von einfacher Bauart. Unter den **Pflanzen** sind es vor allem einzellige Algenarten, die in Kolonien leben und eine Reihe von Voraussetzungen ihr eigen nennen müssen: Sie müssen Aerophyten sein, das heißt, sie können aus der Luft das nötige Wasser entnehmen; sie müssen bestimmte wichtige Stoffe organischer Natur (man nennt sie „Reservestoffe") enthalten, um extremen Bedingungen gewachsen zu sein; sie müssen über Gameten (also über Geschlechtszellen) im allgemeinen die sexuelle Fortpflanzung sichern. Gerade der letzte Punkt überrascht. Man würde eher annehmen, unter extremen Bedingungen wäre die vegetative (die ungeschlechtliche) Vermehrung durch Zellteilung oder Knospung leichter zu verwirklichen, da sie mit weniger Energieaufwand verbunden ist. Tatsächlich gibt es diese Art der Vermehrung, wenn auch in beschränktem Maße. Die geschlechtliche Vermehrung erfordert einen bedeutend höheren Energieaufwand, jedoch nicht ohne bedeutenden Vorteil: Die Variantenbildung durch neue Genkombinationen auf zweigeschlechtliche Art ist im Sinne der Evolutionsstrategie von allergrößter Bedeutung.
Dem Bergsteiger offenbaren sich Algenkolonien immer wieder in eindrucksvoller Weise: Grünalgen verursachen zur Zeit der Schneeschmelze durch ihre karotinhaltigen Dauersporen bisweilen eine intensive Rotfärbung von Schnee und Eis; Kieselalgen wiederum färben in arktischen Gebieten den Schnee immer wieder intensiv braun.

Pilze (z. B. Schlauchpilze) machen sich das reiche Angebot an Grün- und Blaualgen im Hochgebirge auf eigenartige Weise zunutze: sie bilden in Symbiose mit diesen die Flechten. Diese Doppelwesen bewähren sich: Flechten bevölkern die ganze Erde, ertragen extreme Hitze- und Kältegrade und überleben in Arealen absoluter Lebensfeindlichkeit als Anabionten, indem sie Wasserhaushalt und Stoffwechsel auf ein Minimum reduzieren. So können sie Jahrhunderte überstehen, bis sie ihr Wachstum unter günstigeren Bedingungen fortsetzen. Auf diese Weise werden Flechten uralt, weit über 1000 Jahre. Die Symbiose bewährt sich für beide Teile: in erster Linie für den Pilz, der von der Alge über die Photosynthese die lebenswichtigen Kohlehydrate bezieht. Ohne diese, also ohne Mithilfe der Alge, wäre diese Pilzart nicht lebensfähig. Der Pilz wiederum schützt durch eine geflechtartige Decke die Alge vor der Austrocknung und vor algenfressenden Tieren. Doch ganz ausgeglichen ist der Haushalt doch nicht: Der Pilz drückt der Alge, obschon von der für ihn spezifischen Algenart vollkommen abhängig, seinen Stempel auf, beansprucht den Großteil des Raumangebotes und ist für die geschlechtliche Vermehrung durch Sporen verantwortlich. Der Alge bleibt lediglich die vegetative Vermehrung. Aber immerhin, sie darf ihren Lebensraum, ihre „ökologische Amplitude" erweitern. Die dominierende Rolle des Pilzanteiles ist vermutlich der Grund, warum nicht wenige Forscher die Flechten dem Reich der Pilze zuordnen, wie ich meine, nicht ganz zurecht. Doch so oder so, gemeinsam kommen beide zu einem weltweiten Erfolg. Flechten (im Hochgebirge sind es meist Krustenflechten) werden vom Bergsteiger allzuleicht übersehen. Zu unscheinbar muten sie an, obwohl sie von jedem Baum, von jedem Stein, von jeder Wand in allen Regenbogenfarben leuchten. Schade, denn sie gehören zu den interessantesten pflanzlichen Lebewesen.

Nicht minder zahlreich siedeln auch urtümliche **Tierarten** in arktischen und alpinen Regionen. Überraschenderweise fanden Forscher in den letzten Jahren Kleinstlebewesen, vor allem

Seite 280: Alpensalamander
Unten: Bärtierchen sind kleinste Gliederfüßler und ernähren sich von Algen.
Schneefloh, Gletscherfloh und Gletschergast haben mit echten Flöhen nichts gemein, sondern zählen zu den Urinsekten. Ihre Nahrung besteht aus Pollen, die der Wind anweht.

Unten: Krustenflechten, aufgenommen in ca. 3000 m Höhe in der Rieserfernergruppe

Kerbtiere, also Spinnen und Insekten, in Höhen um 6500 Meter. Ich berichtete im Jahrbuch Berg '88 kurz darüber[10]). Noch mehr: In den wärmespeichernden Grasmatten über der Baumgrenze suchen auch höher entwickelte Kerbtierarten zu überleben: Alpenskorpione, dicht behaarte Hummelarten, Felsenspringer (also Urinsekten), Hundert- und Tausendfüßler (primitive Gliederfüßler), natürlich viele Ringelwürmerarten und andere. Nicht selten findet man auch urtümliche Tierarten oder deren Larvenstadien in Gletscherwässern. Zu ihnen gehören die vermutlich den Urwürmern nahestehenden Rädertierchen, die in großer Zahl alle Feuchtbiotope besiedeln und so hoch entwickelt sind, daß sie lebende Junge gebären und zu einer Art Brutpflege fähig sind. Freilich sind alle diese Winzlinge vom Bergsteiger kaum zu entdecken, es sei denn, daß sie in sehr großen Kolonien auftreten und einen Farbstoff enthalten. Ein Beispiel: Die Bärtierchen, also primitive Gliederfüßler, sind in Gletscherausflüssen an ihrer roten Farbe oft leicht zu erkennen und zu beobachten. Interessant ist aber folgendes: Die selben Tierchen gedeihen im 95° heißen Wasser der Geysire Islands ebensogut. Ja, sie überleben über Jahre selbst dann, wenn sie in sauerstoff- und wasserarmer Luft ihren Stoffwechsel auf beinahe Null reduzieren müssen und vollständig austrocknen. In solchen Fällen schrumpfen sie, nehmen eine tonnenförmige Gestalt an und warten darauf, bis sie durch Wind oder Wasser in lebensfreundlichere Regionen transportiert werden. Zu solchen tierischen Anabionten zählen auch die Rädertierchen und viele der oben genannten Larven der Gliederfüßler. Ja, man kann sagen, solch beeindruckende Spielarten der Natur sind gar nicht selten.

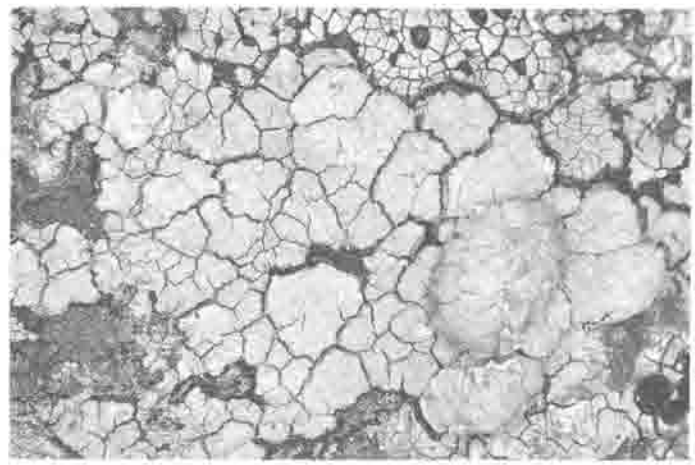
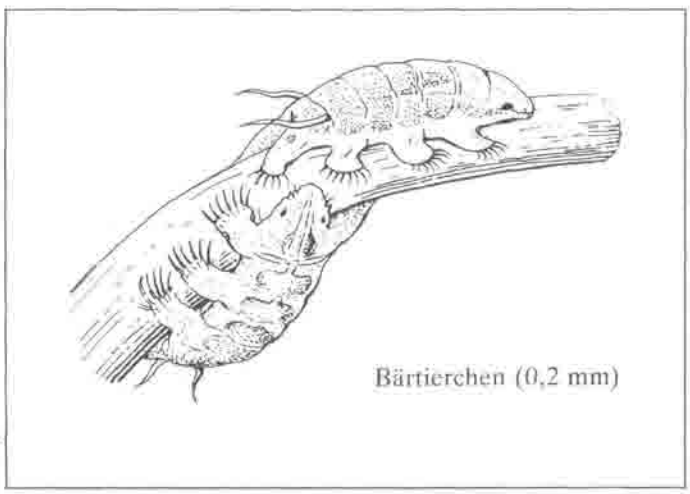
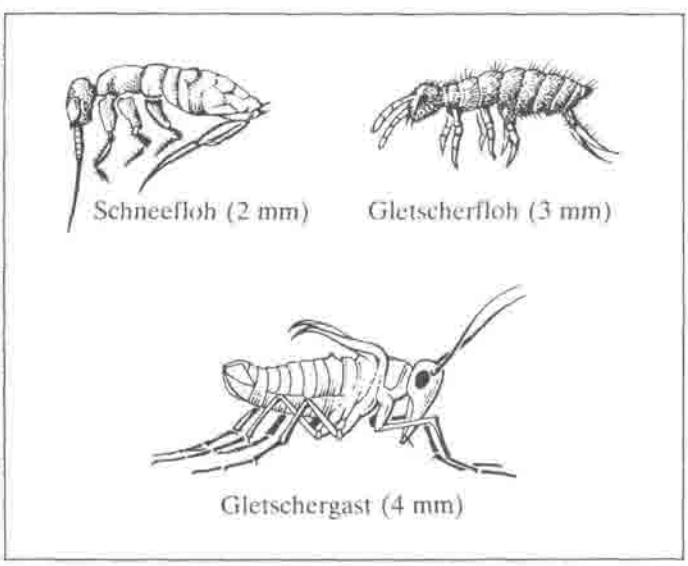


Foto: K. Hellrieg/H. Guggenbichler





Zeichnungen aus: „Alpin-Lehrplan 12" (BLV Verlagsgesellschaft)

Ein vertieftes Bezugsystem zur Natur suchen

Jener Bergsteiger, der sich im Rahmen seiner sportlichen Ambitionen auch um ein erweitertes Wissen um die belebte Natur bemüht, wird von einer Überraschung in die andere schlittern. Es ist dabei unbedeutend, in welchem Teil des Erdballs er sich gerade befindet. In dieser Arbeit dienten vorwiegend die Alpen als Beispiel. Freilich, Berggorillas wird er nur in Afrika finden und Pinguine nur in der antarktischen Zone. Es ändert sich die Gattung, die Art, die Rasse und vieles andere mehr. Aber die Regeln, denen das Lebendige unterworfen ist, bleiben immer die selben. So wird der Hüttenwanderer oder der Hochgebirgsbergsteiger tatsächlich, wo immer er sich befinden mag, außer dem Erlebnis „Berg" auch das Erlebnis „Natur" mit nach Hause bringen. Er wird im Erfahren und Verstehen seine Befriedigung finden; wenn er auf Probleme stößt, die er nicht erklären kann, so werden ihn diese zu neuem Denken, zu tieferem Erkennenwollen anregen und es wird ihm bewußt werden, was Hoimar v. Ditfurth[11]) so ausdrückt: *„daß sich in der Wissenschaft mit jeder neuen Erklärung immer auch neue Fragen und Probleme einstellen . . ."* Er wird sich bei seinem Suchen nach dem Lebendigen klar darüber werden, daß der Gipfel, den er möglicherweise bisweilen gar nicht erreicht, nicht mehr als den I-Punkt bildet, daß hingegen unbestritten das schöne Wort gilt[12]), *„der Weg ist das Ziel"*.

Foto: R. Lindner

Anmerkungen

1) Bohr, Niehls, 1885–1962, dän Physiker, Atomwissenschaftler, zit.: „Biologie-Daten + Fakten". Bertelsmann, Gütersloh 1975.
2) Darwin, Charles Robert, 1809–1882, brit. Biologe, Evolutionsforscher.
3) Wallace, Alfred Russel, 1823–1913, brit. Biologe, Mitbegründer der Evolutionstheorie.
4) Mendel, Gregor, 1822–1884, Augustinermönch, Begründer der Genetik, Entdecker der Vererbungsgesetze.
5) Alvarez, L. W., us.-am. Biologe und Alvarez, W., us.-am. Geologe, Ztgn. en, Begründer der Punktualitätstheorie.
6) Mayr, Ernst, Ztgn., österr.-us.-am. Evolutionsforscher.
7) Lorenz, Konrad, 1903–1989, österr. Verhaltensforscher.
8) Troll, C., dt. Geograph, 1955 in „Jahrbuch des DAV".
9) Arzt, Volker, Ztgn., dt. Wissenschaftsjournalist (in einer Sendung des ZDF 1984.)
10) Vgl. Alpenvereinsjahrbuch „Berg '88", S. 229.
11) Ditfurth, Hoimar v., 1921–1989, dt. Wissenschaftsjournalist in Morawetz, „Das große Buch der Berge". Hofmann & Campe, Hamburg 1978.
12) Geleitwort der Bergsteigerschule des Deutschen Alpenvereins.

Kleine Auswahl der unübersehbar reichen Literatur

- Autonome Provinz Bozen/Südtirol, „Die Tierwelt", Bozen 1987.
- Baumann, K., „Aus dem Schmetterlingsleben in den höchsten Vegetationsstufen der Alpen", in: Jb. DAV 1961.
- Ditfurth, H. v. & Arzt, V., „Dimensionen des Lebens", München 1974, Aufl. 1982.
- Ellenberg, H., „Vegetation Mitteleuropas mit den Alpen", in: „Einführung in die Phytologie", Bd. IV, Stuttgart 1963.
- Erhard, H., „Die Tierwelt der Alpen", in: D&ÖAV (Hg.), „Alpines Handbuch" Bd. 1, Leipzig 1931.
- Feige, G. B. & Kremer, B. P., „Flechten – Doppelwesen aus Pilz und Alge", Stuttgart 1979.
- Freitag, H., „Einführung in die Biogeographie von Mitteleuropa", Stuttgart 1962.
- Gams, H., „Von der Pflanzenwelt der Unholden", Jb. ÖAV 1950.
- Hayek, A., „Die Alpenpflanzen", in: D&ÖAV (Hg.), „Alpines Handbuch" Bd. 1, Leipzig 1931.
- Herder-Verlag (Hg.), „Lexikon der Biologie", 8 Bde. + Registerband, Freiburg/Brsg., 1983–88.
- Illies, J., „Einführung in die Tiergeographie", Stuttgart 1971.
- Mayr, E., „Evolution und die Vielfalt des Lebens", Berlin 1979.
- Morelli, G., „I fiori della montagna", Trento 1972.
- Müller, P., „Biogeographie", Stuttgart 1980.
- Ortner, P & Gams, H., „Berg der Naturfreunde", in: Sektion Bozen des AVS (Hg.), „Der Schlern", Bozen 1985.
- Slobodkin, L. B., „Die Strategie der Evolution", in: Ditfurth, H. v. (Hg.), „Evolution – ein Querschnitt durch die Forschung", Hamburg 1975.
- Sodlag, E., „Die Tierwelt der Erde", Leipzig 1978.
- Schumacher, E., „Der Berg lebt", München 1978.
- Schwartz, V., „Entwicklungsgeschichte der Tiere", Stuttgart 1973.
- Time-Life (Verlag, Hg.), „Tiere und ihr Verhalten", New York 1965, dt. Hamburg 1976.
- Troll, C., „Über das Wesen der Hochgebirgsnatur", in: Alpenvereinsjahrbuch 1955.
- Vareschi, V., „Von den Pflanzen des nivalen Lebensraumes", in: Zschrft. d. DAV 1938.
- Walter, H., „Vegetationszonen und Klima", Stuttgart 1970.
- Wendelberger, E., „Alpenpflanzen", München 1984.
- Willok, C., „Das afrikanische Rift Valley", New York 1974, dt. Time-Life, Nederland 1974.

Lernziel Massengeschmack

Einiges über das Bergbuch heute. Aus der Sicht eines Mit-Schuldigen

Helmut Krämer

In den Regalen der Buchhandlungen türmen sich Gebirge eigener Art: Bergbücher. Bunt illustriert verraten sie, was den Bergfreund umtreibt. Oder wo es ihn hintreiben könnte. Sie preisen ein gelobtes Land, das längst ein verkauftes ist, sie idealisieren Idyllen vom Erholungsraum Gebirge. Da und dort lüftet ein Expeditionsheros das Geheimnis seiner umgetriebenen Seele, zeichnet mit dem Wortschatz aus längst vergangenen Kämpfen oder geläufigem Psychochic Neuland in unseren Kopf. Das Geschäftsprinzip ist, der Kundschaft die Welt so vorzugaukeln, wie sie sie gern hätte (heil und schön) und ihr Tun (das Bergsteigen) zur besseren Lebensform zu blähen. Die Qualität der Bergbücher (und nicht nur die literarische, denn so hoch würden wir den Brotkorb nicht hängen) muß sich verstecken. Und da die probatesten Verstecke immer noch Sachzwänge und Zahlen sind, finden wir sie hier alle beieinander, die Verleger, Autoren, Lektoren der alpinen Literatur. Hier sitzen sie und können nicht anders. Oder etwa doch? Wandern wir ein wenig hinter den Kulissen umher und sehen wir, was uns begegnet.

Bücher sind Waren. Alpiner Inhalt schützt sie davor nicht. Und das wirkt sich sowohl auf diejenigen aus, die sie abkriegen (die Leser/Führerbenützer/Beschenkten), als auch auf die, die von ihnen leben oder dies versuchen (die Autoren/Verleger/Buchhändler). Eine der Auswirkungen ist die Allgegenwart betriebswirtschaftlicher Gesetze und deren Dominanz über alles andere – es sei denn Sturheit. Die Zahlen, die schwarzen und die roten,

Foto: K. Umbach

Die Entwicklung des Bergsteigens jeglicher Spielform verlief während der letzten anderthalb Jahrzehnte rasant. Und sie hat zu erheblichen Veränderungen geführt – auch qualitativ. In den Bänden des Jahrbuchs haben wir versucht, diese Entwicklung zu reflektieren. Was aber hat sich parallel dazu in der Entwicklung des Bergbuchmarktes getan?

herrschen auch über die Lektoren, die der philologische Klang ihrer Berufsbezeichnung nicht davor bewahrt, Kaufleute zu sein. Daß es einige Verlage gibt, die sich aus Gründen der Imagepflege dennoch Mitarbeiter halten, die sich dieser Erkenntnis widersetzen, ist hierzu kein Widerspruch.

Die Branche selbst versucht natürlich, derlei niederen Verdacht zu zerstreuen. So wurde ich am Beginn meiner Lauf-Bahn mit guten Wünschen und einer Fotokopie empfangen. Zur Hebung meines Selbstwertgefühls inmitten von Aktenordnern, die mein Büro von Anfang an wie Tapeten auskleideten, überreichte mir mein Arbeit-Geber die Ablichtung eines Artikels aus dem „Börsenblatt", der Pflichtlektüre aller Verlagstäter, und der befaßte sich mit dem Berufsbild des Lektors: „Die geistigen Geburtshelfer" lautete die Überschrift. Und da war ich doch ein wenig geschmeichelt ob der Wichtigkeit, die ich also noch erlangen würde. Man muß mir die Vorfreude auf die bevorstehende Hebammentätigkeit von weitem angesehen haben, denn der Herr Verleger, ein eindrucksvolles Exemplar von einem Triebpädagogen, rechnete mir prophylaktisch sogleich vor, wieviel der Verlag für meine Entbindungsversuche alpiner Literatur auszugeben gewillt war. Er zog ein Blatt Papier aus seinem Schreibtisch, rüstete sich mit einem Rotstift und listete die verschiedenen Kostenfaktoren der Buchherstellung auf. In der letzten Zeile dieser Liste fand ich mich: „Herstellung und Lektorat: 3,5%". Gerechnet habe ich seinerzeit noch nicht so viel wie heute, aber soviel verstand ich: Die Leine, an der ich hing, war kurz, denn dieser Zettel (den ich heute noch in hohen Ehren halte) besagte nichts anderes, als daß das Lektorat und die Verlagsherstellung vom ersten Brief an den Autor über die Redaktion und Gestaltung des Buches bis hin zum Werbetext („Waschzettel" im Jargon) für einen 30 Mark teuren Führer nicht mehr als gerade eine Mark kosten durfte. Dem Autor billigte man immerhin das Dreifache, dem Buchhändler mehr als das Zehnfache zu. Fürs erste war ich also bedient.

In den folgenden Jahren hat mir der Alltag als so genannter Lektor die Illusionen ausgetrieben, die ich von der Entwicklungsmöglichkeit der „Gattung" Bergbuch (auch hinsichtlich der Auflagenzahlen) hatte. Und heute stimme ich mit dem überein, was mir kürzlich einer der wenigen erfolgreichen Autoren im Alpingeschäft verkündet hat: „Was heißt schon Lektorat! Dieses Wort dient den alpinen Verlagen doch nur zur Steigerung ihres Renommees." Die Wahrheit, nicht in ihrer schönsten, aber in ihrer knappesten Form!

Wäre aus der Tätigkeit des Lektors überhaupt mehr zu machen als die eines Zuarbeiters für den Verlagschef und seinen Macher-Stab von der Marketingabteilung? Die Antwort mag jeder selbst finden als Resümee folgender Anekdote, die ich am eigenen Leib erlebt, nein verspürt habe. Es geht darin um ein Gespräch mit einem Alpinverleger, mit dem ich – eben als Lektor – ein paar Jahre lang bessere und schlechtere Zeiten geteilt habe, bis die Zeiten für sein Haus *zu* schlecht wurden. Wir unterhielten uns Anfang der achtziger Jahre über den bemerkenswerten Verkaufserfolg der Bücher von Reinhard Karl, eines Autors und Fotografen, der in Wort und Bild durch neue Ansichten auffiel. Seine Äußerungen waren meist ohne Glasur, direkt, eindringlich, reflektierend und reich an Bezügen zu seiner eigenen gesellschaftlichen Rolle. Karl hat mit einigen Klischees der Alpinliteratur gebrochen, vor allem jedoch hat er über den Rand des Tellers hinausgeschrieben, der sie wie ein stillschweigend vorausgesetzter Kodex thematisch wie sprachlich reglementierte. Fotografiert hat er viel mit einem schwachen Weitwinkelobjektiv, so, als wolle er immer ein wenig mehr im Blick haben. Und so, als sei ihm die Welt um sich herum ein wenig zu nahe. Die Literatur kannte, ebenso wie die Fotografie, derlei Perspektiven. Reinhard Karl hat sie nicht erfunden. Seine Leistung war ihr Import in die Alpinliteratur. Sein Bergsteigerbild war also nicht „klassisch", sondern zeitgemäß – und allein dadurch für viele bereits eine Provokation. Dies rief einige Ablehnung hervor, aber auch Zustimmung, die sich in für die Branche auffallend gutem Absatz niederschlug.

„Mein" Verleger nun hatte diesen offenkundigen Erfolg der Konkurrenz im einen Auge, im anderen seine Stammkundschaft, die er wie sich selbst für „konservativ" hielt, als er mit einem Unterton von Vorwurf meinte: „Den Karl, den hätten Sie mir bringen müssen, das wär' etwas gewesen!" Um eine passendere Antwort verlegen, entgegnete ich: „Und wenn ich den Karl gebracht hätte – hätten Sie ihn wirklich *heraus*gebracht?" „Wahrscheinlich nicht." Das Ende des Gesprächs, das Ende vom Lied. Damals wirkte dieses Wahrscheinlich-Nicht auf mich, als habe man mir den Stecker aus der Dose gezogen. Dabei war es keineswegs in einem überheblichen Tonfall gesprochen, sondern eher mit leiser Selbstironie unterfüttert. Dennoch liegt in diesem Zwei-Wort-Satz der Ursprung aller Zweifel, die ich an der Bedeutung der Arbeit eines Lektors für den Erfolg irgendeines in der Alpinliteratur engagierten Verlages habe.

Zurück zu den Zahlen. Die sprechen eine klare Sprache. Aber dem Tauben hilft eben die ganze Klarheit nichts: Bergbücher, das kann sich jeder vorstellen, dem sie in die Hände fallen, gehören aus verschiedenen Gründen zu den eher aufwendigen und kostenintensiven Druckwerken. Ist es bei einem seriösen Führer die redaktionelle Arbeitszeit, die die Herstellungskosten in die Höhe treibt (150 Stunden Arbeit am Manuskript sind bei den Alpenvereinsführern durchaus nicht selten), so schlägt bei der weitverbreiteten Gattung der „Bildbände" vor allem der hohe technische Einsatz zu Buch. Die Auflagenzahlen lassen sich davon nicht beeindrucken. Sie verstehen nichts von Begriffen wie „Kapitalbindung" oder „Vollkostenergebnis" – und bleiben niedrig. Dennoch sind Bergbücher mehr denn je Legion, allerdings nicht Ehren-, sondern wohl mehr Fremdenlegion, ein aus genügender Entfernung betrachtet trauriger Haufen überwiegend verschwendeten Papiers. Doch statt sich von der Alpinliteratur als einer vom Siechtum befallenen Spezies fernzuhalten, drängen indes immer mehr Verlage (wenn auch oftmals nur mit einzelnen Titeln) zu diesem Trugbild von einem Fleischtopf. Reich werden sie dabei alle nicht, doch manche sind finanzkräftig genug, um den anderen wenigstens das Leben schwerer zu machen. Der Konkurrenzkampf ist in den vergangenen zehn Jahren wesentlich härter geworden, und die ersten Köpfe sind bereits gerollt (Carta zu Bruckmann, Rother zu Freytag & Berndt). Der Qualität der Bücher ist diese wirtschaftliche Ent-

wicklung kaum zugute gekommen, denn niemand hat neue Wege betreten. Im Gegenteil: Die herrschende Stimmung unter den Marktführern ist Ratlosigkeit, strategisches Denken ist nicht gefragt. (Würde ich diesen Satz einem alten Verlegerhasen sagen, so würde er nur mitleidsvoll lächeln über so viel vergeudeten Anspruch. Dabei kennt er die Geschichte vom Hasen und vom Igel *nicht, die uns ja lehrt, daß ein klarer Gedanke viele unnötige* Schritte erspart. Auch die in Fettnäpfchen.) Als Maxime gilt genaue Beobachtung der Konkurrenz, nicht die Schaffung eigener Konzepte. Auf dem Gebiet der Alpinliteratur blamiert sich die Marktwirtschaft: Innovation ist suspekt, Leitmotiv ist die verbesserte Kopie eines Konkurrenzproduktes. Gefragt sind nicht Buch- und schon gar nicht Verlags*konzepte*, sondern mehr oder minder primitive *„Rezepte"*, die dem Zweck dienen, Inhaltsleere oder herstellerischen Pfusch zu verschleiern.
Der Zeitgeist kommt derlei Geschäftsgebaren zu Hilfe: Wir leben in einer Epoche des Designs – man könnte auch sagen: im Zeitalter der Oberfläche. Die Aufmachung und die Verpackung bestimmen den Erfolg eines Produktes oft mehr als seine Qualität, die Dinge drängen an ihre Oberfläche, werden im Wortsinn oberflächlich. Wollte jemand für diese Beobachtung nach Beweisen suchen, so fände er in der Alpinliteratur, wie sie sich uns Anfang der neunziger Jahre präsentiert, überzeugende.

Das Rezeptbuch

Der mehr oder minder geschickte Diebstahl von Ideen hat Tradition. Das beweisen die sogenannten Rezeptbücher. Ob Walter Pause sie erfunden hat, vermag ich nicht zu beurteilen. Fest steht, daß er als erster mit stark schematisierten Tourenvorschlagsbänden Erfolg gehabt hat. Seine Methode war ebenso einfach wie zweckmäßig: Er destillierte aus zwei Gattungen, den Führern und den Bildbänden, eine neue – das „Rezeptbuch". Durch einen bis ins Detail wiederholten Aufbau der Beschreibungen, durch Kartenskizzen und eine für die damalige Zeit vorbildliche Illustration vermied er die Unübersichtlichkeit und Abstraktheit damaliger Führerwerke. Durch einen vom Beschreibungstext abgesetzten Informationsblock schuf er den Gebrauchswert. Die „Pause-Bücher" wurden im Lauf der Jahre zu einer Reihe, und die Art, wie dies geschah, wäre richtungsweisend gewesen, denn die Gliederung der Bände erfolgte nicht nach geographischen Gesichtspunkten (wie bei vielen seiner Epigonen), sondern nach alpinistischen. Pause wurde als Autor ein Glücksfall für seinen Verlag, denn zu einer Zeit, als die Verbraucherforschung und ihr entsprechendes Vokabular hierzulande noch in den Kinderschuhen steckten, schrieb er zielgruppenorientiert: „Von Hütte zu Hütte", „Im Kalkfels der Alpen" (Schwierigkeitsgrad I bis III), „Im schweren Fels" (Schwierigkeitsgrad III und IV), „Im extremen Fels" (Schwierigkeitsgrad V und VI); dazu kamen dann noch Gassenhauer wie „Münchner Hausberge" oder „Wandern bergab". In der konsequenten Zielgruppenausrichtung lag das eine Geheimnis von Pauses Erfolgen, das andere sehen wir – schlauer, weil rückblickend – darin, daß bei der Illustration seiner Werke offensichtlich nur wenig dem Zufall überlassen wurde. Sowohl der Luftbildfotograf Franz Thorbecke als auch der damals junge Jürgen Winkler brachten neue Ansichten und prägten ein klares Profil der Bände.
Natürlich: Auch Pause war ein Kind seiner Zeit, ein wohlgeratenes sozusagen. Helmuth Zebhauser bezichtigt ihn, Paradebeispiele alpinen Kitschs geliefert zu haben. Dem alpinen Buchmarkt *jedoch lieferte Walter Pause ein Arbeitsschema, das drei* Jahrzehnte Stagnation verkraftet hat, ohne vollständig zu veralten: Vom alpinen Rezeptbuch glauben heute noch die Verlagslenker, es sei das Standbein schlechthin.
Aber da täuschen sie sich, denn sie verkennen, daß Pause eine klare Vorstellung von seiner Leserschaft hatte, und auf sie schrieb er konsequent zu. Die heutigen Rezeptbücher sind, daran gemessen, Plagiate der *Form* – und sogar mit dieser Einschränkung oft genug kläglich. Die Verlage versuchen dem Mißstand, daß ihnen kaum originäres Material angeboten wird, mit einer einleuchtenden Gleichung zu begegnen: Farbbilder + großes Format + dickes Papier = Wirkung. Der Versuch, einem der fünf umsatzstärksten deutschen Alpinverlage die Lizenz für eine in Südtirol produzierte Gebietsmonographie zu verkaufen, ist mir vor wenigen Jahren deshalb mißglückt, weil der Preis durch den verhältnismäßig großen Umfang von 216 Seiten relativ hoch, das Format mit 20 x 26 Zentimetern eher bescheiden war. Das Argument war schlagend, ja für einen Buchfreund niederschmetternd: „68 Mark können Sie nur für ein großes Buch verlangen. Der Umfang reißt nichts raus." Und die Qualität? Haben Bücher, die Themen gründlich behandeln, anstatt sie zu verschenken, angesichts solcher Einstellungen von Verlagsleitern überhaupt noch eine Chance?

Rechnungen, die niemals aufgehen

Davon, für Bergsteiger Bücher zu machen, kann niemand leben. Selbst die wenigen Profis, die es unter den Alpinautoren gibt (Tendenz: fallend), schaffen das nicht. Sie sind gezwungen, ihre Projekte so anzulegen, daß sie sie mehrfach ausbeuten können: als Lieferanten von Fotos für Zeitschriften und Verlage, als Autoren von Beiträgen, im Rahmen von Diavorträgen. Einer von denen, die seit vielen Jahren auch vom Büchermachen leben, bringt es auf einen einfachen Nenner: „Wer sich mit Bergbüchern allein durchbringen wollte, müßte schlampig arbeiten. Einen Tourenvorschlagsband über ein Gebiet vollständig selbst zu erarbeiten ist wirtschaftlich unmöglich."
Versuchen wir uns dieser Aussage mittels des Maßes aller Verlagsdinge zu nähern: bemühen wir Zahlen. Ein Verlag, der gut im Geschäft ist, zahlt seinem Autor für das gesamte Material, d. h. für Bild und Text, ein Honorar in der Höhe von 6 bis 10 Prozent des Nettoladenpreises (= Verkaufspreis minus Mehrwertsteuer) je verkauftem Exemplar. Und dies keineswegs im voraus. Vielmehr bürgert sich in den letzten Jahren die Praxis ein, einmal jährlich abzurechnen, was nichts anderes bedeutet, als daß der Autor sein „Gehalt" oft erst viele Monate nach Erbringen seiner Leistung sieht. Gehen wir von einem derzeit üblichen Preis von etwa DM 50,– für einen farbig illustrierten Band aus,

so bedeutet dies für den Autor je verkauftem Exemplar ein Honorar zwischen 3 und 4,50 DM. Verkauft der Verlag von diesem Buch im ersten Jahr 3000 und in den folgenden drei Jahren noch jeweils 1500 Exemplare, so ist dies für die Branche ein gutes Geschäft, verkauft er insgesamt mehr als 10000 Exemplare, so wird er von einem Erfolg sprechen. (Es gibt Ausnahmen, die liegen deutlich über diesen Zahlen, doch sie ändern nichts an der zitierten Ausgangsthese.) Lassen wir nun den Autor unseres Beispiels ein wenig Erfolg haben, gestehen wir ihm 10000 verkaufte Bücher und sogar ein Honorar von 10 Prozent zu, so wird er nach etwa einem Jahrzehnt mit etwa 45000 DM entlohnt worden sein. Was hat er dafür getan? Nehmen wir an, dieser Autor wohnt in einer Entfernung von etwa 300 Kilometern von seinem „Arbeitsgebiet", das er zehnmal für je 5 Tage besucht (was bereits nur zu einem unseriösen Buch führen könnte). Bis hierher kostet ihn sein Projekt also 6000 Autokilometer und 40 Übernachtungen. Hinzu kommen Kosten für Karten, Führer, Literatur und vor allem Filmmaterial, die er als Vorleistungen erbringt und in der Regel nicht zusätzlich abrechnen kann – es sei denn gegenüber seinem Finanzamt. Die komplette Ausrüstung, die er zur Ausübung seines Berufes braucht, wird ebenfalls vorausgesetzt: Fahrzeug, Foto- und Alpinausrüstung sowie (wenn er halbwegs rationell arbeiten will) der unvermeidliche Computer für die Texterfassung. Wünschen wir unserem Autor noch einmal nur das Beste, indem wir von Unkosten in einer Höhe von 5000 DM ausgehen (weil er ja das Auto ohnedies hätte, ebenso seine Kamera; und in den Bergurlaub würde er ja auch ohne Buchauftrag fahren ...). Unter dem Strich erzielt er also aus diesem Buchprojekt (das wir ein erfolgreiches nennen) Einkünfte von etwa DM 40000 innerhalb von zehn Jahren; dies bedeutet einen monatlichen Zuschuß zur Miete in Höhe von DM 333! Anders ausgedrückt: Hat dieser Autor stets gleichzeitig zehn Projekte dieser Größenordnung im Verkauf (und das wäre die Zuwaage für einen Elefanten, nicht für einen Alpinautor), könnte er hoffen, sich dem Einkommen, das in unserem Land als Durchschnitt für Angestellte gilt, wenigstens auf grobe Sichtweite zu nähern. Alpiner Sachbuchautor, ein Traumberuf!

Wer sich vom Führerschreiben ein sicheres Einkommen erwartet, wird noch ärger enttäuscht, denn bei niedrigeren Auflagenzahlen und einem Verkaufspreis, der oft nur die Hälfte eines Bildbandes beträgt, halst sich der Autor ein deutliches Mehr an Arbeit auf: Während eine vage Beschreibung in einem Bildband heute nur noch als Kavaliersdelikt gilt, verzeiht man falsche Angaben in einem Führer nicht so leicht. Das Ablaufen aller beschriebenen Routen ist Pflicht und wird von den seriösen Verlagen zumindest dazu gemacht. Und da erkennt man rasch den Aufwand, denn 300 Seiten zu schreiben, das ist die eine Angelegenheit, diese 300 Seiten jedoch zuerst abgelaufen zu haben, eine wesentlich schwierigere. Das eindrucksvollste Beispiel derart „vergeblicher" Arbeit ist der „Alpenvereinsführer Gesäuseberge" von Willi End: Mehr als 800 Seiten umfaßt das Werk, dazu über 200 Aufnahmen und 135 Anstiegsskizzen (neudeutsch „Topos") sowie 14 Kartenskizzen. Es ist eine lückenlose Erschließungsdokumentation dieses kleinen Gebirges und eine Monographie im doppelten Sinn des Wortes, denn an diesem Führer ist vom Titelbild über den gesamten Text bis hin zu den Routeneinzeichnungen in die Bilder nichts, was nicht vom Autor selbst stammte – und dabei alles in einer Gesamtqualität, die nichts Vergleichbares neben sich hat (und wohl auch nicht mehr haben wird). Der Lohn für die Investition von Tausenden von Arbeitsstunden wird der Erlös aus einer verkauften Auflage von wenigen tausend Exemplaren sein. Dafür wird Willi End der alpinen Literatur das Schulbeispiel dafür hinterlassen, was das heißt: einen Führer machen. Es ist ein ungleicher Tausch.

Wir sind beim Kernproblem der Branche: Die Verlage, die heutzutage Bergbücher auf den Markt bringen, orientieren sich an den „ehernen Gesetzen" der Verlagskalkulation, etwa daran, daß an Honoraren nicht mehr als maximal 10 Prozent vom Netto-Ladenverkaufspreis zu rechnen seien. Doch was bedeutet dies an Realeinkommen bei einer verkauften Auflage von 30000 Exemplaren, was bedeutet es bei (im Alpinmetier realistischen) 7000? Überdies: Welchen Aufwand macht in der Herstellung ein Nur-Text-Band von 300 Seiten, welchen ein Bildband im Großformat?

Das Honorardrücken gilt längst als Maßstab für verlegerischen Professionalismus. Und diese falschverstandene Schlauheit hat dazu geführt, daß professionell arbeitende Autoren sich nicht mehr halten können. Aber es gibt ja noch die Amateure, die zumindest hinsichtlich der Masse neuer Titel keine Versorgungslücken entstehen lassen.

Exkurs über den Amateur

Da niemand von der Alpinschriftstellerei allein leben kann, werden die Verlage zwangsläufig mit Ideen und Manuskriptangeboten von Leuten überhäuft, die das Bücherschreiben zum Zweck der Existenzsicherung nicht nötig haben. Diese Amateure ernährt ein meist sehr unalpiner Beruf, und deshalb können sie für ihren alpinliterarischen Schrebergarten leben. Sie sind das Rückgrat aller Verlage, die sich mit Bergbüchern befassen, von ihnen stammen anteilsmäßig die meisten Titel (auch einige der allerbesten), sie sind die Voraussetzung, daß die Regale der Buchhandlungen vor Bergbüchern geradezu überquellen, ihnen verdanken die Verlage den – wie sie glauben – erforderlichen Nachschub an Masse. Gäbe es sie allerdings nicht, so würde mehr geplant und weniger „gemacht" werden. Die Amateure unter den Autoren sind im Bereich der alpinen Literatur eine feste Größe, die – beinahe unbemerkt – die Struktur der ganzen Branche verändert hat, bis sie brüchig wurde wie ein Termitenbau.

In einem gut geführten Verlag nämlich, der sein Programm plant (anstatt von zufälligen Angeboten abhängig zu machen), wird die Zahl der akquirierten Titel jene der verwirklichten angebotenen bei weitem übersteigen. Bei den Alpinverlagen ist dieses Verhältnis extrem verschoben. Und oft gewinnt man den Eindruck, es würde alles gedruckt, was nur den Weg bis zum Briefkasten findet. Nein, das ist mehr als nur ein Eindruck: Das Drauf-los-Produzieren ist die Folge einer insgesamt unglückli-

chen Konstellation des ganzen Gewerbes. So konzentrieren sich allein auf München zumindest vier Verlagshäuser, in denen der Traum von der Marktführerschaft der Gast aller schlaflosen Verlegernächte ist. Drei von ihnen verfolgen ihr Ziel mit nahezu identischen Methoden, indem sie die möglichst lückenlose Abdeckung aller Gattungen (Führer ausgenommen) anstreben. Und das bedeutet naturgemäß: jedem Verlag sein eigenes Montblanc-Buch, jedem sein eigenes Dolomiten-Buch, jedem sein Alpen-, sein Weitwander-, Trekking-, Sportkletter-, Nepal-, Türkei-Buch. Aber: Wie viele kompetente Alpen-, Nepal-, Montblanc-Kenner gibt es, und wie viele von ihnen sind in der Lage, ein Thema überhaupt zu entwickeln?

Seine Wurzel hat das Übel dieser Kraut-und-Rüben-Verlegerei wieder bei den Zahlen: Wenn die Branche keine Auflagenzahlen zu erzielen imstande ist, von denen Berufsautoren (mit all den vielen Vorzügen für Verlag und Leser) leben können, muß sie sich mit Amateuren behelfen – und steht mit einem Bein im Grab: Da unsere Lese- und Sehgewohnheiten bereits im Alltag von durchdachten Botschaften geprägt werden, wird sich im Lauf der Zeit jeglicher Dilettantismus als zu hohes Risiko erweisen.

Wir haben, so müßte das Fazit lauten, zuviele Alpinverlage. Und so lautet es auch! Der Kunde kann deshalb unter einem immensen Angebot an Unzureichendem auswählen, das routiniert, aber ohne Phantasie zwischen zwei Buchdeckel fabriziert wird. „Phantasie" – ich sehe sie die Stirn runzeln, meine potentiellen Arbeit-Geber in den Verlagen, und weil ich einen Arbeitgeber nie gerne die Stirn runzeln sehe, werde ich erklären, was ich ausgedrückt hätte, wenn es mir gelungen wäre: „Phantasie" ist ebenso wie „Kreativität" oder „Konzeption" ein Reizwort, das offen zu gebrauchen ich niemandem empfehle, der in einem Verlag arbeiten will. Ja, es ist nicht nur ein Reizwort, es ist geradezu unfein, denn es zeugt von der Unreife seines Verwenders, der damit zum Ausdruck bringt, daß er nicht „verlegerisch" denken kann. Bezeichnend für diese Einstellung ist der Satz: „Hören Sie mir bloß mit dem auf, der ist ja ein Künstler." Der Verleger nämlich ersetzt all diese drei Begriffe durch einen (und erweist sich allein dadurch schon als Ökonom): „Erfahrung". Ich schwanke bei der Beurteilung dieser Selbstetikettierung seit Jahren zwischen den Begriffen „Lebenslüge" und „Schutzbehauptung". Eine Entscheidung fällt schwer, jedenfalls ist das Gesamtbild düster wie ein Rembrandt. Daß Phantasie geradezu eine verlegerische, wenn nicht gar unternehmerische Urtugend ist, wenn es darum geht, etwas zu bewegen, wird gern übersehen. Die Bücher, mit denen der Kunde konfrontiert ist, sind der lebendige Ausdruck dieses Mißstandes: In einer Zeit, in der die meisten Medien sich aller zur Verfügung stehenden Kenntnisse der Kommunikationswissenschaften bedienen, siecht das Bergbuch auf einem mäßigen Niveau dahin, reproduziert nicht nur die Sprache längst vergangener Epochen, sondern auch noch deren ideologischen Bodensatz. Im Zeitalter der Satellitenbilder plagt man den arglosen Buchkäufer mit Perspektiven aus dem Familienalbum – jeder kennt die „100 goldenen" Sowiesos, als Bildband verkleidet und zur Reihe geplättet.

Der Markt wird das Problem der Trittbrettfahrer vermutlich auf seine Weise regeln, und die Zahl der *Ex*-Alpinverleger wird zunehmen. Es wird diejenigen treffen, die zu lange der Versuchung erlegen sind, auf Kosten eines kompetenten Personals Geld zu sparen, und die taten- und ahnungslos zugesehen haben, wie ihr wichtigstes Kapital, das fachliche Know-how, verkommen ist. Erst wenn die Zahl der Alpinverlage auf ein Maß gesunken ist, das es den übriggebliebenen erlaubt, wieder mit ökonomisch sinnvollen Auflagenhöhen zu produzieren, ist eine generelle Verbesserung zu erwarten in Form von angemessenen Redaktions- und Layoutzeiten sowie entsprechend höheren Autorenhonoraren, die die Voraussetzung sind für einen Professionalismus bei den Schreibern und Fotografen.

Lernziel Massengeschmack

Die Klage über unsere hektische Zeit, die uns zu nichts mehr die Ruhe läßt, sie ist in aller Ohren. Der Teil unserer Kultur, der sich der allzu raschen Aufnahme dadurch widersetzt, daß er uns Zeit kostet, gerät in große Not. Was soll aus dem Buch werden, wenn es keinen Leser mehr gibt? Ein Bilderbuch! Wenn der Leser nämlich nicht mehr zum Buch kommt, muß das Buch... Auch dies so etwas wie ein ehernes Gesetz, und es beschert uns ein neues Buchverständnis. Nur so können wir uns erklären, daß die Aussage „ohne *Farbe* geht heute nichts" eine Aussage über *Literatur* sein kann. Über alpine Literatur, zugegeben. Immerhin!

Was uns blüht, ist eine Stromlinienkultur, die die Begriffe „Äußerung" und „Veräußerung" zueinander in eine Nähe rückt, die unsere Aufmerksamkeit verdient. Die „Renner" sind in Schablonen gepreßte Bild-Text-Arrangements, die niemanden – und dadurch nichts – bewegen. Fabriziert werden, als optisches Spektakel für eine spontane Kaufentscheidung, potemkinsche Bücher, repräsentativ zwar, doch inhaltsarm und eilig gemacht. Mehr als in anderen Bereichen steht in der alpinen Literatur das Buch als Kommunikationsmittel zur Disposition. Das hängt zum einen damit zusammen, daß der Leser mehr Zeit braucht als der Fern-Seher oder Zeitschriftenkunde – Zeit zum Lesen und zum Verarbeiten. Und das hängt andererseits damit zusammen, daß gerade die alpinen Verlage dem sich differenzierenden Markt mit nichts anderem zu begegnen wissen als mit Opportunismus („wir machen, was man von uns erwartet...") und jener ans Primitive grenzenden Schläue, die die Misere des Angebotes als Misere der Nachfrage zurechtlügt („wenn der Markt nichts anderes fordert, kann man auch nichts anderes machen"). Das Lernziel der Verleger und Lektoren ist heute der Massengeschmack, und der wird zuvor, damit sie sich nur ja nicht zu besonderen Anstrengungen herausgefordert fühlen müssen, als denkbar schlecht definiert.

Für die Alpinverlage ist der Wandel des Freizeitverhaltens existentielle Herausforderung und große Chance zugleich. Dennoch verläuft die Suche nach Lösungen eher vage. In den kleineren Unternehmen bestimmt das Weltbild des Verlegers, was auf den Markt kommt, und in den Konzernen ist die Programmplanung längst eine Domäne der Vertriebsabteilungen. Stärker noch als die leidigen Terminzwänge bei der Produktion sind es

die Verkäufer und Vertreter, die die Abkehr vom Buch als einem Ausdrucksmittel vollziehen. Das *Fach*publikum wird als Marktfaktor in die Planungen kaum noch miteinbezogen, und so widmen sich die Gedanken nahezu ausschließlich einer Art von Lauf- oder Gelegenheitskundschaft, wie man sie etwa in den Zeiten der sogenannten Schlußverkäufe findet: raffend, was als besonders attraktiv und preiswert ins Auge sticht, nicht das, was eigentlich gebraucht wird. Ein Indiz für diese Entwicklung ist der Neuerscheinungsfetischismus, dem der Buchhändler aus gutem Grund, der Leser jedoch bewußt-los huldigt. Der Fachverlag, der früher die Gewähr bot, daß wichtige Tendenzen des Alpinismus in Buchform auskristallisierten und somit nachvollziehbar blieben, er ist längst ein Anachronismus. „Man lacht in der Branche über ihn", heißt es dann in den Reihen der „Macher" – und was kann einem schon Schlimmeres passieren.
Wem die kleinen soliden Geschäfte nicht vergönnt sind, der schwadroniert gern über das *Business*. Der Verleger von Welt als kulturtragendes Individuum gibt sich heute international. Die Pflege des Lizenzgeschäfts gehört zum guten Ton auch der Alpinverlage, und so begegnet einem manches neue Buch als nahezu identische Kopie eines im Ausland produzierten Originals. Wogegen zunächst nichts zu sagen ist: Lizenzeinnahmen päppeln knappe Kalkulationen auf, und Koproduktionen helfen die Herstellungskosten senken – sie sind bewährte Techniken im Dienst der Marktüberschwemmung. In vielen Fällen verzichten die Lizenznehmer dabei jedoch auf eine wirkliche Beteiligung am Entstehungsprozeß (das spart natürlich auch Kapazitäten und damit Geld) und geben sich zufrieden mit dem, was ihnen als Ergebnis vorgesetzt wird. Vom Käufer geht im Sinn eines Regulativs keine Gefahr aus, zumal die Auflagen so knapp gehalten werden, daß sich kaum ein ernsthaftes Risiko einstellen kann. Im ersten Jahr erfüllt solch ein zufälliger Fang seine Rolle als „Neuerscheinung des Verlages", und im darauffolgenden Jahr braucht's ohnedies wieder „etwas Neues". Dies ist die Logik des gegenwärtigen Buchvertriebs, doch sie verkennt, daß es für ein Fachbuch kein Kriterium sein kann, ob es *neu* ist, sondern vielmehr, ob es – man entschuldige die Banalität des Ausdrucks – *„etwas taugt"*. Die besserverdienenden unter den Alpinverlagen haben sich durch die Verkennung dieser Tatsache den Ruf bereits so gründlich verdorben (ohne es, dank selektiver Wahrnehmung, bemerkt zu haben), daß ihre Produkte nur noch als Geschenke *taugen*. Die Belieferung des Marktes mit wichtigen Inhalten und wirklich bemerkenswerten Titeln ist bereits seit längerem eine Domäne der kleineren Außenseiter und Nicht-Alpinspezialisten.

Fachzeitschriften?

Bei all diesen Klagen über die Krise der Alpinliteratur sollte nicht übersehen werden, daß ein wesentlicher Faktor zur Qualitätssicherung nahezu fehlt: der Spiegel durch die Fachpresse. Was die großen deutschsprachigen alpinen Monatszeitschriften als Buchvorstellungen ausgeben, spottet jeglichem kritischen Informationsanspruch, paßt (pars pro toto) allerdings gut ins Gesamtbild, das geprägt ist von Trott und Lethargie.

Am Ende: die Helden der Berge

Manchen mag im Zusammenhang dieses Beitrages ein Reflex der autobiographischen alpinistischen Literatur fehlen. Doch ist sie – in unseren Tagen – ein eigener Geschäftszweig, spezialisiert auf die Vermarktung von Identifikationsfiguren und solchen, die via Massenkommunikationsmittel zu solchen erhoben wurden. Der Wert dieser Bücher richtet sich weitgehend nach dem Marktwert (als Werbe- oder Mythenträger) des Autors, und dies ist kein literarisches Kriterium. Als verlegerisches Problem sind derlei Bücher von untergeordneter Bedeutung: Man macht sie eben, wenn einem der Autor zugkräftig genug vorkommt. (Ich erinnere zum Beleg an mein Reinhard-Karl-Erlebnis.) Wem etwa das große flachländische Nachrichtenmagazin für seine Taten ganze Serien widmet oder wer in Mehrteilern die öffentlich-rechtlichen Mattscheiben füllen kann, dessen Darlegungen verkaufen sich notfalls auch ohne Verlag.

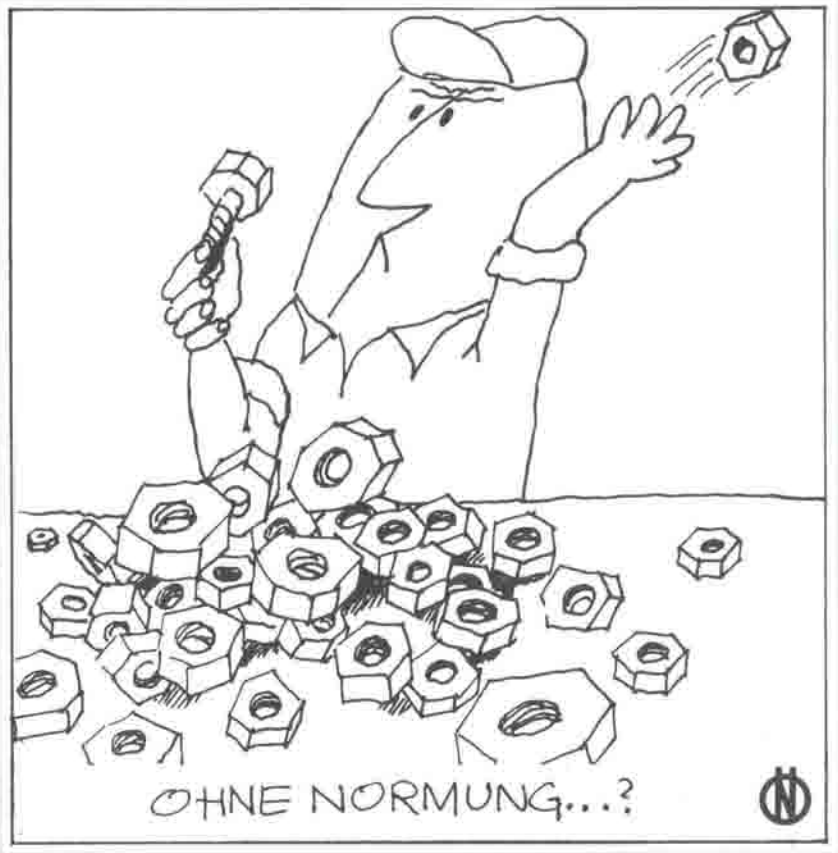
Wozu der Eifer?

„Ein Buch zu machen, das ist keine Kunst. Es zu verkaufen, das ist eine!" Ich bezweifle im Grunde nicht, daß dieser Verleger-Aphorismus zutrifft, auch wenn er jeglicher Art von inhaltlichem Anspruch die Luft ausläßt, denn er gilt für alle *Waren*. Längst wird das Verlagsgeschäft von Leuten bestimmt, die von Geld mehr verstehen als von Büchern. Ein Narr, wer sich gegen sie auflehnte. Und welcher Lektor will schon gerne Narr sein. Was bleibt, sind kreative Überlegungen zum Rückzug:
Die Alpinliteratur ist am Ende, wenn sie sich nicht mehr rechnet. Und sie rechnet sich nicht mehr! Die Bildbände, an die wir uns gewöhnt haben, erforderten Auflagenhöhen, die nicht erreicht werden. Oder sie erforderten neues Denken. Themen sind leichter aufzutreiben als Geld. Wer die Verwirklichung seiner Projekte nicht immer noch mehr Sparzwängen unterwerfen will, muß also neue Vertriebswege finden, die mehr Sicherheit bieten, als dies der Buchhandel vermag. Die Suche nach Sponsoren ist durchaus sinnvoll. Wem bestimmte Bücher am Herzen liegen, darf in dieser Hinsicht keine Berührungsängste haben. Wer seine Bücher gegen die Gesetze unserer Gesellschaft machen will – wird überhaupt keine Bücher machen. Und dann wird vieles ungesagt bleiben. Deshalb bin ich Realo.
Die Zeit der Einzelkämpfer ist vorbei, das Ein-Mann-Lektorat ist ein Denkfehler: Jeder, der heute Bücher macht, bewegt sich in einem unübersichtlichen Gewebe von Entwicklungen und Tendenzen. Nicht der legendäre „Riecher" garantiert *dauerhaften* Erfolg (niemand im Sachbuchbereich wird mir dafür den Beleg liefern können), sondern systematische Auseinandersetzung mit Zielgruppen und Themen, und die schafft niemand zuverlässig alleine. Das ist Gruppenarbeit. Nur wem es bewußt ist, daß zwischen Anbieter (Autor/Verlag/Buchhandel) und dem Käufer eine wirkliche Symbiose bestehen *muß*, vermag marktgerecht zu handeln. Gefordert ist die Abkehr vom Hang zum Gelegenheitsgeschäft, dem mancher Verlag heute frönt. Und gefordert ist die Abkehr vom eindimensionalen Buch – auch wenn es nur von Gebirge und Bergsteigen handelt.

Von einem, der auszog, etwas bewegen zu wollen

Über die Schwierigkeiten der Normung von Bergsteigerausrüstung

Pit Schubert



Um es vorweg zu nehmen – die Normung von Bergsteigerausrüstung ist ein hartes Brot. Für alle, die damit zu tun haben. Viele wollen gehört werden, noch mehr wollen mitreden. Manche möchten gar keine Normen, andere wieder endlos lange, in denen auch jede unbedeutende Kleinigkeit festgeschrieben ist. Alle diese Wünsche müssen unter einen Hut gebracht werden. So kann eine Norm immer nur einen Kompromiß darstellen. Trotzdem hat die Erfahrung inzwischen gezeigt, daß es sich mit einem solchen Kompromiß durchaus leben läßt. Das gilt für die Hersteller von Bergsteigerausrüstung wie für die Verbraucher genauso wie für die Prüfinstitute, die nach den Normen prüfen müssen.

Normung Ja – Normung Nein?

Der Begriff der Normung hat heute vielfach einen schlechten Beigeschmack. Normung riecht nach Gleichmachung, nach Gleichschaltung, nach Uniformierung. Dagegen ist die Mehrheit der Bürger. Geschichtlich bedingt und deshalb durchaus verständlich. Hat sich doch ein bekannter deutscher Alpinjournalist einmal, auf die Normung von Bergsteigerausrüstung angesprochen, so geäußert: „Jetzt wird auch noch das Bergsteigen genormt – muß das sein?" Dabei dürfte er wohl übersehen haben, daß nur die Ausrüstung genormt wird und nicht etwa das Bergsteigen als Tätigkeit. Und bei der Ausrüstung – das darf hier unterstellt werden – dürfte wohl in der Regel auch übersehen werden, daß nicht deren Form genormt wird – von wenigen sicherheitsrelevanten Ausnahmen abgesehen – sondern nur deren Festigkeit und andere Eigenschaften, die die Sicherheit tangieren. So schnell kann sich eine falsche Meinung manifestieren und – sollte der Alpinjournalist gerade dazu aufgelegt sein – möglicherweise gar publiziert werden.

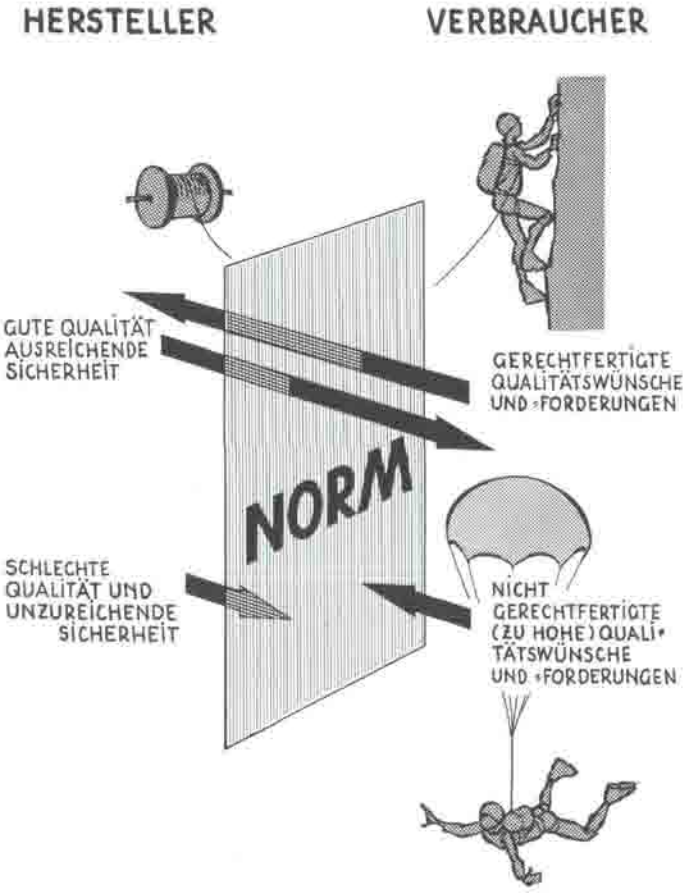
Zugegeben – bei der Normung geht es um Gleichmachung. Stellen wir uns einmal vor, es gäbe heute noch keine Normen für Schrauben und Muttern, und jeder kleine oder größere Handwerker würde seine eigenen Schrauben mit einem ganz speziellen, nur ihm zusagenden Gewindedurchmesser herstellen. Von unterschiedlicher Gewindesteigung ganz zu schweigen. Jeder Benutzer solcher Schrauben und Muttern würde sich die Haare raufen und stöhnen, daß es im zwanzigsten Jahrhundert immer noch nicht möglich ist, Schrauben und Muttern verschiedener Hersteller so zu fabrizieren, daß sie zueinander passen.

Nicht anders bei Karabinern und Bohrhaken. Das Problem ist bekannt. Da die Norm für Bohrhaken aufgrund des erst kurz zurückliegenden Erscheinungstermins noch nicht gegriffen hat, lassen sich manche Karabiner nicht in die Bohrhakenösen einhängen oder haben keine ausreichende Bewegungsfreiheit, da die Öse zu klein ist. Das genannte Beispiel der Schrauben und Muttern, die nicht zueinander passen, drängt sich auf. Und das im zwanzigsten Jahrhundert.

Eigenartig. Da wird der Normung vielfach ablehnend gegenübergestanden. Wohl eher, weil es sich gut anhört und Mode geworden ist. Gerät man dann aber selbst mit der Technik in Konflikt, weil irgend etwas, das unserer Meinung nach zusammenpassen sollte, nicht zusammenpaßt oder reißt oder bricht, das unserer Meinung nach weder reißen noch brechen sollte, dann ist man enttäuscht darüber, daß dies im zwanzigsten Jahrhundert immer noch nicht . . . siehe oben.

Genormt wird überall auf der Welt. Die Menschheit kommt um die Normung gar nicht herum. Denn wenn Menschen mit Geräten zu tun haben und diese Geräte größere Verbreitung finden – gleiches gilt für Apparate und Maschinen – muß es zwangsläufig zur Normung kommen. Dies gilt für alle Bereiche der Technik. Ob im Automobilbau oder in der Luftfahrttechnik der Industrieländer, ob bei der Herstellung metallener Buddhafiguren in Kathmandu, ab einer gewissen Technisierungsschwelle ist die Normung unumgänglich. In solchen technischen Bereichen, in denen von der Gerätequalität und der Gerätesicherheit auch Leben und Gesundheit der Benutzer abhängen, ist der Drang zur Normung noch verstärkt. Verständlich – denn die Natur hat dem Menschen das Bedürfnis zu überleben mitgegeben.

Die Normen haben einen wichtigen Platz – sie stehen zwischen Hersteller und Verbraucher



Zeichnung: S. Lassmann

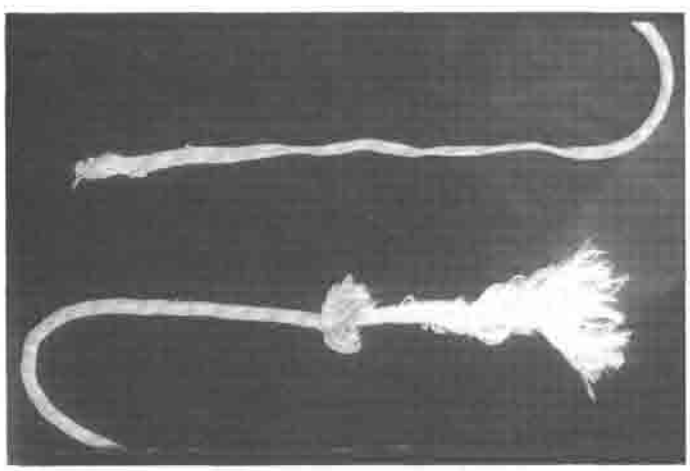
Unten: Die Menschheit kann mit Überschallgeschwindigkeit um die Erde und zum Mond fliegen - wir können aber immer noch nicht... (Seilriß mit Todesfolge)

Wem dient die Normung?

Normung ist für alle da! Dieser Leitsatz aller Normeninstitute weltweit sagt eigentlich alles aus. Man muß ihn nur richtig und vollständig interpretieren.

Die Normung ist für den Verbraucher da. Ihm soll nicht jeder Schund angedreht werden können und schon gar nicht, wenn es um sicherheitsrelevante Ausrüstung wie die fürs Bergsteigen, Fels- und Eisklettern geht. Schließlich hängen Leben und Gesundheit am Berg mit von der Ausrüstung ab.

Die Normung ist auch für den Hersteller da. Dem Hersteller müssen Leitlinien an die Hand gegeben werden, nach denen er fertigen kann. Denn es sollen von der Verbraucherseite keine unmöglichen Anforderungen an die Produkte gestellt werden können. Das Seil bietet das beste Beispiel. Der Verbraucher könnte nämlich leicht der Meinung sein, daß Bergsteigerseile heute unter keinen Umständen mehr reißen dürfen, denn schließlich hängt ja sein Leben daran. Sollten also nur solche Seile zulässig sein, die in der Praxis überhaupt nicht mehr reißen können, dann gäbe es gar keine Bergsteigerseile mehr oder nur solche dicken Schiffstaue, daß damit niemand mehr klettern könnte. Die Technik ist noch nicht so weit, daß wir handliche Seile herstellen können, die jeder Belastung der Praxis standhalten. Wobei die Betonung auf handlich liegt. Bei Sturzbelastung über eine etwas schärfere Felskante reißt noch jedes Seil. Auch das beste und neueste. Es wird abgeschert. Die Menschheit kann zwar mit Überschallgeschwindigkeit um die Erde und sogar bis zum Mond fliegen – wir können aber immer noch keine Seile herstellen, die jeder scharfen Kantenbelastung gewachsen wären. Dem Hersteller müssen also Leitlinien an die Hand gegeben werden, die ihn dazu berechtigen, sicherheitsrelevante Produkte, die keine hundertprozentige Sicherheit bieten können – weil technisch nicht möglich, siehe oben – auf den Markt zu bringen. Und das, ohne daß ihm, bei einem Materialversagen – im genannten Fall bei einem Seilriß – daraus ein Strick gedreht werden kann, sprich: daß Regreßansprüche im Rahmen der Produkthaftung eingeklagt werden können.

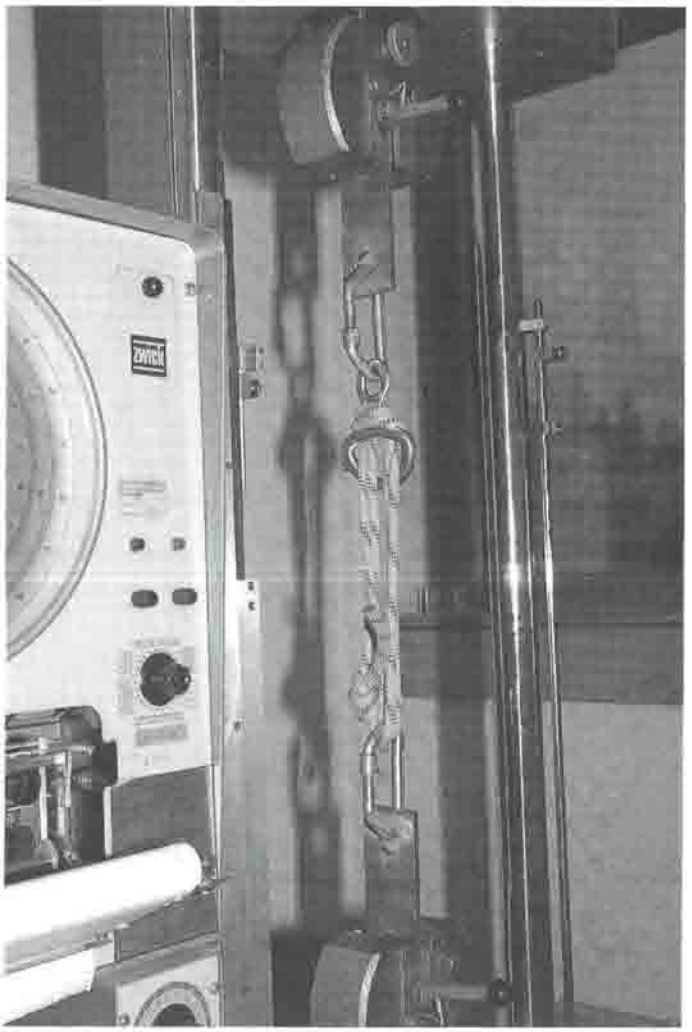


Bei Belastung durch übliche Sportkletterstürze in eine Zwischensicherung kann kein Seil mehr reißen – es sei denn, es läuft über eine Felskante

Andererseits soll ein Seil natürlich auch nicht schon bei jedem Ministurz reißen. Der Verbraucher wäre stocksauer – wenn er es noch sein kann. Der Verbraucher muß also auch – siehe oben – vor minderwertigen Produkten geschützt werden. Auch hierfür braucht der Hersteller Leitlinien, damit er Mindestanforderungen erfüllen und Fehlprodukte aussondern kann. Die Leitlinien – nichts anderes als die Normen – sehen heute für Seile beispielsweise vor, daß diese weder im Anseilknoten, noch im Karabiner der Zwischensicherung und auch nicht mehr in der Kameradensicherung reißen können, sei es nun die Halbmast-, die Achter-, die Stichtsicherung oder welche Sicherung auch immer. Gleich, wie hoch der Sturz auch immer sein mag. Nur jeder scharfen Kantenbelastung können sie noch nicht standhalten.

Die Normung grenzt also die Ansprüche der Verbraucher gegenüber dem technisch Möglichen und Sinnvollen, das die Ingenieure realisieren können, gegeneinander ab. Der Verbraucher

Bergsteigerausrüstung wird von zugelassenen Prüfinstituten geprüft. Hier Prüfung von Abseilachtern auf der Zerreißmaschine



soll einerseits nicht technisch Unmögliches vom Hersteller verlangen können, und der Hersteller soll andererseits dem Verbraucher auch keine minderwertige Ausrüstung andrehen können. Die Normen stehen also zwischen Hersteller und Verbraucher. Sie grenzen die Wünsche und Ansprüche gegeneinander ab.

Die Normung ist auch für die Prüfinstitute da. Die Prüfinstitute müssen wissen, was sie wie prüfen sollen. Es soll nicht so sein, daß ein Prüfinstitut, weil die Sonne gerade scheint, ein Seil in trockenem Zustand prüft, und das andere Prüfinstitut, weil es gerade regnet, in nassem Zustand, in dem die Seile übrigens weit weniger halten. Die Prüfmethoden müssen einheitlich und reproduzierbar sein. Letzteres heißt, daß bei einer Prüfung in Hamburg das gleiche Ergebnis herauskommen muß wie bei einer Prüfung in München. Gleich, ob an einem Montag oder Freitag geprüft wird, gleich, ob Ingenieur Müller oder Meier prüft.

Wie weit soll die Normung gehen?

Natürlich soll nicht alles genormt werden. Man bewahre die Menschheit vor diesem Übel. So sind denn auch Puderdosen und Schlafzimmertapeten nicht genormt. Die Qualitätsselektion auf diesem Gebiet kann dem Markt überlassen bleiben. Mit einer undichten Puderdose oder einer ausbleichenden Schlafzimmertapete werden auch weder Leben noch Gesundheit gefährdet. Nur das äußere Erscheinungsbild wird tangiert.

Doch bei allen sicherheitsrelevanten Gebrauchsgegenständen ist Normung notwendig. Das beginnt beim Werkzeughammer. Wem will schon ein abbrechender Hammerkopf um die Ohren fliegen? Und das endet bei zusammenklappbaren Kinderlaufställen. Wer wünscht schon einem Kleinkind einen ein- oder gar abgeklemmten Finger? Niemand. Und trotz umfangreicher Sicherheitsvorschriften für Kinderlaufställe hat sich gerade im letzten Jahr wieder ein Kind in Bayern einen Finger abgeklemmt. Große Aufregung bei den Verantwortlichen im Ministerium für Arbeit und Soziales – und die Sicherheitsvorschriften für Kinderlaufställe wurden noch einmal verschärft. Wie heißt es mit Recht? Jeder Unfall ist ein Unfall zu viel. Und wem wollten die Schmerzen eines verunfallten Kleinkindes nicht nahegehen?

Wie sehen die Normen aus?

Aus Einheitlichkeitsgründen sind alle Normen in gleicher Form aufgebaut. So kann sich der Leser leichter zurechtfinden. Die Normen beginnen mit Begriffsbestimmungen, da der Leser wissen muß, was sich hinter Begriffen wie Kantenarbeitsvermögen, Verschlußsicherung und ähnlich unverständlichen Fachwörtern verbirgt.

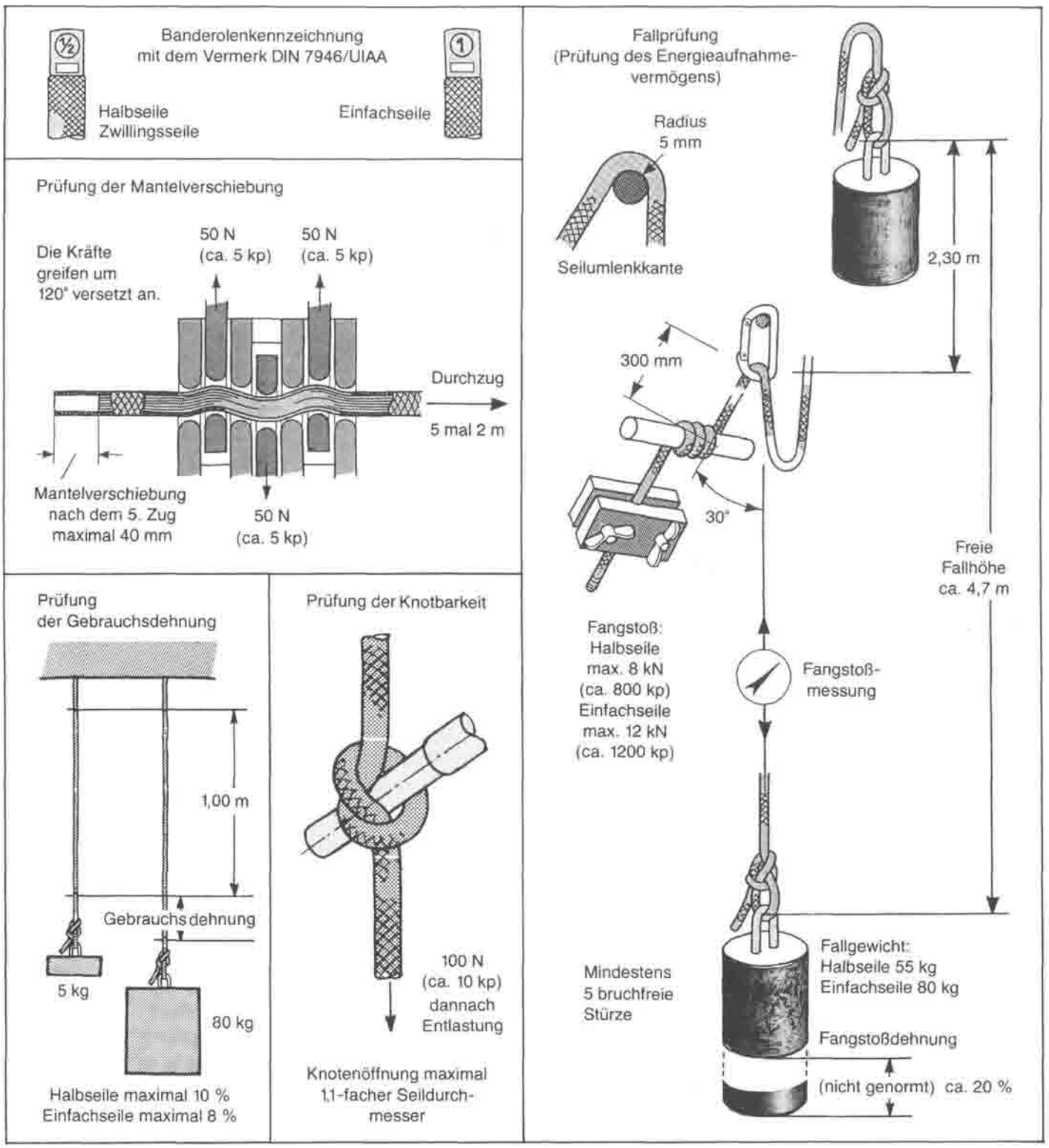
Es folgen die sogenannten sicherheitstechnischen Anforderungen. Das sind Anforderungen, die an das Produkt gestellt werden und die es erfüllen muß. Zum Beispiel: wie viele Normstürze muß ein Seil halten, welcher Belastung muß ein Karabiner, ein Klemmkeil, ein Klemmgerät, eine Eisschraube standhalten?

Es folgen die Prüfmethoden: Wie groß müssen Fallgewicht und Fallhöhe beim Normsturz sein? Wie werden Karabiner, Klemmkeile und Klemmgeräte in die Zerreißmaschine eingespannt? In welcher Art von Eis werden die Eisschrauben bis zum Bruch oder Herausziehen belastet?

Danach folgen Hinweise auf Kontrollprüfungen: Wie oft müssen die Produkte überprüft werden? Alle Jubeljahre oder jedes einzelne Stück? Ersteres garantiert keine gleichmäßige Qualität, letzteres würde dazu führen, daß nur Abfall bzw. Schrott produziert werden würde. Denn die meisten Prüfungen wirken sich zerstörend auf das Prüfmuster aus.

Weiter folgen Hinweise auf eine eventuell erforderliche Gebrauchsanleitung: Wie ist ein Anseilgurt anzulegen, was ist vorn und hinten, oben und unten? Bei Komplettgurten, bei denen

Vereinfachte Darstellung der Normprüfung von Seilen



Zeichnung: S. Lassmann

Brust- und Sitzgurt aus einem Teil bestehen, hat man sogar noch mit einer Gebrauchsanleitung seine Schwierigkeiten. Wer es nicht glaubt, nehme einen solchen Gurt und die dazugehörige Anleitung, und er wird frustriert sein über sein mangelndes Geschick, einen Komplettgurt anzulegen.
Abschließend folgen Hinweise auf die Kennzeichnung: Woran erkennt der Verbraucher, ob es sich um ein Einfach- oder um ein Halbseil handelt? Woran erkennt der Verbraucher, welche Festigkeit ein Klemmkeil oder ein Klemmgerät besitzt? Woran erkennt der Verbraucher, daß das Produkt den Normen entspricht, also normkonform ist, wie sich der Fachmann schwerverständlich auszudrücken pflegt.
Der Normentext ist im sogenannten Normen-Deutsch abgefaßt. Das ist ein sachlich abgefaßter, um nicht zu sagen trockener, Fachtext, der nur Technikern verständlich ist. Für einen Nichttechniker und andere normale Menschen sind Normentexte widerliches Fachchinesisch. Deshalb muß allen nicht von der Technik Beleckten von der Beschaffung der Normen abgeraten werden. Außerdem sind die Normen sündhaft teuer. Wohl deshalb, weil der Normenverkauf, seitdem es Kopiergeräte gibt, auffallend zurückgegangen ist.
Um die Normen für Bergsteigerausrüstung verständlich zu machen, hat der Sicherheitskreis die wichtigsten Kriterien aller Normen für Bergsteigerausrüstung in Piktogrammform zusammengefaßt. Als Beispiel ist das Piktogramm der Seilnorm auf S. 293 abgebildet. (Die Piktogramme aller Normen sind vom Sicherheitskreis erhältlich, Anschrift: Deutscher Alpenverein, Praterinsel 5, D-8000 München 22.)

Wie entsteht eine Norm?

In jedem Industrieland gibt es Normeninstitute. So in der Bundesrepublik das Deutsche Normeninstitut in Berlin mit Zweigstelle in Köln, in Österreich das ÖNORM-Institut in Wien. Einzelne Arbeitsausschüsse dieser Normeninstitute erstellen die Normen, so der Arbeitsausschuß „Bergsteigerausrüstung" die Normen für unseren Freizeitsport am Berg. In den Arbeitsausschüssen sind paritätisch vertreten:

- Verbraucher und Verbraucherorganisationen (DAV, ÖAV, Bergführerverband, Bundeswehr, Bergwacht) – sie haben ein Sicherheitsinteresse;
- Hersteller, Händler und Importeure – sie haben ein kommerzielles Interesse;
- Prüfinstitute – sie haben ein technisches Interesse.

Die Normentwürfe werden gemeinsam erstellt. Die dazu notwendigen Vorarbeiten, also die Materialuntersuchungen, hat in der Bundesrepublik bisher überwiegend der DAV durchgeführt, die letzten fünf Jahre mit Unterstützung und im Auftrag des Bayerischen Staatsministeriums für Arbeit und Sozialordnung. Das Ministerium will mit den Materialuntersuchungen und deren Umsetzung in die Normung eine Erhöhung der Gerätesicherheit erreichen. Die Bemühungen des Ministeriums wie die des DAV dienen also dem Verbraucherschutz.
Die Normentwürfe werden im Normenausschuß ausgiebig diskutiert. Jede Meinung muß gehört werden, auch die von Minderheiten. Es kann kein Entwurf zur Norm verabschiedet werden, gegen den von einer Seite starke sicherheits-, prüf- oder fertigungstechnische Bedenken vorgebracht werden. Kann keine Einigung erzielt werden, muß das Thema vertagt werden. Eine Norm darf auch nicht zum wirtschaftlichen Vorteil einzelner, zum Beispiel eines Herstellers, führen, weil Normung zum Nutzen der Allgemeinheit durchgeführt wird. Normung ist für alle da! Siehe oben.
Vor Druck des Normentwurfes wird versucht, den Text noch rigoros zu kürzen. Denn ein bekannter österreichischer Normenfachmann hat einmal treffend gesagt: „Eine Norm ist erst dann gut, wenn man sie nicht mehr kürzen kann." Damit traf er sicher den berühmten Nagel auf den Kopf. Denn nichts ist ermüdender als ein unnötig langer Normentext. Ist der Normentwurf so weit fertig, wird er als sogenannter Gelbdruck – in Österreich als Gründruck – der Öffentlichkeit zur Stellungnahme vorgelegt. Jedermann kann Einsprüche vorbringen, die, sofern sachlich begründet, im Normenausschuß behandelt werden müssen. Erst dann, wenn es keine Bedenken mehr gegen den Entwurf gibt, kann er zur Norm verabschiedet werden. Es erscheint dann der sogenannte Weißdruck, die endgültige Norm.
Für jede neue Norm gibt es eine Einführungsfrist, die vom Normenausschuß individuell festgelegt wird, je nach terminlichen Möglichkeiten der Hersteller. Denn die müssen ja ihre Produktion unter Umständen umstellen und können nicht alles, was nicht der neuen Norm entspricht, in den Abfall bzw. auf den Schrotthaufen kippen. Natürlich darf die Übergangsfrist nicht endlos sein, denn dann würden die neuen Normen nie greifen. Auch hier muß im Normenausschuß ein tragfähiger Kompromiß ausgehandelt werden.

Und wie sieht die Wirklichkeit aus?

Das Prozedere im Normenausschuß läuft ab wie oben in Form von Leitlinien beschrieben. Was nicht in den Leitlinien steht, ist die Praxis. Da haben die einzelnen Vertreter, seien sie nun von Firmen oder Verbraucherverbänden, handfeste Interessen, die Normentwürfe so zurechtzubiegen, wie sie es gern hätten.
Ohne den Herstellern zu nahe treten zu wollen, darf man sagen, daß sie am liebsten gar keine Normung hätten und sich wohl manchmal nach jenen Zeiten zurücksehnen, als es noch keine Normen für Bergsteigerausrüstung gab. Man muß sich in die Lage der Hersteller versetzen, und man wird diese Meinung verstehen. Schließlich engt jede Normung die Produktion ein, führt zu Zeitverzug und verteuert sie. Ohne Normung könnte der Hersteller seine Produkte in der Form herstellen, wie es ihm beliebt und wie er es bisher getan hat. Damit soll keineswegs unterstellt wer-

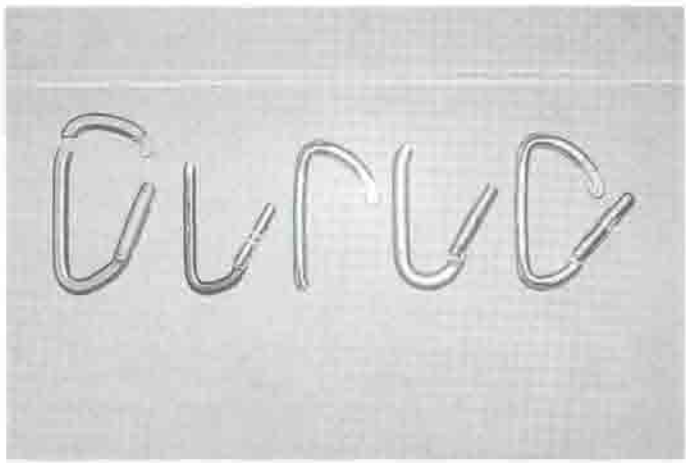
Optimale Sicherheit gegen einen Seilriß bieten nur Zwillingsseile. Reißt ein Seil, ist noch ein zweites vorhanden

den, daß dies immer zum Nachteil des Verbrauchers sein muß. Es kann zum Nachteil sein, muß es aber nicht. Viele Hersteller produzieren qualitativ hochwertiges Gerät auch ohne Normen. Bestes Beispiel sind die Abseilachter. Für Abseilachter gibt es weltweit noch keinerlei Normen, und Abseilachter sind noch nie zu Bruch gegangen.
Normen, die hohe Sicherheitsanforderungen stellen, können sogar solchen Herstellern ein Dorn im Auge sein, die diese Anforderungen bereits erfüllen. Denn die Konkurrenz muß, liegen Normen vor, nachziehen. Und der Hersteller, der die Anforderungen bereits erfüllt, kann sich mit seinem Produkt dann nicht mehr von der Konkurrenz positiv abheben. Also Gleichmachung. Allerdings. Aber auf hohem Niveau und zum Wohle des Verbrauchers.
Auch so manche Wünsche und Vorstellungen der Verbraucher müssen als exotisch oder gar als unrealistisch eingestuft werden. So möchten die Verbraucher nicht selten Sicherheitsvorstellungen durchdrücken, die das Produkt zweifelsohne zum weitaus sichersten Gerät der Welt machen würden. Es ließe sich nur nicht mehr verkaufen, weil zu schwer, zu unhandlich und zu teuer. Bestes Beispiel sind die Karabiner. Sie sollen möglichst leicht sein, am besten aufblasbar, und möglichst klein dazu, damit sie sich in jede winzige Hakenöse einhängen lassen. Und halten sollen die Karabiner natürlich auch. Jeden Sturz, auch bei Querbelastung und mit offenem Schnapper. Nur ein Zauberer könnte diese Wünsche verwirklichen. Und wäre dergleichen wirklich realisierbar, käme noch der Preis hinzu. Nach Vorstellungen der Verbraucher sollten die Karabiner mit höherer Qualität natürlich auch noch billiger sein.
Auch die Wünsche der Verbraucher zur Kennzeichnung der Produkte sind zwar verständlich, aber in die Praxis nicht immer umzusetzen. So wäre eine ausführliche Kennzeichnung der Klemmkeile mit einer Größen- und einer Festigkeitsangabe, mit dem UIAA-Gütezeichen und der DIN-Nummer durchaus sinnvoll. Doch wie sollte der Hersteller das auf einem winzigen Messingklemmkeil, der so klein ist, daß ihn etwas ältere Kletterer mit nicht mehr ganz gesunden Augen sowieso schon fast nicht mehr erkennen können, überhaupt unterbringen? Auch der seinerzeitige Wunsch der Verbraucher, die Halb- und die Einfachseile durch unterschiedliche Kennfäden kenntlich zu machen, war sicher gut gemeint, ging aber am Markt vorbei. Denn der Verbraucher wünscht neben einer Kennzeichnung auch noch bunte, poppige Seilfarben, die ein äußerlicher Kennfaden nur stören würde.
So exotisch die Meinungen und Vorstellungen der Hersteller und Verbraucher auch sein mögen, sie müssen im Ausschuß unter einen Hut gebracht werden. Das ist nicht immer ganz leicht. Das persönliche Gespräch vor den Sitzungen hat sich dabei noch immer als das nützlichste Instrument dafür herauskristallisiert. Vorteilhaft ist es auch, wenn die Meinungsvertreter – ob Hersteller oder Verbraucher – extreme Bergsteiger und Kletterer sind. Denn die Praxis ist für alle gleich, und die Fallgesetze sind überall auf der Welt die gleichen. Das führt immer wieder zusammen. Und Werkstoffkunde, Physik und Mathematik, ohne die es in der Normung nun mal nicht geht, sind – wie ein bekanntes HA-Mitglied des DAV einmal feststellte – zum Glück ideologiefrei. So konnte in den Normenausschüssen von DIN, ÖNORM und UIAA noch immer in relativ kurzer Zeit ein tragfähiger Kompromiß zwischen Herstellern und Verbrauchern gefunden werden.
Die Prüfinstitute haben eine weniger exponierte Stellung. Sie prüfen – wie sie gern sagen – alles, es muß nur technisch machbar sein.

Absolute Sicherheit?

Normgeprüfte Bergausrüstung garantiert nicht etwa absolute Sicherheit. Sie garantiert nur, daß die Ausrüstung dem Stand der Technik entspricht. Produktfehler, die nicht vorkommen sollten, ausgenommen (um die Folgen von Unfällen, die auf Produktfehler zurückzuführen sind, wenigstens materiell zu lindern, hat der Gesetzgeber die Produkthaftung eingeführt).
Absolute Sicherheit kann nicht für alle Bergausrüstung garantiert werden. Einige Beispiele sollen dies erläutern. Über die Situation bei den Seilen – bei welcher Belastung können sie noch reißen, bei welcher nicht mehr – wurde bereits oben berichtet. Seilrisse sind übrigens selten geworden. Haben sich bis etwa Mitte der achtziger Jahre im deutschen Sprachraum jährlich noch ein bis zwei Seilrisse – in der Regel mit tödlichem Ausgang – ereignet, so ist die Zahl der Seilrisse seitdem drastisch zurückgegangen. Man führt dies auf die vermehrte Verwendung von Zwillingsseil, vor allem im alpinen Gelände, zurück. Kein Seil bietet so viel Sicherheit wie ein Zwillingsseil. Das gilt hinsichtlich der Festigkeit – richtig: hinsichtlich des Kantenarbeitsvermögens – genauso wie für die Anwendung zum Abseilen bei einem möglicherweise notwendig werdenden Rückzug. Seilrisse mit Zwillingsseil sind auch noch nicht bekannt geworden. Zwar solche, bei denen einer der beiden Seilstränge riß, aber nicht beide. Wie man von Seilen keine hundertprozentige Sicherheit erwarten kann, kann man dies auch nicht von Reepschnur. Je dünner diese ist, natürlich um so weniger. Von einer nur vier Millimeter

Helme werden notwendigerweise immer weniger als vollkommen sein. Trotzdem bieten heutige Helme einen guten Kopfschutz. Ohne Helm hätte der Gestürzte den 30 m hohen Sturz in der Tissiführe am Torre Venezia höchstwahrscheinlich nicht überlebt



Oben: Durch Sturz mit offenem Schnapper belastete Karabiner; dem Sicherheitskreis gehen jährlich etwa fünf solcher Karabinerbrüche zu Rechts: Um Karabinerbrüchen mit offenem Schnapper vorzubeugen, können – falls die Hakenöse groß genug ist – zwei Expreßschlingen parallel eingehängt werden

dicken Reepschnur kann man nicht erwarten, daß sie jeder Belastung der Praxis gewachsen ist. Es sei denn, man verwendet sie, je nach Durchmesser, doppelt, drei- oder gar vierfach. Bänder bieten da mehr Sicherheit, da sich die Schnittbelastung scharfer Felskanten besser verteilen kann. Bandrisse sind auch noch nicht bekannt geworden.

Auch ein Helm wird notwendigerweise immer weniger als vollkommen sein. Denn einen Helm herzustellen, der sich tragen läßt und gleichzeitig jeder Belastung der Praxis gewachsen wäre – gleich wie groß der herabfallende Stein oder der eigene Sturz auch immer sein mögen – ist nicht denkbar.

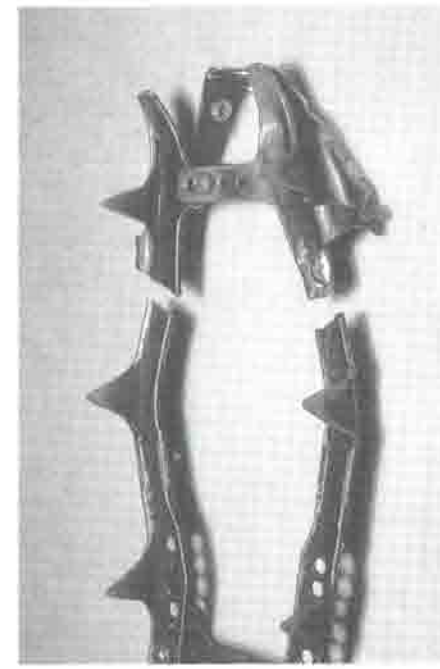
So wird die meiste Bergsteigerausrüstung nie absolute Sicherheit bieten können, sondern nur für die dafür vorgesehenen Fälle und Situationen am Berg, die immer nur ein Teil dessen sein werden, was uns begegnen kann.

Karabiner können unter normalen Bedingungen nicht mehr brechen. Unter normalen Bedingungen ist hier die weitaus häufigste Belastung, nämlich die in Längsrichtung und mit geschlossenem Schnapper, zu verstehen. Werden Karabiner dagegen quer belastet, können sie schon ab einer Belastung von 6 kN (ca. 600 kp) brechen. Gleiches gilt für offenen Schnapper. Und eine Belastung in dieser Größenordnung ist bei einem Sturz schnell erreicht. Drei Meter über der letzten Zwischensicherung, und der Karabiner wird über der genannten Größenordnung belastet und kann zu Bruch gehen. Eine solche Karabinerquerbelastung ist vor kurzem an der Bischofsmütze aufgetreten. Das Ergebnis war ein ungewöhnlich hoher Sturz mit Todesfolge (junge Sportkletterin). Durch das Sportklettern mit seinen bewußten Stürzen kommt es inzwischen auch zu vermehrter Karabinerbelastung mit offenem Schnapper. Dem Sicherheitskreis gehen jährlich etwa fünf solcher Karabinerbrüche zu. Aus Frankreich sind in den letzten Jahren über zwanzig bekannt geworden, etliche mit Todesfolge. Man kann der Gefahr relativ leicht begegnen, wenn man an strategisch wichtigen Zwischensicherungen zwei Karabiner bzw. zwei Expreßschlingen parallel anhängt. Darüber hinaus gibt es weitere Möglichkeiten, siehe DAV-Mitteilungen, Heft 2 und 5/89.

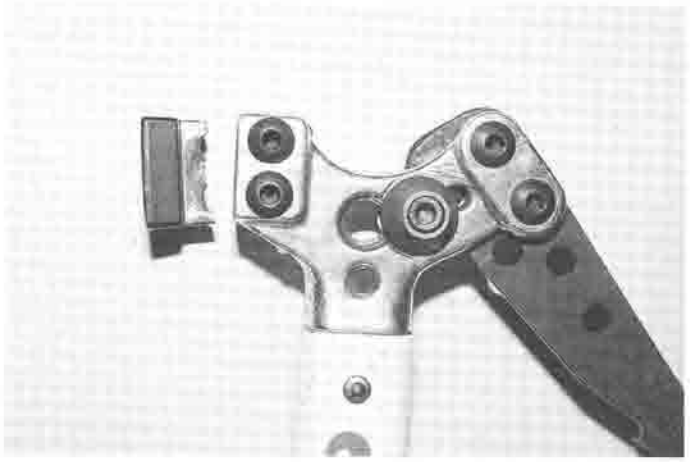
Klemmkeile und Klemmgeräte nehmen eine Sonderstellung ein. Die größeren können so konstruiert werden, daß sie festigkeitsmäßig jedem Sturz in der Praxis gewachsen sind. Bei den kleineren ist dies von der Größe her nicht möglich. Deshalb schreiben die Normen eine Festigkeitskennzeichnung mittels Sternchen vor. Jedes auf einem Klemmkeil aufgedruckte Sternchen steht für eine Bruchkraft von 5 kN (ca. 500 kp). Für die Mehrzahl aller Stürze reichen Klemmkeile mit zwei und drei Sternchen. In Klemmkeile und Klemmgeräte mit nur einem Sternchen sollte man keinen größeren Sturz riskieren. Von möglicherweise falscher Plazierung ganz abgesehen.

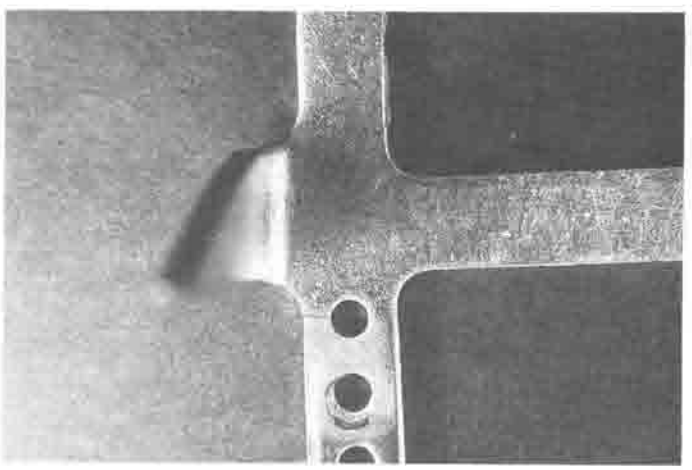
Eisgeräte und Steigeisen müßten nicht mehr brechen. Brüche kommen zwar immer noch vor – bei Eisgeräten wesentlich häufiger als bei Steigeisen – doch sie brauchten nicht mehr sein. Das technische Know-how ist inzwischen vorhanden. Im Auftrag des Bayerischen Staatsministeriums für Arbeit und Sozialordnung

Das Steileisklettern ist ausrüstungsbedingt kritisch. Eisgeräte und Steigeisen können heute immer noch brechen



Oben: Einige typische Schwachstellen an Eisgeräten und Steigeisen (weitere Abbildungen dazu auf der nächsten Seite)

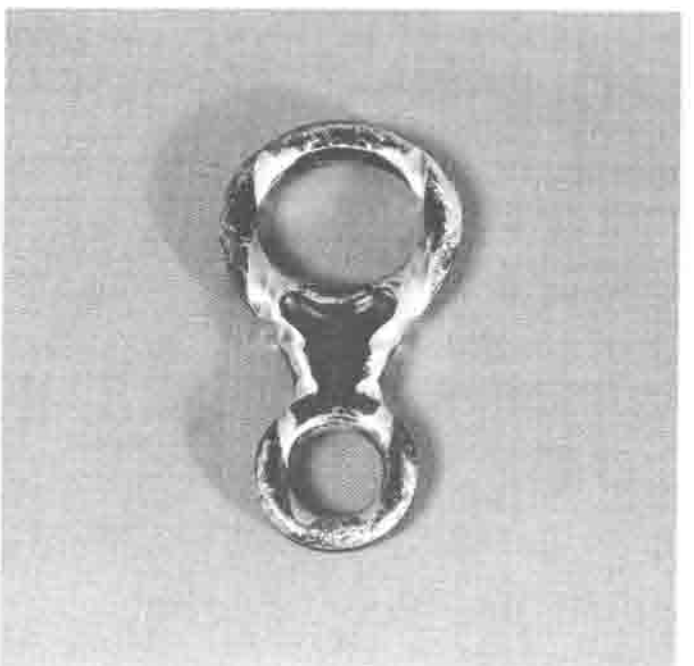




Typische Schwachstellen an Eisgeräten und Steigeisen

hat der Sicherheitskreis umfangreiche Untersuchungen durchgeführt und Prüfmethoden und Verbesserungsvorschläge erarbeitet, die im Rahmen eines vom Ministerium herausgegebenen Forschungsberichtes sowie in gekürzter Form in den DAV-Mitteilungen (Heft 3 und 4/88 sowie 3 und 4/89) veröffentlicht wurden. Das Know-how muß nur noch konsequent in die Praxis umgesetzt werden. Dabei müssen die Eisgeräte und Steigeisen nicht einmal schwerer werden. Es ist nur notwendig, das Wissen aus dem Fahrzeug- und Flugzeugbau, wo es ähnlich hochdauerbeanspruchte Teile gibt, die vielen hunderttausend bis etlichen Millionen Lastwechseln ausgesetzt werden, auf die Eisgeräte und Steigeisen zu übertragen. Allerdings – billiger wird die Eisausrüstung dadurch nicht werden. Von nichts kommt eben nichts.

Ganz anders bei Abseilachtern. Sie sind eigentlich schon, seitdem sie auf dem Markt auftauchten, festigkeitsmäßig weit überdimensioniert. Beim Abseilen tritt maximal eine Belastung in der Größenordnung des dreifachen Körpergewichtes auf, das sind rund 2,5 kN (ca. 250 kp). Die Abseilachter aber weisen Festigkeitswerte auf in der Größenordnung von 27–37 kN (ca. 2700–3700 kp). Das ist zehn- und mehrfache Sicherheit. Im Sicherheitskreis wurden auch Abseilachter mit Rissen untersucht, die sich als Schmiedefalten herausstellten. Niedrigster Bruchkraftwert immer noch über 20 kN (ca. 2000 kp). Auch hier bestand also noch ausreichende Sicherheit vor einem Bruch in der Praxis. Auch Abseilachter mit auffälligen Furchen, wie sie durch



Abseilachter können in der Praxis nicht mehr reißen; sie sind weit überdimensioniert. Nicht einmal ein Abseilachter mit starken Abnutzungsriefen kann zu Bruch gehen

verschmutzte Seile entstehen, stellen noch keine Gefahr dar. Abseilachter können praktisch nicht mehr brechen.

Zu den Ausrüstungsstücken, die ausreichend dimensioniert sind, zählen auch die Anseilgurte, wenn man davon absieht, daß man sich für längeres Hängen im Seil lieber einen Lehnstuhl wünschen würde. Festigkeitsmäßig sind die Anseilgurte so ausgelegt, daß es nicht zu einem Unfall kommen kann. Nicht einmal dann, wenn der Gurt zehn Jahre alt ist. Aufgescheuerte Nähte ausgenommen. Deshalb müssen alle Nähte in Kontrastfarbe ausgeführt sein, damit eine Aufscheuerung leicht erkennbar ist. Die Bohrhaken nehmen eine Sonderstellung ein. Bohrhaken nach Norm sind allen Belastungen der Praxis gewachsen. Auch auf Dauer. Sie sind aus korrosionsbeständigen Werkstoffen gefertigt. Doch diese Bohrhaken sind teuer. Deshalb fertigen sich viele Kletterer ihre Bohrhaken selbst, indem sie sich irgendeinen Dübel in einem Baumarkt besorgen und diesen mit einem selbstgebastelten Hänger und einer mehr oder weniger dazu passenden Schraube kombinieren. Kein Mensch weiß, was diese „self-made"-Bohrhaken halten. Rosten tun sie außerdem noch. Auch wenn Schraube und Hänger aus korrosionsbeständigem Stahl bestehen. Die Krone, der Dübel im Fels wird immer rosten. Im Bohrloch herrscht immer ein Mikroklima, also ein anderes Klima als außen. Meist ein feuchteres, weil sich im Spalt die Feuchtigkeit hält. Und das Ausmaß der Korrosionseinwirkung ist äußerlich nicht zu erkennen, da vom Hänger verdeckt. Eigenartigerweise sparen die Kletterer hier bei der Sicherheit. Genauer – bei der Sicherheit anderer. Denn im Neuzustand dürften wohl die meisten dieser Haken einem Sturz standhalten. Doch nach Jahren kaum mehr. Hier hat sich leider die Mentalität „Nach mir die Sintflut" durchgesetzt. Das Problem ist akut, wenn auch noch nicht quantitativ, da sich die Bohrhaken erst vor etwa einem Jahrzehnt durchzusetzen begonnen haben und so die Korrosionseinwirkung noch nicht bei allen Bohrhaken so weit fortgeschritten ist, daß es generell kritisch wäre. Doch es tickt eine Zeitbombe. Die ersten Unfälle haben sich ereignet. Weitere werden folgen. Auch tödliche.

Mit den meisten Bohrhaken tickt eine Zeitbombe. Erosion und Korrosion nagen an der Festigkeit. Rostigen Bohrhaken wird deshalb nicht gern getraut, meist ein neuer daneben gesetzt. Auch er wird rosten. Nur mit normgeprüften Bohrhaken läßt sich dem vorbeugen.

Normung kostet Geld

Von nichts kommt nichts – von wenig kommt nicht viel. Die Normung mit ihrem umfangreichen Prozedere kostet deshalb beachtliche Mittel. Jedes Mitglied des Normenausschusses – ob Hersteller oder Verbraucher – zahlt in der Bundesrepublik einen nicht unerheblichen Jahresbeitrag an das Normeninstitut. Auch der DAV. Die größten Kosten verursachen die Materialuntersuchungen, die notwendig sind, um Prüfkriterien zu erarbeiten. So hat der DAV in die nationale und in die internationale Normung der UIAA bisher einen Betrag in Höhe einer siebenstelligen Zahl investiert. Die Mittel sind gerechtfertigt. Schließlich geht es darum, ausrüstungsbedingten Unfällen vorzubeugen. Dies betrachtet der DAV – wie Dr. März sich einmal äußerte – als eine seiner vornehmsten Aufgaben. Auch die Industrie würde nicht Kosten investieren, die nicht sinnvoll und quantitativ gerechtfertigt erscheinen.

Normen, Normen, nichts als Normen

Jedes Industrieland hat seine eigenen Normen. In Deutschland sind es die DIN-Normen, in Österreich die ÖNORMEN (ON), in England die BRITISH STANDARDS (BS) und in Frankreich – um nur noch ein Beispiel zu nennen – sind es die NORMES FRANÇAISE (NF). Diese Länder haben auch eigene Normen für Bergsteigerausrüstung. Darüber hinaus gibt es noch die internationalen UIAA-Normen (UIAA = Union Internationale des Association d'Alpinisme). Der Normenwald ist nahezu unüberschaubar geworden. Das muß sich ändern.

Die internationalen UIAA-Normen gelten weltweit nur als Empfehlung. Die Hersteller können sich danach richten oder können es auch bleiben lassen. Das Interesse der Hersteller an den UIAA-Normen ist geteilt und darüber hinaus recht mäßig, weil die Einhaltung der Normen schließlich Mühe und Kosten bereitet, siehe oben. Damit sind Tür und Tor weiterhin geöffnet dafür, daß minderwertige Ausrüstung auf den Markt gebracht werden kann. Allerdings nicht so in der Bundesrepublik. Hier hat der Gesetzgeber schon Ende der sechziger Jahre einen Riegel vorgeschoben. Der Bundestag beschloß 1968 das inzwischen sogenannte Gerätesicherheitsgesetz (abgekürzt GSG), das nur solche Geräte, Werkzeuge und Ausrüstung – generell Bedarfsgerätschaften – auf dem bundesdeutschen Markt zuläßt, die den anerkannten Regeln der Technik entsprechen. Und anerkannte Regeln der Technik sind beispielweise DIN-Normen. Es mußten deshalb die DIN-Normen für Bergsteigerausrüstung geschaffen werden.

Bei der Erstellung der nationalen Normen hatten zwar alle Beteiligten die internationalen UIAA-Normen im Auge und richteten ihre Normen daran aus, doch Abweichungen blieben leider nicht ganz aus. So auch bei den DIN-Normen nicht. Doch gibt es bei den DIN-Normen nennenswerte Abweichungen nur bei den Karabinern. Das soll sich jetzt ändern.

Im Rahmen der EG (Gemeinsamer Markt) wird – und das nicht nur auf dem Bergsportsektor – eine Vereinheitlichung der unterschiedlichen nationalen Normen in Europa angestrebt. Es sollen EUROPÄISCHE NORMEN erscheinen. Und das möglichst bald. Jeder kleine Betrieb will und muß heutzutage exportieren. Die Welt ist durch die Kommunikations- und Mobilitätsmöglichkeiten kleiner geworden. Nichts wäre auf Dauer auch hersteller- und verbraucherfeindlicher, als gäbe es in jedem Land andere Normen. Eine Vereinheitlichung der Normen in Europa – auch eine solche für Bergsteigerausrüstung – ist deshalb dringend notwendig.

Für den Bergsportsektor ist es naheliegend, die UIAA-Normen zu übernehmen und die nationalen Abweichungen zu eliminieren, die Normen also zu harmonisieren, wie es im Sprachgebrauch der Normungsfachleute heißt. Und mit gutem Willen von allen Seiten müßte eine Abgleichung ohne nationale Ressentiments auch möglich sein.

Bei Abgleichung des europäischen Normenwaldes und Überführung der UIAA-Normen in EUROPÄISCHE NORMEN soll auch gleich der neueste Stand der Technik berücksichtigt werden. So muß beispielsweise die Norm für Eisgeräte hinsichtlich einer Prüfung der Hauenfestigkeit ergänzt werden, die Helmnorm hinsichtlich einer Prüfung des lateralen (seitlichen) und des dorsalen (rückwärtigen) Arbeitsvermögens, sprich Dämpfung. Bei der seinerzeitigen Erstellung der UIAA-Norm für Eisgeräte gab es noch kein Steileisklettern und keine so bruchanfälligen Hauen wie heute. Bei Erstellung der UIAA-Norm für Helme wollte man den Herstellern entgegenkommen und Prüfkosten sparen und forderte deshalb in der Norm nur die Prüfung des frontalen Arbeitsvermögens in der Annahme, daß die Hersteller das Arbeitsvermögen – sprich wieder Dämpfung – rundherum etwa gleichmäßig gestalten werden. Doch das war ein Trugschluß. Einige Helme weisen nur dort gute (normgerechte) Werte auf, wo nach Norm geprüft wird. Lateral und dorsal, also dort, wo nach Norm nicht geprüft wird, sind die Werte auffallend schlechter.

Die künftigen EUROPÄISCHEN NORMEN werden dann EG- und EFTA-weit Anwendung finden, da nur noch sie Gültigkeit haben. Die bisherigen nationalen Normen werden dann zurückgezogen, und damit auch die DIN-Normen. Der europäische Normenwald wird kleiner. Deshalb wird das DIN-Institut nicht arbeitslos. Es wird die EUROPÄISCHEN NORMEN, die eine Art Urfassung darstellen werden, in deutscher Sprache herausgeben, so, wie die British Standard Institution die EUROPÄISCHEN NORMEN in englisch und die Association Française de Normalisation die EUROPÄISCHEN NORMEN in französisch. Das ÖNORM-Institut hat sich mit dem DIN-Institut zusammengetan. Der deutschsprachige Text wird gemeinsam in einem Verlag gedruckt. Die ÖNORM-Fassung erhält ein Deckblatt vom ÖNORM-Institut, die DIN-Fassung ein solches vom DIN-Institut. Damit können Kosten gespart werden und die entscheidenden Normentexte sind absolut identisch. Auch dann, wenn Fehler drin sind.

Ein Anfang ist gemacht

Im Februar dieses Jahres fand beim DIN-Institut in Köln die konstituierende Sitzung des internationalen Ausschusses statt, der die EUROPÄISCHEN NORMEN erstellen soll. Dieser Ausschuß untersteht dem CEN in Brüssel (CEN = Comite Europeen de Normalisation, Europäisches Komitee für Normung). Erfreulicherweise sandten die nationalen Normengremien als Delegierte die UIAA-Mitglieder ihrer nationalen Alpenvereine. So kennen sich die Delegierten im Geschäft der internationalen Normung von Bergsteigerausrüstung schon bestens aus und sie kennen sich alle untereinander seit Jahren, teilweise schon seit Jahrzehnten, was anfängliche Berührungsängste erst gar nicht aufkommen läßt. Schließlich war man auch schon öfters gemeinsam beim Bergsteigen und Klettern und hat gelegentlich schon mal zu später Stunde noch einige Flaschen Rotwein gemeinsam geleert. Nach gelockerter Atmosphäre am Berg und am Abend lassen sich anderntags technische Probleme, Sprachschranken und was sonst gegen eine unkomplizierte, vernünftige Einigung spricht, wesentlich leichter überwinden als im Falle streng protokollarischer Begegnung. Vielleicht macht dieses Beispiel Schule. Wenn die Herren Politiker sich gelegentlich an ein Seil binden und gefährliche Situationen am Berg gemeinsam überwinden würden, könnte die Menschheit sicher um etliches friedlicher leben.

Die Bergsportgeräte wurden im gleichen CEN-Ausschuß angesiedelt wie alle anderen Sportgeräte auch. Es ist beabsichtigt, die EUROPÄISCHEN NORMEN für Bergsteigerausrüstung bis Anfang 1993 herauszugeben. Wenigstens den ersten größeren

Die Prüfung der meisten Bergsteigerausrüstung ist nur zerstörend möglich. „Schade um die vielen schönen Eisschrauben".

Alle Fotos: Archiv Sicherheitskreis

Teil. Da wird sich mancher Leser fragen, warum das bißchen Abgleichung noch so lange dauern muß, und, wenn doch die Normen, nämlich die UIAA-Normen, die in EUROPÄISCHE NORMEN sozusagen nur überführt werden müssen, schon existieren. Die Ergänzungen, die Übersetzungen, die Einhaltung der Einspruchsfristen und die Zeit für Änderungen, diese wieder in den verschiedenen Sprachen und wieder mit Einhaltung der Einspruchsfristen, erfordern ein beachtliches Maß an Zeit. Und in der UIAA arbeiten ja Länder wie Island, Dänemark, Niederlande, Norwegen, Schweden und Portugal, die zur EG und EFTA gehören, bisher nicht mit. Auch sie müssen zu den Entwürfen Stellung nehmen.

Mit der EG- und EFTA-weiten Normung ist Europa sicher auf dem richtigen Weg. Und die Bergsteiger verpassen den Anschluß nicht. Im vergangenen Sommer wurden auf der Tagung in Fulpmes die ersten EUROPÄISCHEN NORMENtexte auf den Instanzenweg gebracht. Weitere werden folgen.

Was bleibt noch für die UIAA zu tun?

Die Sicherheitskommission der UIAA, die für die Erstellung der UIAA-Normen verantwortlich ist, wird auch in Zukunft nicht arbeitslos werden. So wie die UIAA bisher Vorreiter der EUROPÄISCHEN NORMEN ist, wird sie es auch bleiben. Auch die EUROPÄISCHEN NORMEN werden immer wieder dem fortschreitenden Stand der Technik angepaßt und neu erstellt werden müssen. Das wird auch weiterhin die UIAA machen, wobei es sich günstig auswirken wird, daß die UIAA-Delegierten der nationalen Alpenvereine auch gleichzeitig die Delegierten der nationalen Normengremien sind, die an der europäischen Normung arbeiten. So können sich die Arbeiten beider Gremien leicht befruchten, da national jeweils auf eine Person reduziert. Diese Art von Symbiose darf als durchaus glücklicher Umstand gewertet werden. Als sichtbares Zeichen dieser Symbiose werden die CEN-Tagungen künftig immer gleich im Anschluß an die UIAA-Tagungen stattfinden. So können Zeit und Kosten gespart werden. Und die Herren Delegierten müssen sich nicht erst wieder einlesen.

An dieser Stelle sei der Hinweis gestattet, daß die nationalen Alpenvereine die finanziellen Hauptlasten der Europäischen Normung tragen werden, so, wie sie diese bisher auch für die UIAA-Normung getragen haben. Beachtliche Kosten wird auch das ÖNORM-Institut übernehmen, das das Sekretariat führt.

Und weltweit?

Die EUROPÄISCHEN NORMEN werden weltweit Auswirkung haben, da es in Amerika und auch in Asien kein vergleichbares technisches Regelwerk gibt. Lediglich in Japan gibt es einige wenige Normvorschläge für Bergsteigerausrüstung, die zwar wie Normen gehandhabt werden, die sich aber überregional nicht durchsetzen konnten. So wird die Auswirkung des Ge-

meinsamen Marktes unter anderem auch eine technologische Vorrangstellung sein, die weltweit Orientierungscharakter haben wird.

Was bezweckt der Gesetzgeber mit der Normung?

Durch die Normen wird der Stand der Technik dokumentiert. Ohne Normen wäre der Stand der Technik verschwommen, weil dann als Stand der Technik „die Meinung der Mehrzahl der Fachleute und Gutachter" gilt. Und die kann, obwohl überall auf der Welt 2 x 2 = 4 ist, sehr unterschiedlich sein.
Ein einheitlicher Stand der Technik ist notwendig, wenn es um Streitfälle geht, beispielsweise nach einem ausrüstungsbedingten Unfall. Noch mehr bezweckt der Gesetzgeber mit der Normung, und zwar in Verbindung mit dem Gerätesicherheitsgesetz: Der Hersteller soll bei einem Unfall, der auf das Versagen nicht normgerechter Ausrüstung zurückzuführen ist, haftbar gemacht werden können. Die Beweislast liegt allerdings auf der Verbraucherseite. Eine Nachweispflicht, daß die angebotene Ware den Normen entspricht, besteht nicht. Der Gesetzgeber will nicht allzu sehr reglementierend eingreifen. Nur dann, „wenn etwas passiert" (Witwen-, Waisen-, Invalidenrente), dann will er jemanden haben, den er zur Kasse bitten kann. Um die eigene Kasse zu schonen.

Hat die Normung überhaupt schon was gebracht?

Mancher wird sich fragen, ob denn die bisherige Normung in Verbindung mit dem Gerätesicherheitsgesetz in der Bundesrepublik irgend etwas bewegt hat, oder ob das Erstellen der Normen nur eine mehr oder weniger versteckte Art von Arbeitsbeschaffung gewesen ist. Diese Frage ist insofern verständlich, als sich der Beamtenapparat im Rahmen der Europäisierung gewiß nicht verkleinern wird.
Die Normung der Sport- und Freizeitgeräte hat in Verbindung mit dem Gerätesicherheitsgesetz in der Bundesrepublik in der Tat etwas bewirkt, und zwar ganz Erhebliches. Waren nämlich vor Einführung des Gesetzes bei uns jährlich zehn- bis elftausend Tote auf dem Sport- und Freizeitsektor zu beklagen, so ist die Zahl der tödlichen Unfälle seitdem immerhin auf sieben- bis achttausend zurückgegangen. Und dies bei einer ständig zunehmenden Zahl von Sporttreibenden und einem kaum minder zunehmenden Freizeitumfang. Jeder Unfall weniger spricht also für Normen. In Zukunft für die EUROPÄISCHEN NORMEN.
Noch einmal – jeder Unfall am Berg ist ein Unfall zu viel. Diese Binsenweisheit wird noch deutlicher, denkt man daran, daß der Bergsteiger, Fels- und Eiskletterer schließlich sein höchstes Gut zu Markte trägt. Nämlich seine Haut. All jene, die auf die Qualität der Ausrüstung Einfluß nehmen – nämlich die Hersteller – und all die, die Einfluß nehmen können – nämlich die Verbraucherverbände, allen voran DAV und ÖAV – haben auch die moralische Pflicht, dafür Sorge zu tragen, daß der Bergsteiger, Fels- und Eiskletterer, nämlich die DAV- und die ÖAV-Mitglieder ihre Haut nur so teuer wie möglich anbieten müssen, im Klartext: . . ., daß die Sicherheit und damit die Überlebenschancen am Berg von seiten der Ausrüstung so hoch wie möglich angesiedelt werden. Schließlich fühlt sich ja sogar der Gesetzgeber dazu verpflichtet. Für den bestehen allerdings auch handfeste wirtschaftliche Interessen. Denn ein tödlich verunglückter Bundesbürger kostet unseren Staat, wenn er niemanden findet, der zahlt, im Durchschnitt eine runde dreiviertel Million Mark.
Alle profanen Gründe, die für die Normung sicherheitsrelevanter Ausrüstung sprechen, werden schließlich noch übertroffen von den ethischen Verpflichtungen, die wir diesbezüglich der Gesellschaft gegenüber haben. Wir können und dürfen nicht auf die Normung verzichten – so sehr dies dem einen oder anderen technisch weniger versierten Mitbürger bei erstem Hinsehen auch zuwider sein mag. Bei zweitem Hinsehen, bei Hinterfragen und etwas Nachdenken müßte die Notwendigkeit von Normen für Bergsteigerausrüstung sogar jenem eingangs zitierten Alpinjournalisten plausibel werden.
Mit normgerechter Ausrüstung wird das Bergsteigen, Fels- und Eisklettern nur sicherer. Es wird keineswegs genormt. Denn auch mit normgerechter Ausrüstung hat jeder Bergsteiger, Fels- und Eiskletterer – wie ein bekannter österreichischer Jurist einmal so treffend feststellte – nach wie vor das von der Verfassung garantierte Recht, abstürzen zu dürfen. Nur der ungewollte Sturz wird etwas weniger risikoreich. Risikolos wird er nie sein.

Karikaturen: ÖNORM-Institut (s.auch S. 289)

Autorinnen und Autoren in diesem Buch

Bernd Arnold, geb. 1947, selbständiger Buchdruckermeister, Bergsteiger und Sportkletterer seit 1959. Mehrere Beiträge zu bergsportlichen Themen in Zeitschriften und Büchern.

Karl Däweritz, Dipl.-Sportlehrer, geb. 1935. Lehrer an der Berufsschule des Handels in Pirna. Bergsteiger, Kletterer und Fotograf. In den sechziger Jahren Trainer der Nationalmannschaft Alpinistik der DDR. Autor des Bildbandes „Klettern im Sächsischen Fels".

Ralf Dujmovits, geb. 1961, nach abgebrochenem Medizinstudium als Profibergführer tätig. Leiter eines Trekking- und Expeditionsunternehmens, zahlreiche Trekkings und Expeditionen in Asien, Süd- und Nordamerika und Afrika.

Dieter Elsner, geb. 1954, Studium Geographie und Sport (Lehramt). Sportlehrer an der TU München. Bergführer, Mitglied im DAV- und Bergführer-Lehrteam. Buchveröffentlichung, Zeitschriftenbeiträge.

Johannes Fischer, geb. 1955 in Tübingen. Dipl.-Ing.(FH) für Kartographie. Seit 1981 als Kartograph beim Deutschen Alpenverein.

Ludwig V. Geiger, Dr., geb. 1946, Sportmedizin, Allgemeinmedizin, Leitung der Sportmedizinischen Untersuchungsstelle in Bad Feilnbach, Verbandsarzt-Bayer./Deutscher Skiverband, Mitglied im DAV-Sicherheitskreis, Buchautor, Fels- und Eiskletterer.

Richard Goedeke, Dr., geb. 1939, Braunschweig, Gymnasiallehrer (Geschichte, Englisch); Allroundbergsteiger mit Vorliebe für Fels, über 75 Erstbegehungen in Hoch-, über 600 in Mittelgebirgen; Autor von Bergbüchern, Kletter- und Wanderführern.

Peter Grimm, Dipl.-Bibliothekar, geb. 1929. Öffentlichkeitsreferent des DAV. Buchveröffentlichungen, Zeitschriftenbeiträge, Mitarbeiter bei Presse und Hörfunk, insbesondere für Alpingeschichte.

Wolfgang Güllich, geb. 1960. Klettert seit 1975. Co-Autor und Mitherausgeber von Sach- und Lehrbüchern. Mitwirkender an Kletterfilmen.

Herbert Guggenbichler, Dr., geb. 1919, Südtiroler, Zahnarzt. Zahlreiche Bergfahrten in außeralpine Gebiete mit Schwerpunkt Kulturalpinismus. Besondere Hobbies: Biologie, Kulturgeschichte, Geschichte des Bergsteigens.

Peter Haßlacher, geb. 1949, Studium Geographie und Anglistik; seit 1981 Leiter der Fachabteilung Raumplanung-Naturschutz des Österreichischen Alpenvereins, Konrad-Lorenz-Preisträger 1989 für besondere Leistungen zum Schutz der Alpen als Natur- und Lebensraum. Spezialthemen: alpine Raumordnung, sanfter Tourismus, Nationalparke.

Tilmann Hepp, geb. 1955, Studium der Sport-, Politikwissenschaft und der Historischen Wissenschaften, seit 1988 freiberuflicher Redakteur beim Klettermagazin rotpunkt, z. Zeit Promotion am Institut für Sportwissenschaft der Universität Stuttgart. Vor dem Schreiben und Forschen steht immer noch das Klettern.

Johann Karl, Dr. rer. nat., geb. 1923. Beruflich langjährig vegetations- und wildbachkundlich in den Alpen tätig. Naturschutzarbeit für den Deutschen Alpenverein und den Verein zum Schutz der Bergwelt u. a. im Bayer. Landesnaturschutzbeirat. Zahlreiche Veröffentlichungen in Fachorganen.

Helmut Krämer, M. A. (Politik- und Literaturwissenschaft), geb. 1955. Seit zehn Jahren im In- und Ausland für Verlage tätig. Ein paar Jahre verantwortlich für das Lektorat im Bergverlag R. Rother, im Nebenberuf Chefredakteur der Zeitschrift „Bergwelt". Heute freier Verlagslektor.

Elmar Landes, geb. 1936, Redaktion der DAV-Mitteilungen, Redaktion und Gestaltung des AV-Jahrbuchs.

Martin Lutterjohann, geb. 1943, Dipl.-Psychologe, im Suchtbereich tätig, davon zwei Jahre in Malaysia; Allroundbergsteiger, zahlreiche Erstbegehungen in fünf Kontinenten; Autor von Berg- und anderen Büchern.

Gabriele Madlener, Dipl. Sportlehrerin (Univ.), geb. 1959. Befaßt sich als freiberufliche Sportwissenschaftlerin mit dem Sport- und Wettkampfklettern. In verschiedenen Ausbildungen tätig, einige Veröffentlichungen, cand. prom., Aktive Sport- und Wettkampfkletterin, die aber genauso gerne im Gebirge klettert.

Helmut Mägdefrau, Dr., Dipl.-Biologe, geb. 1954, seit 1978 freier Mitarbeiter im Sicherheitskreis des DAV. Allroundbergsteiger mit Vorliebe für Fels. Text- und Bildautor für Bücher und Zeitschriften.

Fritz März, Dr. jur., geb. 1927, Rechtsanwalt, Fachanwalt für Steuerrecht, in der Wirtschaft tätig. Erster Vorsitzender des DAV seit 1980.

Horst Mempel, geb. 1940. Ehemaliger Zehnkämpfer, Journalistikstudium, Reporter bei der Sportredaktion des DDR-Fernsehens. Mehrere Filme zum Thema Felsklettern. Jetzt Redakteur in Sachen „Freizeit".

Franz Merta, Dr., geb. 1934. Bibl. OR an der Bayer. Staatsbibliothek München, Mitglied der AV-Sektion Bergland mit Vorliebe für das Skibergsteigen. Von Forschungen zur Geschichte der ehemals kgl. Jagdhütten am Brunnenkopf und Pürschling ausgehend, mehrere wissenschaftliche Veröffentlichungen über Ludwig II.

Achim Pasold, geb. 1954, Schreiner, Innenarchitekt, Berufsschullehrer. Als Autor, Illustrator, Herausgeber und „Verleger" an mittlerweile fast einem Dutzend Bücher beteiligt. Seit 16 Jahren klettend aktiv. Hat die Eisenzeit noch auf Walter Pauses extremen Wegen im Gebirge miterlebt und die beginnende Freikletterzeit im heimischen Mittelgebirge, der Schwäbischen Alb, mit weit über 250 Erstbegehungen mitgeprägt.

Matthias Pinn, geb. 1961, Photojournalist, Bergsteiger, Gleitschirmpilot. Extreme Erstbefliegungen, Publikationen über Bergsteigen, Paragliding, Sportklettern, Expeditionen.

Heinz Röhle, Dr., geb. 1951, Studium der Forstwissenschaft, an der Universität tätig, seit 1982 ehrenamtlicher Referent für Natur- und Umweltschutz des DAV, Allroundbergsteiger mit Vorliebe für (Ski-)Hochtouren, begeisterter Radtourist, Vorträge, Zeitschriftenbeiträge, Mitarbeit bei Lehrbüchern.

Gerald Schöne, geb. 1949 in Thüringen, Maschinenbaustudium, Mitarbeiter einer Firma für Schiffsrevision und -klassifikation, Normalbergsteiger, Trips durch Osteuropa und die Sowjetunion.

Pit Schubert, Dipl.-Ing., geb. 1935, Leiter des DAV-Sicherheitskreises, Untersuchung von Bergausrüstung und Unfällen. Zuvor Projektingenieur in einem Luft- und Raumfahrtkonzern. Extremer Kletterer seit 1959, verschiedene Expeditionen, Erstbegehungen und Erstbesteigungen. Zahlreiche Veröffentlichungen, Bücher.

Martin Schwiersch, geb. 1959, Pfronten. Dipl.-Psychologe, Berg- und Skiführer. Mitarbeit in den Lehrteams Bergsteigen, Sportklettern, Bergführer sowie im Schulungsteam der JDAV. Entwicklung vom alpinen Bergsteigen und Klettern zum Sportklettern (zumindest was die privaten Interessen anbelangt).

Dieter Seibert, geb. 1940, hauptberuflicher Autor für Bergbücher, alpine Führer etc., sehr detaillierte Kenntnisse über die meisten Berggruppen der Ostalpen und einige Westalpengebiete.

Joachim Steinseifer, geb. 1940, Verwaltungskaufmann. Normalbergsteiger, Hobbyschreiber, Mountainbiker. Auf der Suche nach einfachen Wegen.

Rudolf Weiss, Dr., geb. 1932, Professor für Erziehungswissenschaft, Lehrbeauftragter für Tourenskilauf am Sportinstitut der Universität Innsbruck. Rund 300 Veröffentlichungen, darunter ein Lehrbuch und zahlreiche Gebietsführer für den Tourenskilauf, „Alpines Wörterbuch in vier Sprachen". Seit 44 Jahren Mitglied des ÖAV, seit 20 Jahren im Vorstand einer Sektion (vorwiegend als Tourenwart) tätig.

Helmuth Zebhauser, Dr. phil. (Kommunikationswissenschaft, Philosophie und Mathematik), geb. 1927. Kulturreferent des Deutschen Alpenvereins.

Universitäts-Bibliothek Innsbruck